IOHANN GEORGE SULZER

Johann George Sulzers

vermischte

Philosophische Schriften.

Aus den

Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften

zu Berlin gesammelt.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich.

1773.

AB W 4519
1.

Ob ich gleich mehr als einmal von Liebhabern philoſophiſcher Unterſuchungen aufgefodert worden bin, eine Ueberſetzung der von mir in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Aufſätze von philoſophiſchem Inhalt, die in den Schriften der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, deren Mitglied ich zu ſeyn die Ehre habe, gedruckt ſind, zu veranſtalten; ſo habe ich doch mich dazu lange nicht entſchließen können.

Als ich aber im verwichenen Jahre das Glück gehabt, den Herrn Prof. **Garve** in Leipzig kennen zu lernen, und dieſer ſcharfſinnige Philoſoph nicht nur denſelben Wunſch geäußert, dieſe Schriften in deutſcher Sprache geſammelt zu ſehen, ſondern mir dabey verſprochen, dieſe Sammlung mit ſeinen Anmerkungen über zweifelhafte, und unvollſtändige, oder wohl gar von mir nicht genug durchgedachte Stellen, die er darinn finden würde, zu begleiten; ſo ſchien mir dieſes eine ſo erwünſchte Gelegenheit, einige wichtige Punkte

der betrachtenden Philosophie in ein besseres Licht gesetzt zu sehen, als bisher geschehen ist, daß ich sogleich willig war, die Hand zu dieser Unternehmung zu biethen.

Nun ereignet sich zwar der fatale Vorfall, daß Herr **Garve** durch Krankheit abgehalten wird, dieser Sammlung durch seine Anmerkungen einen mehrern Werth zu geben. Indessen hoffe ich, daß dieser würdige Mann der Philosophie noch nicht soll entzogen werden, und daß noch eine Zeit kommen werde, da er sein mir gethanes Versprechen, in einem besonderen Zusatz zu dieser Sammlung erfüllen werde.

Da es jedem, dem die Aufnahme der Wissenschaften am Herzen liegt, allemal angenehm seyn muß, selbst das, was er darinn versehen, oder nicht richtig und nicht ausgedehnt genug gesehen hat, von andern verbessert und erweitert zu sehen; so sind dieses auch meine Gesinnungen, in Ansehung aller Schriften, die ich habe bekannt werden lassen: und ich rechne es mir allemal zu einigem Verdienst an, durch unvollkommene Versuche in schweren Wissenschaften, vollkommnere veranlasset zu haben.

In eben diesen Gesinnungen sehe ich mit Hoffnung einem Werk entgegen, das mir schon von verschiedenen Orten her ist angekündiget worden, in welchem ein bekannter Gelehrter meine allgemeine Theorie der schönen Künste, zu verbessern unternommen hat. Wenn ich nicht gehoffet hätte, daß Gelehrte von stärkerer Einsicht, an der Vervollkommnung dieser Theorie arbeiten würden; so hätte ich mich nie entschliessen können, sie so unvollkommen herauszugeben.

Dieses ist eben der wahre Weg, die Wissenschaften immer mehr zur Vollkommenheit zu bringen, wenn man auf das vorhandene fortbauet, und das, was in dem bereits entdeckten nicht vollständig, oder nicht richtig genug ist, ergänzet und berichtiget.

Diese Erwartung habe ich von dem gedachten Werke, das durch die Bekanntmachung meiner Theorie veranlasset worden. Denn daß ich befürchten sollte, wie einige vermuthen, es sey blos geschrieben, mich zu demüthigen, kann ich um so viel weniger glauben, da ich weder mir bewußt bin, daß ich eine Demüthigung verdient habe, noch irgend einem Menschen von gesun-

dem Verſtande, vielweniger einem Philoſophen zutraue, daß er ſich könnte einfallen laſſen, eines Werks halber, das mit genauer Ueberlegung und in den Hauptpunkten nicht ohne guten Erfolg iſt geſchrieben worden, mich zu demüthigen. Allenfalls bliebe mir immer übrig, mir die Antwort zuzueignen, die der Cyniker Diogenes jemanden gegeben hat. **Siehſt du nicht**, ſagte dieſer zum Philoſophen, **daß dieſe Leute über dich ſpotten?** Das kann wohl ſeyn, war die Antwort: **aber deswegen werde ich doch nicht verſpottet.**

J. G. Sulzer.

Verzeich-

Verzeichniß

der in dieſem Bande enthaltenen Abhandlungen.

Unterſuchung über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen S. 1

I. Erklärung eines pſychologiſchen paradoxen Satzes: daß der Menſch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne ſichtbare Gründe, ſondern ſelbſt gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilet und handelt 99

II. Von der Kraft (Energie) in den Werken der ſchönen Künſte 122

IV. Philoſophiſche Betrachtungen über die Nützlichkeit der dramatiſchen Dichtkunſt 146

V. Anmerkungen über den gegenſeitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache und der Sprache in die Vernunft 166

VI. Von dem Bewußtſeyn und ſeinem Einfluſſe in unſre Urtheile 199

VII. Anmerkungen über den verſchiedenen Zuſtand, worinn ſich die Seele bey Ausübung ihrer Hauptvermögen, nämlich

lich des Vermögens, ſich etwas vorzuſtellen, und des Vermögens zu empfinden, befindet S. 225

VIII Zergliederung des Begriffs der Vernunft 244

IX. Pſychologiſche Betrachtungen über den ſittlichen Menſchen 282

X. Entwickelung des Begriffs vom Genie 307

XI. Verſuch über die Glückſeligkeit verſtändiger Weſen 323

XII. Gedanken über einige Eigenſchaften der Seele, in ſo fern ſie mit den Eigenſchaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Syſtems des Materialismus 348

XIII. Entwickelung des Begriffs vom ewigen Weſen 377

XIV. Verſuch, einen feſten Grundſatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts von einander zu unterſcheiden 389

Verzeich-

Verzeichniß

eben dieſer Abhandlungen,

nach der Zeitordnung, in welcher ſie in den Jahrbüchern der Berliniſchen Akademie erſchienen ſind.

I. Unterſuchung über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen. Vom Jahre 1751. und 1752. S. 1

II. Verſuch über die Glückſeligkeit verſtändiger Weſen. Vom Jahre 1754. 323

III. Verſuch, einen feſten Grundſatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts von einander zu unterſcheiden. Vom Jahre 1756. 389

IV. Entwickelung des Begriffs vom Genie. Vom Jahre 1757. 307

V. Zergliederung des Begriffs der Vernunft. Vom Jahre 1758. 244

VI. Erklärung eines pſychologiſchen paradoxen Satzes: daß der Menſch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne ſichtbare Gründe, ſondern ſelbſt gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilet und handelt. Vom Jahre 1759. 99

VII. Philoſophiſche Betrachtungen über die Nützlichkeit der dramatiſchen Dichtkunſt. Vom Jahre 1760. S. 146

VIII. Anmerkungen über den verſchiedenen Zuſtand, worinn ſich die Seele bey Ausübung ihrer Hauptvermögen, nämlich des Vermögens, ſich etwas vorzuſtellen, und des Vermögens zu empfinden, befindet. Vom Jahre 1763. 225

IX. Von dem Bewuſtſeyn und ſeinem Einfluße in unſre Urtheile. Vom Jahre 1764. 199

X. Von der Kraft (Energie) in den Werken der ſchönen Künſte. Vom Jahre 1765. 122

XI. Anmerkungen über den gegenſeitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache und der Sprache in die Vernunft. Vom Jahre 1767. 166

XII. Pſychologiſche Betrachtungen über den ſittlichen Menſchen. Vom Jahre 1769. 212

XIII. Entwickelung des Begriffs vom ewigen Weſen. Vom Jahre 1770. 377

XIV. Gedanken über einige Eigenſchaften der Seele, in ſo fern ſie mit den Eigenſchaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Syſtems des Materialismus. Vom Jahre 1771. 348

Unter-

Unterſuchung

über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Die berühmteſte und wichtigſte von allen philoſophiſchen Fragen iſt die, welche die Mittel glücklich zu werden betrifft. Sie iſt ſo alt, als die Philoſophie ſelbſt, und von vielen Philoſophen des Alterthums, die ſich darüber in verſchiedene Sekten getheilt haben, unterſucht worden. Bey dem erſten Anblicke ſcheint ſie wenig Schwierigkeiten zu haben. Alle Welt iſt einig darinn, daß die Glückſeligkeit, ſo ferne der Menſch ſie erreichen kann, ein Zuſtand iſt, in welchem das Vergnügen den Schmerz überwiegt. Nun hat aber der Menſch durch eine lange Reyhe Erfahrungen unzählich viel Dinge kennen lernen, deren Genuß Vergnügen giebt, und durch eben dieſe Erfahrungen kennt er auch beynahe alle die Fälle, wo ſeine Handlungen von Schmerz und Verdruß, als natürlichen Folgen, begleitet werden. Dieſes feſtgeſetzt, ſcheint nun die ganze Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit, ſofern ſie von unſern Handlungen abhängt, auf die einzige ſehr einfache und leichte Regel hinauszulaufen: daß man ſich alles nur mögliche Vergnügen, das aus der Erfahrung bekannt iſt, zu verſchaffen, und allen

Schmerz zu vermeiden ſuche. Auch iſt dieß die Hauptmaxime in der Sittenlehre der neuern Epikuräer.*)

Indeſſen ſieht man leicht, bey aller anſcheinenden Gründlichkeit dieſer Maxime, wie unzulänglich ſie iſt. Man braucht bey einer geſunden Urtheilskraft nur etwas Erfahrung zu beſitzen, um zweyerley gewahr zu werden, das ſie gar ſehr verdächtig macht.

Zuerſt geſchieht es ſo oft, daß die Vergnügungen collidiren. Wir haben verſchiedene Fähigkeiten, die uns zu verſchiedenen Arten von Vergnügungen geſchickt machen. Und wenn nun die eine, wie es ſehr oft geſchieht, der andern zuwider iſt, oder wenigſtens der Genuß der einen den Genuß der andern nothwendig ausſchließt: welcher von beyden ſoll man alsdann den Vorzug geben? Der größten? Aber es iſt die Frage, wie man die Vergnügungen berechnen könne? Ob es genug ſey, nur die erſten Eindrücke von beyden Arten zu vergleichen? Oder ob man nicht zuvor die ganze Folge von Eindrücken, die jede in der Seele hervorbringt, müſſe erfahren haben? Wenn es möglich iſt, daß unſer Vergnügen an einer Sache immer nach dem Maaße zunimmt, je länger wir es genießen, ſo können wir ja nicht gleich nach dem erſten Eindrucke, den es auf uns gemacht hat, ſeinen ganzen Werth beſtimmen. Die Regeln, die uns im Forſchen nach der Glückſeligkeit leiten ſollen, dürfen uns über dieſe Zweifel nicht in Ungewißheit laſſen, und ich ſchlieſſe alſo, daß die epikuräiſche Maxime nichts weniger als hinlänglich iſt.

Zweytens lehrt uns auch die Erfahrung: daß ein genoſſenes Vergnügen in Schmerz und Verdruß ausar-

ten

*) Ich ſage mit Fleiß, der neuern; denn Epikur ſelbſt war von dieſer Meynung ſo weit entfernt, daß er ſehr ſorgfältig die verſchiedenen Arten von Vergnügen unterſchied, und darunter, mit Verwerfung der übrigen, nur die anſtändigſten anprieſ. Man ſehe den Diogenes Laertius.

ten kann, oder richtiger zu reden, daß es die Urſache eines weit größern Verdruſſes werden kann, als in ſeiner Art das Vergnügen war. Der Grund davon liegt in der Verſchiedenheit unſrer Fähigkeiten. Wenn wir nur einer einzigen Art von Vergnügen fähig wären, als wenn uns z. B. von allen unſern übrigen Fähigkeiten nur der Geſchmack bliebe, ſo würde die Maxime ſehr richtig ſeyn, und wir dürften alsdann, um glücklich zu werden, nur alle möglichen Mittel aufſuchen, unſern Gaumen zu kitzeln. Nichts würde leichter ſeyn, als ſich glücklich zu machen; aber auch nichts eingeſchränkter, als ſo ein Glück. Wenn wir aber verſchiedene Fähigkeiten haben, die alle wollen befriediget werden; ſo wird nun die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit weit zuſammengeſetzter; und man erkennt, daß die angeführte Maxime nicht nur mangelhaft, ſondern ſogar gefährlich und uns in Unglück zu ſtürzen fähig iſt.

Dieſe wenigen Anmerkungen werden hoffentlich hinreichend ſeyn, zu beweiſen, daß die epikuräiſche Maxime keinesweges dienen könne, uns zu dem großen Endzwecke der Natur zu führen, und daß weit ſchwerere Unterſuchungen vorhergehen müſſen, ehe wir in der Moral zu etwas Gründlichem und Gewiſſem gelangen. Es iſt auch aus dem, was ich angemerkt, nicht einmal ſchwer zu erkennen, welchen Weg man dabey einſchlagen müſſe? Man muß nothwendig alle Fähigkeiten, die uns zu verſchiednen Arten von Vergnügen und Schmerz geſchickt machen, von Grund aus kennen; man muß das Verhältniß wiſſen, in welchem jede dieſer Fähigkeiten mit dem Weſen der Seele oder mit unſrer unveränderlichen Natur ſteht; und endlich die Art, wie vermittelſt dieſer Fähigkeiten das Vergnügen durch allerley Gegenſtände erregt wird. Nach dieſen vorläufigen Unterſuchungen kann man dann mit Sicherheit über den wahren Werth der Vergnügungen, über das richtige Maaß, welches wir zwiſchen den verſchiedenen Arten derſelben halten

müſſen, um glücklich zu ſeyn, und über die Mittel, wie wir ſie uns verſchaffen ſollen, entſcheiden.

Ich glaube über jeden dieſer Punkte einige Bemerkungen gemacht zu haben, die mir nicht unwerth ſcheinen, daß ich ſie der Akademie vorlege. In dem erſten Abſchnitte will ich den Grund meiner fernern Unterſuchungen vortragen, oder eine Erklärung von dem Urſprunge aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen überhaupt geben. Schon, ehe ich dieſe Unterſuchung noch angeſtellt hatte, hielt ich mich überzeugt, daß alles auch noch ſo verſchiedene Vergnügen aus einer und eben derſelbigen weſentlichen Grundkraft der Seele entſtünde, ſo wie in der körperlichen Natur aus einer einzigen ſehr einfachen Kraft eine Menge ſehr verſchiedener Erſcheinungen entſteht. Was damals nur Muthmaßung war, iſt nun, nach geendigter Unterſuchung, Gewißheit geworden.

Unterſuchung

über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Theorie des Vergnügens.

Wir müſſen bis zu dem Weſen der Seele hinaufgehn, wenn wir die erſte Grundquelle alles Vergnügens entdecken, und daraus, nach Art der Geometer, die aus dem Weſen einer krummen Linie, alle ihre übrigen Eigenſchaften finden, die verſchiedenen Arten deſſelben herleiten wollen. Denn da das Angenehme und Unangenehme mit allen unſern Vorſtellungen ſo innig verbunden iſt, ſo können wir daraus ſchließen, daß dieſe beyden

beyden allgemeinen Eigenschaften unserer Vorstellungen unmittelbar von der Natur der Seele abhangen müssen.

Ich werde mich hier in keine metaphysischen Untersuchungen für oder wider die Immaterialität der Seele einlassen; da mir die Entscheidung dieser Streitfrage zu meinem Zwecke nicht unumgänglich nothwendig scheint. Die Seele sey einfach oder materiell; es ist genug, wenn sie nur von einer beständigen und unveränderlichen Natur ist, und der Mensch, dem Wesentlichen nach, zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen derselbige bleibt: und daß dieses wahr sey, wird mir jeder vernünftige Philosoph ohne Schwierigkeit eingestehen. Ohne mich also bey dem Beweise der Immaterialität der Seele aufzuhalten (ob ich gleich diesen Beweis nicht für unmöglich halte) will ich bloß untersuchen, worinn ihr Wesen oder ihre natürliche Thätigkeit bestehe? Denn da die Seele, wie niemand läugnen kann, eine thätige Substanz ist, so muß ihr eine gewisse Art von Thätigkeit oder von Kraft natürlich seyn. Und ohne Zweifel besteht ihre natürliche Thätigkeit darinn, Ideen hervorzubringen, oder wenn man will, Ideen aufzunehmen und mit einander zu vergleichen; das heißt zu denken.

Ich will hier das nicht wiederholen, was unsre neuern Philosophen, nach dem berühmten Herrn von Wolf, zum gründlichen Beweise des Satzes gesagt haben: daß die natürliche Thätigkeit der Seele, oder wie sie es nennen, ihre wesentliche Kraft, in Hervorbringung von Ideen bestehe. Es giebt der Menschen so wenige, die sich in metaphysische Untersuchungen einzulassen gewohnt wären. Ich bemerke nur, daß, da die Seele niemals die Gegenstände selbst, sondern nur ihre Ideen davon genießt, sie auch nur Ideen begehren, und mithin ihre wesentliche Thätigkeit nur in Hervorbringung von Ideen bestehen kann, weil ausser diesen nichts in der Seele vorhanden ist. Auch finden wir, wenn wir über das Wesentliche in den Vergnügungen und Neigungen der Menschen nachdenken,

daß es beſtändig auf etwas bloß Idealeſ hinausläuft.

Wie auch immer das Genie oder die Geiſteskraft eines Menſchen beſchaffen ſey, ſo zeigt ſich in allem, was er vornimmt, das ſtandhafte Beſtreben, ſeinen Geiſt oder ſeine Einbildungskraft mit Gegenſtänden zu unterhalten, die ihm Materie zum Denken geben; dieß iſt gleichſam die Nahrung der Seele. Um uns hievon zu überzeugen, dürfen wir nur dem Menſchen in allen ſeinen Zeitvertreiben und Vergnügungen, kurz in allem dem was er aus Neigung thut, nachgehen und unterſuchen, was dabey eigentlich ſeine Ergötzung ausmacht? Wir werden beſtändig finden, daß es auf etwas hinausläuft, was die Vorſtellungskraft unterhält. Gefällt, zum Beyſpiel, dem Ehrgeizigen der Rang, wozu er ſich durch ſeine Ränke erhoben hat, weil er ſich geſchmeichelt und gefürchtet ſieht? Oder erfreut ihn nicht vielmehr die intellektuelle Schönheit, die er in dem glücklichen Erfolge ſeiner Unternehmungen gewahr wird, und die ſchöne Ausſicht, die ihm ſeine Macht giebt, eine Menge von Begebenheiten nach ſeinem Wohlgefallen zu lenken? Ich bin gewiß, daß ſein größtes Vergnügen aus der Schönheit des politiſchen Syſtems entſpringt, welches er ſich entworfen hat. Dieſes aber iſt durchaus intellektuell. Und auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit allen übrigen Ergötzungen der Menſchen. Der Philoſoph vertieft ſich in Spekulationen, der Staatsmann macht politiſche Entwürfe, der Stutzer flattert herum, und der Nachbar plaudert mit ſeinem Nachbar; alle nur zu einerley Endzweck: nämlich ihren Geiſt mit einer Menge von Begriffen und Gedanken zu verſorgen, wie ſie für eines jeden Geſchmack und Fähigkeit ſchicklich ſind. Vornehmlich gilt dieſes von ſolchen Beſchäfftigungen, wozu eine gewiſſe Anſpannung des Geiſtes gehöret. Jede Unternehmung iſt eine Art von Aufgabe, deren Auflöſung uns intereſſirt, weil ſie das urſprüngliche Bedürfniß

niß unſerer Seele befriediget; und alle verſchiedenen Lebensarten ſind eben ſo viel Wiſſenſchaften, die ſich endlich alle auf die Erkenntnißfähigkeit der Seele beziehen. Das, was ein berühmter Dichter von der Eigenliebe ſagt, paßt noch beſſer auf dieſes Bedürfniß der Seele:

— — — Ecartés ce mobile,
L'homme eſt enſeveli dans un repos ſterile:
Il eſt tel, qu'à la terre une plante attachée,
Qui vegéte, produit et perit déſſechée. *)

Ich glaube, mit Sicherheit annehmen zu können: daß die Wahrheit deſſen, was ich hier von der Natur der Seele und ihrem urſprünglichen Bedürfniſſe geſagt habe, jedem Nachdenkenden einleuchten muß. Nur den Einwurf könnte man machen: daß doch eine ſo große Anzahl von Menſchen keinen andern, als bloß ſinnlichen Vergnügungen, ergeben ſey; und daß es alſo bey dieſen wohl ſchwerlich das erſte Bedürfniß ſeyn könne, zu denken.

Ich gründe meine Antwort auf die Erfahrung: daß bloß ſinnliche Vergnügungen, wenn es dergleichen giebt, die Bedürfniſſe unſrer Natur niemals allein befriedigen können, ſondern nothwendig mit unſrer Kraft zu denken in Verbindung ſtehen müſſen, um nicht im Kurzen unſchmackhaft und verächtlich zu werden. Ich will mich nicht darauf berufen, daß Leute von Verſtande die ſinnlichen Vergnügungen lebhafter, als andre, empfinden; ich will nur erinnern: daß ein Menſch, der mit allem, was den Sinnen ſchmeichein kann, im Ueberfluſſe verſorgt, aber aller höhern Vergnügungen des Denkens beraubt wäre, gewiß nicht lange glücklich ſeyn würde. Was trägt doch am meiſten zum Vergnügen der Tafel bey? Daß ſie mit wohlſchmeckenden Gerichten beſetzt, oder daß ſie mit einer muntern Geſellſchaft umgeben iſt?

*) Du Resnel Ueberſetzung von Popens Verſuch über den Menſchen.

Was macht uns doch den Umgang mit einer ſchönen Perſon am ſchätzbarſten? Bloß der ſinnliche Genuß, oder die Vergnügungen höherer Art, die damit unterminſcht ſind? Die größten Wohllüſtlinge müſſen bekennen, daß ſie mitten unter den Entzückungen der Sinne die ſchrecklichſte Langeweile ausſtehen, und daß der Menſch ohne diejenigen Ergötzungen unglücklich iſt, die unſtreitig von dem Vermögen zu denken herrühren, und das wahre Salz der übrigen ſind.

Es iſt alſo klar, daß die Vergnügungen der Sinne, ſo mächtig ſie immer ſeyn mögen, nur von einem zufälligen Bedürfniſſe entſpringen, und daß ſich bey alle dem, was uns lange ergötzen ſoll, nothwendig etwas intellektuelles finden muß. Woraus ferner erhellet: daß das Weſen unſrer Seele, oder das Principium, aus welchem alle unſre dauerhaften Begierden herfließen, eine mächtige Beſtimmung ſeyn muß, Ideen aufzunehmen oder hervorzubringen. In der Folge hoffe ich ſogar zu zeigen, daß ſelbſt die ſinnlichſten Vergnügungen aus dieſer allgemeinen Quelle ihren Urſprung nehmen.

Was ich hier von der Natur der Seele geſagt habe, wird noch durch eine andre Beobachtung beſtätiget. Wenn man auf die Verſchiedenheiten und Veränderungen des Geſchmacks unter den Menſchen Acht hat, ſo bemerkt man: daß der Menſch ſich immer weniger mit ſinnlichen Gegenſtänden beſchäfftigt, je fähiger er zu intellektuellen und deutlichen Ideen wird. Wer niemals denken gelernt hat, der beſchäfftigt ſich, ſo gut er kann, mit Gegenſtänden, die viel Sinnliches haben. Aber nun lehre man ihn nachdenken, Urtheile bilden, aus beſondern Faktis allgemeine Schlüſſe herleiten, Ideen, die ſich zum Theil ähnlich ſind, mit einander vergleichen: und ſogleich wird er anfangen, ſich weit mehr mit intellektuellen Gegenſtänden zu beſchäfftigen, als vordem. Ich kann es alſo mit Zuverſicht wiederholen, daß unſre weſentliche Thätigkeit, der Grundtrieb aller unſerer Unternehmun-

nehmungen, aller unſrer freyen Handlungen das Denken iſt, und daß es eben ſo wenig von unſrer Natur kann getrennet werden, als das Anziehen des Eiſens vom Magnet, oder das Brennen vom Feuer.

Wir haben alſo in der Seele einen thätigen Grundtrieb gefunden, der die Quelle aller unſrer Handlungen, der erſte Urſprung aller unſrer Neigungen iſt. Und wie die Menſchen, ob ſie gleich alle Kinder eines gemeinſchaftlichen Vaters ſind, ſich gleichwohl durch Stand und Würde unterſcheiden, nachdem ſie das Schickſal hat vornehmer oder geringer laſſen gebohren werden: ſo iſt auch der Rang und die Würde unſrer Neigungen und Vergnügungen verſchieden, ob ſie gleich in ihrem Urſprunge alle gleich edel waren. Es kömmt darauf an, was für Dienſte ſie uns leiſten, und wie genau oder entfernt die Verbindung iſt, worinn ſie mit unſrer Glückſeligkeit ſtehen.

Ehe ich aber zeigen kann, wie dieſe thätige Grundkraft der Seele alle angenehmen und unangenehmen Empfindungen, und mithin auch alle Neigungen, hervorbringt, muß ich die Natur derſelben noch etwas näher unterſuchen.

Zuvörderſt iſt zu bemerken: daß der Name Kraft, den man dieſem im Menſchen wirkſamen Principium beygelegt hat, ein ohnabläſſiges Beſtreben anzeigt, das gleichſam alles zur Hervorbringung von Ideen in Bewegung ſetzt. Um die Natur dieſer Kraft recht kennen zu lernen, darf man ſich dieſelbe nur in Fällen, wo ſie beſonders lebhaft iſt, als z. B. in einer ſtarken Leidenſchaft vorſtellen. Man weiß, wie heftig da der Menſch von der Gewalt der Begierde gedrängt und getrieben wird. In dem gewöhnlichen ruhigern Zuſtande der Seele bleibt dieſe weſentliche Kraft einerley, nur daß ſie mit weniger Stärke wirkt; ſie erregt allemal, in ſtärkerm oder in ſchwächerm Grade, Bewegungen, die mit den Erſchütterungen der Leidenſchaft übereinkommen. Dieß

ist die wahre Bedeutung des Ausdrucks: wesentliche Kraft der Seele.

Zweytens ist zu bemerken: daß es uns gar nicht gleichgültig ist, von was für Art unsre Ideen sind. Die Kraft der Seele ist dahin bestimmt, daß sie die klaren Ideen lieber als die dunklen, und die deutlichen lieber als die bloß klaren hat. Der Gegenstand sey, welcher er wolle, so wünscht ein jeder lieber eine deutliche als eine verworrne Vorstellung davon zu haben. Auch läßt uns in der That eine deutliche Vorstellung von einerley Gegenstande mehr, als eine undeutliche erkennen; und befriedigt mithin das Bedürfniß der Seele auch besser.

Aber nicht genug, daß die Seele Ideen hervorbringt. Gleich einem guten Boden, der den in seinem Schooße empfangnen Samen nährt und heraustreibt, zieht sie, durch Ueberdenken und Vergleichen ihrer Ideen, neue heraus, und bildet Urtheile, Schlüsse und ganze Gedankenreyhen. Diese Thätigkeit der Seele zeigt sich allenthalben, und der mittelmäßigste Kopf macht sich seine Schlüsse so gut, als der Weltweise. Man nennet diese Kraft, Ideen zu vergleichen und Schlüsse herauszuziehen, die **Vernunft**: und ein jeder giebt zu, daß sie allen Menschen, in größerm oder geringerm Grade, zu Theil geworden. Sie ist keine erworbene Geschicklichkeit, sondern eine Gabe der Natur, und eine wesentliche Kraft der Seele, der sich nicht widerstehen läßt. Nur vergebens würde man sich vorsetzen, unthätig zu bleiben; auch wider unsern Willen würde man von dieser Kraft seiner Seele gezwungen werden, Ideen hervorzubringen und zu vergleichen.

Ich merke endlich noch an: daß die Seele an einer Schlußfolge um desto mehr Gefallen findet, je genauer darinn die Verbindung der Gedanken, oder welches einerley sagt, je vollkommner die Schlußfolge selbst ist. Denn die natürliche Wirksamkeit der Seele ist alsdann voll-

vollkommner und freyer, als wenn die Ideen verwickelt sind; welches auch die Erfahrung bestätiget.

Dieses ist die Natur des thätigen Grundtriebes der Seele. Jedermann weiß, auf welche Art der Herr von Wolf alle intellektuellen Fähigkeiten der Seele daraus hergeleitet hat. Ich meines Theils werde hier diesen Grundtrieb, als den Ursprung aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen, betrachten, die gleichsam der Saame der Leidenschaften oder vielmehr der Funke sind, daraus ihr Feuer entspringt. Denn ich gestehe, daß mir in der Theorie des Vergnügens weder Wolf noch Carteſius Genüge leisten.

Ich will damit anfangen, daß ich die Ideen von Vergnügen und Schmerz auf einfache Begriffe zurückführe. Beyde Empfindungen verändern sich nach den verschiednen Graden ihrer Stärke auf unendliche Weise, und wie die Flüsse in verschiednen Entfernungen von ihrer Quelle verschiedne Namen führen, so erhalten auch sie, nach den Graden ihrer innern Größe, verschiedne Benennungen. Eben dieselbe Empfindung wird, nach dem sie stärker oder schwächer ist, Annehmlichkeit, Vergnügen, Freude, Entzücken genannt; wie im Gegentheil die Wörter, Mißvergnügen, Verdruß, Schmerz, Marter, nur einerley unangenehme Empfindung, von ihrem ersten bis zu ihrem letzten Grade, bezeichnen. Um also die Begriffe davon festzusetzen, wollen wir bis zu ihrem Ursprung hinaufgehen. Der Anfang des Vergnügens ist nichts anders, als was wir Behäglichkeit (aiſance) nennen. Diese Behäglichkeit fängt mit der Ruhe, mit einer Art von Gleichgewicht in der Seele an; so wie im Gegentheil das Mißvergnügen mit dem Zwange seinen Anfang nimmt. Den Ursprung und Fortgang dieser letzten Empfindung wollen wir zuerst betrachten.

Die natürliche Thätigkeit der Seele rühret von einer ihr inwohnenden Kraft, oder einem beständigen Bestreben zu denken her. Findet diese Kraft eine Hinderniß

sich

sich zu entwickeln, oder entspricht die Wirkung nicht der Größe ihres Bestrebens; so muß es ihr nothwendig zuwider seyn; sie muß diesen Zustand des Zwanges hassen, der ihrer Natur so gerade entgegen steht. In der Folge werde ich zeigen, was das für Hindernisse sind, die die natürliche Thätigkeit der Seele aufhalten und stören. Je lebhafter nun eine Seele, oder je größer das Hinderniß ist, das ihrer Wirkung im Wege steht, desto größer ist auch das daher entspringende Mißvergnügen; ja diese Empfindung kann so hoch steigen, daß sie die ganze Natur des Menschen gleichsam über den Haufen wirft. Die Seele gleicht einem Flusse, der so lange ruhig fortfließt, als sein Lauf durch nichts gestört wird; der aber anschwillt und tobt, sobald man seinem Strome einen Damm entgegen setzt. Dieß ist der Ursprung der unangenehmen Empfindungen oder des Mißvergnügens.

Was das Vergnügen betrifft, so scheint die richtige Erklärung desselben schwerer zu seyn. Wenn das Mißvergnügen natürlicher Weise von der gehinderten oder gestörten Thätigkeit der Seele entspringet, so scheint die bloße Freyheit des Wirkens und der gute Erfolg der angewendeten Kräfte nur Zufriedenheit und Ruhe, das heißt nur den Anfang oder das Element des Vergnügens, hervorzubringen. Gleichwohl läßt sich leicht einsehen, daß, wenn die Seele diesen ihren Zustand der Behäglichkeit beachtet, sie eine angenehme Empfindung darüber haben muß, besonders wenn sie sich des ehemaligen Verdrusses über gehinderte Wirkungen ihrer Kraft erinnert. Aber diese angenehme Empfindung ist doch noch nicht das, was man Vergnügen nennet; es wird dazu noch etwas mehr erfordert. Welches ist also eigentlich der Zustand der Seele, oder auf welche Weise wirkt sie, wenn sie, statt bloßer Zufriedenheit, wirklich Vergnügen oder Freude genießt?

Das Vergnügen scheint sich von der bloßen Zufriedenheit dadurch zu unterscheiden, daß es etwas lebhaf-

eers und Reißenders hat. Bey der bloßen Zufriedenheit iſt die Seele gleichſam in Ruhe; bey dem Vergnügen ſcheint ſie in einer angenehmen aber lebhaften Unruhe zu ſeyn. Dieſe größere Lebhaftigkeit, die das Vergnügen von der bloßen Zufriedenheit unterſcheidet, kann daher rühren, daß alsdann die Wirkſamkeit der Seele geſchwinder iſt: ſie hält nicht mehr ihren gewöhnlichen Lauf; ſie wird eine Menge von Dingen gewahr, die ſie mit mehr Leichtigkeit und Schnelligkeit bearbeiten kann, als ſie im Stande der bloßen Behäglichkeit zu haben pfleget. So muß nothwendig die Thätigkeit der Seele, bey der Vorſtellung eines Gegenſtandes beſchaffen ſeyn, aus welchem, wie aus einer reichen Quelle, eine Menge beſonderer Ideen entſpringen, die ſie, ſo zu reden, ſchon von weitem gewahr wird. Sie merkt, daß ſie Arbeit haben wird, und leichte Arbeit: und dieſes Vorherſehen einer reichlichen Nahrung, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, erweckt in ihr die Begierde, ſich auf dieſen Gegenſtand zu heften. Eben aus dieſer Begierde entſteht nun hauptſächlich die Lebhaftigkeit des Vergnügens; denn ohne Begierde, glaube ich, kann es in der Welt keinen merklichen Grad des Vergnügens geben. Sobald die Begierde aufhört, ſinkt das Vergnügen zum bloßen Gefallen herab, wie dieſes der Fall bey Vergnügungen iſt, die man oft wiederholt. So viel kann ich von dem Urſprunge des Vergnügens im Allgemeinen ſagen.

Aus dieſer Erklärung folgt, daß die Empfindung des Vergnügens gewiſſer Maßen ein auſſerordentlicher Zuſtand der Seele iſt; welches auch die Erfahrung ſattſam beſtätigt. Niemand hat in ſeinem Leben mehr Augenblicke des Vergnügens, als der bloßen Zufriedenheit oder des Schmerzens gezählet. Das lebhafte Vergnügen iſt auf dem Wege des Lebens nur ſparſam geſäet. Unſre Reiſe geht durch Gegenden, wo es viele dürre Felder, angenehme Raſen genug, aber nur wenig glänzende Blumen giebt.

Nach-

Nachdem ich die allgemeine Quelle aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen im Innersten der menschlichen Natur entdeckt habe, so sollte ich nunmehro zeigen, in welcher verschiedenen Fassung die Seele zu diesen Empfindungen mehr oder weniger geschickt ist? und welches die allgemeinen Eigenschaften der Gegenstände sind, wodurch sie erweckt werden? Ehe ich mich aber in diese Untersuchung einlasse, muß ich einigen Einwürfen begegnen, die man meiner allgemeinen Theorie entgegen setzen könnte.

Wie, könnte man einwenden; nur einen so geringen Anfang sollte das Vergnügen haben? Die Entzückungen der Freundschaft und der Liebe; die eben so lebendige als süsse Freude, die die Folge und der Lohn einer edlen Handlung ist; die mächtigen Reitze der Schönheit; die süsse Trunkenheit sinnlicher Ergötzungen; kurz, alle die so mannigfaltigen und so großen Vergnügungen des Menschen sollten nur aus der Kraft zu denken entstehen? Nur aus dem Bestreben der Seele, Ideen hervorzubringen? Vielen wird dieses so sonderbar scheinen, daß sie vielleicht meine Theorie sogleich verwerfen und sie keiner umständlichern Untersuchung werth schätzen werden. Diesem vorzubeugen, will ich hier einige Anmerkungen hersetzen, die so lange zu vorläufigen Beantwortungen dieses Zweifels dienen mögen, bis ich zu den besondern Beweisen komme.

Die intellektuellesten Vergnügungen sind gemeiniglich vor allen andern die anziehendsten und die dauerhaftesten. Nichts in der Welt fesselt so sehr, als die spekulativen, und besonders die mathematischen Wissenschaften, die dem Geiste die schönste Gelegenheit geben, seine Kraft zu üben und aufs vortheilhafteste zu entwickeln. Die Hitze, womit sich ein feuriger und scharfsinniger Jüngling diesen Wissenschaften widmet, übertrifft alle übrigen Leidenschaften. So mancher hat mit Freuden allen den süssesten Ergötzungen der Sinne und der

Einbil-

Einbildungskraft entsagt, um sich ganz und gar solchen Beschäfftigungen zu ergeben, die kein anderes, als ein bloß intellektuelles Vergnügen gewähren konnten. *) Die Lebhaftigkeit einer Vergnügung kann also niemals gegen den intellektuellen Ursprung desselben einen gegründeten Verdacht erwecken, weil es sehr lebhafte giebt, die gewiß einen solchen Ursprung haben.

Einen andern Zweifel gegen meine Theorie könnte die große Mannigfaltigkeit der Vergnügungen und die erstaunliche Verschiedenheit des Geschmacks, bey Wesen, die doch im Grunde alle einerley Natur haben, veranlassen. Dieß scheint in der That gegen die Einheit der Quelle des Vergnügens ein starker Einwurf zu seyn, der sich aber durch folgende Betrachtung heben läßt. Die Seele denkt über alles, was sich ihr mit Klarheit darstellt, und ihren Geschmack vergnügt, ohne sich darum zu bekümmern, von was für Art die Gegenstände sind. Alle, die ihr nur Beschäfftigung anbieten, können auch für sie zur Materie von Vergnügen oder Verdrusse werden. Um aber aus irgend einem Gegenstande, er sey welcher er wolle, Vergnügen zu schöpfen, muß man über ihn zu denken und sich ihn zu Nutze zu machen wissen. Das Lesen der Elemente des Euklides macht großes Vergnügen, aber freylich keinem andern, als dem Geometer. Und so wird zu jeder besondern Art von Gegenständen, wenn sie ganz gefaßt werden soll, eine gewisse eigene

*) Es giebt z. B. Leute, die einen so großen Trieb zum Soldatenstande, zum Reisen, oder zu andern ähnlichen Unternehmungen haben, daß sie selbst den gemeinen Vergnügungen des Lebens entsagen, um nur diesen Trieb zu befriedigen. Bey vielen ist der Grund entweder Ehrgeiz oder Gewinnsucht; aber bey vielen andern ist es auch sicher nur das Verlangen, einen Geschmack, der bloß intellektuell ist, zu befriedigen. Dieß beweist offenbar, daß die intellektuellen Vergnügungen stärker und lebhafter seyn können, als die Vergnügungen jeder andern Gattung.

eigene Geſchicklichkeit erfordert. Man ſey ſo ſcharfſichtig als man immer wolle; bey einem völlig neuen Gegenſtande wird man nicht ſogleich fortkommen. Da nun aber die Umſtände der Menſchen ſo ſehr verſchieden ſind, ſo müſſen es ihre Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten eben auch ſeyn: woraus ſich ergiebt, daß die Gegenſtände ihrer angenehmen und unangenehmen Empfindungen eben ſo mannigfaltig, als ihre Charaktere ſeyn müſſen. Die Verſchiedenheit des Geſchmacks iſt alſo bloß eine Folge der äußern Umſtände. Seine Quelle iſt bey allen Menſchen die nämliche, weil ſie in ihrem Weſen enthalten iſt: nur die verſchiednen Gelegenheiten, die ſich ihnen darbieten, machen ſie mit dem einen Gegenſtande mehr als mit dem andern bekannt; dieſe größere Bekanntſchaft erzeugt eine größere Kenntniß derſelben; und das iſt denn der Grund zum Vergnügen. Alle alten Spartaner liebten die Leibesübungen, die Jagd, den Krieg, die Beſchwerlichkeiten; hingegen alle Sybariten die Weichlichkeit, den Müſſiggang, die ſinnlichen Ergötzungen. Weder dieſe noch jene hatten Gelegenheit, ſich mit andern Dingen, die Vergnügen erwecken können, bekannt zu machen. Der Spartaner, der nie auf einem andern, als einem ſehr harten Lager ſchlief, hatte gar keinen Begriff, wie man ſich anders oder beſſer betten ſollte. Ja, es giebt ganze Völker, die an gewiſſen Vergnügungen, worauf andre ſehr erpicht ſind, durchaus keinen Geſchmack finden; und zwar weil ſie nicht wiſſen, wie ſolche Gegenſtände Vergnügen gewähren können; weil ſie niemals daran gedacht haben. Wie ſollte doch ein Peruvianer nach dem Golde begierig ſeyn, da er von gar keinem Vortheile weiß, den es ihm verſchaffen könnte? Oder man denke ſich einen Menſchen, der nie in der Geſellſchaft gelebt und von keinem Unterſchied der Stände eine Idee hätte: ein ſolcher Menſch würde durchaus weder ſelbſt ehrgeizig ſeyn, noch begreifen können, daß es andere wären. Aber nun bringe man ihn in die Welt,

mitten

mitten unter ein gesittetes Volk, so wird er dann vielleicht ein Cäsar werden. Ein anderer, der so lange er kein Spiel versteht, sich wundert, wie man es lieben könne? wird vielleicht der hitzigste Spieler, wenn er Gelegenheit es zu lernen hat. Ich bin versichert; könnte ein Mensch unter allen verschiednen Nationen der Erde leben so würde er nacheinander alle verschiednen Neigungen und Leidenschaften annehmen, die unter den mancherley Himmelsstrichen herrschen; so wie Alcibiades bald die athenienſischen, bald die spartanischen, bald die thracischen und bald die persischen Sitten annahm.

Diese Anmerkungen beweisen, daß aller Geschmack und alles Vergnügen, der vielen Verschiedenheiten ohnerachtet, sehr wohl aus einer gemeinschaftlichen und sehr einfachen Quelle herfliessen könne. Wir kommen mit einer allgemeinen Fähigkeit zu unzähligen Neigungen und Leidenschaften auf die Welt, ohne etwas anders mitzubringen, als diejenige Kraft, die das Wesen der Seele ausmacht. Die Umstände, worin wir uns in dem Laufe unsers Lebens befinden, geben gleichsam dieser noch unbestimmten Kraft der Seele die Richtung. Nur mit gewissen Arten von Gegenständen werden wir näher bekannt, und diese allein erregen unsre Begierden: gegen alle übrigen bleiben wir, aus Mangel einer genugsamen Kenntniß derselben, gleichgültig. Doch giebt es allgemeine Neigungen, die sich fast bey allen Menschen finden; und dieß sind die, deren Gegenstände allenthalben, bey den gesitteten Völkern, wie bey den Hottentotten, dieselbigen sind. Dergleichen sind die Hoffnung, die Furcht, die Selbstliebe; mit einem Worte, alle sogenannten einfachen Leidenschaften, von denen Carteſius ein sehr gutes Verzeichniß giebt.

Nachdem wir unsern Grundsatz festgesetzt und den wichtigsten Einwürfen dagegen vorgebaut haben, müssen wir ihn nun ein wenig näher betrachten, um zu sehen, von welcher Fassung der Seele, und von welcher Beschaffen-

heit der Gegenstände, der gröſsere oder geringere Grad der angenehmen und unangenehmen Empfindungen abhängt. Die wesentliche Bedingung für die angenehmen Empfindungen ist diese: So oft die Seele einen merklichen Grad der angenehmen Empfindung fühlen soll, so muſs ihre ursprüngliche Vorstellungskraft zu einer lebhaften Wirksamkeit gereizt werden. Die wesentliche Bedingung aber zur Unlust oder zum Verdruſs ist: die Wirksamkeit der Seele muſs ein merkliches Hinderniſs finden. In beyden Fällen trägt sowohl der gegenwärtige Zustand der Seele, als die Beschaffenheit des Gegenstandes das ihrige zu dieser Wirkung bey. Dieses wollen wir jetzo näher, wi wohl nur allgemein, untersuchen.

Ich werde gewahr, daſs die Seele vornehmlich durch zweyerley zu angenehmen oder unangenehmen Empfindungen unmittelbar fähiger oder unfähiger wird; durch die Fertigkeit zu denken und durch die Lebhaftigkeit. Jene macht, daſs man jeden sich darbietenden Gegenstand ergreift und festhält, um ihn von allen den verschiednen Seiten, wovon er sich fassen läſst, zu betrachten: sie bringt in die Seele mehr Wirksamkeit, als sie ohne diese Fertigkeit haben würde; und da Vergnügen und Unlust nur aus dieser Wirksamkeit entspringen, so müssen sie nothwendig bey einer solchen Beschaffenheit des Geistes viel häufiger seyn. Für einen Menschen, der wenig denkt, ist natürlicher Weise alles sehr vorübergehend. Er heftet seine Aufmerksamkeit nicht genug auf die Gegenstände, noch auf seine eignen Ideen, um alles, was ihn darin auf eine angenehme oder unangenehme Weise rühren könnte, gewahr zu werden; er geht über alles nur leichte hin. Diese Bemerkung ist in der Erfahrung nicht weniger als in meiner Theorie gegründet. Die gesitteten Völker, welche die Talente des Geistes am sorgfältigsten ausbilden, und folglich die gröſste Fertigkeit im Denken haben, sind gegen alle Arten von Lust

und

und Unluſt weit empfindlicher, und kennen deren weit mehrere, als die barbariſchen, die ihre Dummheit gegen unzählige, für uns intereſſante, Gegenſtände gleichgültig macht.

Die Lebhaftigkeit des Geiſtes iſt vielleicht nichts anders, als der Grad der urſprünglichen Kraft der Seele, die ihr Weſen ausmacht. Sie iſt in der Seele ohngefähr eben das, was die Geſchwindigkeit in der Bewegung eines Körpers iſt. Nun iſt es deutlich, daß je ſtärker dieſe Kraft oder dieſes Beſtreben zur Hervorbringung von Ideen wirkt, deſto empfindlicher auch der Zwang der Hinderniſſe, und folglich Verdruß und Mißvergnügen ſeyn muß; vorausgeſetzt, daß die übrigen Umſtände gleich ſind. Und da die Lebhaftigkeit des Vergnügens von der Größe des Beſtrebens entſteht, die Menge von Ideen, die ſich auf einmal darbieten, zu entwickeln; ſo erhellet, daß die Lebhaftigkeit des Geiſtes auch die Fähigkeit zum Vergnügen vermehret, oder daß der lebhaftere Menſch die Vergnügungen weit ſtärker empfinden müſſe, als der weniger lebhafte. Auch hierin iſt die Erfahrung mit der Theorie einſtimmig; denn die lebhafteſten Temperamente ſind auch die empfindlichſten, und am meiſten zu großen Leidenſchaften, großem Vergnügen und großem Verdruſſe aufgelegt.

Die beyden Eigenſchaften, wovon ich hier geredet habe, machen uns des Vergnügens und Mißvergnügens unmittelbar fähiger. Es giebt aber noch viele andere, die eben die Wirkung mittelbar hervorbringen. Wir ſehen, daß oft Leute ſich aus Dingen ein Vergnügen machen, worin alle übrigen keines finden können. In einer Geſellſchaft von mehrern Perſonen kommt die Nachricht an, daß jemand ſo unglücklich geweſen mit dem Pferde zu ſtürzen und den Hals zu brechen. Die ganze Geſellſchaft iſt betrübt darüber, einen einzigen ausgenommen, dem die Nachricht ein ſehr lebhaftes Vergnügen macht. Er war ſchon lange der geſchworne Feind des

Umgekommenen, der allen seinen Absichten im Wege gestanden hatte. Man merket leicht, daß der Haß eine der Eigenschaften ist, davon ich hier reden will, die uns Dinge angenehm oder unangenehm machen, welche an sich selbst es niemals seyn würden. Diese Arten des Vergnügens fließen zwar auch (wie es sehr leicht zu beweisen wäre) aus der allgemeinen Quelle; aber nicht unmittelbar, weil die Seele, um es aus Gegenständen zu schöpfen, die es in sich selbst nicht enthalten, in einer gewissen besondern Fassung seyn muß, die nicht allen Menschen gemein ist. Erziehung, Gewohnheit, besondre Gemüthsfassung, tausend kleine Umstände lassen uns Vergnügen oder Mißvergnügen an Dingen finden, die es andern Menschen, unter andern Umständen und in einer andern Gemüthsfassung nicht geben. Dieß ist die vornehmste Ursache der Verschiedenheit im Geschmack. Es würde unmöglich seyn, alle Arten von Vergnügen herzuzählen, die von solchen mittelbaren Ursachen abhängen; die unmittelbaren aber werden wir in der Folge leicht angeben können.

Es ist genug zu bemerken, daß immer alles mittelbare Vergnügen, wohl untersucht, von dem glücklichen Erfolg der Wirksamkeit der Seele herrühret. Wenn zum Beyspiele der Neidische über den Untergang eines Begüterten Vergnügen fühlet, so ist die Ursache sichtbar die, weil er jetzt ungehindert seine Lieblingsideen von dem Ruin seines Feindes entwickeln kann. Ueberhaupt muß jeder erfüllte Wunsch Vergnügen machen. Denn wenn man wünscht, so hat man ein Bestreben nach einer gewissen Reyhe von Ideen; und so lange nun der Lauf der Natur oder die Verbindung der menschlichen Begebenheiten diesen Ideen entgegen ist, so wird die Seele verhindert, sie zu verfolgen; dieses macht ihr Verdruß. Sobald ihr aber die Ordnung der Begebenheiten freye Bahn macht, und alles so geht, wie sie es gewünscht hatte; so fährt die Thätigkeit der Seele mit Lebhaftigkeit

tigkeit zu, um die Ideen so, wie sie sie verlangt hat, zu entwickeln: und dieses macht ihr Vergnügen. So ohngefähr lassen sich diese mittelbaren Vergnügungen, und auf ähnliche Art auch der mittelbare Verdruß erklären, der gemeiniglich daher rührt, weil die Begebenheiten unsren Ideen entgegen stehen. Ohne mich bey beyden aufzuhalten, da sich ihre verschiedene Arten eben so wenig, als die unendlich verschiednen Charaktere und Temperamente angeben lassen, will ich in der Folge, meine Theorie bloß auf die verschiednen Arten unmittelbarer Vergnügungen anzuwenden, und solche aus der wesentlichen Kraft der Seele herzuleiten suchen.

Eine dieser mittelbaren Eigenschaften verdient gleichwohl eine vorzügliche Aufmerksamkeit, weil sie sehr geschickt ist, unsre Erklärung vom Ursprunge des Mißvergnügens zu bestätigen. Wohl keinem ist die Art des Verdrusses unbekannt, den man Langeweile nennt, und der aus der Unthätigkeit der Seele entspringt. Dieß ist eine der peinlichsten Gemüthsfassungen, und erweckt einen tödlichen Verdruß. Sie rührt aber augenscheinlich daher, daß die Thätigkeit der Seele, es sey nun aus welcher Ursache es wolle, gehindert worden. Man fühlt das dringende Bedürfniß der Natur, und wünscht inständig es zu befriedigen; aber man flattert von einem Gegenstande zum andern, ohne sich auf irgend einen heften zu können. Die Ideen weigern sich gleichsam, sich der Seele darzustellen: und die Seele, die in ihrer Wirkung diese schreckliche Lücke gewahr wird, ohne sie ausfüllen zu können, möchte vor Verdruß darüber vergehen. Ein fürchterlicher Zustand, der dem Menschen die Nothwendigkeit zeigt, sich beschäfftigen zu lernen, damit er diesen schrecklichen Verfinsterungen der Vernunft zuvor komme!

Nachdem ich erklärt habe, in welchen Fassungen die Seele unmittelbar zu Vergnügen oder Verdruß mehr oder weniger aufgelegt ist, so muß ich noch mit wenigem

von den allgemeinen Eigenſchaften reden, die zur Erweckung dieſer Empfindungen an den Gegenſtänden erforderlich ſind. Es erhellet aus dem obigen, daß ſich die angenehme Empfindung unmittelbar nur durch ſolche Gegenſtände erregen läßt, die an Ideen reichhaltig, und worin dieſe Ideen ſo verbunden ſind, daß die Seele voraus ſieht, ſie werde darin Nahrung für ihren urſprünglichen Geſchmack finden. Ferner, daß jeder Gegenſtand, welcher der intellektuellen Kraft der Seele keine Uebung verſpricht, ihr völlig gleichgültig ſeyn muß; und endlich, daß jeder Gegenſtand, in welchem die Seele das Mannichfaltige nicht zu entwickeln vermag, oder der auf irgend eine Art ihrem lebendigen Triebe, Ideen hervorzubringen, ein Hinderniß ſetzt, ihr nicht anders als unangenehm ſeyn kann.

Alſo kein Gegenſtand, der die Seele auf eine angenehme oder unangenehme Art bewegt, iſt einfach; er iſt nothwendig zuſammengeſetzt, oder mit andern Worten, er hält Mannichfaltigkeit in ſich. Dieſes beſtimmt den weſentlichen Unterſchied unter Dingen, die der Seele natürlicher Weiſe gleichgültig ſind, und die ſie rühren. Der Unterſchied der an ſich ſelbſt angenehmen oder unangenehmen Gegenſtände, kann nur in der Verbindung des Mannichfaltigen liegen, das ſie in ſich ſchließen. Iſt Ordnung in dieſer Verbindung, ſo kann die Seele den Gegenſtand ihrem Geſchmacke gemäß bearbeiten, und er wird alſo angenehm ſeyn: iſt aber keine darin, ſo iſt er unangenehm. Weiter, wenn der Geiſt aus irgend einer Urſache auf die Entwickelung eines Gedankens erhitzt iſt, ſo muß ihm nothwendig jeder Gegenſtand, der zu dieſer Entwickelung beyträgt, angenehm ſeyn; hingegen muß ihm alles unangenehm ſeyn, was ihm dabey ein Hinderniß in den Weg legt.

Ich vermeide hier eine umſtändlichere Unterſuchung über dieſe Eigenſchaften der Gegenſtände, und verſpare, was ich darüber noch zu ſagen habe, bis dahin, wo ich

aus dieſer allgemeinen Theorie die beſondern Empfindungen der Seele, in Hinſicht jeder verſchiednen Claſſe der ſie rührenden Gegenſtände, werde herzuleiten ſuchen.

Unterſuchung
über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Zweyter Abſchnitt.
Theorie der intellektuellen Vergnügungen.

Gleich zu Anfange des erſten Abſchnitts habe ich bemerkt, daß die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit eine genaue Theorie des Vergnügens vorausſetzt, vermöge welcher man für jede Art deſſelben den wahren Werth beſtimmen kann. Zu dieſer Theorie wird nun zweyerley erfordert. Zuerſt muß man wiſſen, aus welcher Faſſung der Seele das Vergnügen entſpringt; und zweytens durch welche Beſchaffenheit der Gegenſtände dieſe Faſſung verurſacht wird. In dem vorigen Abſchnitte habe ich beyde Punkte im allgemeinen abgehandelt; jetzt will ich dieſe allgemeine Theorie auf beſondere Gegenſtände anwenden und zuerſt zeigen, welches die Gegenſtände ſind, die, vermittelſt der Einbildungskraft und des Verſtandes, eine angenehme oder unangenehme Empfindung in uns erwecken? Dann will ich noch zu erklären ſuchen: auf welche Weiſe ſie dieſe Empfindung erwecken?

Ich habe es ſchon geſagt, daß man zwo Hauptclaſſen von Vergnügungen, nämlich die mittelbaren und die unmittelbaren, unterſcheiden muß. Die letztern würde man nur vergebens alle herzählen wollen; denn da ſie von den Eigenſchaften und der beſondern Denkungsart eines jeden einzelnen Menſchen abhangen, ſo ſind ſie auch unend-

unendlich verschieden. In der That kann die geringste Sache, die ganz unfähig seyn würde, uns Vergnügen zu machen, die angenehmste Empfindung in uns erwecken, wenn die Einbildungskraft oder ein gewisser Enthusiasmus sie uns schön finden lassen, oder wenn wir dazu durch eine erworbene Neigung, die uns nicht wesentlich ist, bestimmt werden. Auf diese Art können zwey einander gerade entgegen gesetzte Dinge zwey verschiednen Menschen, oder zu verschiedner Zeit auch einem und eben demselbigen Menschen ein gleiches Vergnügen geben, nachdem in ihren Herzen diese oder jene Neigung die Oberhand hat.

Die unmittelbaren Vergnügungen aber sind dauerhaft und allgemein, weil sie ihren Grund in dem Wesen der Seele haben. Es giebt deren drey verschiedene Gattungen. Die Sinne, das Herz, und die intellektuellen Fähigkeiten, sind die Werkzeuge derselben.

Die Vergnügungen der Sinne scheinen die unmittelbarsten zu seyn, weil zu ihrem Genusse weder Reflexion noch Beurtheilung, noch auch selbst viel Aufmerksamkeit erfordert wird.

Die Vergnügungen des Herzens nehmen ihren Ursprung aus den moralischen Empfindungen, und vornehmlich aus der Neigung, die alle Menschen mehr oder weniger gegen ihres gleichen oder wenigstens gegen ihre Freunde haben.

Die Vergnügungen der intellektuellen Fähigkeit scheinen die veränderlichsten zu seyn; der Geschmack an Wissenschaften und schönen Künsten ist bey den verschiednen Völkern gar sehr verschieden. Wenn es indessen wahr ist, daß alle diese Vergnügungen unmittelbar mit der Natur der Seele zusammenhangen, so kann diese Verschiedenheit nicht wirklich, sie muß nur scheinbar seyn. Und dieses hoffe ich, auf eine einleuchtende Art zu beweisen.

Alle Vergnügungen, auch selbst die sinnlichen, beziehen sich am Ende, wie ich beweisen werde, auf die intellektuelle Fähigkeit der Seele. Eben deßwegen habe ich von den intellektuellen Vergnügungen zuerst handeln wollen, um mir zur bessern Entwickelung der übrigen die dienlichen Grundsätze vorzubereiten. Dieser Abschnitt also, wird sich mit dem Schönen beschäfftigen, und die Wirkungen desselben auf Verstand und Einbildungskraft erklären. Denn wir nennen alle Gegenstände schön, die unmittelbar der Einbildungskraft oder dem Verstande gefallen. *)

Sonst hat man, wahrscheinlicher Weise, nur diejenigen äußerlichen Gegenstände schön genannt, die entweder durch Farbe, oder durch Symmetrie, Proportion und Regelmäßigkeit der Theile, dem Gesichte angenehm sind. Aber schon längst hat man bemerkt, daß eben die Beschaffenheit, wodurch sichtbare Gegenstände schön sind, noch unzähligen andern Dingen eben sowohl zukömmt, die gar nicht für die Sinne gehören. Man redet von schönen Gedanken, von schönen Handlungen, von schönen Lehrsätzen, eben wie man von einer schönen Person, einem schönen Gebäude oder einem schönen Gemälde spricht. Unten werde ich beweisen, daß diese Benennung wirklich allen diesen verschiedentlichen Gegenständen von Rechtswegen zukömmt, und zwar um einer gewissen gemeinschaftlichen Eigenschaft willen, die eben das Wesen der Schönheit ausmacht. Um aber die Wirkung des Schönen auf uns zu erklären, muß ich nothwendig vorher die Idee davon entwickeln. Was ist also das

*) Es giebt nur eine sehr geringe Anzahl von andern Gegenständen, die man schön nennt, und die sich auf die Sinne beziehen: Diese ausgenommen, bezieht sich alle Schönheit unmittelbar auf Verstand oder Einbildungskraft.

Schöne? und durch was für eine Eigenschaft bringt es die angenehme Empfindung hervor? Dieß ist die erste Frage, die hier untersucht werden muß.

Ich muß gleich anfangs, wenn ich die Idee des Schönen gehörig entwickeln soll, die Hauptarten desselben unterscheiden. Gegenstände, die mit einander nichts gemein zu haben scheinen, werden doch mit gleichem Rechte zu den Schönheiten gezählt. Der Geist muß über das Schöne urtheilen, und es stellt sich ihm entweder durch die Sinne, oder mittelst der Einbildungskraft, oder unmittelbar durch den Verstand dar. Durch das Gesicht erlangen wir die Ideen von Figuren, vom Ebenmaaße der neben einander befindlichen Theile, von Schattirungen der Farben, und von Abänderungen der Figur. Die schönen Gegenstände, die wir durchs Gesicht kennen lernen, sind also schöne Figuren, als Bildsäulen, Gebäude, u. s. w. oder schöne Schattirungen, als der Regenbogen, eine schöne Landschaft, u. d. gl. oder endlich mannichfaltige Bewegungen, als der Tanz. Durch das Gehör erlangen wir die Idee des Schönen, das in der Harmonie und in der Folge der Töne liegt, als in einem musikalischen Stücke. Die übrigen Sinne, so gleichartig sie auch mit diesen beyden vornehmsten Sinnen sind, erwecken nur verwirrte Ideen, die zwar angenehm seyn können, aber nicht mehr zum Schönen gehören. Also die Natur, die Malerey, die Baukunst und die Musik, geben uns das Schöne für die Sinne.

Die Einbildungskraft, indem sie die Gegenstände, welche ihr die Sinne überliefert haben, bearbeitet, bildet entweder neue daraus, oder wiederholt diejenigen, die den Sinnen nicht mehr gegenwärtig sind. Sie ist, so zu reden, ein Supplement der Sinne. Und da die Poesie die besondere Sprache ist, die zur Einbildungskraft

kraft redet, so findet man auch in ihr alle Schönheiten der Einbildungskraft vereiniget. *)

Es giebt aber noch unzählig viel andre Gegenstände, die man schön nennet, und die doch weder für die Sinne noch für die Einbildungskraft gehören. Sie stellen sich dem Verstande durch deutliche Begriffe dar. Diese Gegenstände sind aus einer Anzahl von Ideen zusammengesetzt, die in der Verbindung ein schönes Ganze machen. Dergleichen sind ein schöner Lehrsatz, ein schöner Gedanke, ein schönes System, eine schöne Zeichnung, ein schöner Charakter, eine schöne Handlung. In der Mechanik, in dem Plane der Welt, in der bewundernswürdigen Zusammenfügung ihrer Theile, und in den Wissenschaften findet sich diese Art von Schönheit, die ich intellektuelle Schönheit nennen werde.

Nunmehro wollen wir untersuchen, worinn das Wesen der Schönheit überhaupt besteht. Man ist darinn einig, daß die Schönheit, die Einheit im Mannichfaltigen ist, oder das Mannichfaltige, auf Einheit zurückgebracht. Ein schlechterdings einfacher Gegenstand, worinn sich gar nichts unterscheiden läßt, kann auch niemals schön seyn; sondern um schön zu seyn, muß ein Gegenstand durchaus viele und mannigfaltige Theile haben. Es sey z. B. von einem Gebäude, einem Gemälde, oder einer Landschaft die Rede, so ist alle Welt einstimmig, daß die Schönheit dieser Dinge aus der Anordnung ihrer Theile entspringt. Die bloße Menge der Theile macht nicht die Schönheit aus; es muß auch Mannichfaltigkeit und Verbindung darinn seyn. Man setze, daß man in der Natur oder in einem Gemälde eine Menge von Gegenständen, ohne Verbindung und Ordnung

*) Ich beschreibe hier die Poesie nur nach ihrer vorzüglichsten Eigenschaft: ob ich gleich weiß, daß sie, außer den Schönheiten der Einbildungskraft, noch viele andere hat, deren ich auch am rechten Orte gedenken werde.

nung sehe, als z. B. eine große Anzahl hin und her laufender Menschen, oder eine Menge wild durch einander gewachsener Bäume in einem Gehege: so wird man weder von dem einen noch von dem andern sagen, daß es schön sey. Aber nun denke man sich diese Bäume, statt der vorigen Unordnung, in verschiedne mit einander verbundne Alleen gepflanzt, die zusammen eine regelmäßige Figur bilden, und sogleich wird man Schönheit darinn gewahr werden.

Gesetzt, ein Gemälde stellt eine Landschaft vor, aber man erblicket darinn nichts als ein weitläuftiges Feld ohne alle Abwechselung, so wird gewiß niemand diese Landschaft schön nennen: und eben so wenig dann, wenn zwar Mannichfaltigkeit genug darinn ist, aber die übelverbundenen Theile kein Ganzes machen. Wenn z. B. der Maler sie Stückweise aus andern Gemälden zusammen gestohlen hätte, und nun in dem einen Theile das Licht von der rechten, in dem andern von der linken Seite hereinfiele; wenn er Berge angebracht hätte, ohne sonst irgend ein unterscheidendes Merkmal bergigter Gegenden anzugeben; wenn er endlich Bäume und Vögel aus allen vier Theilen der Welt hineingemalt hätte; so würde man das Gemälde, ohnerachtet aller dieser Mannichfaltigkeit, doch niemals schön nennen; aber dann würde es schön seyn, wenn alle dieses Mannichfaltige so mit einander verbunden wäre, daß man sogleich ein Ganzes erblickte.

Diese Anmerkungen gelten von allen Gegenständen, die in die Sinne fallen. Ein Gebäude, eine Gruppe, ein musikalisches Stück, ein Tanz, alles das ist mehr oder weniger schön, nachdem sich darinn mehr oder weniger Mannichfaltigkeit, mehr oder weniger Verbindung der Theile findet. Kurz, es ist ausgemacht, daß durchaus kein Gegenstand für die Sinne schön ist, wenn er nicht Mannichfaltigkeit in der Einheit enthält. Da dieses so sehr bekannt ist, so wären noch mehr Beyspiele zu dessen Bestätigung

ſtätigung überflüſſig. Aber die Begriffe von Einheit und Mannichfaltigkeit, ſoferne ſie in dieſer Materie vorkommen, ſind noch ſo wenig entwickelt, daß es wohl der Mühe werth iſt, ſie deutlich zu machen.

Man nimmt es durchgehends an, daß die Einheit zur Schönheit gehört: aber worinn beſteht ſie? und was gehört dazu, wenn ſie vollkommen ſeyn ſoll? Es iſt klar, daß viele Dinge alsdann ein Ganzes zuſammen machen, wenn ein Subjekt da iſt, das aus dem gemeinſchaftlichen Beytrag aller Theile entſteht, deren jeder zur Bildung des Subjektes das Seinige thut. Kein Zimmer allein, noch mehrere zuſammen, machen ſchon ein Gebäude aus; aber ſie tragen ſammt den übrigen Theilen zu dem Gebäude bey. Ich will das, wozu alle Theile gemeinſchaftlich beytragen, das Intereſſe nennen, ob dieſes gleich nicht der gewöhnliche Sinn des Worts iſt. Es iſt klar, daß die Einheit des Ganzen vollkommen ſeyn wird, wenn jeder Theil ſo viel als möglich zum gemeinſchaftlichen Intereſſe hilft: und daß dieſe Einheit mehr oder weniger vollkommen ſeyn wird, nachdem es mehr oder weniger müßige Theile giebt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die nicht ſo viel, als ſie könnten, zum Ganzen beytragen.

Dieſes zu erläutern, wollen wir den menſchlichen Körper zum Beyſpiel nehmen, der ein aus unzählich viel Theilen zuſammengeſetztes Ganze iſt. Betrachtet man ihn nur in ſoferne, als er eine zu gewiſſen Verrichtungen beſtimmte Maſchine iſt, ſo ſind eben dieſe Verrichtungen das, was ich das Intereſſe der Einheit nenne. Ich ſage alſo, dieſe Einheit iſt vollkommen, wenn jeder Theil des Körpers, die geringſten ſowohl als die vornehmſten, durch ihre Beſchaffenheit und Stellung, ſo viel möglich zur Unterſtützung des gemeinſchaftlichen Intereſſe beytragen. Giebt es Theile, die überflüſſig oder übel geſtellt ſind, ſo iſt die Einheit nicht vollkommen, weil das überflüſſige Glied zum gemeinſchaftlichen

Inte-

Intereſſe nichts hilft, und das übelgeſtellte nicht ſo viel dazu hilft, als es bey einer beſſern Stellung würde thun können. An einem Gebäude beleidigt uns eine Säule, die gar nichts trägt, oder eine ſehr ſtarke Säule, die nur eine ſehr kleine Laſt unterſtützt; weil durch beydes die Einheit des Gebäudes verletzt wird.

Ich bemerke hier im Vorbeygehen, daß es in einerley Gegenſtande mehrere Einheiten geben, und dieſer Gegenſtand dadurch in mehrern Abſichten ſchön ſeyn kann: wovon wiederum unſer Körper zum Beyſpiele dient. Seine Geſtalt iſt ein Intereſſe, zu welchem jeder äußerliche Theil beyträgt. Die auf dieſe Einheit ſich gründende Schönheit gehört zu der Claſſe der ſinnlichen; und die Schönheit, die aus den Verrichtungen ſeiner Theile entſpringt, zur Claſſe der intellektuellen. Eben ſo hat ein Bildniß verſchiedene Schönheiten, die aus der Aehnlichkeit, der Zeichnung und der Farbengebung entſpringen. Auch kann dieſelbige Sache, in einer Abſicht ſchön, und in einer andern häßlich ſeyn.

Ich komme zu meiner Materie wieder zurück. Die Einheit oder das Ganze ſetzt nothwendig die Vielheit der Theile voraus, und in dieſer Vielheit muß ſich Mannichfaltigkeit finden, wenn die Sache uns ſchön dünken ſoll. In der Mannichfaltigkeit giebt es nun, wie in der Schönheit, unzählige Stuffen. Wie vollkommen aber auch die Einheit eines Gegenſtandes, oder wie groß auch die Menge ihrer Theile ſeyn mag, ſo hat ſie doch wenig oder gar keine Schönheit, wenn ihre Theile ſich alle ähnlich ſind. Ein Beyſpiel wird dieſes deutlich machen. Wir wollen uns ein Gemälde vorſtellen, das uns eine Menge Perſonen zeigen ſoll, die einem ſchrecklichen Auftritte beywohnen. Wären alle dieſe Perſonen auf einerley Art gekleidet; wäre der Wuchs, das Geſicht, der Ausdruck des Schreckens durch Minen oder Stellungen bey allen derſelbe: ſo würde ſicher das Stück nicht ſchön ſeyn, wenn auch jede Figur vollkommen gut gezeichnet

und

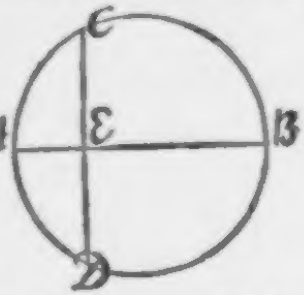
und gemalt wäre; es würde eigentlich nur eine einzige Figur seyn, die sich in dem Gemälde, wie in einem vieleckigten Spiegel mehrmalen abbildete. Hätte aber jede Person ihre eigene Manier und Stellung; jede ihren eignen Ausdruck des Schreckens in Gebärden und Bewegungen; so wäre alsdann das Gemälde wirklich schön, und stellte einerley Sache auf unendlich verschiedne Art vor.

Wir können also festsetzen: daß in den Gegenständen der Sinne das Wesen der Schönheit die auf Einheit gebrachte Mannichfaltigkeit sey; auch wissen wir deutlich, was dazu gehört, wenn die Einheit und die Mannichfaltigkeit vollkommen seyn sollen. Die Grade der Schönheit in zwey Gegenständen von einerley Art, sind demnach im zusammengesetzten Verhältnisse der Grade der Einheit und Mannichfaltigkeit, die in jedem dieser Gegenstände herrschen. Damit will ich indeß nicht sagen, daß der Grad der Schönheit ganz genau im zusammengesetzten Verhältnisse der Einheit und Mannichfaltigkeit des Ganzen sey. Denn obgleich beyde Eigenschaften zur Schönheit eines Gegenstandes erforderlich sind, so tragen sie doch nicht beyde gleichviel dazu bey. Mir scheint die Mannichfaltigkeit mehr dabey zu thun, als die Einheit. Und wenn man die Grade der Vollkommenheit, die man in der Einheit und in der Mannichfaltigkeit eines Ganzen bemerkt hätte, durch Zahlen ausdrücken wollte, so müßte man sagen: der daher entstehende Grad der Schönheit sey im zusammengesetzten Verhältnisse der einfachen Zahlen in Absicht der Einheit, und der zu einer gewissen mir unbestimmlichen Potenz erhöhten Zahlen in Absicht der Mannichfaltigkeit.

Dieses gründet sich darauf: daß, nach meiner Empfindung, eine große Anzahl verschiedner Gegenstände uns durch den Mangel an Einheit nicht so unerträglich wird, als durch den Mangel an Mannichfaltigkeit. Es giebt vielleicht niemanden, der nicht lieber krumme und abgerissene Wege, die eine mannichfaltige Aussicht geben,

als in einer völlig geraden und einförmigen Allee reiſte. Ein italiäniſcher Mönch hatte groſſe Luſt nach Rom zu gehen; er gab ſie aber auf, ſobald er gewahr ward, daß er durch ſehr lange einförmige Alleen ohne Abwechſelung würde reiſen müſſen. Die zu groſſe Einförmigkeit macht uns Langeweile, und die Mannichfaltigkeit ohne Einheit ſetzt uns in Verwirrung. — Es wäre unnütz, wenn wir noch umſtändlicher beweiſen wollten, daß das, was wir als das Weſen der Schönheit angegeben, bey allen ſchönen Gegenſtänden der Sinne und der Einbildungskraft ſtatt haben müſſe. Ich gehe zu der bloß intellektuellen Schönheit über.

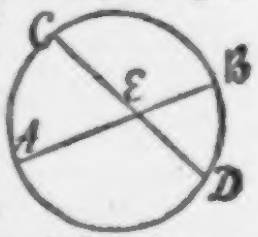
Um gewiß zu werden, daß die Schönheit intellektueller Gegenſtände in eben den Eigenſchaften liege, die wir in den Schönheiten der Sinne gefunden haben, dürfen wir nur unterſuchen, was die intellektuellen Schönheiten vermehrt oder vermindert? Ich will zum Beyſpiele einen Lehrſatz nehmen, der dieſe Materie bis zur völligen Befriedigung aufklären wird. Er drückt eine der vornehmſten Eigenſchaften des Zirkels aus, und iſt dieſer: Das Rectangulum aus den zwo Theilen des Durchmeſſers AE x EB iſt beſtändig dem Quadrat des Perpendikuls, das heißt der Hälfte der Sehne CD, die den Durchmeſſer unter rechten Winkeln durchſchneidet, gleich. Jedermann erkennt dieſen Lehrſatz für ſehr ſchön. Es iſt aber klar, daß ſeine Schönheit eben daher rührt, weil er ſich auf unendlich viel verſchiedene Fälle anwenden läßt. Die Sehne CD, die perpendikulär auf den Durchmeſſer fällt, kann durch eine unendliche Menge verſchiedener Punkte E gezogen werden; ſo, daß ſich das Quadrat ihrer Hälfte CE und das Rectangulum AE x EB auf unendliche Weiſe verändern, und ſie doch immer einander gleich ſind. Dieſe Mannich-



faltigkeit

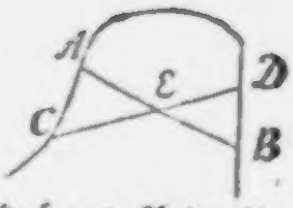
faltigkeit wird vermöge des Zirkels, wodurch beyde bestimmt werden, auf Einheit zurückgebracht. Man darf nur die Augen auf den Zirkel werfen, um zu sehen, wie alles in dieser Menge Ideen verbunden ist; man sieht darinn deutlich, wie und warum das Quadrat immer mit dem Rectangulum zugleich verändert wird, und warum sie beständig einander gleich bleiben.

Daß es wirklich die Mannichfaltigkeit in der Einheit sey, was diesen Lehrsatz schön macht; das erkennt man mit völliger Ueberzeugung, wenn man ihn mit einem andern vergleicht, der im Grunde derselbige, aber allgemeiner, oder eben die Einheit aber mit mehr Mannichfaltigkeit ist: Daß nämlich die Rectangula AE x EB und CE x ED von jeden zwey sich durchschneidenden Sehnen sich beständig gleich sind. Niemand wird läugnen, daß dieser Lehrsatz noch ungleich schöner, als der erste ist. Gleichwohl sind sie nur dadurch unterschieden, daß dieser letztere seiner größern Allgemeinheit wegen noch mehr Mannichfaltigkeit in einerley vollkommenen Einheit enthält. Denn hier sind vors erste die Sehnen alle beyde von unbestimmter Größe; zweytens können hier die Theile der einen Sehne CD, die im vorigen Lehrsatze allemal gleich waren, in jedem beliebigen Verhältnisse stehen; und drittens können die Winkel um den Durchschnittspunkt E unendlich verschieden seyn. Es ist also augenscheinlich, daß eine größere Mannichfaltigkeit bey gleicher Einheit einem Lehrsatze einen höhern Grad von Schönheit giebt.



Machte man diesen letztern Lehrsatz noch allgemeiner, so würde die Schönheit desselben noch zunehmen. Dieß sieht man an folgendem Satze: die Rectangula der beyden Theile der Sehnen, die sich in einer Linie der zweyten Ordnung durchschneiden, stehen unter sich jederzeit in

beſtändig gleichem Verhältniſſe. AE x EB iſt mit CE x ED in beſtändig gleichem Verhältniſſe. Dieſer Lehrſatz iſt noch ſchöner, als die beyden vorhergehenden. Dieß geſteht ein jeder; und doch unterſcheidet ihn von jenen nichts als ſeine größere Allgemeinheit; er erſtreckt ſich auf alle Kegelſchnitte, und die gedachten Rectangula können ſeyn, in welchem Verhältniſſe ſie wollen. Dieſe zwo Bedingungen geben dem Lehrſatze in mancherley Abſichten eine unendliche Mannichfaltigkeit. Denn es ſind darinn eine unendliche Menge ſowohl von Parabeln, als von Hyperbeln und von Ellipſen begriffen: und die Einheit iſt gleichwohl vollkommen, weil dieſe ganze unendliche Menge krummer Linien unter einerley Formul begriffen iſt.



Was ich von den Lehrſätzen geſagt habe, läßt ſich auch auf die algebraiſchen Formeln anwenden, deren Schönheit um ſo viel größer iſt, je mehr Mannichfaltigkeit ſie enthalten. Eben aus dieſer Urſache iſt Newtons Lehrſatz von der Erhöhung der binomiſchen Wurzel auf jede beliebige Potenz ſo ſchön, daß man nicht müde wird, ihn zu bewundern. Ueberhaupt iſt die Algebra an dieſer Art von Schönheiten ſehr ergiebig; und dieß iſt eine der Hauptursachen, warum dieſe Wiſſenſchaft für alle, die nur etwas darinn bewandert ſind, ſo ſehr viel Anziehendes hat. Auch die Naturgeſchichte und vornämlich die Kräuterkunde haben keine andre Schönheit, als dieſe. Die verſchiedenen Gattungen der natürlichen Produkte, die mehrere verſchiedene Arten unter ſich halten, ſind eben ſo viel allgemeine Formeln oder Merkmale, die eine große Menge beſonderer Fälle in ſich ſchließen; daß wir alſo auch hier augenſcheinlich die Mannichfaltigkeit in der Einheit haben.

Die Anwendung hieron erſtreckt ſich noch weiter auf alle andere Arten von intellektueller Schönheit. Außer

den Lehrſätzen und Gattungen giebt es noch Schönheit in den Grundſätzen, den Gleichniſſen, den Bildern, den Metaphern, den Kunſtwerken, in ſo ferne nämlich Plan, Entwürfe, Syſteme u. ſ. w. darinn vorkommen. Ich würde kein Ende finden, wenn ich von jeder Art des intellektuellen Schönen beſonders beweiſen wollte, daß es nur die Mannichfaltigkeit in der Einheit iſt, die das Weſen davon ausmacht. Ich will mich begnügen, nur die hauptſächlichſten Arten flüchtig anzugeben. Der Grundſatz des großen Neuton von der allgemeinen Schwerkraft iſt zum Entzücken ſchön. Man darf ihn aber nur kennen, ſo ſieht man, daß ſeine Schönheit bloß daher rührt, weil man das ganze Planetenſyſtem daraus herleiten, und die Bewegungen und Abweichungen aller Planeten, wie auch ihrer Trabanten, mit noch vielen andern Naturerſcheinungen dadurch berechnen kann. Die Grundſätze des berühmten Leibnitz von der beſten Welt und dem allgemeinen Zuſammenhange aller Begebenheiten ſind eben ſo ſchön, weil ſie über unzählig viel Fragen in der Philoſophie und Sittenlehre ein Licht verbreiten. Ein Syſtem iſt um deſto ſchöner, aus je einer größern Anzahl von Sätzen es beſteht, und je genauer dieſe Sätze verbunden ſind. Ein Kunſtwerk iſt deſto ſchöner, je vollkommener es iſt; das heißt, je mehr es Theile hat und je mehr alle dieſe Theile zum Zwecke beytragen. Ein Gleichniß iſt deſto ſchöner, je mehr alles darinn Enthaltene zu beſſerer Schilderung der verglichenen Sache abzielt. Es kann uns alſo über das Weſen der Schönheit, ſie ſey von welcher Art ſie wolle, kein Zweifel mehr übrig bleiben.

Dieſe Erklärung verſchafft uns ſichere Grundſätze, die verſchiedenen Arten des Schönen mit einander zu vergleichen. Denn man ſieht, je mehr ein Gegenſtand der Mannichfaltigkeit in der Einheit fähig iſt, deſto mehr iſt er auch der Schönheit fähig. Ein bloßes Gleichniß muß alſo in ſeiner Art weniger ſchön ſeyn, als eine Alle-

gorie; ein dramatiſches Gedicht weniger als ein epiſches; eine gewonnene Schlacht gegen einen wohlgeübten und erfahrnen Feind ſchöner, als eine kleine Unternehmung, die wenig Umſtände und Vorſicht erfordert. Ein ganzes Syſtem hat weit mehr Schönheit, als ein einzeler Satz. Und da bey keiner menſchlichen Verrichtung eine größere Anzahl von Dingen zur Einheit verbunden wird, als bey der Errichtung und Beherrſchung der Staaten, bey kriegeriſchen Unternehmungen, bey groſſen politiſchen Entwürfen; ſo wird auch nichts unter geſitteten Völkern ſo ſehr bewundert, als groſſe Thaten dieſer Art, weil ſich eben in ihnen die größten intellektuellen Schönheiten finden. Deßwegen verdienen und erhalten auch die Geſetzgeber, die Feldherren, die Diener des Staats den erſten Rang in der Hochachtung derer, die Talente zu ſchätzen wiſſen. Aus gleicher Urſache ſind die Homere und Virgile über die Sophokles und Horaze; und ein hiſtoriſches Gemälde wird höher geſchätzt, als ein Bildniß. Wiederum finden ſich aus gleicher Urſache die größten intellektuellen Schönheiten in den Werken der Natur. Da jedes derſelben mit einer unendlichen Menge anderer und dadurch mit dem ganzen All verbunden iſt: welche unendliche Mannichfaltigkeit von Regeln hat nicht müſſen beobachtet werden, um dieſe wundernswürdige Harmonie unter allen den Werken der Natur hervorzubringen? Kann wohl der ſchönſte Entwurf, von dem größten Genie erſonnen, und mit der vollkommenſten Klugheit ausgeführt, mit dem geringſten Naturwerke an Schönheit verglichen werden? Doch ich bleibe allzulange bey beſondern Beyſpielen ſtehen.

Ich habe zum Beweiſe des Satzes genug geſagt: daß die Schönheit der bloß intellektuellen Gegenſtände mit der Schönheit der äußern, die für Sinne und Einbildungskraft gehören, gerade in einerley Urſachen liegt. Eben die Eigenſchaften, um derentwillen wir ein ſchönes

Ge-

Gebäude, eine schöne Landschaft, ein schönes Gedicht bewundern, wirkt auch das Vergnügen, das uns ein schöner Lehrsatz oder eine schöne Handlung macht. Und wenn wir über das, was bey dem Genusse dieses Vergnügens in uns vorgeht, nachdenken, so finden wir, daß es ein und derselbige Instinkt ist, der in uns die Leidenschaft für die Dichtkunst, die Geometrie, die Kriegskunst, oder kurz, für alle die Künste erregt, bey denen es feste Grundsätze und wissenschaftliche Regeln giebt. Diese Beobachtung selbst giebt uns das größte Beyspiel von Schönheit in dem unvergleichlichen Kunststücke der Natur, da sie durch einerley allen Menschen eingepflanzten Trieb eine so wunderbare Mannichfaltigkeit von Geschmack, Neigungen und Charakteren in den einzelen Gliedern des menschlichen Geschlechts hervorbringt, und aus dem ganzen Geschlecht ein so harmonisch abgeändertes Ganze macht. Die Natur braucht einerley Form, wenn ich mich so ausdrücken darf, um bald einen **Alexander**, bald einen **Homer**, bald einen **Archimedes**, kurz um die ganze Mannichfaltigkeit von verschiedenen Genies zu bilden. Der Grundtrieb ist so sehr einfach, und bringt doch in jedem Menschen so mannichfaltiges Vergnügen hervor, daß es ihn unzählige Jahrhunderte hindurch aufs angenehmste unterhalten könnte.

Nachdem ich gezeigt habe, worinn das Schöne besteht, so bin ich nun auch im Stande, die **Art und Weise zu erklären, wie es die angenehme Empfindung in der Seele hervorbringt.** Was ich schon in dem ersten Abschnitte von dem Ursprunge dieser Empfindung im Allgemeinen gesagt habe, bahnt mir zur Auflösung dieser besondern Aufgabe den Weg. Ich habe dort bewiesen, daß die angenehme Empfindung ihren Ursprung aus der Lebhaftigkeit nimmt, womit der Geist sich einer Menge von Ideen bemächtigt, die sich ihm auf einmal darstellen, und wovon er merkt, daß er sie wird entwickeln können. Diese allgemeine Erklärung vor-

ausgesetzt, ist es nun leicht zu zeigen, daß jeder für schön erkannte Gegenstand die Kraft hat, diese Lebhaftigkeit im Geiste rege zu machen. Ein dergleichen Gegenstand stellt eine Menge von Ideen auf einmal dar, die durch das Band der Einheit so miteinander verbunden sind, daß der Geist dadurch im Stande ist, sie zu entwickeln, und alles verschiedne, das in diesem Gegenstande liegt, auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurückzuführen. Die Seele, indem sie diese Menge von zusammen verbundnen Ideen wahrnimmt, die sie leicht entwickeln kann, sobald sie nur ihre Aufmerksamkeit darauf richten will, betrachtet den Gegenstand, wenn ich so reden darf, als eine Beute, die ihren wesentlichen Geschmack befriediget und stürzt mit voller Begierde darauf zu. Dieß ist der Ursprung von dem Vergnügen, das die Betrachtung der Schönheit erweckt. Ein Beyspiel wird meinen Gedanken in ein größeres Licht setzen.

Wir wollen annehmen, daß ein Mensch ohne alle astronomische Kentnisse den unermeßlichen Himmelsraum, der mit so unzähligen Fixsternen erfüllt ist, zum erstenmale ansehe. Die Menge Gegenstände von verschiedener Größe, die er hier sieht, wird ihn rühren; aber da die Idee, die er sich davon im Ganzen macht, sehr verwirrt ist, so wird der Eindruck dieses Anblicks in seiner Seele nicht lange dauren, weil er nichts darinn unterscheiden kann. Der Geist kann diese große Anzahl von Gegenständen nicht alle bearbeiten; seine Wirksamkeit wird also aufgehalten, und er wendet den Blick davon ab. Nun soll aber dieser Mensch plötzlich eben die Idee von der Welt erhalten, die ein großer Astronom hat; er soll dieses Chaos auseinander setzen können; statt unordentlicher Fixsterne soll ihm seine Einbildungskraft in jedem eine Sonne mit einem Planetensystem, und die Bewegung dieser Planeten immer ihrem Abstande vom Mittelpunkte proportionirt zeigen: so wird er von diesem Gedanken ganz unbeschreiblich entzückt seyn. Diese Vorstel-

ſtellung aber iſt von der erſten bloß dadurch verſchieden, daß in jener Verwirrung war, und in dieſer Ordnung iſt. Die Anzahl der Gegenſtände war in beyden Fällen gleichſam unendlich; alſo liegt der einzige Unterſchied in der Verbindung der Ideen. In der letzten Vorſtellung nämlich iſt bey der Mannichfaltigkeit auch Einheit; der Geiſt kann dieſe Ideen bearbeiten, und ſich mit Unterſuchung der im ganzen Syſteme herrſchenden Mannichfaltigkeit lange beſchäfftigen.

Hieraus erkennt man, daß das Schöne nicht anders Vergnügen erweckt, als vermittelſt des wirkſamen Principiums in der Seele, das die Quelle aller Veränderung iſt, die in unſerm Innerſten vorgeht. Einheit, Mannichfaltigkeit, Uebereinſtimmung der Theile, machen uns einen Gegenſtand nur inſoferne angenehm, als ſie auf die wirkſame Kraft der Seele eine vortheilhafte Beziehung haben. Nur dieſer urſprünglichen Kraft verdanken wir alles Vergnügen, das uns die Schönheit erweckt. Nur durch dieſen ſo einfachen Grundtrieb breitet die wohlthätige Natur ſo viele Annehmlichkeiten über unſer Leben aus. Eben dieſe Erklärung läßt ſich noch anders, und zwar ſo beweiſen: So oft eine verwirrte Idee deutlich wird, ſo muß nothwendig, nach den im erſten Abſchnitte ausgemachten Grundſätzen, die Seele Vergnügen darüber empfinden. Da nun jede Schönheit eine Menge beſonderer Ideen in ſich ſchließt, ſo ſtellt ſie uns ſo lange vom Ganzen eine verwirrte Idee vor, bis wir die Einheit, durch welche wir die Mannichfaltigkeit entwickeln können, gefunden haben; und alsdann wird die Idee des Ganzen, die bisher nur undeutlich geweſen war, deutlich. Es iſt damit, wie mit optiſchen Bildern, die man unter cylindriſche Spiegel legt. Sie ſcheinen groteske Figuren zu ſeyn, und man entdeckt nicht die geringſte Ordnung darinn, bis man den Spiegel in die Mitte ſtellt: alsdann aber nähern und vereinigen ſich die zerſtreuten Theile in dieſer Einheit, und was an-

fangs nur eine poſſenhafte Carricatur ſchien, erſcheint nunmehro als eine ſchöne Bildſäule. Was hier der Spiegel wirkt, das wirkt die Einheit im Schönen.

Die Richtigkeit dieſer Erklärung noch beſſer inne zu werden, darf man nur Acht geben, was bey Erblickung eines ſchönen Gegenſtandes in uns vorgeht. Er gefällt uns nie eher, als bis wir ihn für einen ſolchen erkennen; das heißt, bis wir das Mannichfaltige, was er in ſich ſchließt, entwickelt, und in einem Mittelpunkte vereinigt haben. Ein Unwiſſender, der ein ſchönes Stück Baukunſt aufmerkſam anſieht, erblickt darinn alles, was der Kenner darinnen erblickt, mit dem Unterſchiede, daß die Idee, die er vom Ganzen hat, dunkel iſt. Er findet eben deßwegen nicht viel Vergnügen daran. Aber nun lehre man ihn die Regeln der Baukunſt, man lehre ihn die Reize der Verhältniſſe kennen, die ihm alles Beſondere in der Idee vom ganzen Werke entwickeln helfen: und ſogleich wird er eine Sache, die er vorher nur gleichgültig betrachtet hatte, zu bewundern anfangen.

Eben aus dieſer Urſache, gefallen und rühren uns auch die Werke des Geſchmacks, die wahrhaftig ſchön ſind, um deſto mehr, je mehr Leichtigkeit darinn herrſcht. Wenn die Verbindungen der Theile natürlich ſind, ohne daß man etwas Gezwungenes darinn gewahr wird, ſo iſt es leicht den Zuſammenhang aller Theile zu entdecken: Stücke von dieſer Art rühren außerordentlich, und haben das Vorrecht, ſelbſt denen, die von dieſen Arten der Schönheit eben nicht die feinſten Kenner ſind, zu gefallen. Aber es iſt auch gewiß, daß dergleichen Stücke, wo die Natur ſelbſt alle Verbindungen ſcheint gemacht zu haben, ſehr ſelten ſind, und nur von den Händen der geſchickteſten Meiſter kommen.

Ich kann mich nicht enthalten, dieſes durch eine Anmerkung zu erläutern, die Plutarch über die Thaten des Timoleons macht. Nachdem er erinnert hat, daß dieſer große Mann nichts gethan, was im Grunde die großen Tha-

ten

ten einiger andern griechiſchen Feldherren, als des Epaminondas und des Ageſilaus übertrâfe, ſo fährt er fort: „Es wäre gleichwohl in den Thaten des korinthiſchen „Feldherrn ſo etwas leichtes, welches ihnen eine aus„nehmende Anmuth gäbe und ſie über die Thaten aller „andern hinaus ſezte:„ worauf er noch den ſcharfſinnigen Gedanken hinzufügt: „Gleichwie die Gedichte des Anti„machus und die Bildniſſe des Dyonis, bey aller ih„rer Kraft und allem ihrem Feuer, ſogleich verrathen, „daß ſie mühſam gearbeitet ſind; im Gegentheil die Ge„mälde des Nikomachus und die Verſe des Homer, „bey aller ihrer großen Vollkommenheit und Anmuth, „noch eine unſchätzbare Leichtigkeit und Ungezwungenheit „zum Vorzuge haben, die durchaus keine Mühe und Ar„beit verräth: eben ſo verhält es ſich auch mit des Epa„minondas und Ageſilaus Thaten, gegen des Ti„moleons Thaten verglichen. Jenen merkt man es „an, daß ſie mit Mühe und unzähligen Schwierigkei„ten verrichtet worden; an dieſen hingegen ſieht man im„mer die Schönheit mit einer glücklichen Freyheit und „ungemeinen Leichtigkeit verbunden.“ *)

Dieſe Anmerkungen ſcheinen von meinem Hauptzwecke etwas entfernt zu ſeyn; aber ich halte ſie doch nicht für überflüſſig, weil ſie meine Entdeckung von den Wirkungen der Schönheit erläutern und beſtätigen. Ich habe nur noch eine oder zwo hinzuzuſetzen, um einigen Zweifeln, die man gegen meine Theorie erregen könnte, zuvor zu kommen. Ich will ſie aber mit aller möglichen Kürze vortragen.

Es giebt Schönheiten, die, außer den umſtändlich erklärten Eigenſchaften, wodurch ſie uns gefallen, noch etwas beſonders an ſich haben, welches das Vergnügen, das ſie erwecken, vermehrt. Dergleichen hat eine ſchöne Handlung **) für den, der ſie ausübt, und eine ſchö-

*) Plutarch im Leben Timoleons.

**) Wenn ich in dieſem Abſchnitte von ſchönen Handlungen

ne Aufgabe für den, der sie auflöst. Das Vergnügen rührt nicht allein von der Betrachtung, sondern auch von dem glücklichen Erfolge her; und dieß letztere Vergnügen ist völlig von demjenigen verschieden, welches die Schönheit an sich selbst erweckt, ob es gleich mit diesem aus einerley Quelle fließt. In der That thut man beym Handlen, wie beym Betrachten, weiter nichts, als daß man Begriffe hervorbringt: nur mit dem Unterschiede, daß die im letztern Fall hervorgebrachten Ideen, gleich Schatten durch die Seele gehen, ohne fast die geringste Spur zurückzulassen; dahingegen bey dem Handeln, in diesem Sinne genommen, die hervorgebrachten Ideen außer uns selbst eine Wirklichkeit zu erhalten scheinen, und wir gewissermaßen die Schöpfer derselben sind. Es ist also leicht einzusehen, daß eine Handlung, eine ganze Unternehmung, die Auflösung einer Aufgabe stärker zur Hervorbringung der angenehmen Empfindung auf uns wirken muß, als die bloße Betrachtung. Ich komme hier wieder zu der Anmerkung zurück, die mich zu dieser kleinen Ausschweifung veranlaßt hat. Eine Sache kann uns durch mehr als eine Eigenschaft eine angenehme Empfindung erwecken, obgleich zuletzt alles auf die einzige Quelle alles Vergnügens, die Thätigkeit der Seele, ankömmt.

Ich könnte von dieser Zusammenkunft verschiedener Ursachen zur Erregung einer angenehmen Empfindung kein merkwürdigers Beyspiel anführen, als die stärkste und angenehmste von allen Leidenschaften, die Liebe. Die Schönheit, die diese Leidenschaft erweckt, erhält ihre Stärke von mehr als Einer Eigenschaft. So, wie Plato nicht ganz ohne Grund zwo verschiedene Arten der Liebe unterschied, die niedrige unruhige und irrdische und

gen rede, so unterscheide ich sie von guten Handlungen. Diese haben eine moralische Schönheit, davon ich unten reden werde.

und die edlere, ja sogar göttliche Liebe; so können auch wir von der Schönheit, die beyderley Liebe erregt, behaupten, daß sie aus sehr verschiedenen Arten zusammengesetzt ist. In der That mischt sich, außer der eigentlich sogenannten Schönheit, noch viel mehr moralische Schönheit in die Idee einer schönen Person. Indem sie uns nun zugleich auch das größte sinnliche Vergnügen anbeut, und sich die Begierde nach dem Genusse mit der Idee aller Arten von moralischen Vergnügungen, und der eigentlich sogenannten Schönheit vereinigt: so erweckt sie in uns diese starke Leidenschaft, die wir Liebe nennen; eine Leidenschaft, wobey sich Sinne, Herz, Einbildungskraft und Verstand vereinigen, und uns unzählige Güter versprechen. Ist es denn zu verwundern, daß ihre Wirkung auf uns so erstaunlich ist?

Man könnte gegen meine Theorie des Schönen noch einen Einwurf machen, den ich nicht aus der Acht lassen darf. Man siehet täglich, daß gewisse Dinge einigen sehr gefallen, die doch andern unerträglich scheinen. Diese Verschiedenheit des Geschmacks erstreckt sich auf alle Arten der Schönheit. Der eine bewundert einen Lehrsatz, der dem andern nur ganz mittelmäßig vorkömmt; der ein Gemälde, eine Beschreibung, ein Gleichniß, die dem andern gar nichts besonders dünken. Der eine findet eine Person so unangenehm, daß er ihr gern aus dem Wege geht, und der andere will vor Verlangen nach ihr fast verschmachten. Wenn nun aber die Schönheit eine beständige und unveränderliche Eigenschaft ist, und unser Geist einen nothwendigen Hang hat, sich von jeder Art der Schönheit rühren zu lassen; wie will man denn diese große Verschiedenheit des Geschmacks erklären? Ich antworte hierauf: Da jede Art der Schönheit unendlicher Grade fähig ist, so kann ein Gegenstand, der an und für sich wirklich schön ist, in Vergleichung mit einem andern nur wenig Schönheit haben. Wenn man aber schon gewohnt ist, nur Gegenstände von einem gewis-

wiſſen Grade der Schönheit zu ſehen, ſo gewöhnt man ſich nach und nach, dieſen bekannten Grad der Schönheit für das Maaß aller Schönheit überhaupt zu nehmen: und wenn man denn nachher Schönheiten von geringerm Grade mit dieſem Maaßſtabe mißt, ſo findet man freylich nicht das darinn, was man zu ſuchen gewohnt iſt; der Geiſt kann nicht die Ideen hervorbringen, die ihm ſchon geläufig geworden; er empfindet darüber nothwendig Mißvergnügen, und dann iſt der Schluß ſo leicht, daß dieſer und jener Gegenſtand gar keine Schönheit habe, da es doch nur heiſſen ſollte, er ſey weit weniger ſchön, als ein gewiſſer anderer Gegenſtand. Ein Europäer, der in einer großen Stadt erzogen iſt, wo das weibliche Geſchlecht mit ſeiner natürlichen Schönheit noch alle Annehmlichkeiten der Lebensart und des Putzes verbindet, findet freylich, wenn er die Küſten von Afrika betritt, das dortige Frauenzimmer häßlich und ekelhaft; gleichwohl ſind ſie es nur Vergleichungsweiſe, denn wirklich ſind ſie für alle diejenigen ſchön, denen die Gewohnheit nicht einen höhern Grad von Schönheit zum Maaßſtabe aller Schönheit überhaupt gegeben hat. Dieſe Anmerkung läßt ſich auf alle Arten von Schönheit anwenden, und die Anwendung iſt ſo leicht, daß es überflüſſig wäre, ſich länger dabey aufzuhalten.

Ich habe die Art und Weiſe erklärt, wie das Schöne die angenehme Empfindung in uns hervorbringt; durch eben die Grundſätze läßt ſich auch die gegenſeitige Wirkung der entgegenſtehenden Eigenſchaft der Häßlichkeit und der Unordnung erklären, ohne daß ich mich weitläuftig darüber einlaſſen dürfte. Die Häßlichkeit entſteht vornehmlich aus dem Widerſpruche der Theile, die ein Ganzes ausmachen. Nicht allein vermißt man darinn die Verbindung und Uebereinſtimmung, welche in der Schönheit die Theile zur Bildung eines regelmäßigen Ganzen vereinigt, ſondern die Wirkung des einen

Theils

Theils zerſtört auch die Wirkung des andern. Die beyden Haupturſachen, wodurch dieſe Gegenſtände unangenehm werden, ſind folgende.

Zuerſt iſt unſer Geiſt ſeiner Natur nach geneigt, alles, was er in einem Gegenſtande antrifft, zu entwickeln. Sobald aber unter den Theilen eines Ganzen Unordnung herrſcht, ſo hindert ihn das, ſeiner Neigung zu folgen; er verwirrt ſich in dieſer Unordnung, ſeine Wirkſamkeit wird aufgehalten; und die Urſache davon, wie ich es weitläuftig in dem erſten Abſchnitte dieſer Unterſuchungen bewieſen habe, muß ihm nothwendig mißfallen. Ich ſetze zu dieſer erſten Urſache eine andere hinzu, die noch ſtärker iſt.

Denn zweytens gewöhnt uns die Betrachtung des Schönen, von welcher Art es immer ſeyn mag, an eine gewiſſe Denkungsart, die die Grundlage unſers Geſchmackes iſt. Wer z. B. ſeit langer Zeit nichts als ſehr ſchöne Gemälde geſehen hat, wie die vom **Watteau** oder vom **Wowermann**, der gewöhnt ſich nach und nach, an keinen andern Grad von Schönheit, als den er in dieſen bekannten Gegenſtänden erblickt, zu denken; er vergißt, ſo zu ſagen, daß es noch andre giebt, und mithin nimmt er dieſen Grad zum Maaßſtabe oder zur Einheit an. Sobald ihm ein Gemälde vorkömmt, ſo ſucht er darinn die Ausführung derjenigen Regeln, die er in den ſchönen Gemälden, deren Anblick ihm gewöhnlich geworden, beobachtet hat; ſein Geiſt hat nun einmal ſchon einen beſtimmten Hang, die Ideen nur auf eine gewiſſe Art zu entwickeln. Erlaubt ihm nun dieſes der vorhabende Gegenſtand nicht, ſo wird die Ordnung ſeiner Ideen dadurch geſtört, und das muß ihm denn nothwendig eine ſehr unangenehme Empfindung erwecken, eben als wenn er bey Ausführung eines Entwurfs, woran ihm beſonders gelegen wäre, unüberſteigliche Hinderniſſe fände: und je mehr man einer gewiſſen Art des Schönen ergeben, das heißt, je beſtimmter und feſter der Geſchmack iſt, deſto

ſto ſtärker iſt die unangenehme Empfindung. Dieß ſind, glaube ich, hinlängliche Gründe zur Erklärung der Wirkung, die der Anblick des Häßlichen in uns hervorbringt.

Ich ſchließe mit einigen allgemeinen Betrachtungen, die als Folgen aus dieſer Theorie fließen, um von dem Nutzen, der ſich aus ſolchen Unterſuchungen ziehen läßt, eine Probe zu geben. Denn ich weiß, daß es Leute giebt, die ſie mit Gewalt lächerlich machen wollen, und behaupten, es ſey genug, allerley Vergnügungen mit Auswahl und Mäßigung zu genießen, ohne ſich lange um ihre Urſachen zu bekümmern. Aber ſollte man wohl den Urſprung und die Natur der Vergnügungen wiſſen können ohne Nutzen davon zu ziehen? Ich hoffe, in der Folge dieſer Unterſuchung im Stande zu ſeyn, den großen Vortheil von einer genauen Theorie des Vergnügens zu zeigen. Hier ſind indeſſen einige Betrachtungen, die es ſchon vorläufig werden glaublich machen.

Ich habe bewieſen, daß ſich die Wirkung des Schönen auf die Natur der Seele und die Natur der Gegenſtände gründet: daraus folgt, daß die Beziehung, welche die Schönheit auf den Geiſt hat, nothwendig und mithin unveränderlich iſt. Nur eine einzige Bedingung wird erfordert, wenn das Schöne ſeine Wirkung thun ſoll; man muß es kennen und um es zu kennen, muß man in der Gattung, zu welcher es gehört, einigermaaßen bewandert ſeyn, weil man ſonſt, wie oben bewieſen worden, nicht gleich im Stande iſt, das Schöne an einem Gegenſtande zu faſſen. Wenn demnach alle Menſchen einerley Kenntniſſe hätten, ſo würden auch alle einerley Geſchmack haben, und es würde über das, was ſchön oder nicht ſchön iſt, keine Streitigkeiten mehr geben. Zwey große Meiſter in der Malerey werden niemals, in Abſicht auf Gemälde, verſchiedner Meynung ſeyn, wenn ſie nur aufrichtig damit herausgehen. Alſo nur aus der Verſchiedenheit der Kenntniſſe und der

Ein-

Einsicht entstehet die Verschiedenheit des Geschmacks. Jede Gattung des Schönen hat, so zu reden, ihre Wissenschaft für sich; und diese muß man studirt haben, wenn man richtig über sie urtheilen soll. Nur die Vernachläßigung dieser Regel, und das unwissende Urtheilen über Alles, verursacht die widersprechenden Meynungen über alle Arten von Schönheit, die einige sogar auf den falschen Gedanken gebracht haben, als wenn Schönheit und Geschmack etwas ganz Willkührliches wären. Das führt denn oft noch weiter zu einem allgemeinen Scepticismus, da man mit eben so viel Dreustigkeit als Unwissenheit den menschlichen Kenntnissen alle Gewißheit abspricht. Die Verschiedenheit des Geschmacks findet nur bey Unwissenden und Halbkennern statt; so wie der Scepticismus nur die verführt, die keine recht gründliche Wissenschaft der Vernunftlehre haben.

Diese Anmerkung führt natürlicher Weise zu einer andern; nämlich, daß der **Geschmack eine nothwendige Folge der Erkenntniß und Einsicht ist.** Je mehr man seine Kenntniß erweitert, desto mehr muß man auch das Schöne unter den verschiedenen Gestalten, darinn es sich gerne verbirgt, empfinden lernen. Wer sich nur auf eine einzige Wissenschaft, auf eine einzige Beschäfftigung einschränkt, der verachtet insgemein alle andern, weil er von den Schönheiten, die sie enthalten, nicht die mindeste Einsicht hat. So ist nichts gewöhnlicher, als daß ein Soldat, der nur sein Kriegshandwerk versteht, diejenigen, die ihr Vergnügen in den Wissenschaften suchen, verachtet, und ein Pedant diejenigen, die es in andern Wissenschaften, als in der seinigen, suchen.

Will man also die Zahl seiner Vergnügungen und Ergötzlichkeiten vermehren, so fange man damit an, daß man seine Einsicht schärfe und seine Kenntnisse ausbreite. Man suche das Schöne überall, und man wird es überall finden. Es ist unmöglich etwas Neues zu

lernen,

lernen, ohne sich zugleich eine neue Quelle des Vergnügens zu eröfnen. Jede Beschäfftigung, jede Lebensart ist für die, denen es darinn glückt, ein unfehlbarer Grund zum Vergnügen; denn bey jeder finden sich allgemeine Grundsätze, Lehrsätze, Aufgaben, die einer intellektuellen Schönheit fähig sind. Der Handwerker, der Kaufmann, der Mechanikus, der Bauer, der Gelehrte, der Kriegsmann; alle die treiben ein Geschäfft, das, wenn sie es nur recht verstehen, ihnen viel Vergnügen gewähren kann. Wäre es einem einzigen Menschen möglich, alle verschiedenen Lebensarten in sich zu vereinigen, so würde er auch alle die verschiednen Vergnügungen in sich vereinigen, die unter dieselben zerstreut sind.

Von allen den Maximen, die ich aus diesen Anmerkungen ziehen könnte, will ich nur einer einzigen Erwähnung thun. Man bestrebe sich aus aller Macht, seine Kunst, sie sey welche sie wolle, recht gut zu verstehen; denn nicht allein vermehrt man dadurch seine Fähigkeit zum Vergnügen, sondern man erspart sich auch durch seine Geschicklichkeit manchen Verdruß und manchen Kummer, der bey einer Arbeit, die nicht gelingt, unvermeidlich ist. Was man von der Tugend sagt, daß sie sich selbst belohnt, das kann man auch von der Geschicklichkeit sagen: sie belohnt die, welche sie besitzen, durch sich selbst, indem sie ihnen unmittelbar eine große Menge Vergnügungen verschafft, die sie ohne sie niemals würden gekannt haben. Ich bewundre hierinn die unnachahmliche Einrichtung der Natur, vermöge welcher das besondere Interesse mit dem allgemeinen aufs genauste verbunden ist. Der geschickte und der tugendhafte Mann ist für das gemeine Wesen der nützlichste und zugleich ist er der glücklichste für sich selbst.

Die Erkenntniß der Schönheiten der Einbildungskraft und des Verstandes, wovon in diesem Abschnitte die Rede ist, setzen, wenn sie sollen empfunden werden, einige Kenntnisse, und einen gewissen Grad der Uebung

in

in der Kunſt zu ſchließen voraus. Der groſſe Hauſe, der dieſe beyden Eigenſchaften eben nicht in dem vorzüglichſten Grade beſitzt, kann alſo von den Schätzen, die das weite Reich der Wahrheit und der Natur in ſich ſchließt, nur wenig Nutzen ziehen. Er ergiebt ſich den Vergnügungen der Sinne, die für ſeine Fähigkeit mehr gemacht ſind, und hat faſt keinen Begriff davon, daß es noch andere geben ſollte. Die Völker, bey welchen die Unwiſſenheit allgemein iſt, ſind dieſer höhern Vergnügungen gänzlich beraubt; nur die geſitteten und aufgeklärten ſchwimmen, ſo zu reden, in einem Meere von Vergnügungen umher, deren ſie für alle ihre Fähigkeiten, die intellektuellen ſowohl als die ſinnlichen, finden. Jener alte Weltweiſe hatte alſo ſehr Recht, den Göttern zu danken, daß ſie ihn vielmehr zum Griechen als zum Barbaren, und vielmehr zum Athenienſer, als zum Bürger irgend einer andern griechiſchen Stadt gemacht hätten. Denn weil die Athenienſer damals unter allen übrigen Griechen die meiſten Kenntniſſe hatten, ſo genoſſen ſie auch vor allen übrigen Griechen die meiſten Vergnügungen.

Wie viel verdanken wir alſo nicht den groſſen Männern, den Freunden des menſchlichen Geſchlechts, die die Völker geſittet gemacht! wie viel den Erfindern der Künſte und Wiſſenſchaften, und denen, die durch unabläßige Arbeit und ſaure Nachtwachen ſie immer mehr bereichern, und zur Vollkommenheit bringen! Wie viel ehrerbietigen Dank ſind wir den wohlthätigen Beherrſchern, den Vätern der Völker ſchuldig, die ihre Gröſſe vorzüglich auch dazu anwenden, daß ſie die Nationen erleuchten, Künſte und Wiſſenſchaften in Flor bringen, und dadurch neue unerſchöpfliche Quellen der Schönheit und des Vergnügens eröffnen.

Ich habe geſagt, daß jede Wiſſenſchaft und jede Lebensart demjenigen, der ſie wohl inne hat und treibt, Vergnügen verſchaffen kann. Man muß aber daraus

nicht schlieſſen, als wenn sie nun alle gleich würdig wären, daß man sich ihnen widmete; denn sie sind, ihrem Werthe nach, sehr verschieden. Es giebt gewisse Kenntnisse und Künste, die fast keinen andern Nutzen haben, als daß sie dem, der sie treibt, unmittelbar Vergnügen geben. Dergleichen sind einige abstrakte spekulative Wissenschaften, die an sich in der That angenehm sind, aber mit unsern übrigen Bedürfnissen weiter in keiner Verbindung stehen. Es giebt andre, die ausser den Vergnügungen, die sie unmittelbar gewähren, noch viele andre verschaffen. Dergleichen sind die Beschäfftigungen die, über den unmittelbaren Genuß, noch Ehre, Ruhm, Vermögen, und was das vornehmste ist, den Dank des Publikums zur Belohnung haben; und in diesen Fällen werden die unmittelbaren Vergnügungen von den mittelbaren sehr weit übertroffen. Es giebt endlich auch solche, die zwar den, der sie treibt, unmittelbar vergnügen; aber auch zugleich ihm selbst oder andern schädlich werden. Dem Weisen kömmt es zu, alle diese Arten nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, und wenn die Wahl ihm frey steht, diejenige vorzuziehen, die in jeder Absicht die vortheilhafteste ist.

Untersuchung

über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Dritter Abschnitt.

Von den Vergnügungen der Sinne.

Wenn sich der Mensch zum Geschlechte der Thiere rechnen, und in vieler Absicht die unvernünftigen Thiere als seines Gleichen betrachten muß; so kann

er

er doch auch in mancher andern Absicht seinen wahren Adel und Vorzug beweisen, die ihm auf einen höhern Rang ein gegründetes Recht geben.

Alle Werke der Natur, vom Steine an bis zum Menschen, sind eben so viel Werkzeuge, deren sich der Urheber der Natur zur Ausführung seiner Absichten bedient. Vergebens würde unser Stolz sich von dieser allgemeinen Bestimmung aller endlichen Wesen ausschließen wollen; auch wider Willen lehren uns unzählige Fälle und Begebenheiten erkennen, daß wir mit allem Genie, aller Einsicht und seinen Politik, nur Werkzeug, und beynahe nur blindes Werkzeug einer höhern Macht sind, der wir uns nur umsonst würden entziehen wollen.

Was aber den Menschen im Dienste der Natur über seine Mitgenossen erhebt, ist dieß: daß alle übrigen ganz blinde Werkzeuge sind, da es hingegen ihm zuweilen erlaubt ist, die geheimen Triebfedern, wodurch ihn die Natur in Thätigkeit setzt, zu erkennen und sich ihrer sogar zu seinem eignen Vortheile zu bedienen, indem er die Vorschrift eines höhern Gesetzes ausrichtet. Wenn auch dieß nicht allemal möglich wäre, so hat er doch Einsicht genug, um die immer weisen und guten Zwecke der Natur einzusehen, und großmüthiger Weise auch dann mit Freuden dazu mit zu wirken, wenn es ihm keinen andern Vortheil, als das Vergnügen gewährt, zum allgemeinen Interesse einen freywilligen Beytrag gethan zu haben.

Je mehr ein Mensch seine Fähigkeiten kennt, die nur eben so viel Triebfedern sind, wodurch ihn die Natur hat in Thätigkeit setzen wollen; desto mehr kann er sich solche, so zu sagen, eigen machen und sie zu seinem Vortheile anwenden. Einige Philosophen haben angemerkt, daß wir nur insoferne frey sind, als wir unsre Fähigkeiten kennen, und uns zu Meistern darüber machen; lassen wir dieses aus der Acht, so sind wir von den unvernünftigen Thieren fast in nichts unterschieden.

Demnach kann ſich ein Weltweiſer nicht edler als mit der Unterſuchung aller dieſer Triebfedern beſchäfftigen; denn nur hierdurch entlediget ſich der Menſch der Knechtſchaft der Natur und wird zu einem freyen Weltbürger. Ueberdieß können ihm dieſe Unterſuchungen auch erhabne Geſinnungen einflößen. Denn nur mit der völligen Ueberzeugung, daß ihm alle ſeine Kräfte zu weiſen und guten Abſichten gegeben ſind, unterwirft er ſich willig den Befehlen der Natur, und arbeitet mit Vergnügen an der Erhöhung und guten Anwendung ſeiner Fähigkeiten.

Dieſe vorläufigen Betrachtungen ſind hinlänglich, Unterſuchungen über den Urſprung und die Natur unſrer Fähigkeiten, die man ſonſt für unnütz halten könnte, zu rechtfertigen. Einen Theil meiner Unterſuchungen über dieſe Materie habe ich bereits vorgetragen. Zuerſt habe ich den allgemeinen Urſprung aller unſrer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, die durchgehends die Bewegungsgründe unſrer Handlungen ſind, zu entdecken geſucht. Nachher habe ich gezeigt, wie alle intellektuellen Vergnügungen, die aus der Betrachtung aller Arten von Schönheit entſtehen, aus der angezeigten Quelle ihren Urſprung nehmen.

Jetzt unternehme ich, den Urſprung und die Natur der Vergnügungen der Sinne zu unterſuchen; dieſer Vergnügungen, die bey den meiſten Menſchen die vornehmſten, und bey den unvernünftigen Thieren die einzigen Triebfedern ihrer Handlungen ſind.

Meine Abſicht bey dieſer Betrachtung iſt nicht, für die wollüſtigen Grundſätze der neuern Epikuräer eine Stütze, noch für die ſtrengen Lehrmeinungen der Stoiker eine Rechtfertigung zu finden. Ich unterſtehe mich zu ſagen, daß ich von allem ſektiriſchen Vorurtheile frey bin. Gleichwohl hoffe ich, daß mich dieſe Unterſuchung zu einigen Anmerkungen führen ſoll, die den Werth dieſer Vergnügungen zu beſtimmen dienen.

Da die Sinne die Werkzeuge der Vergnügungen ſind, von denen ich jetzt handeln will, ſo muß ich nothwendig damit anfangen, daß ich die Natur dieſer Werkzeuge erkläre. Wir wiſſen aus der Erfahrung, daß von allen in der Welt geſchehenden Veränderungen unſre Seele nur diejenigen empfinden kann, die gewiſſe Eindrücke auf dieſe Werkzeuge machen. Ob das Geſetz, das die Seele in ihren ſinnlichen Empfindungen den Bewegungen des Körpers unterwirft, eine nothwendige Folge von der Natur der Seele ſey, wie es faſt wahrſcheinlich iſt; oder ob es nur eine willkührliche Einrichtung des Urhebers der Natur ſey? das thut zu unſrer gegenwärtigen Unterſuchung nichts. Genug, daß wir von den Veränderungen in der Natur anders keine Kenntniſſe, als vermittelſt der Sinne haben. Was heißt aber eigentlich, ſinnlich empfinden? Wir pflegen zu ſagen, daß wir die Gegenſtände oder ihre Eigenſchaften, z. B. die Hitze, fühlen; daß wir jemand reden hören; daß wir die Sonne ſehen, daß wir ein gewiſſes Räuchwerk riechen. Will man ſich über die Bedeutung dieſer Wörter recht deutlich erklären, ſo werden ſie höchſtens ſo viel ſagen: Wir haben ſinnliche Empfindungen, das heißt, ſtarke und lebhafte Vorſtellungen von gewiſſen Dingen, die durch Bewegungen, welche ſie unſern ſinnlichen Werkzeugen eindrücken, ſolche in uns zu erwecken ſcheinen. Wir betrachten die Gegenſtände, die wir empfinden, als die Urſachen, die durch einen natürlichen Einfluß unſre Werkzeuge rühren; und wiederum betrachten wir die Eindrücke, die die Werkzeuge leiden, als die phyſiſche Urſache unſrer ſinnlichen Empfindungen. Nun mögen die Werkzeuge, nach der Meynung des Ariſtoteles, dieſe Empfindung wirklich verurſachen; oder ſie mögen ſie, nach dem Gedanken des Carteſius, bloß veranlaſſen; oder die Empfindungen mögen, nach Leibnitzens Syſtem, die Erſchütterungen der Werkzeuge, vermöge einer vorherbeſtimmten Harmonie, bloß begleiten: ſo kann

man ſie doch immer als die wirkenden Urſachen der ſinnlichen Empfindungen anſehen, weil alles vollkommen ſo erfolgt, als ob ſie es wirklich wären. Ich werde mich alſo durchgehends des Ausdrucks bedienen: daß die Eindrücke der ſinnlichen Werkzeuge die Empfindungen in der Seele erwecken oder hervorbringen; ohne deßwegen von den verſchiedenen Syſtemen, die man zur Erklärung des Bandes zwiſchen Seele und Körper erfunden hat, irgend eins entweder anzunehmen oder zu verwerfen.

Dieſes vorausgeſetzt, muß man in den Eindrücken, welche die Werkzeuge leiden, die Urſache, oder wenn man will, die Analogie, oder auch die Veranlaſſung der ſinnlichen Empfindungen der Seele ſuchen. Ich ſage alſo, daß jede ſolche Empfindung durch eine Bewegung der Nerven des Körpers verurſacht wird, und nehme zum Grundſatze an: daß die Seele ohne eine analogiſche Bewegung in den Nerven der Sinne keine ſinnlichen Empfindungen habe. Damit ich auch alle Dunkelheit von dieſem Grundſatze entferne, ſo erkläre ich mich noch über das Wort analogiſch. Es enthält zuerſt: daß die Lebhaftigkeit oder die Stärke der Empfindung in der Seele allzeit der Stärke der Bewegung in den Nerven proportionirt iſt; zweytens: daß, ſo mannichfaltig und zuſammengeſetzt dieſe Bewegung iſt, eben ſo mannichfaltig und zuſammengeſetzt auch die Empfindungen ſeyn müſſen, ſo, daß die geringſte Verſchiedenheit zwiſchen der einen und der andern Berührung eines Sinns auch zugleich eine proportionirte Verſchiedenheit in den Empfindungen der Seele hervorbringt.

Nach Vorausſchickung dieſes Grundſatzes bemerke ich, daß das Weſen der Sinne überhaupt, wie es durchgängig angenommen wird, in den Nerven beſteht. Die Sinne ſind weſentlich nicht anders, als durch die Empfindlichkeit und Lage der Nerven unterſchieden. Wie dieſe Nerven gewiſſen Bewegungen mehr oder weniger

aus-

ausgesetzt, mehr oder weniger dagegen empfindlich sind, machen sie auch die verschiedene Sinne aus. Ein sinnliches Werkzeug ist also nichts anders, als ein Gewebe von Nerven, die so gestellt sind, daß sie Eindrücke von denjenigen Materien empfangen können, die sie eben in die Art von Bewegung versetzen, welche zu der Empfindung erforderlich ist.

Jeder Sinn hat seine eigne schickliche Materie, welche die Nerven in das erforderliche Spiel setzt; denn nicht jede in den Nerven erregte Bewegung bringt sogleich eine sinnliche Empfindung hervor. Licht und Schall fallen auf den ganzen Körper, und müssen also in den Nerven der äußersten Theile des Körpers einige Bewegung erregen: gleichwohl werden nur diejenigen Nerven, die diesen Materien proportionirt sind, so davon erschüttert, daß eine Empfindung erfolgt. Die Schwingungen der Luft, die den Schall verursachen, schlagen nicht weniger an das Auge als an das Ohr an; aber das Auge giebt der Seele nichts davon zu empfinden: und hält man die Zunge gegen das Licht, so entsteht davon nicht die mindeste Empfindung, obgleich ihre Nerven unfehlbar davon gerührt werden müssen. Jede Art der Nerven verlangt also einen besondern Eindruck, und jede eine Materie, die diesen Eindruck hervorzubringen geschickt ist.

Diese für jede Art der Nerven schickliche Materien, geben mir einen Grund zur Eintheilung der Sinne. Ich nenne einen Nerven fein oder grob, nach dem es seine für ihn schickliche Materie ist; ob ich gleich darum nicht behaupten will, daß der Nerve an sich selbst von dieser Beschaffenheit sey. Die Gesichtsnerven sind in diesem Verstande die feinsten; weil die ihnen zusagende Materie des Lichts von allen, die unsre Werkzeuge merklich rühren, die feinste ist. Den zweyten Rang haben die Gehörnerven, denn nach der Lichtmaterie ist die Luft am feinsten; dann folgen Geruch und Geschmack, und end-

lich der Sinn des Gefühls, deſſen Nerven, in dieſem Verſtande genommen, die gröbſten ſind.

Die in den Nerven erregte Bewegung muß der Gewalt des Stoßes, den die Materie verurſacht, proportionirt ſeyn, und die Stärke der Empfindung wieder, nach dem erſten Grundſatze, der Stärke der Bewegung in den Nerven. Ich werde die Stärke der Empfindung im folgenden **Empfindlichkeit** oder **Lebhaftigkeit** nennen.

Wären wir im Stande, die verſchiedne Stärke der Bewegung in den verſchiednen Sinnen gegen einander abzumeſſen, ſo könnten wir auch genau die Proportion der Empfindlichkeit für jede Art von ſinnlicher Empfindung beſtimmen. Dieſe Proportion ſetzt zweyerley voraus; die Quantität der Materie, die den Sinn rührt, und ihre Geſchwindigkeit. Dieß iſt es, was ſich überhaupt von der Bewegung ſagen läßt, die in den Nernen vorgeht, und die Sache iſt wichtig genug, um ſie etwas genauer zu unterſuchen.

Die Wirkung der Materien auf unſre Werkzeuge ſcheint uns in einem fortzugehen; wir ſtellen ſie uns als eine Art von ununterbrochenem Druck vor. Ein Schall, z. B. ſcheint, ſo lange er dauert, die Nerven ohne alle Unterbrechung zu berühren. Aber aus zuverläßigen Unterſuchungen hat ſich ergeben, daß das, was uns ein Druck oder eine ununterbrochene Wirkung ſcheint, wirklich nur eine unterbrochene Folge von Stößen oder Schlägen iſt, die ſo geſchwinde hinter einander geſchehen, daß wir die Zwiſchenzeit nicht gewahr werden können. Denn wie das Auge die allzukleinen Entfernungen nicht unterſcheiden kann, ſondern zwey ſehr nah aneinander liegende Theilchen Materie, die ſich gleichwohl nicht berühren, als wirklich einander berührend vorſtellt; eben ſo kann auch das Ohr die kleinen Zwiſchenzeiten, ſobald ihre Dauer zu kurz iſt, nicht mehr bemerken. Und ob alſo gleich der Schall nur aus einer ſehr großen Anzahl von wiederholten

ten Schlägen oder Stößen beſteht, ſo ſcheint er uns doch eine ununterbrochen fortgehende Bewegung zu ſeyn.

Eben die Bewandniß hat es auch mit dem Lichte. Die Bewegung, welche die Augennerven empfangen, iſt nichts anders, als eine unendliche Anzahl von Stößen, die mit großer Schnelligkeit auf einander folgen.

In Abſicht der beyden Hauptſinne, des Geſichts und Gehörs, geſteht dieſes jedermann ein. In Abſicht der übrigen Sinne iſt es ſehr ſchwer, die Art und Weiſe, wie ſie von den ihnen zuſagenden Materien gerührt werden, recht zu beſtimmen. Nach aller Wahrſcheinlichkeit aber geſchieht es auf eben die Art, wie bey den beyden Hauptſinnen. Wie ſollte man auch die Wirkung riechender Materien oder der ſchmackhaften Säfte anders, als durch eine Folge mehrerer Berührungen erklären können? Ein einziges Theilchen, das nur einmal berührt, kann auch nur eine augenblickliche Empfindung erwecken; ſoll die Empfindung eine merkliche Dauer haben, ſo müſſen nothwendig wiederholte Eindrücke geſchehen. Man kann nicht ſagen, daß die Nerven eine zitternde Bewegung empfangen, die ſie eine merkliche Zeit behalten; denn die Nerven ſind weder geſpannte Seiten, noch ſteife Körper. Wären ſie das, ſo würde die Empfindung auch auf einen einzigen augenblicklichen Eindruck fortdauren, welches aber der Erfahrung zuwider iſt. So bald man das Auge ſchließt, oder das Ohr verſtopft, hören die Empfindungen auf; dahingegen ſie anhalten würden, wenn die Nerven irgend eine merkliche zitternde Bewegung hätten. *)

*) Dieſe Hypotheſe ſcheint durch eine ziemlich ſonderbare Erfahrung beſtätigt zu werden. Wenn man ein Stück Bley und ein Stück Silber ſo zuſammenlegt, daß die beyderley Ränder einerley Fläche machen, und man ſie dann auf die Zunge bringt, ſo hat man einen Geſchmack, der dem Geſchmacke des Eiſenvitriols ziemlich nahe kömmt, da doch

Auf diese Anmerkungen gründet sich mein zweyter allgemeiner Grundsatz, nämlich: daß jede ganze sinnliche Empfindung aus einer grosen Menge augenblicklicher Empfindungen zusammengesezt ist, die so schnell auf einander folgen, daß darüber die Augenblicke der Zeit, die zwischen zwey Schlägen verstreichen, nicht bemerkt werden.

Geht man nun von diesen beyden Grundsätzen aus, so scheint mir die Erklärung der Verschiedenheit in den sinnlichen Empfindungen und die Bestimmung der Eigenschaften, wodurch sie angenehm oder unangenehm, sanft oder schmerzhaft werden, keine Schwierigkeit mehr zu haben. Ich fange damit an, daß ich die Empfindungen in einfache und zusammengesetzte eintheile. Einfach nenne ich diejenigen, die durch wiederholte Eindrücke von gleicher Stärke, als z. B. durch einen eintönigen Schall oder eine einfache Farbe verursacht werden. Zusammengesetzt aber diejenigen, die verschiedne zugleich geschehende Eindrücke hervorbringen, als wenn man z. B. einen vielfachen Schall zu gleicher Zeit hört.

Bey den einfachen Empfindungen ist zweyerley zu unterscheiden; nämlich zuerst die augenblicklichen Eindrücke an sich selbst, und zweytens die Beschaffenheit ihrer Folge.

Da die augenblicklichen Eindrücke nur einfache Stöße sind, so läßt sich darinn nichts als der Grad der Bewegung unterscheiden, wodurch sie mehr oder weniger stark werden.

doch jedes dieser Stücke besonders nicht das Geringste von diesem Geschmacke hat. Es ist nicht wahrscheinlich, daß bey dieser Vereinigung beyder Metalle das eine oder das andre aufgelöst würde, und die aufgelösten Theilchen in die Zunge drängen. Man muß also schliessen, daß ihre Vereinigung in dem einen oder dem andern, oder in allen beyden eine zitternde Bewegung ihrer Theilchen wirkt, und diese Bewegung, die sich nothwendig den Nerven der Zunge mittheilen muß, den erwähnten Geschmack hervorbringt.

werden. Ich will die Empfindung, welche die Seele von einem augenblicklichen Eindrucke hat, ein Moment der Empfindung nennen. Dieſe Momente können durch nichts als durch ihre Stärke verſchieden ſeyn, und ſind alſo nur einfache, mehr oder weniger merkliche, Empfindungen.

Wir finden alſo auch nichts in ſolchen Momenten der Empfindung, das ſie angenehm oder unangenehm machen könnte, auſſer ihrer Lebhaftigkeit. Nun iſt es klar, daß es von den Umſtänden abhängt und nicht allgemein kann entſchieden werden, ob ſie bey dieſem oder jenem Grade derſelben angenehm oder unangenehm ſind? Wenn z. B. jemand ſich eine Zeitlang in einem Zuſtande ſchwacher Empfindungen befunden hat, ſo kann ihm ein ſtarker Eindruck nicht anders als unangenehm ſeyn; wie wenn man auf einmal durch ein groſſes Geräuſch erwecket wird. Dieſe ſtarke Empfindung, die plötzlich auf ſehr ſchwache folgt, iſt unangenehm; ſie würde es aber nicht geweſen ſeyn, wenn man gewacht hätte.

Die Momente können ſo ſtark ſeyn, daß ſie die Nerven, ſtatt ſie zu berühren, erſchüttern, und dann theilt ſich die Bewegung auch andern Nerven mit, und verbreitet ſich durch einen groſſen Theil des Körpers oder durch das ganze Nervenſyſtem. In dieſem Zuſtande fühlt die Seele eine unendliche Anzahl von Schlägen auf einmal, und ſieht ſich gleichſam von unzähligen Orten zugleich heftig angegriffen; woraus eine Verwirrung entſteht, die, wenn ſie ſehr ſtark wird, auch ſehr unangenehm iſt. Aus dieſem Grunde, dünkt mich, läßt ſichs erklären, warum alle zu ſtarken Empfindungen, ſelbſt die ſonſt angenehmen, verdrüßlich werden; denn man weiß, die heftigen Empfindungen haben alle etwas Unangenehmes.

Dieß führt mich auf eine andre Anmerkung, die mir ſehr richtig ſcheint, weil ſie diejenige Verſchiedenheit des Geſchmacks erklärt, die ihren Grund im Temperamente

hat

hat. Man weiß, daß ein Mensch von starkem Temperamente und großer Lebhaftigkeit gemeiniglich gegen die Vergnügungen der Sinne empfindlicher, als gegen die übrigen ist. Nimmt man nun an, daß der Unterschied der Temperamente in der größern oder geringern Empfindlichkeit der Nerven liegt, so läßt sich die Verschiedenheit des Geschmacks sehr natürlich aus den festgesetzten Grundsätzen erklären. Ein Mensch von starkem Temperamente empfindet alles weit lebhafter, als ein anderer; die Stärke der sinnlichen Empfindungen ist ihm durch die Gewohnheit natürlich geworden. Diese Lebhaftigkeit muß auf die Seele natürlicher Weise Einfluß haben, die also immer den lebhaftesten Vergnügungen, das heißt, den sinnlichen, vorzüglich ergeben seyn, und selbst in den übrigen nicht sinnlichen Vergnügungen mehr Lebhaftigkeit suchen wird, als ein Mensch von kühlerem Temperamente.

Diese einzige Betrachtung über die augenblicklichen Eindrücke giebt uns wieder Grundsätze an, die Sinne in Absicht der Lebhaftigkeit der Empfindungen, die sie erregen, unter einander zu vergleichen. Die Erfahrung lehrt uns, daß die Lebhaftigkeit derselben in der Proportion zunimmt, als die Nerven gröber sind. Das Gesicht bringt die schwächsten und das Gefühl die stärksten Empfindungen hervor; auch die übrigen Sinne erregen Empfindungen, die mit der groben Beschaffenheit ihrer Nerven oder der ihnen zusagenden Materien in Proportion stehen. Was ist doch das Vergnügen, das uns die Farben des Regenbogens machen, gegen dasjenige gerechnet, das uns die Harmonie erweckt? Und wie schwach ist doch das Vergnügen über das schönste Concert, in Vergleichung mit demjenigen, das ein weit gröberer Sinn verursacht? Die Vergnügungen der feinern Sinne gleichen hierinn einem sanften Zephyr, und die Vergnügungen des Gefühls einem ungestümen Winde, dem sich nur mühsam widerstehen läßt. Eben so

ist

iſt es auch mit der Lebhaftigkeit der unangenehmen Empfindungen. Weder das Auge noch das Ohr, noch die Geruchsnerven können jemals von einem Gegenſtande ſo verwundet werden, daß dadurch in der Seele eigentlicher Schmerz entſtünde; ſie können ſehr unangenehme Empfindungen oder einen ſtarken Abſcheu erwecken, aber Schmerzen kann allein der Sinn des Gefühls verurſachen. Die Urſache davon iſt handgreiflich. Die feinſten Sinne ſind die, deren Berührung durch ſolche feine Materien geſchieht, die ſchwache Eindrücke auf die Nerven machen können; und dieſe Eindrücke können mithin nur ſehr ſanfte Empfindungen hervorbringen. Wenn alſo die Geſichtsnerven völlig auf ähnliche Weiſe gerührt würden, als wie ein anderer Gegenſtand auf einen andern Sinn wirkt; ſo würde das Vergnügen oder Mißvergnügen, das man von dieſen beyden Eindrücken empfände, der Stärke der in den Nerven hervorgebrachten Bewegung proportionirt ſeyn. Wären wir nur im Stande die Maſſen der Materien jedes Sinns, und die Geſchwindigkeit ihres Stoßes anzugeben, ſo könnten wir auch die Proportionen von der Lebhaftigkeit der Empfindung, welche die Sinne erwecken, geometriſch beſtimmen. Man ſetze z. B. die ſpecifiſchen Maſſen des Lichts und des Schalls verhielten ſich wie m zu M, und ihre Geſchwindigkeit, wie V zu v; ſo würde ſich die Lebhaftigkeit des Geſichts zur Lebhaftigkeit des Gehörs, wie $V^2m : v^2M$ verhalten. *)

Wenn

*) Es wäre hier der Ort, wenn es nur die Zeit wäre, die Meynung einiger Philoſophen von der Geſchwindigkeit des Lichts zu widerlegen. Sie geben die Geſchwindigkeit der Fortpflanzung des Lichts als die abſolute Geſchwindigkeit jedes Theilchens an, und machen dadurch dieſe Geſchwindigkeit beynahe unendlich; ſo daß der Ausdruck V^2m viel größer ſeyn würde, als der andre v^2M. Daraus könnten ſie dann gegen meine Theorie einen Einwurf machen. Aber mit ein wenig Aufmerkſamkeit, deucht mich, muß man einſehen,

Wenn man dieſes wohl gefaßt hat, ſo wird man auch einſehen, daß ohnerachtet der vollkommnen Analogie zwiſchen Tönen und Farben, die Idee von einer Muſik fürs Auge ſehr unbedeutend iſt; weil doch immer die Wirkung einer ſolchen Muſik ohne alle Vergleichung ſchwächer ſeyn würde, als die Wirkung der wahren Muſik. Könnte man aber dieſe Idee auf die andern Sinne, den Geruch und den Geſchmack anwenden, und für dieſe eine Muſik erfinden; ſo bin ich überzeugt, daß die Wirkung derſelben auſſerordentlich ſeyn würde. Nichts würde dann leichter ſeyn, als die Menſchen alle Augenblick in die lebhafteſten Empfindungen zu verſetzen; aber freylich ſchickte ſich eine Aufgabe von dieſer Art eher für einen Sybariten, als für einen Philoſophen. Vielleicht genießen wir jetzt, ohne dieſe weitergeholten Erfindungen, gerade ſo viel Vergnügungen von den Sinnen, als nöthig iſt, uns in Thätigkeit zu ſetzen, und vielleicht würden wir die Vergnügungen einer höhern Art völlig aus den Augen verlieren, wenn wir jener Zahl oder Lebhaftigkeit noch vermehrten.

Ich gerathe hier noch auf eine andre Bemerkung über die Verſchiedenheit der Sinne, die mir ziemlich merkwürdig ſcheint. Diejenigen, welche die ſchwächſten Eindrücke auf die Seele machen, ſind eben die, die ſich dem Geiſtigen am meiſten nähern. Die bloß intellektuellen Ideen rühren weit weniger als die ſinnlichen Empfindungen; aber dafür ſind ſie auch deutlicher, und eben deßwegen iſt es auch leichter, ſich ihrer mit Hülfe des Gedächtniſſes wieder zu erinnern. Das Gedächtniß kann ſie uns

ſehen, daß ſich von der Geſchwindigkeit der Mittheilung der Bewegung kein Schluß auf die abſolute Geſchwindigkeit der Theilchen machen laſſe. Ich will zugeben, daß die Lichttheilchen das Auge mit mehr Geſchwindigkeit treffen, als die Lufttheilchen das Ohr; aber nicht, daß es in eben dem Verhältniſſe geſchehe, als zwiſchen der Fortpflanzung des Lichts und der Fortpflanzung des Schalles ſtatt findet.

uns tausendmal und immer wieder mit ihrer ursprünglichen Klarheit darstellen. Empfindungen von Farben rühren lebhafter als intellektuelle Ideen; aber die Einbildungskraft erneuert sie nicht so leicht, als die Ideen: und die erneuerten oder zweyten Empfindungen derselben, wenn ich sie so nennen darf, rühren viel weniger, als die ersten und wirklichen Empfindungen. Das Bild vom Regenbogen, das man sich in der Einbildung vormalt, macht in Vergleichung des wirklichen Regenbogens nur einen schwachen Eindruck. Und je tiefer man nun zu den niedrigen Sinnen herabsteigt, desto schwerer findet mans auch, sich durch die Einbildungskraft die vergangnen Empfindungen dieser gröbern Sinne wieder vorzustellen. Eines Tons erinnert man sich leichter, als eines Geruchs, und des Geschmacks einer gewissen Frucht leichter, als einer Empfindung des Gefühls. In der Sommerhitze ist es sehr schwer, sich das Frieren im Winter nur mit einiger Lebhaftigkeit zu gedenken, und der Unterschied zwischen dem Gedanken vom Frieren und dem wirklichen Frieren ist beynahe unendlich groß. Man erkennt hieraus, wie sich die Sinne nach und nach gleichsam erheben, um sich dem Geistigen, so viel als möglich, zu nähern. Es ist auch eine sehr weise Anordnung der Natur, daß sich die sinnlichen Vergnügungen durch die Einbildungskraft weniger, als die intellektuellen durchs Gedächtniß erneuern lassen, und die schwächern leichter als die lebhaftern zur Erinnerung kommen. Denn was könnte uns bewegen, uns zum Genusse intellektueller Vergnügungen geschickt zu machen, wenn es so leicht wäre, uns die sinnlichen Vergnügungen in so reichem Maaße und um einen so geringen Preiß zu verschaffen? Würde sich wohl der Mensch, ohne diese Dürftigkeit an sinnlichen Vergnügungen jemals merklich über die unvernünftigen Thiere erhoben haben? — Aber es ist Zeit, daß ich zu meinem eigentlichen Gegenstande wieder umkehre.

Alle bisher gemachte Anmerkungen sind aus der Betrachtung der Momente der Empfindungen und der feinern oder gröbern Beschaffenheit der Sinne gezogen. Diese Momente haben mir indessen nichts zur Erklärung der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit dieser Empfindungen geholfen; weil diese Eigenschaften nicht von der Stärke der Empfindung abhängen. Ich soll aber noch diejenige Verschiedenheit der Empfindungen untersuchen, die von der Folge der Momente herrührt; und vielleicht finde ich in dieser die Ursache des Angenehmen oder Unangenehmen. Diese Folge kann entweder einförmig oder mannichfaltig seyn. Einförmig nenne ich diejenige Empfindung, wo die Eindrücke, welche die Nerven empfangen, beydes in gleichen Intervallen und mit gleicher Stärke auf einander folgen, (wie z. B. bey den gleichzeitigen Schwingungen einer Saite). Mannichfaltig nenne ich diejenigen, wo die Eindrücke in ungleichen Zwischenzeiten auf einander folgen, oder wo zwar die Folge in Absicht der Zwischenzeiten gleichförmig, aber in Absicht der Stärke der Momente mannichfaltig ist.

Die einfachen und einförmigen Empfindungen können nur in der Geschwindigkeit der Folge verschieden seyn, die dann eine Verschiedenheit in den Empfindungen selbst verursacht. Wir wissen z. B. daß ein Ton höher und niedriger ist, nach dem die Schwingungen des tönenden Körpers mit mehr oder weniger Geschwindigkeit auf einander folgen. Ein Ton ist um eine ganze Oktave höher, als der andre, wenn in gleicher Zeit die Zahl der Schwingungen der einen Saite doppelt so groß ist, als die Zahl der Schwingungen der andern Saite; und aller Wahrscheinlichkeit nach hat Herr Euler Recht, auch die größere oder mindere Lebhaftigkeit der Farben aus der schnellern oder langsamern Folge der Schwingungen des Lichts herzuleiten.

Diese einförmigen Empfindungen müssen der Seele nothwendig angenehm seyn, eben deßwegen, weil sie regelmäßig sind. Zwar empfindet die Seele diese regelmäßige

mäßige Folge nur verwerren, aber doch empfindet sie sie nothwendiger Weise nach unserm ersten Grundsatze; und zwey verschiedne Folgen können unmöglich einerley Empfindung hervorbringen. Da eine einförmige Folge Schönheit hat, wie es aus den im vorigen Abschnitt erwiesenen Grundsätzen klar ist, so muß die Seele diese Schönheit, wiewohl verworren empfinden, und mithin kann daraus keine andre, als eine angenehme Empfindung entstehen. Diese Annehmlichkeit kann nun zwar nicht groß seyn, weil die Mannichfaltigkeit fehlt, die die Seele der Schönheit ausmacht. Mir deucht, die Annehmlichkeit einer einfachen und einförmigen Empfindung muß derjenigen gleich seyn, die die Seele bey Vorstellung einer geraden Linie verspürt, nur daß jene, nach dem was oben bemerkt worden, lebhafter seyn muß. Die Töne der Saiten und die einfachen Farben erregen diese Empfindungen, und man wird sie immer angenehm finden, obgleich freylich ihre Annehmlichkeit in Vergleichung mit der, die ein ganzes verbundenes System von Tönen und Farben erweckt, immer nur schwach ist. Aus gleicher Ursache muß die Lebhaftigkeit desjenigen Vergnügens, das eine einfache und einförmige Empfindung des Gefühls erweckt, diejenige, die aus einem Schalle entsteht, (wenn sonst alle Umstände gleich sind) in eben dem Verhältnisse übertreffen, in welchem der Sinn des Gefühls gröber, als der Sinn des Gehörs ist.

Außer der Einförmigkeit können wir in diesen Empfindungen noch die Geschwindigkeit der Folge unterscheiden, die auch zur Vermehrung oder Verminderung ihrer Annehmlichkeit etwas beyzutragen scheint. Die Seele, deucht mir, muß eine schnellere Folge einer weniger schnellen vorziehen; denn ihre natürliche Thätigkeit findet mehr ihre Rechnung dabey, weil sie in ein lebhafteres Spiel gesetzt wird, woraus, wie ich im ersten Abschnitte bewiesen habe, alle Annehmlichkeit entsteht. Ich denke also, wir müssen einen hohen Ton einem tiefen,

eine helle Farbe einer ſanftern vorziehen. Gleichwohl muß dieſe Geſchwindigkeit ihre Grenzen haben, über welche hinaus ſie nicht mehr angenehm ſeyn würde. So wie ein Redner, der zu langſam ſpricht, uns langeweile macht, und ein anderer, der zu geſchwind ſpricht, uns ermüdet, und alſo beyde uns in gleichem Grade verdrüßlich werden; eben ſo, deucht mir, kann eine Folge augenblicklicher Empfindungen zu langſam und zu ſchnell ſeyn, als daß ſie uns angenehm ſeyn ſollte. Zu Folge dieſer Anmerkung, würde es z. B. in der Muſik einen gewiſſen Umfang von Tönen geben, der unſerm Temperamente angemeſſen wäre, ſo daß höhere oder tiefere Töne uns allezeit unangenehm ſeyn würden.

Ich gehe zu den mannichfaltigen oder abgeänderten Empfindungen über. Es iſt klar, daß ſie nach Beſchaffenheit der Mannichfaltigkeit angenehm oder unangenehm ſeyn können. Der zweyte oben feſtgeſetzte Grundſatz giebt uns ein Recht zu ſchließen, daß die Seele nicht nur die Verſchiedenheit einer einförmigen und mannichfaltigen Empfindung, ſondern überdieß auch alle Verſchiedenheiten zwiſchen mehrern verſchiedentlich abgeänderten Empfindungen nothwendig inne werden müſſe; und gleichgültig kann ſie gegen dieſelben nicht ſeyn. Eine wohlgeordnete Folge, die viel Schönheit hat, kann niemals eben die Wirkung auf die Seele haben, als eine unregelmäßige Folge.

Ich habe geſagt, daß die Annehmlichkeit einer einfachen und einförmigen Folge derjenigen ähnlich ſeyn müſſe, die der Geiſt über die Schönheit einer geraden Linie empfindet. Aus eben dem Grunde läßt ſich ſagen, daß eine einfache regelmäßig abgeänderte Empfindung ein demjenigen ähnliches Vergnügen erwecken müſſe, das die Betrachtung einer krummen Linie gewährt, deren Entſtehungsart man kennt. Dieſe Folgen ſind den Gleichungen ähnlich, die die Natur der krummen Linien oder die Progreſſionen der Zahlen ausdrücken; Gleichungen, die

bis

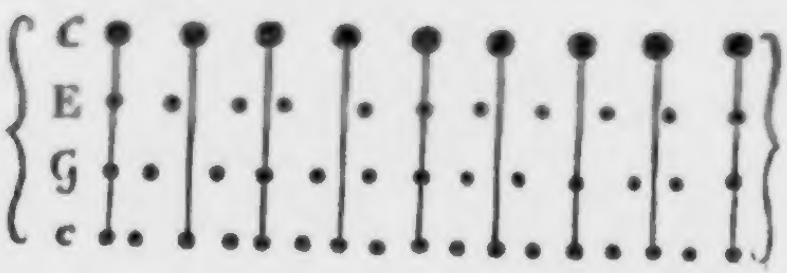
bis ins Unendliche abändern, und unendlich vielerley Grade der Schönheit haben, welche immer im zusammengesetzten Verhältnisse der Einheit und der Mannichfaltigkeit ist. Die Empfindungen sind also von den Ideen, welche uns die Gleichungen vorstellen, durch nichts als durch die größere Lebhaftigkeit und durch den Umstand unterschieden, daß man die Schönheit der Empfindungen nur verworren erkennt, da man hingegen die Schönheit algebraischer Gleichungen deutlich einsieht. Daraus folgt, daß eine schöne Folge die angenehme, und eine unregelmäßige die unangenehme Empfindung erwecken muß; mit einem Worte, daß die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Empfindungen sich in allem nach eben den Regeln richten muß, als die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der bloß intellektuellen Vorstellungen.

So müssen auch eben die Regeln, die ich für die einfachen Empfindungen festgesetzt habe, für die zusammengesetzten gelten. Eine zusammengesetzte Empfindung besteht aus mehrern und verschiedenen einfachen Empfindungen. Die Nerven eines Sinnes können zu einerley Zeit von mehreren verschiednen Folgen von Schlägen getroffen werden. Man kann die Töne vieler verschiedner Saiten auf einmal hören; die Salze, die den Geschmack geben, können aus verschiedenen Arten zusammengesetzt seyn, deren jede anders wirkt: und eben so auch bey den übrigen Sinnen. Aus den im vorigen und im gegenwärtigen Abschnitte ausgemachten Grundsätzen folgt, daß die zusammengesetzten Empfindungen angenehm sind, wenn die verschiedenen Folgen augenblicklicher Eindrücke, woraus die ganze Empfindung besteht, ein regelmäßiges Ganze ausmachen; und daß sie unangenehm sind, wenn sie das Gegentheil thun.

Wir hätten also die Vergnügungen der Sinne auf eben die Grundsätze zurückgebracht, aus welchen sich die Vergnügungen der Einbildungskraft und des Verstandes herleiten lassen. Unmöglich kann man aber diese

Theorie durch Erfahrungen der Sinne selbst bestätigen, weil uns diese Erfahrungen nichts von der Art und Weise sagen, wie die Sinne durch die Gegenstände gerührt werden, sondern dieses nur errathen werden muß. Gleichwohl findet sich ein besonderer Fall, nämlich die angenehme Empfindung, die die musikalische Harmonie in der Seele erweckt, und die ich hier, zur Bestätigung meiner Theorie, will zu entwickeln suchen.

Man weiß, daß die vier Töne in der Musik, die den Akkord oder die vollkommene Harmonie ausmachen, der Seele eine sehr angenehme Empfindung erwecken, und daß fast alle Regeln der Musik aus diesem Akkorde hergeleitet werden. Diese vollkommene Harmonie besteht in der gleichzeitigen Schwingung von vier Saiten, die man den Einklang, die große Terz, die Quinte und die Oktave nennt. Da die Töne nichts als wiederholte Schläge sind, die in gleichen Zwischenzeiten auf einander folgen; so kann man den Ton einer Saite, wie es Euler in seinem vortrefflichen Werke über die Theorie der Musik gethan hat, durch Punkte bezeichnen, die in geraden Linien und in gleichen Entfernungen neben einander stehen. Und weil man durch genaue Berechnungen das Verhältniß der Geschwindigkeiten in der Folge der Schläge mehrerer gegebenen Saiten bestimmen kann; so kann man auf einmal die ganze Harmonie, das heißt, die Einheit und die Folge der Schläge verstellen, und mithin die Schönheit der Harmonie dem Geiste verständlich machen. Ich habe dieses in folgender Figur bewerkstelligt.



Sehr

Seßt man die Namen der Saiten an ſtatt der Punkte, ſo iſt die Folge der Schläge des Akkordes dieſe:

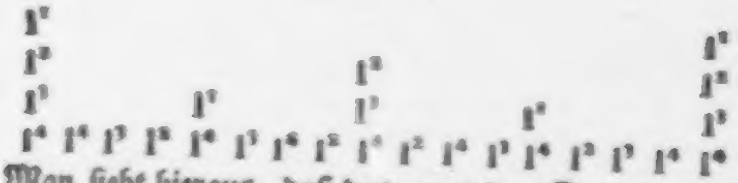
C C
E C E
G C G C G
c c G E c G c E c E c G c E G c c u. ſ. w.

Die in der erſten Reyhe in gleicher Entfernung von einander abſtehenden Punkte bedeuten die Schläge des Einklangs; die in der zweoten Reyhe die Schläge der großen Terz; die in der dritten und vierten die Schläge der Quinte und Oktave, und alle ſind nach den wirklichen Verhältniſſen ihrer Folgen geſtellt.

Man ſieht bey dem erſten Anblicke, daß dieſe Schläge eine ſehr regelmäßige aber zugleich auch ziemlich mannichfaltige Progreſſion machen, die mithin intellektuelle Schönheit hat. Anfangs hört man vier Schläge zugleich, die aber von verſchiedener Stärke ſind, und die ich durch 1^1, 1^2, 1^3, 1^4 bezeichnen will. Nach dieſem erſten zuſammengeſetzten Schlage folgen nach einander drey einzelne Schläge, dann zwey zugleich, dann wieder drey einzelne, aber in einer andern Ordnung als die erſtern, dann drey zugleich, dann drey einzelne in einer wieder verſchiedenen Ordnung, dann die zween Schläge zuſammen, und dann wieder drey einzelne; worauf eben die Ordnung von vornen anfängt. Das Zuſammentreffen von zwey, drey oder vier Schlägen bleibt immer ohne Veränderung einerley; hingegen die einzelne Schläge verändern ihre Ordnung viermal in folgenden Verbindungen:

die Oktave,	die Quinte,	die groſſe Terz	$1^4.1^3.1^2.$
die 5te	die 8ve,	die große Terz	$1^3.1^4.1^2.$
die Terz,	die 8ve,	die 5te	$1^2.1^4.1^3.$
die Terz,	die 5te,	die 8ve	$1^2.1^3\ 1^4.$

Und die ganze Progreſſion, wenn man eben die Zeichen behält und die gleichzeitigen Schläge über einander ſetzt, wird ſo vorgeſtellt:



Man sieht hieraus, daß das, was der Seele in der undeutlichen Vorstellung durch die Sinne gefällt, ihr auch dann noch gefällt, wenn man es dem Geiste deutlich darstellen kann; denn so einfach auch diese Folge ist, so ist sie doch schön, und erweckt dem Geiste eine angenehme Empfindung. Dieß dient zum Beyspiele, die bisher ausgeführte Theorie zu bestätigen.

Ich könnte hier stehen bleiben, da ich vielleicht genug gesagt habe, um die Analogie zwischen den Vergnügungen der Sinne und des Geistes zu beweisen. Ich denke gleichwohl, man möchte Mühe haben zu begreifen, wie gewisse Empfindungen von Vergnügen und Schmerz so lebhaft werden können, daß sie zuweilen den Menschen ganz auſſer sich selbst setzen. Diese Schwierigkeiten zu heben, mögen folgende Anmerkungen dienen.

Es ist schon oben gezeigt worden, warum die Empfindungen stärker und lebhafter als die intellektuellen Ideen sind; aber ich finde, auſſer jener allgemeinen, noch zwey besondere Ursachen. Die erste ist, weil die Empfindungen, selbst die einfachen, allezeit von mehrern Orten zugleich in die Seele dringen. Um mich deutlicher zu erklären, so wird immer eine groſse Anzahl von Nerven zugleich gerührt; und nach Verhältniß der Menge der Nerven, muß auch die Stärke der Empfindung zunehmen. Gesetzt, eine einfache Empfindung, z. B. ein Ton, berührte im Ohr nur einen einzigen Nerven. Ich habe angemerkt, daß die Annehmlichkeit, welche die Seele davon empfindet, derjenigen ähnlich ist, die sie bey Betrachtung einer geraden Linie verspürt. Eine Empfindung aber ist lebhafter, als eine bloße Idee. Gesetzt nun, die Grade des Vergnügens verhielten sich in diesen beyden Fällen wie 1 : m; (die Einheit soll die Lebhaftigkeit des

Ver-

Vergnügens ausdrücken, das eine gerade Linie erweckt, und m die Lebhaftigkeit der Empfindung eines Tons, der nur einen einzigen Nerven getroffen hat) so wird uns jedermann zugeſtehen, daß m ſchon viel größer, als 1 iſt. Nun wollen wir, ſtatt Eines Nerven, der dieſe Empfindung in die Seel. bringt, eine Menge derſelben n ſetzen, weil es ausgemacht iſt, daß deren immer eine große Menge zugleich gerührt wird. Das Verhältniß der Lebhaftigkeit zwiſchen Idee und Empfindung wird alſo ſeyn, wie 1 : mn. Es läßt ſich aber leicht einſehen, daß die Größe mn immer eine ſehr große Zahl ſeyn muß. Daraus folgt, daß von zwey gleich ſchönen Gegenſtänden, deren einer bloß intellektuell, der andre ſinnlich iſt, dieſer immer ein weit größeres Vergnügen erwecket wird, als jener. Giebt es nun bloß intellektuelle Gegenſtände, die ſchon der Seele ein ſehr empfindliches Vergnügen erwecken, wie es denn deren gewiß giebt, ſo kann man ſich leicht die Wirkung vorſtellen, die ein gleich ſchöner ſinnlicher Gegenſtand haben muß. Auch kann man den Unterſchied, den die Anzahl der gerührten Nerven in der Größe des Vergnügens hervorbringt, ſogar empfinden. Wenn man in ſchwülen Sommertagen, wo der ganze Körper erhitzt iſt, eine friſche Luft auf die Hand bläſt, ſo iſt ſchon das ein ſehr angenehmes Gefühl; aber wie nichts iſt es gegen die ſüße Wohlluſt, die uns die Abkühlung des ganzen Körpers verurſacht!

Die zweyte beſondere Urſache, die die innere Stärke der Empfindungen vermehrt, iſt die Verbindung der Nerven, wovon ich ſchon oben ein Wort geſagt habe. Wenn ein Gegenſtand die Nerven ſo ſtark bewegt, daß er ſie erſchüttert, ſo theilen ſie ihre Bewegung andern, und dieſe wiederum andern mit, ſo daß oft die Bewegung ſich auf das ganze Nervenſyſtem fortpflanzt. Dieß zeigt ſich deutlich bey ſtarken Gerüchen, die den ganzen Körper in Convulſionen ſetzen, bey der Muſik, womit

man diejenigen heilt, die von der Tarantel gestochen sind, und in noch vielen andern Exempeln. *)

Man siehet wohl, daß in solchen Fällen die Empfindung ausnehmend groß seyn muß. Die Seele sieht sich von unzählig viel Seiten zugleich angegriffen; sie weiß nicht, wo sie ihre Aufmerksamkeit am ersten hinwenden soll. Ist nun die Empfindung an sich selbst angenehm, und überschreitet sie in diesen Umständen einen gewissen Grad der Stärke nicht; so setzt sie die Seele in ihren allerangenehmsten Zustand, den man vielleicht in keiner Sprache so gut, als im Deutschen ausdrückt, wo man ihn holde Wehmuth nennt. Sind aber die Bewegungen der Nerven zu heftig, so sieht man von selbst, daß dieser Zustand in Ohnmacht und in gänzliche Unempfindlichkeit ausarten muß; die Empfindung mag übrigens an sich selbst angenehm, oder schmerzhaft seyn. **) Denn da in diesem Falle die Seele von einer unendlichen Men-

*) Ich habe mir sagen lassen, daß man vermittelst einer gewissen Musik, wenn man sie dicht über dem Wasser spielt, gewisse Arten Fische dergestalt fesseln kann, daß sie sich ohne alle Schwierigkeit fangen lassen. Hat die Sache ihre Richtigkeit, so läßt sie sich aus obigen Grundsätzen sehr leicht erklären. Die sonderbare Wirkung eines Seefisches, den man den Krampfisch nennt, und der an dem Arme oder Fuße, womit man ihn berührt, ein gänzliches Erstarren verursacht, gehört auch noch zu den Naturerscheinungen, die sich aus dem Zusammenhange der Nerven begreifen lassen.

**) Es giebt zwey Ursachen der Ohnmacht: eine körperliche und eine intellektuelle. Ausschweifende Freude und Betrübniß verursachen sie eben so wohl, als ein heftiger körperlicher Schmerz, oder ein starker Geruch. Beyde Fälle scheinen mir darinn eins zu seyn, daß sie die Seele auf einmal durch eine unendliche Menge von Ideen und Empfindungen unterdrücken, unter denen sie sich verliert, weil sie nicht weiß, wo sie still stehen soll. Man begreift, (wenigstens ich begreife es,) wie man in solchen Umständen auf einige Augenblicke alle Besinnlichkeit verlieren kann.

Menge Empfindungen zugleich und heftig angegriffen wird, so ist es ihr unmöglich, das Geringste darinn zu unterscheiden; sie geräth also in Verwirrung und in einen Zustand dunkler Vorstellungen.

Dieß sind, wo ich nicht irre, hinlänglich klare und gewisse Entscheidungen für den, der alles obengesagte wohl erwägen will. Ich schließe also mit einigen Betrachtungen, die näher, als die vorhergehenden Spekulationen, mit der Ausübung zusammenhängen. Denn ich glaube mich von den Hauptzwecke dieser Untersuchungen eben nicht zu entfernen, wenn ich, so zu reden, die Spekulation in die Ausübung hinüberzutragen suche. Ich will die sinnlichen mit den intellektuellen Vergnügungen zusammenhalten und untersuchen, worinn die erstern den letztern vorzuziehen sind, und worinn sie ihnen nachstehen. Man darf sich nicht fürchten, sagt ein berühmter Philosoph *), die Vergnügungen der Sinne mit den intellektuellesten Vergnügungen zu vergleichen; denn man irrte sich sehr, wenn man glaubte, daß eine Art des Vergnügens von edlerer Natur, als die andere wäre. In der That kömmt es hier nicht auf redneriſche Schmähungen gegen die sinnlichen, noch auf Spöttereyen über die intellektuellen Vergnügungen an, sondern allein auf richtige Urtheile, die in der Natur der Dinge gegründet sind. Und diese werden wir hoffentlich fällen, wenn wir uns bloß an dasjenige halten, was aus den zugestandenen Grundsätzen klar ist.

Man müßte, deucht mir, sehr blind seyn, wenn man nicht gleich auf den ersten Anblik erkennen wollte, daß beyde Arten dem Menschen sehr weislich sind zugetheilt worden, damit er ihrer mit Klugheit und mit derjenigen Mäßigung genieße, wodurch sie allein des vernünftigen

*) S. des Herrn v. Maupertuis Versuch einer philosophischen Moral.

Menſchen würdig werden. Wir würden gleichſehr zu beklagen ſeyn, wenn uns die eine oder die andre Art mangelte, ja wir würden dadurch ſogar für die Welt völlig unnütz werden.

Die ſinnlichen Vergnügungen haben ihre Vorzüge vor den intellektuellen, und dieſe wiederum die ihrigen vor den ſinnlichen. Wir wollen beyde vergleichen, und beyder Werth mit eben der Freymüthigkeit gegen einander abzuwägen ſuchen, als Plutarch die Tugenden und Laſter der alten Helden gegen einander abgewogen hat.

Der erſte Vorzug der ſinnlichen Vergnügungen beſteht darinn, daß ſie eine ſtärkre Empfindung erwecken. Denn wir haben geſehen, daß die ſinnlichen Vergnügungen, ſo zu reden, die Körper, und die intellektuellen nur die Schatten von dieſen Körpern ſind. Da nun das Vergnügen, wie ich es anderswo bemerkt habe, das Intereſſe der menſchlichen Natur iſt, ſo erhellet, daß (wenn nur ſonſt alles gleich iſt,) die größten Vergnügungen auch die begehrungswürdigſten ſeyn müſſen.

Allein eben dieß, was den ſinnlichen Vergnügungen ihren erſten Vorzug giebt, kann auch machen, daß ſie den intellektuellen nachſtehen müſſen; und das auf zweyerley Art. Zuerſt findet ſich die größere Stärke der Empfindung eben ſowohl bey dem Verdruſſe, oder bey den ſchmerzhaften Eindrücken, als bey den Vergnügungen. Das Mißvergnügen alſo von intellektuellen Gegenſtänden iſt ebenermaßen nur der Schatten von den ſinnlichen Schmerzen; und wie der obenangeführte Philoſoph ſehr wohl bemerkt hat, der Schmerz dringt durch tauſend Thüren in die Seele, dahingegen der Durchgänge für das Vergnügen, im Körper nur wenige ſind. Das alſo iſt der erſte Vorzug intellektueller Gegenſtände vor den ſinnlichen; denn wie häßlich ſie immer ſeyn mögen, eigentlichen Schmerz erregen ſie niemals.

Zweytens verlieren die ſinnlichen Vergnügungen von ihrem erſten Vorzuge auch dadurch, daß ſie ſtarke und gefähr-

gefährliche Leidenschaften erwecken, die zuweilen sogar in Wuth ausarten: welches bey der Lebhaftigkeit dieser Vergnügungen nicht anders seyn kann. Diese Leidenschaften stürzen dann oft die armen Sterblichen in ein unvermeidliches Elend, und berauben sie aller der Vorzüge, die sonst natürlicher Weise der Mensch vor den Thieren hat. Beyspiele davon sind nur allzubekannt und entehren die menschliche Natur zu sehr, als daß ich sie anführen möchte. Hingegen die sanftern, und wenn ich sie so nennen darf, die unschuldigern Vergnügungen des Verstandes, ertheilen der Seele eher Stille und Ruhe, als daß sie Leidenschaften in ihr erwecken sollten, die sie zu schändlichen Ausschweifungen erniedrigten. Sie erheben sie gleichsam über den Staub, an welchen sie die Sinne fesseln, und versetzen den Menschen gewissermassen aus der Classe der Thiere in die Ordnung höherer Geister. Dieß ist der zweyte Vorzug der intellektuellen Vergnügungen vor den sinnlichen.

Der sinnlichen zweyter Vorzug ist, daß die Seele sie ohne deutliche Erkenntniß der Ursachen, durch die sie gewirkt werden, genießen kann. Sie erfordern weder Studium, noch Einsichten, noch Fleiß; aber zum Genuß intellektueller Vergnügungen sind diese Bedingungen, wie wir im zweyten Abschnitte gesehen haben, durchaus erforderlich. Hierinn also sind die sinnlichen Vergnügungen viel leichter, und so zu sagen, um einen wohlfeilern Preiß zu haben. Sie sind dem thierischen Theile unserer Natur verliehen, und vertreten die Stelle des Räsonnements, wo sich dieses nicht anbringen läßt. Aber eben dieser Vorzug macht sie von einer andern Seite wieder geringer; denn, wie schon oben bemerkt worden, wir können sie eben deswegen, weil es uns an deutlicher Erkenntniß derselben fehlt, nicht so leicht durch die Einbildungskraft wieder erwecken.

Dieß giebt nun den intellektuellen Vergnügungen vor den sinnlichen ihren dritten Vorzug; denn diese kann

man,

man, so oft man will, wieder erneuern, ohne daß ihre Wirkung dadurch geschwächt würde. Eine schöne Rede, die uns beym Anhören entzückte, giebt uns das nämliche Vergnügen von neuem, so oft sie unser Gedächtniß uns wiederholt; hingegen wenn die Einbildungskraft sich einer köstlichen Mahlzeit wieder erinnert, so ist das nur der Schatten eines genoßenen Vergnügens, und wird vielleicht gar von Mißvergnügen begleitet. Die intellektuellen Gegenstände sind Güter, die wir in unserm völligen Besitze haben, die in dem Grunde der Seele Wurzel schlagen und ihr niemals können entrissen werden; dahingegen die sinnlichen auſſer uns befindlich und uns gewissermaßen fremd und von unsicherm Besitze sind. Wir können sie nicht haben, so oft wir sie haben wollen; sondern wenn wir sie erlangen sollen, müssen erst viele Umstände zusammentreffen, und dann haben wir sie auch nicht länger, als so lange wir ihrer genießen.

Die beyden angegebenen Vorzüge der sinnlichen Vergnügungen sind die einzigen, die ich von ihnen wüßte. Aber die intellektuellen haben, auſſer den erwähnten Vorzügen, noch ein andres sehr wichtiges Vorrecht. Man kann sie nämlich nicht genießen, ohne zugleich seine intellektuelle Fähigkeit vollkommner zu machen. Sie sind also eben so viel Mittel, unsre Natur der Vollkommenheit zu nähern, in welcher das höchste Gut besteht. Die Vergnügungen der Sinne hingegen zielen bloß auf unsre Erhaltung ab, und werden sie nur um ein Weniges über die gehörigen Grenzen getrieben, so befördern sie sogar unsre Zerstörung. So wie demnach Alexander sagte, daß er gegen seinen Lehrer Aristoteles mehr Verbindlichkeit, als gegen seinen Vater Philippus hätte, weil er diesem nur sein Daseyn, jenem aber die Glükseligkeit seines Daseyns verdankte: so können auch wir mit noch größerm Rechte sagen, daß wir dem intellektuellen Vergnügen weit mehr als dem sinnlichen schuldig sind, weil von jenem die Vollkommenheit unsers Daseyns herrührt,

rührt, die dem Daseyn selbst und der Erhaltung desselben durch die sinnlichen Vergnügungen ihren ganzen Werth giebt.

Ich schließe also aus dem allen, daß die intellektuellen Vergnügungen den sinnlichen vorstehen müssen. Da gleichwohl beyde aus einerley Quelle entspringen, so kann man wohl sagen, daß sie beyde gleich edel sind, und die intellektuellen den Vorzug nur insoferne behaupten, als sie uns größre Vortheile gewähren.

So weit habe ich mit meinen Untersuchungen über die Vergnügungen der Sinne, ihren Ursprung und ihre Natur kommen können. Jetzt ist mir noch übrig, von den moralischen Vergnügungen zu reden.

Untersuchung
über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Vierter Abschnitt.

Von den moralischen Vergnügungen.

Dieser letzte Abschnitt meiner Untersuchungen ist zugleich auch der wichtigste. Ich unternehme es, den Ursprung desjenigen Vergnügens zu erklären, das ich moralisch nenne, weil es aus sogenannten moralischen Empfindungen und Handlungen seinen Ursprung nimmt, und die Folge und der Lohn guter Handlungen und tugendhafter Gesinnungen ist. Von allen Vergnügungen verdient diese Art am meisten ergründet zu werden, weil sie die Tugend hervorbringt und unterhält. Denn niemand würde tugendhaft seyn, wenn in der Tugend nicht Vergnügen läge. Also den Ursprung des mora-

moraliſchen Vergnügens angeben, heißt eben ſo viel, als den Grund der Tugend ſelbſt beſtimmen.

Ich will alſo hier unterſuchen, auf welche Weiſe dieſes Vergnügen in der Seele erzeugt wird. Daß die Tugend es erwecke, das will ich hier nicht beweiſen, ſondern das nehme ich als ausgemacht an; nur die Urſachen davon bemühe ich mich, in der Natur der Seele auf zu finden. Um aber dieſe Aufgabe lösen zu können, müſſen wir zweyerley betrachten; zuerſt die Natur des Gegenſtandes, der dieſes Vergnügen wirkt, und dann die Beziehung deſſelben auf die Natur der menſchlichen Seele.

Die Gegenſtände, die moraliſche Vergnügungen hervorbringen, haben das alle mit einander gemein, daß ſie auf die Glükſeligkeit irgend eines verſtändigen Weſens abzielen. Jede Tugend, jede gute Handlung, jedes gute Empfindniß hat dieſe Eigenſchaft. Die Freygebigkeit, die Zärtlichkeit, die Freundſchaft, die Großmuth, alle übrigen geſellſchaftlichen Tugenden zielen augenſcheinlich auf die Glükſeligkeit deſſen ab, auf den ſie gerichtet ſind. Die Glükſeligkeit aber iſt, nach dem allgemeinen Begriffe ein ſolcher Zuſtand, der natürlicher Weiſe weit mehr Annehmlichkeit und Vergnügen, als Mißvergnügen, erzeugt. Folglich muß der moraliſche Gegenſtand, da er auf die Glükſeligkeit abzielt, die Eigenſchaft haben, daß er den Menſchen zum Vergnügen geſchickter macht.

Die Natur und der Urſprung des Vergnügens, ſo wie ich ſie im erſten Abſchnitte erklärt habe, ſetzen mich in den Stand, die Natur des moraliſchen Gegenſtandes deutlicher zu erklären. Auch er muß dahin abzielen, die natürliche Thätigkeit der Seele, die die wahre Quelle aller angenehmen Empfindung iſt, vollkommner zu machen und zu erleichtern. Nun giebt es zwey Mittel, die natürliche Wirkſamkeit der Seele vollkommner zu machen und zu erleichtern; alſo auch zwey Mittel zur Beför-

förderung der Glükſeligkeit. Das erſte iſt, der Seele die nöthigen Ideen zu verſchaffen, an denen ſie ihre Wirkſamkeit üben könne; das zweyte, die Hinderniſſe wegzuräumen, die ihre Wirkung einſchränken und aufhalten. Dieſe Begriffe ſind, ich geſtehe es, nicht ſehr blendend, und verſprechen bey dem erſten Anblicke eben nicht viel beſondres. Aber da ich nur für Philoſophen ſchreibe, ſo ſuche ich auch weiter nichts, als gründliche Ideen vorzutragen, die mir den wahren Urſprung der Sache, die ich hier unterſuche, zu enthalten ſcheinen. Doch will ich mich bemühen, ſie den gemeinen Begriffen etwas näher zu bringen.

Ich ſage, das erſte Mittel, die natürliche Wirkſamkeit der Seele vollkommner zu machen, d. h. die Glükſeligkeit zu befördern, beſteht darinn, daß man der Seele zu ihrer Wirkſamkeit die nöthigen Ideen verſchafft. Um dieſes beſſer einzuſehen, wollen wir uns einen Menſchen vorſtellen, der von Kenntniß und Unterricht entblöſt und in einen Winkel der Erde eingeſchloſſen iſt, wo er wenig Gelegenheit hat, das, was unter dem menſchlichen Geſchlechte vorgeht, zu ſehen. Ein ſolcher Menſch iſt nun natürlicher Weiſe auf eine ſehr geringe Anzahl von Ideen eingeſchränkt. Alles, was er hat, ſind einige ſinnliche Eindrücke und wenige Begriffe, die zum allgemeinen Menſchenverſtande gehören. Bey einem ſo eingeſchränkten Geiſte kann er nun nicht oft eine angenehme Empfindung haben, das iſt unmöglich. Die Wirkſamkeit der Seele, die allein den Grund alles Vergnügens enthält, kann ſich bey ihm nicht entwickeln; denn womit ſollte ſie ſich beſchäfftigen? Die Gegenſtände, die ſich ſeinem Geiſte darbieten, reizen ihn nicht, weil es ihm an der Menge von Ideen fehlt, vermittelſt deren ein Gegenſtand mit dem andern verbunden und ſo allein für uns anziehend wird. Er ſiehet den Himmel und die Natur an, ohne aus dieſen Gegenſtänden die geringſte intereſſante Idee zu ſchöpfen, und lebt alſo in einer faſt thieriſchen

Dumm-

Dummheit und Unempfindlichkeit fort. Was müßte man thun, um dieſen Menſchen glüklicher zu machen? Man müßte ihm die nöthigen Ideen geben, damit ſein Geiſt alle die intereſſanten Gegenſtände, die ihm vor Augen ſind, bearbeiten könnte; man müßte ihn in die Welt führen, damit er hier noch andere Gegenſtände kennen lernte, als ihm ſeine Einſamkeit darbietet. Mit einem Worte, alles was man thun könnte, einen ſolchen Menſchen glüklicher zu machen, wäre dieß, daß man ſeinen Mangel an Ideen erſezte. Dieß war das erſte Mittel, die natürliche Wirkſamkeit der Seele vollkommner zu machen.

Das zweyte, habe ich geſagt, beſtehet darinn, daß man die Hinderniſſe wegräumt, die die Thätigkeit der Seele, ohne welche ſich doch keine angenehme Empfindung denken läßt, aufhalten und einſchränken. Um auch dieſes faßlicher vorzuſtellen, nehme ich einen Menſchen an, dem es zwar an Geiſte und Kenntniſſen nicht fehlt, bey dem, wenn ich ſo reden darf, die nöthigen Materialien für die Thätigkeit der Seele da ſind, den aber tauſend Urſachen verhindern können, ſich die Schätze ſeines Geiſtes zu Nuze zu machen; als z. B. Schwachheiten ſeines Körpers, oder Dürftigkeit, oder die Unruhe heftiger Leidenſchaften. Da ihn die Empfindungen ſeines Unglücks, oder das Feuer ſeiner Leidenſchaften, alle Augenblicke in ſeiner Wirkſamkeit ſtören, ſo hat ſein Geiſt keine Freyheit, innerlich geſchäfftig zu ſeyn, und durch dieſe Geſchäfftigkeit angenehme Empfindungen zu erwerben. Nun gebe man aber ſeinem Geiſte dieſe Freyheit, indem man die Urſachen dieſer Störungen wegnimmt, und der Menſch iſt glücklich geworden.

Auf dieſe Weiſe alſo befördert man die Glückſeligkeit eines verſtändigen Weſens, wenn man die natürliche Thätigkeit ſeiner Seele vollkommner macht. Um zu unſrer eigentlichen Abſicht wieder umzukehren, ſo erkennen wir nun, worinn die Natur des moraliſchen Gegenſtan-

ſtandes beſteht: nämlich er zielt beſtändig dahin ab, auf eine oder die andere Art die natürliche Thatigkeit der Seele zu vervollkommnen. Man unterſuche nur genau, worauf die Wirkung aller Tugenden, aller ſchönen moraliſchen Empfindniſſe, aller guten Handlungen hinauslauft; und man wird finden, daß es nichts anders iſt, als was ich hier angegeben habe. In der Folge werde ich Gelegenheit haben, dieſes mit einigen Beyſpielen zu beſtätigen.

Nach dieſer vorläufigen Erklärung glaube ich im Stande zu ſeyn, von allem moraliſchen Vergnügen Grund anzugeben. Es fragt ſich alſo, warum jeder Gegenſtand, der auf die Beförderung unſrer eignen oder anderer verſtändiger Weſen Glückſeligkeit abzielt, eine angenehme Empfindung in uns erweckt? Mit den moraliſchen Gegenſtänden, die ſich auf unſre eigene Glückſeligkeit beziehen, will ich den Anfang machen. Dieſe ſtellen uns demnach die Idee einer Sache dar, die die natürliche Thätigkeit unſrer Seele zu erleichtern und vollkommner zu machen abzweckt, und die ſie mithin auch des Vergnügens fähiger macht. Alſo ſind dieſe Gegenſtände gleichſam die Keime vieler zukünftigen Vergnügungen, die daraus entſtehen ſollen. Indem ſich die Seele einen ſolchen Gegenſtand vorſtellt, ſo beſaßt ſie zugleich in dieſer Vorſtellung die Menge der Vergnügungen, die er ihr auf die Zukunft verſpricht, ſie erwägt ſie, begehrt ſie als ihrem weſentlichen Geſchmacke gemäß, heftet ſich daran und fährt mit ihrer ganzen Wirkſamkeit darauf zu. Das aber iſt, nach dem, was ich im erſten Abſchnitte bewieſen habe, gerade der Fall, wo die angenehme Empfindung entſtehen muß. Dieſes Vergnügen wird demnach gerade eben ſo, wie das intellektuelle, hervorgebracht, und entſprießt mit allen andern, von denen ich gehandelt habe, aus einerley Quelle. Wer das, was bey ſolchen Gelegenheiten in ihm vorgeht, genau beobachtet und überdenkt, der wird hoffentlich finden,

den, daß diese Erklärung die wahre und einzige von dem Ursprunge des moralischen Vergnügens bey solchen Gegenständen ist, die auf unsre eigene Glückseligkeit Beziehung haben. Um aber diese Erklärung verständlicher und ihre Anwendung auf alle moralische Vergnügungen leichter zu machen, will ich hier zwey oder drey besondere Fälle zergliedern.

Mit den Vergnügungen der Freundschaft, die zu den süßesten moralischen Empfindungen gehören, will ich den Anfang machen. Ich überlasse alle die prächtigen Beschreibungen, die mehr für die Einbildungskraft, als für den Verstand gehören, den Rednern und Dichtern, und halte mich hier bloß an das Wahre und Natürliche. Worinn bestehen also diese Vergnügungen der Freundschaft? Ein Freund verschafft uns einen ungezwungenen, angenehmen Umgang, in welchem wir unserm Geschmacke ohne Rückhalt folgen können. Alle die Gedanken und Anmerkungen, die uns die Klugheit jedem andern zu verheelen befiehlt, entdecken wir ihm; ihm theilen wir die Ursachen unsers Vergnügens und unsers Mißvergnügens mit, er ist der Vertraute unsrer Geheimnisse und unsrer Absichten; ihn ziehen wir bey unsern Geschäfften zu Rathe; er nimmt an allem, was uns betrifft, den lebhaftesten Antheil. Dieß sind die Güter der Freundschaft, die unsern eigenen Vortheil betreffen. Und worauf laufen am Ende alle diese Güter hinaus? Der Umgang mit einem Freunde giebt allen unsern geheimsten und angelegentlichsten Gedanken freyen Lauf, und macht dadurch die Wirksamkeit der Seele und die Entwickelung ihrer Ideen freyer. Jedermann weiß, in welchem Zustande des Zwanges man ist, wenn man einen Gedanken oder Vorsatz hat, der noch nicht reif worden, und von dem man noch nicht zu reden wagt. Die Freundschaft erlaubt das, und der Freund läßt sich in unsre Ideen ein; er setzt uns oft in den Stand, daß wir sie weiter entwickeln können. Ha-

ben wir ein gewiſſes Unternehmen vor, ſo geht die Seele beſtändig damit um, und wendet alles, was dahin gehört, auf alle Seiten; man möchte es mittheilen, um unpartheyiſche Urtheile darüber zu hören und die dienlichſten Mittel dazu aufs Reine zu bringen: fehlt uns alsdenn ein Freund, ſo iſt die Seele in einem Zuſtande des Zwangs, der ihr die Entwickelung aller nöthigen Ideen nicht zuläßt; die Freundſchaft aber befreyt ſie von dieſem Zwange. Unſer Vergnügen und Kummer ſind der beſtändige Inhalt unſrer Gedanken, und jedermann weiß, wie ſehr verlegen man iſt, ja wie man, ſo zu ſagen, in dem Laufe ſeiner Gedanken gehemmt wird, wenn man ſich gegen niemand darüber auslaſſen kann. Der Freund löſt die Bande auf, die uns gefeſſelt hielten: und das iſt es, worauf alle dieſe Vortheile der Freundſchaft hinauslaufen. Sie verſchaffen der Seele einen freyern und ungehindertern Lauf ihrer Gedanken.

So oft wir nun an einen Freund denken, ſo ſtellen ſich alle dieſe Vortheile, obgleich oft nur ganz undeutlich, unſrer Einbildungskraft dar; ſie mahlen uns den Freund als den Urheber einer großen Menge zukünftiger Vergnügungen ab. Die Idee eines Freundes ſchließt alſo eine große Anzahl anderer Ideen in ſich, die natürlich daraus herfließen: und ſo oft ſich die Seele mit dieſer großen Idee beſchäfftigt, kann ſie ſich auch der Entwickelung der übrigen darinn enthaltenen Ideen überlaſſen. Dieß iſt der Urſprung des Vergnügens, das wir über den Gedanken an einen Freund empfinden. Es würde ſehr leicht, aber zu weitläuftig ſeyn, auf ähnliche Art alle übrigen moraliſchen Vergnügungen auseinander zu ſetzen. Nur noch ein oder zwey Beyſpiele will ich hinzufügen.

Die Glücksgüter, was auch immer die Philoſophen davon ſagen mögen, gehören mit zu den moraliſchen Gütern und ihr Beſitz giebt Vergnügen. Worinn beſtehen aber die Vortheile dieſer Güter? Erſtlich ſichern

sie uns gegen die Armuth und eine gar zu lästige Abhängigkeit. Armuth und Abhängigkeit verhindern uns tausendfältig, den Lauf unsrer Gedanken und die Entwickelung der uns angelegentlichen Ideen zu verfolgen; dieses Hinderniß der Wirksamkeit unsrer Seele wird durch die Glücksgüter gehoben. Dann setzen auch zweytens die Glücksgüter uns in den Stand, eine Menge Entwürfe auszuführen, die wir uns nicht erwehren können immerfort zu machen, und die auf die Befriedigung unsrer besondern Neigungen und Begierden abzielen. Das kömmt also wieder darauf hinaus, daß diese Güter der Seele eine freye Thätigkeit verschaffen, entweder durch Wegräumung der Hindernisse, oder durch Herbeyschaffung der zur Entwickelung ihrer Ideen und Entwürfe erforderlichen Mittel. Demnach verhält es sich mit den Glücksgütern gerade so, wie mit der Freundschaft, und beyde verursachen die angenehme Empfindung auf einerley Art.

Die Mäßigung ist ein anderes moralisches Gut; und wie erregt denn sie die angenehme Empfindung? Wiederum auf eben die Weise. Sie ist dem Zorne und den heftigen Begierden entgegengesetzt; Leidenschaften, die den Geist gewaltsam zur Entwickelung von sehr schweren oder wohl gar unmöglichen Ideen antreiben, und also eine unangenehme Empfindung hervorbringen. Denn wenn gleich eine Sache nur durch die Beschaffenheit der Umstände unmöglich ist; so ist sie demohnerachtet doch immer unmöglich. Die Mäßigung lehrt den Geist, diesen Schwierigkeiten oder dieser Unmöglichkeit nachzugeben, und läßt ihm die Freyheit, sich zu andern weniger schwierigen Gegenständen zu wenden. Sie macht also die Seele in ihrer Wirksamkeit frey und eben dadurch erweckt sie die angenehme Empfindung.

Diese Beyspiele scheinen mir hinreichend, um begreiflich zu machen, daß alle moralischen Güter, die unmittelbar unsre eigene Glückseligkeit angehen, nichts

weiter

weiter thun, als daß ſie die natürliche Thätigkeit unſrer Seele vollkommner machen oder erleichtern. Und es iſt alſo klar, daß ſie die angenehme Empfindung durch eben dieſelbe weſentliche Kraft der Seele erwecken, die wir auch als die Quelle aller übrigen Arten des Vergnügens befunden haben.

Ich komme jetzt zu denjenigen moraliſchen Gegenſtänden, die zwar unmittelbar nur auf die Glückſeligkeit anderer Menſchen abzwecken, aber gleichwohl auch uns ſelbſt die ſanfteſte und angenehmſte Empfindung geben. Die Gegenſtände, von denen wir dieſe Empfindung bekommen, haben eben die Wirkung auf andre, als die, von denen wir verhin geſprochen, auf uns ſelbſt haben. Und wenn ich beweiſen kann, daß die Glückſeligkeit anderer auf uns eine ähnliche Wirkung thun muß, als unſre eigene Glückſeligkeit; ſo iſt damit zugleich bewieſen, daß der moraliſche Gegenſtand, der ſich auf andrer Glück bezieht, die angenehme Empfindung auf eben die Weiſe wirkt, als derjenige, der unſer eigenes angeht.

Ich bemerke alſo, daß jedes verſtändige Weſen durch ſeine Natur beſtimmt iſt, an allem Guten und Böſen, das andre betrifft, ohne alle vorhergegangene Ueberlegung, Theil zu nehmen. Die deutliche Idee eines Guts muß nothwendig eine angenehme Empfindung erwecken, auch wenn uns ſelbſt dieſes Gut nicht gehört; denn die Ideen haben dieſelbige, nur eine ſchwächere Wirkung, als die Dinge ſelbſt. Ich will mich über dieſe Sache, die ein jeder innerlich fühlt, die ſich aber nur ſchwer vortragen läßt, deutlicher zu erklären ſuchen.

Wenn wir auf uns ſelbſt wohl Achtung geben, ſo beobachten wir, daß die Ideen abweſender Dinge eine ähnliche Wirkung auf uns thun, als die Dinge ſelbſt, die ſie vorſtellen, thun würden. Wenn man ſich einen gefährlichen Seeſturm recht lebhaft einbilden kann, ſo empfindet man etwas dem Schrecken ziemlich Aehnliches; und je deutlicher die Einbildung, deſto ſtärker

auch die Empfindung. Eben das wiederfährt uns mit allen moraliſchen Jdeen. Der Schauſpieler darf ſich nur alle Umſtände der Perſon, deren Rolle er ſpielt, recht deutlich vorſtellen, ſo wird er gewiß eben die Leidenſchaft mehr oder weniger fühlen, die die vorgeſtellte Perſon in dieſen Umſtänden empfinden müßte. Man weiß, daß ein griechiſcher Schauſpieler in dem Zorne, worinn ihn eine erdichtete Rolle geſetzt hatte, ſeinen Bedienten ums Leben brachte. Eben ſo ſetzt uns jede Erzählung großer Unglücksfälle immer mehr oder weniger in Schrecken. Daraus erhellet alſo, daß die Jdeen von den Dingen eine ähnliche Wirkung als die Dinge ſelbſt, auf uns haben. Die Urſache davon iſt klar. Die Begebenheiten ſelbſt ſind, in Abſicht auf uns, von den Jdeen, die wir von ihnen haben, nur darinn unterſchieden, daß die Eindrücke dieſer letztern lebhafter ſind. Der Schmerz, z. B. iſt nur eine Jdee; denn der Geiſt iſt es, der ihn empfindet, und der Geiſt kann nur Jdeen empfinden. Nun iſt die Jdee des Schmerzes von der Empfindung ſelbſt nur darinn unterſchieden, daß ſie auffallender und mit unſern übrigen Jdeen ſtärker verbunden iſt; welches uns antreibt, unſre Aufmerkſamkeit auf ſie zu heften.

Weil alſo die Jdee eines Guts oder Uebels eben die Eindrücke auf uns macht, als das Gute oder Uebel ſelbſt, das ſich auf unſre Glückſeligkeit bezieht, ſo iſt deutlich, das auch das Gute anderer Menſchen, vermöge ſeiner Natur die angenehme, und ihr Uebel die unangenehme Empfindung in uns erregen muß. Woraus die Wahrheit meines Grundſatzes erhellet: daß wir einen natürlichen Hang haben, an dem Gutem und Uebel anderer Theil zu nehmen.

Jch hätte dieſes durch Beobachtungen beweiſen können, die ich unmittelbar aus der Erfahrung gezogen hätte. Unmöglich kann die Eigenſchaft der Seele, die ich hier aus den erſten Gründen hergeleitet habe, einem genauen Beobachter entgehen, weil ſie ſich täglich bemerken

ken läßt. Ich ſehe einen Menſchen eine Laſt ſchleppen; die für ſeine Kräfte zu ſchwer ſcheint; er kömmt nur langſam und mit vieler Mühe fort, und bey jedem Schritte, den er weiter thut, ſcheint er unterliegen zu wollen. Ich ſehe ſein Beſtreben und ſeine Ungewißheit, ob er zu dem vorgeſetzten Ziele gelangen werde; ich fange an, ihn aufmerkſam zu betrachten, und nehme an ſeinem Vorhaben Theil; es iſt, als ob ich ſelbſt von dieſer Laſt gedrückt würde; ich mache unwillkührlicher Weiſe ſeine Gebärden und Bewegungen nach; ich halte den Athem an mich, und ſtrebe und ſchwitze mit ihm. Gelingt ihm ſein Vorhaben, ſo befriedigt mich das, als ob mir mein eigenes gelungen wäre; gelingt es ihm nicht, ſo bin ich unruhig darüber, und möchte ihm beyſpringen. Allenthalben läßt ſich dieſe Theilnehmung an fremdem Intereſſe bemerken. Man macht es eben ſo, wenn man ein zu ſchwer beladenes Pferd ſieht. Vornehmlich aber wird dieſe Beobachtung durch die Wirkung gewiſſer Schauſpiele beſtätigt. Wer einem Wettrennen oder ein Paar Ringern zugeſehen hat, der weiß, in welche Hitze die Zuſchauer ſelbſt durch den Antheil gerathen, den ſie an dieſen Schauſpielen ohne irgend eine andre Urſache nehmen, als die in der Einrichtung ihrer Natur liegt. Sobald wir unſre Aufmerkſamkeit auf irgend einen Gegenſtand heften, ſo bringt es ſchon das Weſen unſrer Seele ſo mit ſich, daß wir auch wider Willen in eine Reihe von Ideen hineingezogen werden, die mit dem Hauptgegenſtande in nothwendiger Verbindung ſtehen. Aus eben der Urſache erwärmen wir uns für die Helden der Geſchichte, der Romane und der Schauſpiele, ob ſie uns gleich im geringſten nichts angehen, ja oftmal nur bloß erdichtete Weſen ſind.

Wenn man dieſe Erfahrungen mit allen ihren Umſtänden, und die Gründe, womit ich dieſe Eigenſchaft der Seele a priori erwieſen habe, wohl überlegt, ſo ſieht man klar, daß dieſe Eigenſchaft in der Natur jedes den-

kenden oder geistigen Wesens nothwendig gegründet ist, und weder Gewohnheit, noch Vorurtheil, noch Erziehung den geringsten Theil daran haben. Nur die einzige Einschränkung füge ich meinem Satze bey: daß kein besonderes und entgegengesetztes Interesse stärker auf mich wirken muß. Ich arbeite gleichsam innerlich, um einem Menschen, der eine große Last schleppt, zu helfen: gesetzt aber, diese Last ist eine Kanone, und er schleppt sie, um sie zu richten, um nachher auf mich zu schießen; so thue ich von alle dem, was ich in dem obigen Falle that, das Gegentheil. Dieses aber ist kein Einwurf gegen meine Behauptung. Genug, daß mich meine Natur zu dieser Theilnehmung in allen den Fällen zwingt, wo mein Urtheil frey, und kein stärkeres entgegenstehendes Interesse vorhanden ist. *)

Ich habe also bewiesen, daß wir auf das Gute und Böse, das sich auf anderer Glück bezieht, nur unsre Aufmerksamkeit heften und von keinem entgegenstehenden Interesse dürfen eingenommen seyn, um eine ähnliche Wirkung davon zu fühlen, als wenn es sich auf unser eigenes Glück bezöge. Jetzt wird es nun sehr leicht seyn, den Ursprung alles moralischen Vergnügens, das wir über anderer Glück empfinden, anzugeben.

Die angenehme und unangenehme Empfindung über unsern eigenen Zustand entspringt, wie ich weiter oben gezeigt habe, aus der ersten Quelle aller unsrer Neigungen: und weil nun das Gute und Uebel anderer Menschen wie unser eigenes auf uns wirken, obschon gemeiniglich diese Wirkung schwächer ist; so müssen die daher ent-

*) Man muß sich wohl in Acht nehmen, daß man der Natur selbst nicht zur Last lege, was eine bloße Folge ihrer Verderbniß ist. Tacitus begeht diesen Fehler, wenn er sagt: *insita mortalibus natura recentem aliorum felicitatem aegris oculis introspicere.* Hist. L. II. Die unverderbte Natur thut gerade das Gegentheil.

entſtehenden Empfindungen eine gemeinſchaftliche Quelle mit den Empfindungen über unſern eigenen Beſtand haben. Hieraus folgt weiter, daß jede moraliſche Handlung, jede Begebenheit, jedes Empfindniß, jeder Charakter, der auf die Vermehrung unſrer eigenen oder anderer Glückſeligkeit abzielt, vermöge ſeiner Natur, auf eben die Art oder durch eben die Kräfte der Seele, die angenehme Empfindung erweckt, als das Schöne.

Ich halte mich nicht dabey auf, die falſchen Meynungen von dem Urſprunge des moraliſchen Vergnügens zu widerlegen. Genug, daß ich die wahre mit einer Deutlichkeit bewieſen habe, die deſto ſtärker einleuchten muß, je mehr man über die angeführten Beweiſe nachdenkt. Statt alſo zu widerlegen, will ich hier lieber einen beſondern Fall entwickeln, um die Anwendung meiner Theorie zu zeigen.

Ich leſe im Plutarch, daß der Conſul, T. Flaminius, nachdem er den macedoniſchen König Philippus überwunden, allen vom Philippus in der Knechtſchaft erhaltenen griechiſchen Städten, die ſich eben damals zu den iſthmiſchen Spielen verſammelt hatten, öffentlich habe andeuten laſſen, daß der Rath von Rom ſie für frey erklärte, ſie von allen Einquartierungen, allen Auflagen, Hülfsgeldern und Abgaben losſpräche, und ihnen erlaubte, nach ihren alten Geſetzen und Gewohnheiten zu leben. Als die Griechen dieſe Erklärung hörten, erhoben ſie ein Freudengeſchrey, ſtanden auf und liefen umher, um einander Glück zu wünſchen, ſich zu umarmen, ihrem Befreyer zu danken, ohne daß ſie ſich weiter um die Spiele, zu denen ſie ſich verſammelt hatten, bekümmert hätten.

Dieſer Zug der Geſchichte erregt in mir die allerangenehmſte Empfindung. Wenn ich unterſuche, was bey dieſer Gelegenheit in meiner Seele vorgeht, ſo treffe ich zuerſt auf die Idee der Tyranney und des Jochs,

darunter der König Philipp die Griechen gehalten hatte. Diese Idee stellt mir eine unendliche Menge Menschen vor; die kurz zuvor frey waren, und jetzt durch die Unterdrückung in einem Zwange stehen, der ihnen nicht mehr nach ihrem Charakter und nach ihren Gewohnheiten zu handeln erlaubt. Ich stelle mir ihre Wünsche und Bestrebungen nach der Freyheit vor, die immer fortdauren und immer vergebens sind. Das legt dann meinen eigenen Gedanken einen Zwang an, weil ich an ihren Bemühungen Theil nehme. Auf einmal wird nun das Hinderniß gehoben, das eine so große Menge von Seelen in dem Laufe ihrer Gedanken gehemmt hatte. Jeder siehet sich frey, und in jedem erwacht die ganze Wirksamkeit seiner Seele, und genießt schon in voraus der künftigen Freyheit, die ihr angelegentlichen Ideen zu entwickeln. Es stellt sich mir in gleichem Augenblicke eine unendliche Menge Fälle vor Augen, wo diese Völker sich der Freyheit zu ihrem Nutzen werden bedienen können; alle Thätigkeit, alle Lebhaftigkeit der Seele ist für diese Menge von Ideen, die sich haufenweise zudrängen, nicht hinreichend. Mein Geist fängt, gleich einem Spiegel, alles auf, was in den Gemüthern dieser Griechen vorgeht. Ich vergesse über allen diesen Betrachtungen meiner selbst: ich glaube bey diesem erhabenen Schauspiele gegenwärtig zu seyn, und freue mich und stimme in das Jubelgeschrey dieser glückseligen Völker ein.

Das geht, so viel ich entdecken kann, in meiner Seele vor, wenn ich die angeführte Stelle lese. Man sieht deutlich, daß alles der Erklärung gemäß ist, die ich vom Ursprunge des Vergnügens überhaupt und vom Ursprunge des moralischen insbesondre gegeben habe. Wem es noch einige Mühe kosten sollte, sich in diese Begriffe zu versetzen, dem kann ich sagen, daß ich seit etwa sechs Jahren auf alles, was bey einer angenehmen Empfindung über irgend einen Gegenstand in meiner Seele vorgieng, die genaueste Aufmerksamkeit gewandt und immer

befunden habe, daß es auf das, was ich hier vorgetragen, hinauslief.

Ich glaube also den Ursprung alles Vergnügens deutlich in meiner Seele zu lesen, und einzusehen, daß alle Arten desselben aus einerley Quelle, nämlich aus der Thätigkeit der Seele entspringen, die überhaupt das Wesen jedes denkenden Geistes ausmacht. Der Geschmack für das Sinnliche, der Geschmack für das Schöne, die Empfindung für das Gute sind also gleichsam Zwillingsneigungen, die von einerley Ursache herrühren; es sind die drey Grazien, die von Einer Mutter gebohren sind.

Ich würde nicht aufhören, wenn ich alle die Schlüsse, die sich aus dieser Theorie ziehen lassen, umständlich vortragen wollte. Nur die vornehmsten will ich hier anzeigen. Zuerst versichert uns diese Theorie, daß die moralischen Empfindungen und Vergnügungen weder vom Vorurtheil, noch von der Gewohnheit, noch von der Erziehung herrühren. Die Unwissenden — denn was sollte mich hindern, sie mit ihrem rechten Namen zu nennen? — also die Unwissenden, die die tugendhaften Empfindungen nur aus Aberglauben oder Vorurtheil erklären, werden nicht inne, daß sie durch eben diese Behauptung auch den Geschmack an den Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft aus dem Vorurtheile herleiten, da sie doch durch ihr eignes Gefühl überzeugt seyn müssen, daß die Natur selbst sie dazu hintreibt. Aus unsrer Theorie ist es klar, daß die kostbaren Keime der Tugend durch eben die wohlthätige Hand in unsre Seele gepflanzt worden, der wir die Neigungen, die auf unsre Erhaltung zielen, zu danken haben; und daß wir nicht weniger unsrer Natur gemäß handeln, wenn wir der Neigung zur Tugend, als wenn wir dem Triebe zu andern Vergnügungen folgen. Der Mensch wird durch sein Wesen selbst bestimmt, sich nach der Glückseligkeit anderer Wesen, die der Glückseligkeit fähig sind, eben so sehr als nach seiner eigenen zu bemühen.

Hieraus

Hieraus folgt, daß die Tugend nichts weniger als ein leerer Name, oder eine eingeführte Gewohnheit, sondern eine der ersten Wirkungen der Natur selbst ist. Da das Wesen eines denkenden Geistes nur in dieser thätigen Kraft bestehen kann, worinn die Quelle alles Vergnügens liegt; so kann unmöglich irgend ein denkendes Wesen vorhanden seyn, das nicht die Triebfedern der Tugend in sich selbst enthielte; denn die Tugend kann nichts anders als die Fertigkeit seyn, seine eigene und anderer denkenden Wesen Glückseligkeit zu befördern. Und wenn nun das Verlangen, diese doppelte Glückseligkeit zu befördern, eine nothwendige Folge nicht allein von der Natur der Seele, sondern von der Natur jedes denkenden Wesens ist, so giebt es auch nicht allein unter dem ganzen menschlichen Geschlechte, sondern in dem ganzen weiten Reiche der Geister nur Eine Tugend. Wer sich in seinen stillen Betrachtungen bis zum allerhöchsten Wesen erhebt, der findet auch in ihm diese nämliche Tugend, die einst das allgemeine Glück der ganzen Welt machen wird, sobald nur die Dinge zu ihrer gehörigen Reife werden gelangt seyn. Auch ist es einerley Tugend, einerley Moral, welche die ganze unendliche Menge von Geistern, die mit dem menschlichen Geschlechte durch die weiten Weltgefilde zerstreut sind, zu einer einzigen Gattung moralischer Wesen vereiniget.

Eben diese Theorie führt uns auch zu einer gründlichen Einsicht in die Natur der moralischen Verbindlichkeit. Das moralische Vergnügen ist eine nothwendige Folge von der Natur der Seele und der intellektuellen Fähigkeiten. Dieses Vergnügen bringt nothwendiger Weise die Empfindnisse, und die Empfindnisse wieder die Handlungen hervor. Es ist also die unveränderliche Natur des denkenden Wesens, die es zu moralischen Handlungen antreibt, eben wie der Magnet durch sein Wesen bestimmt ist, sich gegen den Pol zu kehren. Dieses beweist, daß die Bewegungsgründe zur Ausübung

der

der Tugend schon in der Natur jedes denkenden Wesens enthalten sind, und immer fortdauren, und immer wirken, so lange dieses Wesen nicht aus seinem natürlichen Zustande herausgesetzt wird. Es verhält sich mit der Seele, wie mit dem Körper; so lange die Maschine in ihrem natürlichen Zustande bleibt, verrichten alle Sinne die ihnen zukommenden Dienste, und der Körper ist gesund. Eben so, wenn die Seele in ihrem natürlichen Zustande ist, bringen ihre wesentlichen Triebfedern den Geschmack am Schönen und Guten hervor, und der Mensch ist glückselig Das groſse Interesse des Menschen liegt also darinn, daß er dieser Stimme der Natur, die ihn zum Schönen und Guten hinruft, gehorsam werde: und wer dieses vernachläßiget, der ist natürlicher Weise weniger glücklich, als wer es beobachtet.

Es ist eine sehr gemeine Anmerkung, daß der Verstand keinen Einfluß auf das Herz habe. Ein gründliches Nachdenken hat gewiß diese Anmerkung nicht hervorgebracht; aber man glaubt, sie sey auf Erfahrung gegründet. Aus unserem Grundsatze werden wir einsehen, wie vielen Einfluß die Eigenschaften des Geistes auf den Charakter haben können. Wir haben gefunden, daß die moralischen Empfindungen, die sich auf andere beziehen, von unsrer Theilnehmung an ihrem Glücke oder Unglücke herrühren. Diese Theilnehmung, habe ich gesagt, ist natürlich: allein es ist leicht zu begreifen, daß sie einen gewissen Umstand, nämlich die Aufmerksamkeit und die Klarheit der Ideen in Absicht auf anderer Menschen Zustand voraussetzt. Die Empfindnisse werden eben so wenig, als die Leidenschaften, mit dem Menschen gebohren: er bringt, wie ich schon anderswo bemerkt habe, nichts als die wesentliche Kraft der Seele mit sich, aus welcher denn nach und nach alle andere Eigenschaften erwachsen. Unmöglich kann nun ein Mensch viel moralische Empfindung haben, der im-

mer in sich selbst gekehrt und nur auf sich selbst aufmerksam ist, ohne jemals seinen Blick auf etwas anders, als auf seine eigne Person zu richten.“*) Er muß rauh und unmenschlich seyn; denn was in seinen Geist nicht eindringt, davon kann auch sein Geist nicht gerührt werden. Er geht vor einem Unglücklichen vorüber, ohne seine Aufmerksamkeit auf ihn zu richten; und mithin hat er auch von dem Unglücke desselben nur eine sehr flüchtige Vorstellung.

Ausser der Aufmerksamkeit ist auch das Nachdenken eine sehr nothwendige Eigenschaft zur Hervorbringung moralischer Empfindungen. Das Nachdenken allein giebt den Ideen die Klarheit, die den Geist bewegt, sich eifrig damit zu beschäfftigen. Das aus dem Plutarch angezogene Beyspiel, kann uns zeigen, wie viel man erst überdacht haben muß, ehe man an der Freude der von Philipps Tyranney befreyeten Griechen recht innigen Theil nehmen kann. Es ist unmöglich, sich von ihrer Freude einen reizenden Begriff zu machen, wenn man nicht vorher ihren doppelten Zustand vor und nach dieser Befreyung überlegt hat. In der allgemeinen Idee von ihrem jetzigen Zustande bey dem öffentlichen Ausruf ihrer Freyheit ist eine große Menge besonderer Ideen von andern Zuständen begriffen. Der Mensch ohne Nachdenken läßt sich in diese umständliche Betrachtung nicht ein, und eben deßwegen bleibt er bey der Erzählung dieser Begebenheit kalt. Wie viel auf die besondern Umstände ankomme, das sieht man vornehmlich an dem geringen Eindrucke einer Erzählung, bey welcher sie fehlen. Wenn man mir sagt, daß ein kleines Heer von zehntausend Griechen in einem feindlichen und unbekannten Lande, unter beständigem Kämpfen, theils wider den Feind, theils

*) Die Engländer haben für diesen Charakter oder diesen Fehler einen sehr passenden Ausdruck. Sie nennen ihn Selfishness.

theils wider die Elemente, einen Marsch von einigen hundert Meilen gethan und sich aus dieser Verlegenheit glücklich herausgezogen; so kann mich diese verstümmelte Erzählung eben in keine sehr große Bewegung setzen. Aber nun lese ich die ausführliche Geschichte dieses Rückzuges im Xenopho., und fühle mich von der innigsten Bewunderung für den Muth und die Tapferkeit dieser Griechen eingenommen; ja es kostet mich Mühe, wenn ich sie nun endlich außer Gefahr sehe, meine Freudenthränen zurückzuhalten. Noch inniger würde ohne Zweifel meine Rührung gewesen seyn, wenn ich von verschiednen Umständen, die der Geschichtschreiber mir nicht hat schildern können, ein Augenzeuge gewesen wäre. *)

Es ist also augenscheinlich, daß diese Eigenschaften des Geistes, die Aufmerksamkeit, das Nachdenken, der Scharfsinn, die moralischen Empfindungen hervorbringen und stärken. Der Dummkopf und der Flatterhafte können weder viel Empfindung, noch viele Tugend haben. Dieß ist ohne Zweifel der Grund, warum man bey barbarischen und ungesitteten Völkern so wenig, und bey gesitteten Nationen so viel Menschlichkeit und Empfindung antrifft. Man sieht daraus die Wahrheit der Anmerkung, welche der alte Dichter über den Nutzen des Studirens macht: Emollit mores nec sinit esse feros. Denn je mehr man sich auf die Wissenschaften legt, in desto höherm Grade erwirbt man sich diese zum Empfindniß erforderlichen Eigenschaften.

Auch muß man noch bemerken, daß das körperliche Temperament zu der größern oder geringern Empfindlichkeit des Herzens nicht wenig beytragen kann. Denn es ist ausgemacht, daß es bey der Lebhaftigkeit des Eindrucks,

*) Alle Umstände, die die totale Idee einer Begebenheit rührender machen, wohl zu schildern: das ist die große Kunst des Redners und Dichters, und das einzige Mittel, das Herz zu treffen.

drucks, den die Ideen auf den Geist machen, gar sehr auf die Nerven ankömmt. Ein Dummkopf empfangt nur sehr selten Eindrücke, die stark zenug wären, seine Aufmerksamkeit zu reizen. Eben deßwegen kann er auch kein sehr empfindliches Herz haben.

Diese Anmerkungen können denjenigen sehr nützlich seyn, deren Pflicht es ist, andern moralische Empfindungen einzuflößen. Um einen Menschen moralisch gut zu machen, muß man damit anfangen, daß man ihn zu einer genauen Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten seines Mitmenschen gewöhnt. Die Maxime des ehrlichen Chremes beym Terenz: homo sum, nihil humani a me alienum puto, macht den Grund der Moral aus. Diese Aufmerksamkeit erlangt man aber durch Uebung. Ferner muß man den, den man empfindlich zu machen sucht, zum Nachdenken über alles, was ihm vorkommt, gewöhnen, damit er in die besondern Umstände eindringen lerne, die immer die meiste Wirkung auf den Geist haben. Und weil die Erfahrung viel dazu beyträgt, das Herz mit Empfindungen zu erfüllen, so kann man sie, wo sie fehlt, durch Geschichte, Dichtkunst und Fabeln ersetzen. Es ist ausgemacht, daß man diejenigen Leiden an andern immer weit stärker empfindet, die man selbst erfahren, als die man niemals gekannt hat. Redner, Dichter und Romanschreiber bemühen sich, alles mit vieler Kunst und Lebhaftigkeit abzuschildern, und man kann sich ihrer daher sehr wohl bedienen, dem Mangel eigener Erfahrungen abzuhelfen.

Doch ich verliere mich zu weit von meiner Materie. Ich setze nur noch einige Betrachtungen über die Wichtigkeit des moralischen Vergnügens hinzu, und schließe. Zu Ende des dritten Abschnittes habe ich zwischen den sinnlichen und intellektuellen Vergnügungen eine Vergleichung angestellt: und es würde nun meiner Abhandlung an einem wesentlichen Stücke fehlen, wenn ich nicht auch die moralischen Vergnügungen mit den übrigen vergli-

che. Ich habe bewieſen, daß die intellektuellen Vergnügungen, überhaupt genommen, den Vorzug vor den ſinnlichen verdienen, und wiederum läßt es ſich leicht beweiſen, daß die moraliſchen die intellektuellen übertreffen. Die meiſten von dieſen letztern ſetzen viel Studium und Kenntniß voraus, und ſind alſo nicht für den groſſen Haufen. Hingegen das moraliſche Vergnügen, das mit der Natur der Seele genauer zuſammenhängt, erfordert nur allgemeine und leicht zu erwerbende Eigenſchaften des Geiſtes; mithin iſt es für Jedermanns Fähigkeiten. Nichts koſtet wirklich ſo wenig, als das moraliſche Vergnügen. Sobald man ſich angewöhnt hat, die übrigen Menſchen als ein Theil von ſich ſelbſt zu betrachten, ſo iſt man Freund des ganzen menſchlichen Geſchlechts, und empfindet über deſſen Wohlergehen Vergnügen. Auſſer dieſer allgemeinen Theilnehmung kann man noch in jedem Stande und bey jeder Lebensart moraliſches Vergnügen genießen. Der eingeſchränkteſte Menſch hat doch eine gewiſſe Anzahl von Menſchen um ſich herum, denen er, wenn er nur will, einen Dienſt leiſten, ihnen aus Verlegenheit helfen, ihnen Annehmlichkeiten verſchaffen kann, von denen er dann ſelbſt ſeinen Nutzen hat. Aber man ſieht auch, daß dieſer leichte Genuß des moraliſchen Vergnügens die gröſtmögliche Verbindung mit dem menſchlichen Geſchlechte vorausſetzt, und Miſanthropie und Einſiedeley ihn aufs äuſſerſte einſchränken.

Der zweyte Grund, warum ich dem moraliſchen Vergnügen den Vorzug vor dem intellektuellen zuerkenne, iſt dieſer: weil jenes in ſich ſelbſt ſtärker, als dieſes iſt. Die Gegenſtände des intellektuellen Vergnügens ſind Spekulationen, die an ſich nur wenig rühren.*) Die Gegenſtände des moraliſchen hingegen ſind gemeiniglich ſolche, die in die Sinne fallen, und

*) S. die Vergleichung zu Ende des vorhergehenden Abſchnitts.

und mit der Glückſeligkeit in unmittelbarer Verbindung ſtehen. Auch entſpringen die meiſten Leidenſchaften aus moraliſchen Gegenſtänden, und nur ſehr wenige aus bloß intellektuellen Ideen; zum deutlichen Beweiſe, daß dieſe mit weniger Stärke, als jene, auf den Geiſt wirken. Auſerdem ſind die moraliſchen Gegenſtände gemeiniglich weit zuſammengeſetzter, als die ſpekulativen Ideen. Es kömmt da oft auf Dinge an, die die ganze Exiſtenz eines denkenden Weſens oder gar die Glückſeligkeit von vielen betreffen. Dadurch werden nun die moraliſchen Ideen ſo vielbefaſſend, daß man mit ihrer völligen Entwickelung nicht fertig werden kann; und das giebt denn weiter dem daher entſtehenden Vergnügen eine ſehr groſſe Lebhaftigkeit. Wenn ich durch einen einzigen Dienſt über das ganze Leben eines Menſchen oder einer Familie oder wohl gar über ein ganzes Volk Glückſeligkeit ausbreiten kann; welche unzählige Menge Ideen entſpringen nicht da aus einer einzigen Idee! und welche Wohlluſt muß ich nicht empfinden, wenn ich alle die glücklichen Augenblicke, die auf dieſe einzige Handlung folgen, in Gedanken durchlaufe!

Endlich hat auch das moraliſche Vergnügen noch dieſen Vorzug, daß es natürlicher Weiſe andere moraliſche Vergnügungen mit ſich führt. Wenn ich mich gerecht, wohlthätig, dienſtfertig, redlich beweiſe; ſo haben meine Handlungen auf den Charakter und das Betragen anderer Einfluß. Dieſe ſind dann beſſer gegen mich geſinnt, als wenn ich dieſe Tugenden verabſäumet hätte: und ich kann mir von ihrer Seite ähnliche Empfindungen verſprechen. Alle dieſe Betrachtungen zuſammengenommen, überzeugen uns, daß die moraliſchen Vergnügungen vor den übrigen den Vorzug haben, und man hauptſächlich von ihnen ſeine Glückſeligkeit erwarten muß. Genöſſe jemand auch alle ſinnlichen und intellektuellen Vergnügungen, es fehlte ihm aber an den moraliſchen, ſo würde er des beſten Theils der Glückſeligkeit beraubt ſeyn und gerade das Köſtlichſte in dem Daſeyn eines denkenden Weſens nicht kennen.

Erklä-

Erklärung

eines

psychologischen paradoxen Satzes:

Daß der Mensch zuweilen nicht nur ohne Antrieb und ohne sichtbare Gründe sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe handelt und urtheilet.

In dem berüchtigten Streite von der Freyheit kömmt man beyderseits darinnen überein, daß keine moralische Handlung ohne die Mitwirkung des Willens geschieht. Die Gegner der Freyheit glauben, daß sie dieses ihren Widersachern wohl zugeben können, weil sie ihre Lehre doch durch die Behauptung zu retten wissen, daß das Wollen selbst keine freye Handlung sey, und daß eine Handlung freywillig seyn könne, ohne frey zu seyn. Beyde Partheyen scheinen also nicht daran zu zweifeln, daß diejenigen Handlungen, denen man eine wirkliche oder eingebildete Freyheit zuschreibt, wenigstens alle freywillig seyn.

Inzwischen geschehen eben diese Handlungen zuweilen nicht nur ohne den Beytritt des Willens, sondern gegen das Wohlgefallen der Seele und gegen alle ihre Bemühungen, sie zu verhindern. Auf der andern Seite geschehen Handlungen, die bloß von dem Gutdünken der Seele abzuhängen scheinen, nicht, so ernstlich auch ihr Wille, sie hervorzubringen, seyn mag. Eben solche Unregelmäßigkeiten kann man auch bey dem Urtheile bemerken. Man hält es für unmöglich eine Sache zu leugnen, wenn man augenscheinliche Gründe hat, sie zu bejahen; und doch giebt es Fälle, wo das Gegentheil geschieht.

ſchlecht. Dieſe paradoxen Sätze kommen mir ſo wichtig vor, daß ich ſie für werth halte, genauer unterſuchet zu werden, und eben dieſes iſt es, was ich in dieſem Aufſatze zu thun willens bin. Meine Abſicht iſt nicht, die Streitigkeiten über die Freyheit zu erneuern; ich halte ſie für unbeträchtlich, wenigſtens für ſehr unnütze, weil man niemals etwas dabey gewinnen würde, auf welche Seite auch der Sieg fallen möchte, indem die Entſcheidung dieſer Sache in dem Zuſtande des Menſchen nichts ändern kann. Er ſey frey oder nicht, ſo wird er allezeit das ſeyn, wozu ihn der Zuſammenfluß der Umſtände gemacht hat. Meine einzige Abſicht iſt, etwas mehr Licht über die Phyſik der Seele zu verbreiten. Ich ſchmeichle mir wenigſtens damit, daß meine Unterſuchungen dieſes thun werden. Die Auflöſung der angezeigten paradoxen Sätze wird uns, wo ich nicht irre, den phyſiſchen Urſprung der Tyranney der Leidenſchaften und der unwiderſtehlichen Gewalt der Vorurtheile ſehr deutlich entdecken. Vielleicht wird ſie uns ſelbſt einige Grundſätze von der Kunſt, ſich gegen beyde in Sicherheit zu ſetzen, an die Hand geben.

Ich will erſt die Sache ſelbſt feſtſetzen, und zeigen, daß es Fälle giebt, wo die Seele gezwungen iſt, wider ihren Willen zu handeln, und wider ihre eigne Ueberzeugung zu entſcheiden. Obgleich die Beobachtungen, die ich hierüber vorzulegen habe, zum Theil aus meiner eignen Erfahrung hergenommen ſind, ſo darf ich mir doch nicht ſchmeicheln, daß ich ſie alle mit einer ganz befriedigenden Deutlichkeit werde vortragen können. Bey einigen Dingen von welchen ich reden muß, darf ich nicht umſtändlich ſeyn, weil ſie zu bekannt und zu gemein ſind, und einige andere können nicht wohl auseinander geſetzt werden, weil ſie zu fein ſind und mit großer Vorſichtigkeit behandelt werden müſſen. Ich hoffe, daß man mir aus dieſem Grunde den Mangel der Genauigkeit und Deutlichkeit, den man in einigen Stellen dieſes

ſes Aufſatzes finden möchte, verzeihen werde. Doch zur Sache.

Jederman weiß, daß es ſo wohl innere als äuſſere Handlungen giebt, die gemeiniglich dergeſtalt von uns abhängen, daß wir ſie verrichten, ſo bald wir wollen, und daß ſie nur dann geſchehen, wann wir es wollen. So verhalt es ſich mit den meiſten Verrichtungen unſrer Glieder, die bloß auf den Befehl der Seele warten. Wir öffnen und ſchließen die Augen, wie wir wollen; alle Bewegungen der Arme und der Füße geſchehen nach unſerm Belieben, und wenn man nicht ſehr genau darauf Achtung giebt, ſo glaubet man, daß ſie uns ihren Dienſt niemals verweigern. Eben dieſe Bewandniß hat es mit den meiſten innern Kräften, worüber wir nach Belieben gebieten. Wir richten unſre Aufmerkſamkeit auf diejenigen Dinge, denen wir einigen Vorzug geben; wir wählen aus der großen Menge von Vorſtellungen, die wir jeden Augenblick haben, diejenigen, mit welchen wir uns beſchäfftigen wollen.

Nun geſchieht es zuweilen, daß dieſe Herrſchaft des Willens aufhöret, ohne daß einige Unordnung in den Werkzeugen vorhanden wäre. Die Muſkeln, welche wir bewegen wollen, entziehen ſich unſerm Befehle, keine Anſtrengung des Willens iſt hinreichend, ſie in Gang zu bringen; oder ſie bewegen ſich doch wider unſern Willen, und ſelbſt ſo, daß alle Macht der Seele nicht vermögend iſt, ſie aufzuhalten. In Amerika ſoll es bezaubernde Schlangen geben, die mit ihrem Anblicke die Vögel zwingen, unter ihre Zähne zu fallen. Die Schlange, ſagt man, ſtellet ſich unten an einem Baume hin, und zieht die Augen des Vogels auf ſich. Der Unglückliche heftet, als ein Schlachtopfer dieſer Bezauberungen, ſeine Augen auf den offenen Mund dieſes fräßigen Thiers, ſieht darinnen ſein Grab und ſtürzet ſich wider ſeinen Willen hinein. Indem er ein verzweifelndes Geſchrey erhebt und ſich alle Mühe giebt, zu entfliehen, ſteigt er

von einem Zweige zum andern, und stürzet sich endlich vermöge einer unbekannten Kraft, der er vergeblich widersteht, in den Rachen der Schlange. Diese Geschichte ist, sie mag wahr oder falsch seyn, ein vollkommenes Bild der Sclaverey, von welcher wir reden; und diese Sclaverey hat auch so viel Aehnliches mit Bezauberungen, daß man wirklich einige Fälle, die ich anführen werde, dafür gehalten hat.

Es ist bekannt, daß der Schrecken diejenigen, deren er sich bemächtiget hat, bald ganz starr machet, bald aber nöthiget, sich in die Gefahr hineinzustürzen, die sie gern vermeiden möchten. Wir glauben, daß wir unsre Augen, so oft es uns beliebet, auf und zumachen können. Inzwischen schließen sie sich wider unsern Willen bey der geringsten Gefahr, die ihnen drohet, und oft geschieht es, ohne daß wir es wissen. Eben so verhält es sich auch mit verschiedenen andern sinnlichen Werkzeugen. Man ist Herr über seine Zunge; man kann langsam oder geschwinde reden, man kann jedes Wort deutlich und so, wie es der Ton verlanget, aussprechen. Aber bey wie vielen Gelegenheiten versaget uns nicht die Zunge den Gehorsam? Man will zuweilen geschwinde reden und redet langsam, man will alles recht deutlich aussprechen, und doch stammelt und stottert man. Oft fällt man nur um so viel mehr in diese Fehler, um so viel mehr man sie zu vermeiden suchet. Zuweilen redet man in eben dem Augenblicke, da man sich die größte Mühe giebt, stille zu schweigen. Alle diese Fälle sind zu bekannt, als daß ich sie umständlich bestätigen dürfte.

Es ist wahr, daß sich in solchen Fällen eine mehr oder weniger herrschende Leidenschaft dem Willen widersetzet. Es ist aber nicht weniger wahr, daß das, was alsdann geschieht, gegen das Wohlgefallen der Seele geschieht. Es giebt dabey auch andere Fälle, wo unsre Bemühungen eben so vergeblich sind, als in jenen, ob man gleich keine Leidenschaft empfindet, welche sich dem Willen wi-

der-

verſetzte. Man gähnet oft, wann man einen andern gähnen ſieht, man findet ſich dazu gezwungen, ſo ſehr man ſich auch deſſen zu erwehren ſuchet. In Entzündungen des Halſes, wo das Schlucken ſehr beſchwerlich und ſchmerzhaft iſt, will man daſſelbe wenigſtens alsdann unterlaſſen, wenn man nicht ißt. Inzwiſchen thut man doch alle Augenblicke das, was man zu vermeiden ſuchet. Anderntheils giebt es gewiſſe natürliche Verrichtungen, die ohne die geringſte Schwierigkeit geſchehen, ſo bald uns die Nothdurft erinnert, ſie geſchehen zu laſſen. Aber eben dieſe Verrichtungen bleiben zuweilen aus, wenn die Natur noch ſo ſehr darauf dringt und wir uns noch ſo viel Mühe geben, ſie zu befördern. Es giebt ſehr viele Fälle von dieſer Art, die ich hier umſtändlich anführen könnte; ich will aber lieber, daß man ſie im Montagne leſe, der ſie in ſeinen Verſuchen geſammelt hat.*) Es iſt, nach dieſem ſinnreichen Schriftſteller, kein Theil unſers Körpers, der nicht oft ſeine Dienſte unſerm Willen verweigere und ſich nicht oft gegen unſern Willen bewege und wirke. In manchen dieſer Fälle merket man das, was ſich dem Willen widerſetzet, ſo wenig, daß man ſie übernatürlichen Urſachen zugeſchrieben hat.

Noch mehr. Bey einer gewiſſen Art von Schwermüthigkeit thut man Dinge, vor welchen man in eben dem Augenblicke, da man ſie thut, den größten Abſcheu hat, und dieß geht ſo weit, daß der Aberglaube darinnen die Wirkung eines böſen und allmächtigen Geiſtes deutlich zu entdecken geglaubt hat. Ich habe einen ſehr rechtſchaffenen, ſehr verſtändigen und in der Philoſophie ſehr erfahrnen Mann gekannt, der das Unglück hatte, von dieſer Gemüthskrankheit, deren Urſache ein mannichfaltiger und anhaltender Gram war, befallen zu werden. Ob er gleich von inniger Ehrerbietung für das höchſte

*) B. I. Kap. 20.

Wesen durchdrungen war, so konnte er doch eine Zeitlang den Namen dieses Wesens, welches er von ganzem Herzen anbetete, nicht nennen hören, ohne einige gotteslästerliche Reden gegen dasselbe auszustoßen. Die Haare stunden ihm dabey vor Abscheu zu Berge, und er gab sich alle Mühe, seine Gotteslästerungen durch Handlungen der Anbetung zu verbergen, oder dadurch zu vergüten. Ich habe ihn in diesen sonderbaren Augenblicken gesehen, und er hat mir oft gesagt, daß er fast glauben möchte, daß zwo Seelen in ihm wohneten, davon eine zu eben der Zeit Gott lobete, da ihn die andere lästerte. Denn er konnte nicht begreifen, wie eben dasselbe Wesen zu gleicher Zeit zwey einander so gerade entgegengesetzte Dinge thun könnte. Dieser Fall allein beweiset hinlänglich, daß man zuweilen ohne den geringsten Schein eines Beweggrundes gegen den bestimmtesten Willen handelt.

Seneca, der Trauerspieldichter, scheint eine deutliche Erkenntniß von diesem paradoxen Satze gehabt zu habe. Er läßt die Phädra sagen:

— Ora cepti translitum verbis negant.

Vis magna vocem emittit, at major retinet. *)

Eben dasselbe Widersinnige findet auch in Absicht auf das Urtheil statt. Es giebt Fälle, in welchen es der Seele nicht frey steht, das zu glauben, wovon sie doch überzeugt ist. Ich habe Leute gekannt, die fest überredet weren, daß der Tod unser ganzes Wesen zernichtete, und die sich doch vor Gespenstern fürchteten. Man hat Beyspiele von abergläubischen Gotteslästerern und von Epicuräern, die an Vorhersagungen, an gute und böse Vorbedeutungen glaubten, ob sie gleich alles dem Zufalle zuschrieben. Man denke auch nicht, daß sich solche Personen bloß einbilden, von ihrem System überzeugt

zu

*) Senecae Phaedr. v. 601. 602.

zu seyn, und daß sie bey Gelegenheit die entgegengesetzte Lehre annehmen, und daß dieses der Grund ihrer unzusammenhängenden und widersprechenden Urtheile sey. Dadurch wird der Knoten nicht aufgelöst. Ein Fall, welchen man so oft entstehen lassen kann, als man will, beweist, daß zwey entgegengesetzte Urtheile zu gleicher Zeit statt finden können. Die bloße Vorstellung einer großen Gefahr läßt uns zuweilen aus Furcht ohnmächtig werden, ob man gleich zuverläßig versichert ist, daß man keine Gefahr läuft. Dieß geschieht zuweilen, wenn man eine recht lebhafte Erzählung von einer solchen Gefahr liest oder höret. Gesetzt, es hiengen oben an einem Thurme sehr starke und so wohl befestigte Ketten, daß die vereinigten Kräfte von hundert Menschen nicht vermögend wären, sie zu zerreissen. Wenn man auch dieses alles gesehen hätte, wenn man durch seine Sinne und durch die richtigsten Schlüsse davon überzeugt wäre, so würde man doch von Furcht und Schrecken ergrissen werden, wenn man an diese Ketten angebunden werden, an denselben hangen, und in der freyen Luft schweben sollte. Man würde die stärksten Gründe haben, sich für sicher zu halten, und doch beweiset die Furcht, daß man in Gefahr zu seyn glaube.

Wenn man über die Facta, die ich bisher angeführt habe, nachdenket, so wird man finden, daß sie zwey Dinge unwidersprechlich beweisen. Erstlich, daß zuweilen eine den Bemühungen des Willens überlegene Kraft in uns ist, die uns nöthiget, gegen unser Gutbefinden zu handeln: zweytens, daß uns zuweilen eine ähnliche Kraft nöthiget, etwas für falsch oder wahr anzusehen, wovon wir doch zuverläßig wissen, daß es wahr oder falsch ist. Obgleich diese zween Sätze unmittelbar aus den angeführten Factis herfließen, so muß ich mich doch hier einen Augenblick aufhalten, um einigen Zweifeln vorzubeugen, welche bey Personen, die diese Dinge nicht genug ergründen, entstehen könnten.

Ich weiß, daß man gemeiniglich bey ſolchen Fällen, wo die Vernunft von der Leidenſchaft dahin geriſſen wird, keine Schwierigkeiten findet. Man nimmt an, daß die Gründe der Leidenſchaft als die ſtärkſten natürlicher Weiſe die Gründe der Vernunft überwiegen. Man glaubet, daß diejenigen, welche ſich in ſolchen Umſtänden befinden, wo man mit der *Medea* ſagt:

— — video meliora proboque
Deteriora ſequor,

weiter nichts thun, als daß ſie während der Leidenſchaft ihre Meynung ändern. Man redet von einem vorhergehenden und von einem nachfolgenden Willen. Die Menſchen, ſagt man, lieben das Gute, ſie nehmen ſich vor, es zu thun; aber während der Leidenſchaft ändern ſie ihren Sinn, und dieß giebt dem Böſen in ihren Augen den Vorzug vor dem Guten. Allein dieſe Erklärung iſt nicht befriedigend. Wir haben geſehen, daß dieſe beyde Willen nicht immer auf einander folgen, ſondern, daß ſie oft neben einander zu gleicher Zeit vorhanden ſind; daß man eine Handlung in eben dem Augenblicke, da man ſie verrichtet, verabſcheuet; daß man die Hand in eben dem Augenblicke ausſtrecket, da man ſich beſtrebet, ſie zurückzuziehen. Es iſt alſo offenbar, daß ſich dieſes Paradoxon nicht durch eine Aenderung der Meynung oder des Sinnes erklären läßt, und daß es hier darauf ankömmt, die verborgene Kraft zu entdecken, die uns gegen unſer Gutbefinden handeln läßt, und zu ſehen, wie ſie ſolches thun könne.

Das andere Paradoxon iſt eben ſo gegründet als dieſes. Man kann ſich vor der Gefahr nicht eher fürchten, bis man ſie für wirklich hält. Sobald man ſich alſo fürchtet, glaubet man, daß wirklich Gefahr vorhanden ſey. Da nun die Furcht da ſtatt findet, wo man von der Sicherheit überzeugt iſt, ſo iſt es offenbar, daß dieſe zwey entgegengeſetzten Urtheile zugleich in uns vorhanden

ſind.

sind. Wir halten in eben demselben Augenblicke eben dieselbe Sache für wirklich und eingebildet.

Es sind also hier zwo Fragen zu beantworten. Woher kommen jene zuweilen unbemerkbare und doch allen möglichen Bestrebungen der Seele überlegene Kräfte? Und wie geht es zu, daß diese Kräfte immer die Oberhand über die Wirkungen des Willens behalten? Diese Fragen sind nicht bloß Fragen der Neugierde. Es kömmt viel darauf an, daß sie beantwortet werden, weil sie mit dem nützlichsten Theile der menschlichen Erkenntniß in Verbindung stehen.

Man muß zur Beantwortung dieser Fragen seine Zuflucht zu der von Leibnitz angefangenen und von seinen Schülern weiter geführten Theorie von den dunkeln Vorstellungen nehmen; einer sehr wichtigen Theorie, ohne welche sich eine Menge psychologischer Erscheinungen nicht erklären ließen. Hier sind die vornehmsten Bemerkungen, die bey dieser Theorie zum Grunde liegen. Außer den klaren, oder denjenigen Vorstellungen, deren sich die Seele bewußt ist, und die ihre Aufmerksamkeit festhalten, giebt es zugleich eine große Menge anderer, mehr oder weniger dunkeln, Vorstellungen, die sie entweder gar nicht oder doch so wenig bemerket, daß sie dieselben nicht unterscheidet. - Diese dunkeln Vorstellungen bringen oft sehr merkliche Wirkungen hervor. Es verhält sich mit dem Verstande wie mit dem Sehen. Wenn wir eine Landschaft vor uns sehen, so nehmen wir nur eine kleine Anzahl von Dingen darinne deutlich wahr, diejenigen nämlich, die dem Auge nahe genug, und die von den Lichtstralen hinlänglich erleuchtet sind. Das meiste davon bleibt undeutlich, und wir können nicht sagen, welche Theile an jeder Stelle des Gemäldes stehen; andere endlich liegen dergestalt im Schatten oder sind so klein, daß sie sich gar nicht bemerken lassen. Inzwischen machen doch diese verworrenen und unbemerkbaren Theile einen Theil des hinten im Auge gemahlten Bildes

aus,

aus, und gehören zu der ganzen Vorstellung, die aus dem Anblicke der ganzen Landschaft entsteht. Das Ganze dieser Vorstellung würde eine andere Gestalt bekommen, wenn diese unbemerkbaren Theile von dem Schauplatze wegfielen. Eben dieses geschieht auch, so oft wir einen klaren Begriff von einem zusammengesetzten Gegenstande haben. Wir denken z. E. an einen von unsern Bekannten. Die Idee, die wir von ihm haben, ist aus einer großen Menge einzelner Ideen zusammengesetzt. Die äußerliche Gestalt dieser Person, ihr Charakter, das, was wir von ihren Handlungen, von ihren Sitten, von ihrem Betragen u. s. w. wissen, alles dieses kömmt in der ganzen Idee mit vor. Allein nur wenige von der großen Menge dieser Ideen sind so klar, daß wir sie von den andern unterscheiden, und doch tragen alle übrige das Ihrige zur Bestimmung der ganzen Vorstellungsart bey. Alles dieses ist von verschiedenen Philosophen deutlich dargethan worden.

Ich füge noch hinzu, daß nicht bloß die Vorstellung einer Idee, sondern alle andere Handlungen der Seele dunkel seyn können. Es giebt dunkle Urtheile, die wir fällen, ohne uns dessen bewußt zu seyn, dunkle Empfindungen, ein dunkles Verlangen und einen dunkeln Abscheu. Das sind die, Ich weiß nicht was, die jedermann zuweilen empfindet. Kurz, alle Kräfte der Seele können sich auf zweyerley Art äußern; auf eine deutliche und so, daß wir wissen was wir thun, und uns davon Rechenschaft geben können; oder auf eine dunkle Art und so, daß wir selbst nicht wissen, wie die Sache in uns vorgeht. Eine einzige und zwar sehr gewöhnliche Beobachtung ist zum Beweise von diesem allen hinlänglich. Wie oft geschieht es nicht, daß man wohl oder übel aufgeräumt, munter oder verdrüßlich ist, ohne zu wissen, warum? Das kömmt in solchen Fällen daher, daß man etwas empfindet, beurtheilet, verlanget oder verabscheuet, welches man sich nur dunkel vorstellet.

Nun

Nun muß man bemerken, daß eine jede Sache verschiedene Seiten hat, und daß es bey dem Urtheile, welches wir davon fällen, bloß darauf ankömmt, von welcher Seite wir sie betrachten. Verschiedene Gesichtspunkte bringen auch verschiedene Urtheile hervor. Es ist also sehr wohl möglich, daß wir eben dieselbe Sache, die wir vermittelst klarer Vorstellungen von einer Seite ansehen, auch zugleich durch dunkle Vorstellungen von der entgegengesetzten Seite betrachten, und daß dadurch die beyden Urtheile, die wir davon fällen, widersprechend werden. Ein Vorfall, den mir meine eigne Erfahrung an die Hand giebt, wird dieses vollends deutlich machen.

Man sprach in meiner Gegenwart in einer Gesellschaft von einer sehr edeln That, welche ein Mensch, den ich sehr wenig kannte, und auf den ich mich nicht recht besinnen konnte, verrichtet hatte. Die That war so rühmlich, daß sie von der ganzen Gesellschaft wetteifernd gelobet wurde. Unterdessen empfand ich zu gleicher Zeit ich weiß nicht was, welches meine Bewunderung zu schwächen oder zu mäßigen schien; eine unbekannte Kraft schien mich zu verhindern, mich derselben ganz zu überlassen. Inzwischen war ich ganz gewiß, daß sich weder Neid noch Eifersucht in mein Urtheil mischen konnten. Da ich selbst über diese Art von Gleichgültigkeit, die meinen Beyfall verhinderte, erstaunte, so bemühete ich mich, die Ursache davon zu erforschen. Nachdem ich einige Zeit darauf gedacht hatte, glaubte ich zu bemerken, daß sich in die Idee der gepriesenen That immer die Idee der Person, die sie verrichtet hatte, mit einmischte, und daß eben dieses einigen Schatten darüber verbreitete. Ich befand mich in dem Falle derjenigen, die sich auf einen Namen, der ihnen nicht einfällt, zu besinnen suchen; sie glauben alle Augenblicke, daß er ihnen gleichsam auf der Zunge schwebe. Nach vielen Bemühungen erinnert man sich eines Buchstabens von diesem Namen, dann eines andern, eines dritten, und zuletzt erhaschet

man

man ihn ganz. Auf eben diese Art erhielt ich bey dem gemeldeten Vorfalle den Schlüssel des Räthsels. Ich erinnerte mich endlich, daß man lange vorher von diesem Menschen, als von einem sehr mittelmäßigen Kopfe, mit mir gesprochen hätte. Das dunkle Andenken daran war also die Ursache, die mich verhinderte, mein Lob zu verschwenden. Und dieß ist die Art, wie unsre dunkeln Ideen einen Einfluß in unsre Urtheile haben.

Diese Anmerkungen werden es wohl hinlänglich erklären, wie man zu gleicher Zeit zwo einander zuwiderlaufende Vorstellungen haben kann, davon die eine klar und die andere dunkel ist. Bey offenbaren Leidenschaften sind die mit der Vernunft streitenden Ideen und Empfindungen nicht ganz dunkel, man kann darinnen mehr oder weniger von einander unterscheiden; oft aber sind diese Neigungen oder Abneigungen so dunkel, daß man sie nicht erkennen kann. Dieß findet vornehmlich statt, wenn die dunkle Empfindung mit längst vergangenen Dingen zusammen hängt. Man hat oft Neigungen oder Abneigungen, deren Ursachen man vergeblich nachforschen würde, weil sie sich auf eine Idee oder auf einen Vorfall beziehen, die sich von den Jahren unsrer Kindheit herschreiben, und welche die Zeit ganz verdunkelt hat. Dadurch lassen sich viele Paradoxen erklären. Man erstaunt zuweilen darüber, daß sehr verständige und scharfsinnige Leute Vorurtheile hegen, die uns unverzeihlich zu seyn scheinen. Diese Vorurtheile sind ganz gewiß sehr natürliche Folgen von irgend einer dunkeln in dem Grunde der Seele schlechterdings verborgenen Idee. Und dieß ist der Ursprung jener dunkeln Kräfte, von welchen hier die Rede ist.

Ich komme nun zur zweyten der oben vorgelegten Fragen. Wie geht es zu, daß die aus dunkeln Vorstellungen herrührenden Kräfte allezeit die Oberhand über das Bestreben des Willens erhalten? oder, um mich genauer auszudrücken, warum haben die dunkeln Ideen

mehr

mehr Gewalt über uns als die klaren und deutlichen? Um dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir etwas weiter zurückgehen. Man erlaube mir hier einige Wahrnehmungen zu wiederholen, und weiter auszuführen, die ich bey Gelegenheit der Unterſuchungen über das Vergnügen der Sinne angeſtellt habe.*)

Ich bemerkte nämlich damals, daß eine Vorſtellung um ſo viel weniger Kraft uns zu rühren hat, um ſo viel deutlicher ſie ſich uns darſtellet. Zum Beweiſe davon führte ich dasjenige an, was ſich bey der Gradation der angenehmen und unangenehmen ſinnlichen Empfindungen, die wir durch verſchiedene Sinne erhalten, bemerken läßt. Eben derſelbe Grad von Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, den man vermittelſt des Geſichts wahrnimmt, verurſacht eine weniger lebhafte Empfindung als diejenige iſt, die man von eben derſelben Sache vermittelſt des Gehörs erhalten würde; dieſe iſt ebenfalls weit ſchwächer, als diejenige, welche der Geruch oder der Geſchmack hervorbringt; und auch dieſe ſind ſchwächer, als diejenigen, welche das Gefühl verurſachet. Der allerſchwächſte Grad dieſer Empfindungen findet ſtatt, wenn die Urſache derſelben, ohne einigen äußerlichen ſinnlichen Eindruck, bloß dem Verſtande gegenwärtig iſt. Die Idee einer unterbrochenen Ordnung oder eines gewiſſen Mißklangs, welche man bloß mit dem Verſtande deutlich wahrnimmt, bringt eine gewiſſe unangenehme Empfindung hervor. Wenn man aber eben denſelben Grad von Unordnung mit Augen ſieht oder in einer Farbe wahrnimmt, ſo iſt es weit unangenehmer; der Mißklang einer verſtimmten Saite, wobey doch kein höherer Grad von Unordnung wäre, würde uns noch mehr mißfallen; und wenn wir eben denſelben Mangel durch das Gefühl erkennten, ſo würde die ſinnliche Empfindung davon ein wirklicher Schmerz ſeyn. Dieſe Beobachtungen, welche

*) S. Mem. de l'Acad. de Berlin. 1751.

welche sich sowohl auf Erfahrungen als auf Vernunftschlüsse gründen, beweisen, daß eine Vorstellung um so viel mehr Gewalt über die Empfindung hat, um so viel verworrener sie ist, und eben dieses wird auch durch viele andere Vorfälle bestätiget. So weiß man z. E. daß die Leidenschaften bloß aus verworrenen Vorstellungen entstehen, und daß es kein besseres Mittel, sie zu schwächen, giebt, als daß man sich die Dinge, von welchen sie erreget werden, deutlich vorstellet. Darinnen bestund das große Geheimniß der stoischen Philosophie, wie man solches aus den Schriften des Kaisers Marcus Aurelius und des Epictets ersehen kann.

Es ist eben nicht schwer den physicalischen Grund davon zu entdecken; und da die Erklärung desselben zu meiner gegenwärtigen Absicht gehöret, so wird man es mir verzeihen, wenn ich dabey, um die Sache recht deutlich zu machen, etwas umständlicher zu werke gehe.

Man bemerke also zuvörderst, daß nichts in der Seele vorgehe, ohne daß zu gleicher Zeit eine gewisse gleichförmige Bewegung in dem Nervensysteme erfolge, so, daß einer jeden Vorstellung in der Seele eine gewisse Erschütterung in den Nerven entspricht. Bey der bloßen Vorstellung wirken nur die Nerven des Gehirns, und je mehr die Vorstellung zusammengesetzt ist, desto größer ist die Anzahl der sich bewegenden Nerven. Wenn sich die Vorstellung in Empfindung verwandelt, so theilt sich diese Bewegung den Nerven der Brust mit. Das Gehirn scheint also der Sitz der Gedanken, und das Zwerchfell der Sitz der Empfindung und der unsern Willen ausrichtenden Kräfte der Seele zu seyn.

Die Verbindung, welche zwischen den Nerven des Gehirns und zwischen den Nerven der Brust statt findet, ist uns zwar unbekannt; man bemerket aber doch stets, daß bey einer gewissen Verwirrung in den Ideen, die Erschütterung von dem Gehirne zu der Brust fortgehe;

und

und dieß ist der Augenblick, in welchem die Vorstellung die Empfindung hervorbringt.

Laßt uns nunmehr betrachten, was in der Seele vorgehe, wenn sie recht deutlich denket. Eine Vorstellung ist nur darum verworren, weil ihre Theile, oder die einfachen Ideen, woraus sie besteht, in Eins vermenget sind, und auf einmal wahrgenommen werden. Soll eine Vorstellung deutlich werden, so muß man die Theile derselben von einander absondern, und jeden insbesondere betrachten. So lange die Seele dieses thut, ist allemal nur eine einzige Idee oder einfache Vorstellung recht klar, und folglich wird alsdann nur ein einziger Nerve merklich erschüttert. Daher rührt die Stille oder die große Ruhe der Seele und des Körpers, welche man bey denjenigen wahrnimmt, die sich im Nachdenken vertiefen. Die Wirkung eines einzigen Nerven ist zu schwach, um seine Erschütterung den Nerven der Brust mitzutheilen. Ein Beyspiel wird dieses begreiflicher machen. Man überreichet mir eine Schrift. Erst sehe ich dieselbe nur im Ganzen und verworren; ich sehe schwarze Zeilen auf einem weißen Grunde, und nehme dabey im Ganzen eine gewisse Ordnung und Zierlichkeit wahr. So lange die Wirkung meines Auges auf das ganze Blatt gerichtet ist, kann ich kein Wort davon lesen. Soll ich eines davon insbesondere unterscheiden, so muß die Linie meines Auges gerade auf dieses Wort gerichtet seyn. Dann wird das Bild, welches sich, wie bekannt, hinten im Auge abmahlet, an dem Orte, wo dieses Wort steht, deutlicher, alle andere Bilder werden verworrener, und ich kann dieses Wort lesen. Inzwischen lese ich es, ohne mir jeden Buchstaben, woraus es zusammengesetzt ist, deutlich vorzustellen; und wenn ich eine deutliche Erkenntniß von der Schrift erhalten soll, so muß ich nicht nur jedes Wort insbesondere sehen, sondern noch außerdem jeden Buchstaben, und sogar jeden Zug, woraus der Buchstabe zusammengesetzt ist, un-

terſcheiden. Indem ich aber dieſes thue, ſo iſt offenbar, daß in jedem Augenblicke nur ein einziger faſt untheilbarer Punkt hinten im Auge eine völlige Klarheit bekömmt; die andern Theile des Bildes ſind alle ſehr verworren. In dieſem Falle wird alſo nur eine einzige Faſer der Sehenerven merklich gerührt; und dieſe Bewegung iſt zu ſchwach, um ſich den übrigen Theilen des Nervenſyſtems mitzutheilen. So geht es nun allemal zu, ſo oft wir recht deutliche Vorſtellungen haben. Es iſt auf einmal nur ein einziger heller Punkt in dem Verſtande, nur eine einzige einfache Vorſtellung iſt recht klar; alles übrige von den gegenwärtigen Vorſtellungen wird verdunkelt, und kann nicht von uns wahrgenommen werden.

Hieraus wird begreiflich, warum ſehr deutliche Vorſtellungen wenig auf die Seele vermögen, und warum nothwendig eine gewiſſe Anzahl von beſondern Vorſtellungen in einem verworrenen Ganzen beyſammen ſeyn muß, wenn eine Empfindung hervorgebracht werden ſoll. Bloß die große Menge auf einmal merklich erſchütterter Nerven iſt vermögend die Erſchütterung den Nerven der Bruſt mitzutheilen.

Ich komme nun wieder zu meiner Hauptabſicht zurücke, nach welcher ich den widerſinnigſcheinenden Satz erklären ſollte, daß die dunkeln Vorſtellungen mehr Gewalt über uns haben, als die klaren und deutlichen. Nun begreift man aus dem, was ich bisher angemerkt habe, daß keine Vorſtellung anders eine Empfindung hervorbringt, als wenn ſie verwerren iſt. So bald ſie nur ein wenig deutlicher wird, ſo fängt der Verſtand an, ſich damit zu beſchäfftigen; denn unſre Natur bringt es ſo mit ſich, daß wir eine Vorſtellung, die einen gewiſſen Grad der Klarheit hat, gern aus einander ſetzen wollen. Indem wir aber dieſes thun, ſo geht alles, was hierbey geſchieht, bloß in dem Gehirne vor. Iſt hingegen die Verwirrung ſo groß, daß der Verſtand

nichts

nichts dabey unterscheiden kann, so wirket das Ganze der Sache auf einmal auf uns, und bringt die Empfindung hervor. Wenn sich also zwo Vorstellungen zu gleicher Zeit einfinden, so wirket die dunkle gar nicht auf den Verstand, sondern führet unmittelbar zur Empfindung, da indessen die andere den Verstand wenigstens auf etliche Augenblicke beschäfftiget; und eben in diesen Augenblicken bemächtiget sich die dunkle Vorstellung der Seele, und bringt die Handlung hervor. Es ist nicht möglich, daß die langsame Wirkung der deutlichen Ideen die schnelle Wirkung der dunkeln Ideen verhindere, und auf diese Art überraschet oft die Empfindung die Vernunft.

Ich merke es wohl, daß diese Erklärung nicht jedermann gleich einleuchtend seyn werde. Man muß lange Zeit die Seele bey ihren geheimsten Wirkungen beobachtet, und sich eine gewisse Fertigkeit im Nachdenken über die geringsten Veränderungen, die in unserm Innersten vorgehen, erworben haben, wenn uns nichts von dem, was sich auf die Physik der Seele beziehet, entgehen soll. Doch, dem sey wie ihm wolle, so will ich noch eine andere Bemerkung hinzufügen, welche dieses Paradoxon auf eine noch begreiflichere Art erkläret.

Wenn wir eine dunkle Empfindung von einer Sache haben, so sind wir nicht im Stande ihren Werth zu schätzen. Denn, wir setzen das, was wir empfinden, nicht auseinander, und halten oft das, was ein bloßes Vorurtheil ist, für eine Wirkung unsers eigenen Urtheiles; wir glauben, das zu empfinden, was andere für uns empfunden haben. Ein Vorfall, der sich ziemlich oft zuträgt, kann zur Erläuterung dieser Anmerkung dienen. Zwo Personen sehen von weitem etwas, das sie nicht hinlänglich unterscheiden. Man suchet herauszubringen, was es wohl seyn möchte. Der eine thut den Ausspruch, daß es dieses sey. Sogleich bekräftiget der andere dieses Urtheil, und überredet sich, daß er

die von jenem genannte Sache deutlich sehe. Inzwischen hatte sich jener in der Benennung geirrt, und sieht etwas ganz anderes, als was er genannt hatte. Solchergestalt hintergeht uns die Dunkelheit unsrer Vorstellungen, und machet, daß wir Einbildungen für Wirklichkeiten halten.

Zufolge dieser Bemerkung ist es eben nicht schwer zu ermessen, woher die überlegene Macht der dunkeln Vorstellungen rühre. Da es unmöglich ist, an demjenigen, was man empfindet, zu zweifeln, so zweifelt man eben so wenig an demjenigen, was man zu empfinden glaubet, und man glaubet alles dasjenige zu empfinden, was zu einer etwas dunkeln Vorstellung einer Sache gehöret. Es giebt tausend Dinge, worüber wir vor den Jahren der eigenen Ueberlegung unzählige male andere haben urtheilen und entscheiden gehört. Mit diesen Urtheilen sind wir so bekannt geworden, daß uns, so oft uns eines von diesen Dingen wieder vorkömmt, zugleich das Urtheil, das wir darüber haben fällen hören, wieder einfällt, und dieses geht so schnell in uns vor, daß die ganze Vorstellung eine innere Empfindung zu seyn scheint. Wenn wir also etwas thun sollen, das sich darauf beziehet, so müssen diese dunkeln Bewegungsgründe, als Folgen jener vorgegebenen Empfindungen, nothwendig wirksam seyn, die Vernunft mag dazu sagen, was sie will. Es verhält sich hiemit eben so, wie mit den optischen Täuschungen, wo es fast unmöglich ist, der Bezauberung zu widerstehen. Man mag es noch so gewiß wissen, daß der Mond bey seinem Untergange nicht größer ist, als er im Mittagskreise war, so behält doch die Täuschung die Oberhand über die Vernunft, wenn man auch gleich weiß, woher der Irrthum entstehet.

Ist aber die Täuschung selbst alsdann so stark, wenn man ihren Ursprung kennt, welche Macht muß sie nicht in solchen Fällen haben, wo man nicht einmal einen Argwohn hat, daß man sich betriege? Dieß findet gemeiniglich alsdann statt, wenn das Urtheil aus dunkeln Vorstellun-

ſtellungen entſteht, auf die man kein Mißtrauen ſetzen kann, weil man ſie nicht empfindet. Daher kömmt es, daß man das Urtheil für eine Art von innerer Empfindung hält. So ſchreibt man oft ſeinen beſondern Geſchmack, oder gewiſſe Neigungen und Wirkungen des Eigenſinnes der Natur ſelbſt zu, die doch der Natur ſehr zuwider ſind. Man weiß die Urſachen, welche dieſen Geſchmack oder dieſe Neigungen hervorgebracht haben, nicht auseinander zu ſetzen, und bildet ſich ein, daß ſie ihren Urſprung in der Natur der Dinge ſelbſt haben. Vergeblich ſuchet man ihnen die Stärke der Vernunft entgegen zu ſtellen. Es ſind Feinde, die im Hinterhalte verborgen liegen: man wird von ihnen geſchlagen, und ſieht nicht, wo die Schläge herkommen. Ebendeßwegen iſt es unmöglich, ſich geradezu gegen ſie zu wehren. Der Menſch wird immer ein Sclave ſeiner Leidenſchaften und ſeiner Vorurtheile bleiben, ſo lange er ihnen weiter nichts als die Vernunft entgegen zu ſetzen weiß.

Dieß iſt, wo ich nicht irre, der wahre Urſprung der tyranniſchen Macht der Vorurtheile, der Leidenſchaften, der vorgefaßten Meynungen, und ſo vieler andern Feinde der Vernunft. Sie ſtehen in den dunkeln Gegenden der Seele, wo man ihre feindlichen Bewegungen und liſtigen Unternehmungen nicht eher gewahr wird, bis es zu ſpäte iſt, ſich dagegen zu ſetzen, und eben dieſes verſchaffet ihnen faſt immer einen unfehlbaren Sieg.

Dieſe Bemerkung iſt die Schlußfolge von allen vorhergehenden Unterſuchungen. Sie kann zur Erklärung vieler Paradoxen in Abſicht auf die Meynungen, die Sitten, die Gebräuche, und das Verhalten der Menſchen dienen; und es laſſen ſich zugleich verſchiedene ſehr wichtige Anmerkungen über die Maaßregeln daraus ziehen, welche man ergreifen muß, wenn man die Einſichten der Vernunft mit größerm Vortheile gebrauchen will.

Bey dem erſten Anblicke ſcheint einer nicht vorher eingenommenen Vernunft nichts befremdender zu ſeyn,

als gewisse Meynungen, welchen ganze Völker, Secten und Orden zugethan sind. Man findet, daß sie der gesunden Vernunft so gerade zuwider sind, daß man nicht weiß, was man von denjenigen, die sie angenommen haben, denken soll. Eben so verhält es sich mit verschiedenen Gewohnheiten und Gebräuchen, die so widersinnig aussehen, daß man, wenn man sie mit ansieht, kaum seinen eignen Augen trauet.

Alles dieses läßt sich aus dem, was ich über die Macht der dunkeln Vorstellungen angemerkt habe, deutlich genug erklären. Was man vor den Jahren der Ueberlegung hört und sieht, das setzet sich ohne einiges Hinderniß in dem Verstande feste. Es ist bekannt, daß man Kindern und Personen, die nicht selbst nachdenken, alles, was man nur will, weis machen kann. Wörter ohne Sinn füllen die Einbildungskraft an, und das Urtheil nimmt eine Menge von unbewiesenen oder auch selbst widersprechenden Sätzen unter dem Scheine von Wahrheit und Wirklichkeit auf. So oft uns also das Gedächtniß an diese Wörter oder an diese Sätze erinnert, so erinnert es uns auch, obgleich auf eine dunkle Art, an den Schein von Wahrheit und Wirklichkeit, unter welchem wir sie ehemals aufgenommen haben. Dieses verhindert uns, sie der Prüfung der Vernunft zu unterwerfen. Ja gesetzt, daß einige Zweifel in uns entstünden, die uns zu einer solchen Prüfung antrieben, so haben wir doch, wenn die Gelegenheit da ist, allbereits lange vorher entschieden oder gehandelt, ehe die Vernunft Zeit gehabt hat, ihre Gründe auseinander zu setzen. Man sieht den Fehler erst, nachdem er geschehen ist, ein, und vermeidet ihn nicht anders, als nachdem man ihn oft erkannt hat.

Diese schnelle Wirkung der dunkeln Vorstellungen zeiget sich sehr deutlich bey den bösen Gewohnheiten, die man für böse erkennt, und gern ablegen möchte. Es gelingt uns nicht eher als nach vielen Versuchen. In-

zwischen

zwiſchen ſprach die Vernunft ſchon das erſte mal ſehr entſcheidend und hielt uns ſehr ſtarke Gründe vor; allein die Empfindung überwältigte ſie, weil ſie geſchwinder wirket und ſich uns alles, was ſie uns eingiebt, auf einmal darſtellet, da hingegen Zeit dazu gehöret, ſich die gegenſeitigen Gründe deutlich vorzuſtellen.

Es giebt alſo keine ſo abgeſchmackte Meynungen und Gebräuche, die ſich nicht gegen die Rechte der Vernunft und des geſunden Verſtandes einführen und behaupten ließen. So bald ein Irrthum der Maſſe von dunkeln Vorſtellungen einverleibet iſt, ſo iſt es äußerſt ſchwer, ihn aus dem Verſtande herauszureiſſen, oder auszutreiben. Dieß iſt der Grund, warum es ſelbſt dem Weiſen ſehr ſchwer fällt, Nationalvorurtheile, oder die Vorurtheile des Standes, in welchem er erzogen worden iſt, abzulegen. Es gelingt ihm damit nur in ſo fern, als er die Entſcheidungen der Vernunft aus dem Verſtande in die Empfindung übergehen laſſen kann. Denn ſoll man einen ſeit langer Zeit angenommenen Irrthum fahren laſſen, ſo iſt es nicht genug zu beweiſen, daß es ein Irrthum ſey; man muß es empfinden, ohne dabey des langſamen Ganges der Vernunftſchlüſſe nöthig zu haben.

Dieſe Betrachtung führet mich auf zwo Anmerkungen, womit ich dieſe Abhandlung ſchlieſſen will.

Aus dem, was ich über die Leichtigkeit, womit man die wunderlichſten Meynungen und Gebräuche annimmt, und über die Hartnäckigkeit, womit man denſelben zugethan bleibt, geſagt habe, erhellet, daß es nicht ſchwer ſeyn würde, einem einfältigen und noch von keinen Vorurtheilen eingenommenen Volke vernünftige Meynungen und Geſinnungen einzuflößen und daſſelbe weiſe und tugendhaft zu machen. Man dürfte ihm zu dem Ende nur weiſe und tugendhafte Anführer geben. Der Menſch, der nicht vorher für gewiſſe Dinge eingenommen iſt, glaubet, was die andern glauben, und thut, was er andere

dere thun sieht. Die ganze Schwierigkeit würde nur darinnen bestehen, daß man die nöthigen Einrichtungen zu treffen wüßte, dem Volke die Muster, nach welchen man es bilden wollte, vor Augen zu stellen. Wäre dieses geschehen, so würde der Erfolg davon unfehlbar seyn. Man kann diese Bemerkungen leicht auf den besondern Fall anwenden, wo es um die beste Methode zu thun ist, die Jugend mit gutem Fortgange zu erziehen. Ich gehe nun zur zweyten Anmerkung über.

Wir haben aus allem, was bereits oben angeführt worden, gesehen, daß der Vernunftschluß nichts gegen das Vorurtheil vermag, und daß die Gründe, welche uns die Vernunft an die Hand giebt, gegen die Empfindung nichts ausrichten. Einige Philosophen haben, da sie dieses bemerkten, den falschen Schluß daraus gezogen, daß die Vernunft ein sehr unnützes Geschenk der Natur sey. Sie behaupten, daß die Einsichten des Verstandes gar keinen Einfluß in unsre Handlungen haben, und daß sie bloß zur Belustigung dienen können. Sie glauben, daß diese Lehre hinlänglich durch das Beyspiel verschiedener Philosophen bewiesen sey, welche die Tugend predigen, ohne sie selbst auszuüben, und welche den Werth und den Vortheil solcher Gesinnungen, die sie selbst nicht haben, und nicht zu haben verlangen, sehr gründlich darthun. Ich merke hiebey an, daß zwar die Sache selbst nicht geleugnet werden kann, daß aber die Folge, die man daraus zieht, unrichtig ist. Die Erklärung, die ich von der Sache selbst gegeben habe, entdecket uns zugleich die Mittel, der Vernunft ihre Rechte und ihren Vorzug zu versichern.

Da das Vorurtheil unstreitig stärker als der Vernunftschluß, und wirksamer als der deutlich erkannte Bewegungsgrund ist, so kömmt es nur darauf an, daß man den Aussprüchen der Vernunft die Stärke des Vorurtheils und der Empfindung verschaffe, und dieses ist sehr wohl möglich. Man darf nur denselben Vernunft-

nunftſchluß ſo oft wiederholen, und denſelben Bewegungsgrund ſo oft erwegen, bis wir mit beyden recht bekannt werden. Alsdann erinnert man ſich derſelben bey allen Gelegenheiten leicht; die deutliche Erkenntniß, die man anfänglich davon hatte, verwandelt ſich dadurch in eine anſchauende und verworrene Erkenntniß; und dieß iſt es eben, was ihr die antreibende Kraft giebt. Es verhält ſich mit den moraliſchen Kenntniſſen, wie mit den Regeln der Kunſt. Die deutliche Erkenntniß aller Schönheiten eines Gemäldes ſetzet uns noch nicht in den Stand, ein ſolches Gemälde zu verfertigen. Es iſt bekannt, daß dazu Geſchicklichkeit (Genie) und Uebung gehören. Wenn man nun dasjenige, was man durch Geſchicklichkeit, durch Uebung und Fertigkeit verſteht, genauer beſtimmen will, ſo wird man finden, daß dieſes alles auf eine anſchauende uns ſehr geläufige Erkenntniß der Regeln und der Art ſie anzuwenden, hinauslaufe. Wenn wir denſelben Vernunftſchluß recht oft wiederholen und denſelben Bewegungsgrund recht oft erwegen, ſo werden wir mit beyden ſo bekannt, daß ein einziger Augenblick hinlänglich iſt, uns bey Gelegenheit eine anſchauende Erkenntniß davon zu verſchaffen. Dadurch gehen die Kenntniſſe des Verſtandes zur Einbildungskraft und von dieſer in diejenige Gegend der Seele über, wo die antreibenden Kräfte ſind. Und dieß iſt eben das Mittel, der Vernunft ihr Recht, den Menſchen auf dem Wege der Tugend zur Glückſeligkeit zu führen, zu verſichern.

Von der Kraft (Energie*)
in den Werken der schönen Künste.

Um den Innhalt dieses Aufsatzes genau zu bestimmen, muß ich mit einigen vorläufigen Anmerkungen über den Endzweck und den ersten Grundsatz der schönen Künste den Anfang machen. Gemeiniglich sagt man, der Endzweck dieser Künste sey zu gefallen, auf eine witzige Art zu vergnügen, auf eine angenehme Art zu rühren, und ihr erster Grundsatz sey die Nachahmung der schönen Natur. Nach meinen Gedanken heißt dieses die schönen Künste erniedrigen, wenn man ihnen bloß den Endzweck, zu gefallen, anerkennet, und der Grundsatz der Nachahmung kömmt mir eben so willkührlich angenommen, als unfruchtbar in seiner Anwendung vor.

Will man die schönen Künste aus der Classe der nichtsbedeutenden Dinge herausheben, und sie mit dem allgemeinen Systeme der nützlichen Erfindungen in Verbindung bringen, so muß man einen andern Endzweck bey ihnen festsetzen; und wenn man den Künstlern wirklich nützlich seyn will, so muß man ihnen einen andern Grundsatz zum Führer geben. Ich betrachte die schönen Künste auf eine Art, welche sie mir in ihrer ganzen Würde darstellet.

Ich sehe überhaupt nur drey große Gegenstände, welche alles dasjenige, was die menschlichen Einrichtungen Nützliches an sich haben, in sich fassen: nämlich, die Staats-

*) Ich bin, aus Mangel eines andern Ausdrucks, genöthiget, mich dieses Wortes zu bedienen, um dadurch überhaupt eine gewisse vorzügliche Kraft, nicht nur in der Rede, sondern in allen andern Dingen, die zum Geschmacke gehören, anzuzeigen. Es ist eben das, was bey dem Horaz (Serm. I. 4.) acer spiritus et vis in verbis et rebus heißt.

Staatskunst, die Philosophie und die schönen Künste, welche alle drey gleich nothwendig zur Glückseligkeit sind. Soll der Mensch zu dem Grade der Glückseligkeit gelangen, dessen er fähig ist, so hat er dazu dreyerley vonnöthen. Anordnungen, welche ihm den ruhigen Besitz und Genuß dessen, was zu seinen natürlichen Bedürfnissen gehöret, versichern; Kenntnisse und Einsichten, welche ihn von seinen moralischen Bedürfnissen, von dem Grade der Glückseligkeit, dessen er fähig ist und von dem Wege, der dahin führet, unterrichten; und endlich Veranstaltungen, um sich diese Einsichten zu Nutze zu machen und die nöthigen Kräfte, um denselben gemäß zu handeln. Die Staatskunst sorget für das erste, die Philosophie für das andere, und die schönen Künste sorgen für das dritte dieser Bedürfnisse. Ihnen kömmt es zu, die Lehren der Philosophie dem Gemüthe mit einer Kraft einzudrücken, dergleichen die nackte Wahrheit niemals hat; sie müssen sich der Einbildungskraft und des Herzens der Menschen bemächtigen, um sie nach dem erhabenen Ziele zu lenken, welches uns die Philosophie vorgesetzt hat. Dieß ist der rechte Gebrauch, den der Künstler von seinen Geschicklichkeiten machen muß.

Hieraus fließt der erste Grundsatz oder das Grundgesetz der schönen Künste, welches alles in sich fasset, was der Künstler zur glücklichen Erreichung seiner Absicht thun muß. Er wähle einen nützlichen Gegenstand, er drücke ihn mit aller Kraft und Energie, dessen er fähig ist, aus, damit er bleibende Wirkungen in dem Verstande und dem Herzen des Menschen hervorbringe; oder kurz, der Künstler gebe einem nützlichen Gegenstande alle nur mögliche Energie.

Wenn wir die Sachen auf diese Art betrachten, so wird das, was ich Energie nenne, ein Grundbegriff in der Theorie der schönen Künste und verdienet genau aus einander gesetzt zu werden. Und dieß ist eben die Absicht meiner gegenwärtigen Abhandlung.

In

In dem letzten Aufsatze, den ich der Akademie vorzulesen die Ehre gehabt, habe ich gezeigt, daß die Seele, so oft sie sich den Eindrücken der äussern Dinge überläßt, in einen von denen drey Zuständen gerathe, welche ich den Zustand des Nachdenkens, den Zustand der Betrachtung (contemplation) und den Zustand der Bewegung (emotion) genannt habe. Die Vollkommenheit, die wir an einer Sache wahrnehmen, heißt uns darüber nachdenken, die Schönheit reißt uns zur Beschauung oder Betrachtung derselben fort und die Energie bringt die Bewegung hervor. Wenn wir also die Ursachen der Bewegung entdecken können, so werden wir daraus die verschiedenen Arten der Energie kennen lernen.

Die Untersuchungen, welche ich hierüber angestellt, haben mich auf drey Ursachen der Bewegung geführt. Die erste ist die schnelle Unterbrechung der Folge unsrer Vorstellungen; die andere, eine neue Stärke, welche zuweilen unsre gegenwärtigen Vorstellungen bekommen, und die dritte ein merklicher Reiz von einer Sache, die sich unmittelbar auf unsre Gesinnungen und Leidenschaften bezieht. Ob es noch andere Ursachen davon gebe, ist mir unbekannt.

Ich gebe also zur ersten Ursache der Bewegung die schnelle Unterbrechung der Folge unsrer Vorstellungen an. Will man diese Ursache recht kennen lernen, so erinnere man sich an die glücklichen Augenblicke, da die Seele, indem sie sich einer sanften Zerstreuung überläßt, ohne Zwang und ohne Anstrengung eine Reihe ergötzender Ideen hervorbringt. Gleich einem Bache, dessen Wasser unmerklich dahinfließt, fühlet sie ihre eigne Geschäfftigkeit nicht; sie vergißt sich selbst darüber, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf das abwechselnde Gemälde richtet, welches die Folge ihrer Vorstellungen schaffet. Gemeiniglich ist dieser Zustand nicht von langer Dauer, die geringste Ursache zerstöret die angenehme Täuschung. Dann wendet die Seele ihre Augen von dem Gemälde

ab,

ab, um ſie auf ſich ſelbſt, auf ihren Zuſtand, auf die Art ihrer Exiſtenz in dem gegenwärtigen Augenblicke zu richten. Dieſe Veränderung wird allemal von einer ſtärkern oder ſchwächern Beſtürzung begleitet, welche Bewegung hervorbringt. Ein von Kummer niedergedrückter Menſch hat zuweilen das Glück, ſeinen Kummer auf etliche Augenblicke zu vergeſſen, und ſich durch etwas Ergötzendes zu zerſtreuen; inzwiſchen fällt ihm eine Idee ein, die ſich auf ſeinen Kummer beziehet; ſogleich höret dieſe glückliche Zerſtreuung auf, er erwachet gleichſam voll Schrecken aus ſeinem ſüßen Traume, kömmt wieder zu ſich ſelbſt und alle ſeine Bekümmerniſſe ſtellen ſich wieder ein. So geſchieht es öfters, daß wir unſere Exiſtenz und unſere Perſönlichkeit gewiſſermaßen vergeſſen, und dann wecket uns auf einmal eine einzelne Vorſtellung auf, und läßt uns an uns ſelbſt und an die Umſtände denken, in welchen wir uns befinden. Dieſe ſchnelle Veränderung kann nicht ohne einige Bewegung geſchehen. So kann alſo die Bewegung durch die plötzliche Unterbrechung der Folge unſrer Vorſtellungen hervorgebracht werden. Die Urſachen, welche dieſe Unterbrechung hervorbringen, machen die erſte Claſſe der energiſchen Gegenſtände aus.

Zu dieſer Claſſe rechne ich die Gegenſtände, welche entweder durch ihre Neuheit oder durch das Beſondre, das Seltſame oder das Wunderbare, das man an ihnen gewahr wird, etwas Auffallendes an ſich haben. Man ſieht ſehr oft, daß eine ganz gleichgültige Sache, die gar keine Energie hat, zufälliger Weiſe die Aufmerkſamkeit erreget. Die gleichgültigſten Dinge, die ſich gegen unſre Erwartung zutragen, fallen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, auf eine angenehme oder unangenehme Art auf. Es giebt ſelbſt verneinende Urſachen, die ſolches thun. So hat man bemerkt, daß Perſonen, die bey einem ſtarken Geräuſche zu ſchlafen gewohnt ſind, aufwachen, ſobald daſſelbe aufhöret.

Alles

Alles alſo, was neu, unerwartet, auſſerordentlich, wunderbar iſt, was die Einförmigkeit unterbricht und die Aufmerkſamkeit erhöhet, gehöret zu dieſer Gattung von Energie. In der Redekunſt iſt es die zu rechter Zeit geſchehene Erhebung oder Nachlaſſung des Tones der Stimme, ein unerwarteter Uebergang, eine Redensart von einer zwar ganz richtigen, aber doch nicht ſehr gewöhnlichen Wortfügung; es ſind neue Ausdrücke, auffallende Wendungen und eine Menge anderer zu rechter Zeit angebrachter kleiner Kunſtgriffe, welche dem Styl dieſe Energie geben. In der Tonkunſt erhält man dieſe Art von Energie durch die Piano und Forte, durch die weiten Intervalle, durch Pauſen, durch Veränderungen der Tonart, durch eine neue oder ſonderbare Harmonie, durch Akkorde, und durch viele andere Mittel, welche den Hauptton des Stücks von Zeit zu Zeit erheben.

Unter allen Arten von Energie iſt dieſe die unerheblichſte. Denn ſie läuft bloß darauf hinaus, einem Kunſtwerke den reizenden Geſchmack zu geben, wodurch es angenehm oder beluſtigend wird, die Materie deſſelben mag übrigens beſchaffen ſeyn, wie ſie will. Ihre Wirkung iſt vorübergehend, ſie bringt nichts Bleibendes in der Seele hervor, nichts, was zur Verbeſſerung derſelben abzielte. Ein Werk, welches bloß das Verdienſt hat, das ihm dieſe Art von Energie geben kann, kann wohl ſehr angenehm ſeyn, aber es erreichet den groſſen Endzweck der ſchönen Künſte nicht. So verhält es ſich mit allen Werken, die bloß ergötzend ſind; ſie können in ihrer Art vortrefflich ſeyn, aber die Art ſelbſt iſt die geringſte von allen.

Unterdeſſen kann dieſe Art von Energie ſehr nützlich gebraucht und ſelbſt ſehr nothwendig werden. So oft die Materie, welche der Künſtler bearbeitet, recht wichtig iſt, ſo muß er ihr alle mögliche Reize geben, damit ſie einen deſto größern Eindruck mache; er muß alle Triebwerke der Kunſt in Bewegung ſetzen, um die Aufmerk-

merkſamkeit bey den wichtigſten Stellen aufs neue zu beleben. Die Odyſſee des Homers iſt ein Muſter in dieſer Art. In dem Charakter und in der Unternehmung des Ulyſſes findet ſich Energie von einer erhabenen Art; faſt alles Uebrige dieſes ſonderbaren Gedichtes betrifft ſeltſame und wunderbare Begebenheiten, welche dem ganzen Gedichte mancherley Reize geben und dadurch der Hauptmaterie vortheilhaft ſind. Durch einen weiſen und nützlichen Gebrauch dieſer Art von Energie wird der Künſtler ein Nachahmer der Natur, welche faſt immer eine zufällige Annehmlichkeit mit den nützlichen Dingen verbindet.

Ich komme nun zu der Art von Energie, welche die zweyte Urſache der Bewegung iſt. Sie entſteht aus der höhern Kraft einer ihrer Natur nach angenehmen oder unangenehmen Beſchaffenheit, welche aber doch, ohne dieſe auſſerordentliche Hülfe, keine merkliche Energie haben würde. Da ſich das, was ich zur Erklärung der Wirkung dieſer Art zu ſagen habe, auf den Zuſtand der Betrachtung (contemplation) beziehet, ſo muß ich wohl erſt einige Begriffe von dieſem Zuſtande geben. In dem erſten Augenblicke, da ſich ein Schauplatz von angenehmen Gegenſtänden vor uns eröffnet, fühlet ſich die Seele von ſeiner Schönheit gerührt; bald darauf überläßt ſie ſich der Betrachtung der verſchiedenen Gegenſtände, die ſich auf dem Schauplatze darſtellen. Auf die erſte Rührung folget nach und nach eine vollkommene mit Heiterkeit verbundene Stille, und daraus entſtehet eine angenehme Träumerey, ein Zuſtand, welcher gefällt und in welchem man gerne bleiben möchte, ob er gleich nichts ſcharfreizendes mehr an ſich hat; die Seele iſt ſich deſſen, was ſie empfindet, nicht mehr deutlich bewußt, und giebt ſich keine Mühe mehr, lebhaft zu empfinden. Wenn inzwiſchen in dieſem Zuſtande das Auge einen Gegenſtand entdecket, welcher ſich durch eine vorzügliche Schönheit von den übrigen unterſchei-

ſcheidet, ſo bekömmt die Seele ihre ganze Lebhaftigkeit wieder; das, was erſt bloß gefiel, fängt nun an zu rühren und in Bewegung zu ſetzen. Dieß iſt der Uebergang aus dem Zuſtande der Betrachtung oder der Beſchauung in den Zuſtand der Bewegung, und dieſi iſt eine Art von Energie, welche aus einer vorzüglichen Vollkommenheit entſpringt.

Wir müſſen alſo in denen Gegenſtänden, welche uns ihrer Natur nach angenehm ſind, dergleichen das Regelmäßige, das Schöne und das Wahre iſt, dieſe erſte Eigenſchaft, die uns bloß befriediget, von der andern unterſcheiden, die uns in Bewegung ſetzet. Man wird das, was ich damit ſagen will, beſſer verſtehen, wenn man erſt bemerket hat, daß uns das, was wahr, was ſchön, was klar iſt, bloß gefällt, und daß uns hingegen dasjenige, was vorzüglich wahr, oder ſchön, oder klar iſt, ganz einnimmt und entzücket. Wir billigen ein Wort oder eine Redensart, welche dasjenige, was ſie ausdrücken ſollen, ziemlich gut ausdrücken; aber jene vielſagenden, alles erſchöpfenden Wörter, die man niemals vergißt, jene glänzenden Ausdrücke, die den Gegenſtänden, welche ſie abmahlen, das Leben geben, entzücken uns. Wir laſſen es dabey bewenden, das, was uns falſch zu ſeyn ſcheint, bloß zu verwerfen, aber wir entrüſten uns, oder wir lachen über das, was abgeſchmackt iſt. Wir wenden unſre Augen von dem, was nicht ſchön iſt und uns mißfällt, ab, aber eine ſehr ungeſtalte, häßliche Sache verurſachet uns zuweilen Abſcheu. Ein Gemälde, welches die Farben und den Ton der Natur ziemlich gut nachahmet, gefällt uns ſeines Colorits wegen, aber wir erſtaunen bey dem Anblicke der beſten Landſchaften eines Rembrands, welche uns in die Gegend ſelbſt, die ſie vorſtellen, zu verſetzen ſcheinen; wir fühlen in den Gliedern des Körpers die Kühle der Schatten.

Man bemerke alſo überhaupt, daß es eine vorzügliche, andern überlegene Art und Weiſe giebt, die Einbildungs-

dungskraft durch sinnliche Gegenstände zu rühren. Sie ist den größten Künstlern eigen, und verursachet eine Art von Empfindung in den sinnlichen Werkzeugen, die derjenigen ähnlich ist, welche die Gegenstände selbst hervorbringen würden. So sind verschiedene Gemälde im Homer beschaffen. Hier wird das Auge von dem Glanze der Waffen geblendet, dort hören wir das Geräusch, welches sie verursachen, wenn der Held fällt. Eine jede Vollkommenheit, die sich um einen beträchtlichen Grad über das Gewöhnliche erhebt, muß eine solche Wirkung hervorbringen, wir mögen sie in der Natur oder in den Werken der schönen Künste finden.

Ich habe allbereits angemerkt, daß die Dinge, welchen der Künstler diese Art von Energie geben kann, diejenigen sind, die ihrer Natur nach dem Verstande und der Einbildungskraft angenehm sind, und die folglich schon einige natürliche Vollkommenheit oder Schönheit an sich haben. Die Sache verdient, daß wir sie umständlicher aus einander setzen. Die Dinge, welche sich auf den Verstand beziehen, und welche man gemeiniglich unter der allgemeinen Benennung der Gedanken zusammenfasset, sind verschiedener Arten von Vollkommenheit fähig. Ein Gedanke kann, in Ansehung der Wahrheit, der Klarheit, des Naiven, des Simplen, der Stärke, der Kürze, des Reichthums u. s. w. Vollkommenheit haben. Bey denen Dingen, welche sich auf die Einbildungskraft beziehen, und deren Vollkommenheit Schönheit heißt, kann Wahrheit in der Nachahmung eines sinnlichen Gegenstandes, Majestät und Reichthum in den Bildern, in den Vergleichungen und in den Schilderungen, Regelmäßigkeit, Ordnung und Harmonie in der Anordnung der Theile, Schönheit und Anmuth in den Gestalten seyn.

Der Künstler, der seinem Werke nur einen gewöhnlichen Grad dieser Vollkommenheiten gäbe, würde ein angenehmes Werk verfertiget haben, dem aber doch die

wahre Energie fehlte; es würde ergötzen, aber nicht stark rühren können. Will er den großen Endzweck der schönen Künste erreichen, so füge er noch die rechte Energie hinzu. Der Redner und der Dichter müssen sich nicht damit befriedigen, wahre und angenehme Dinge zu sagen, sondern sie müssen noch ihr Möglichstes thun, den wichtigen Stellen ihrer Werke die vorzügliche Vollkommenheit zu geben, die allein unauslöschliche Eindrücke machen kann.

Diese Art von Energie ist von großem Gewichte und bringt schätzbare Wirkungen in dem menschlichen Geiste hervor. Da sie überhaupt in einer Vollkommenheit besteht, die vor unsrer gewöhnlichen Art, uns die Dinge vorzustellen, große Vorzüge hat, so muß das Studium solcher Werke nothwendig die Vollkommenheit des Verstandes und der Einbildungskraft befördern. Erst werden wir von den Schönheiten, welche uns der Künstler vorzustellen gewußt hat, gerührt; dann betrachten wir die Sache, welche diese mit Bewunderung vermischte Rührung hervorgebracht hat, aufmerksamer; wir suchen den Grad der Vollkommenheit, den wir so eben bewundert haben, zu begreifen; wir bemühen uns, eine so vollkommene Vorstellung uns zu eigen zu machen, und es gelingt uns. Wir verlieren nachgehends allen Geschmack an dem Mittelmäßigen und suchen immer das Vollkommenste. So wird also die Vorstellungskraft durch die schönen Künste erhöhet. Man bemerke bey dieser Gelegenheit, daß jene glücklichen Veränderungen, die vor drey hundert Jahren ihren Anfang genommen haben, und den Sitten, dem Fortgange der Vernunft, den Wissenschaften und der Religion so vortheilhaft geworden sind, ein sehr schöner Beweis desjenigen sind, was ich itzt gesagt habe. Nicht denen aus Constantinopel vertriebenen Griechen haben wir die Wiederherstellung der Gelehrsamkeit, nicht denen Medicis haben wir die Künste, nicht einem **Calvin** oder einem **Luther** hat ein

Theil

Theil Europens ſeine geiſtliche Freyheit zu verdanken. Ein Plato, ein Xenophon, ein Demoſthenes, ein Cicero, ein Phidias, ein Polyklet, haben dieſe glücklichen Veränderungen bewirkt. Den vorzüglichen Vollkommenheiten, die in ihren Werken glänzen, iſt man das Genie eines Erasmus, eines Calvins, eines Raphaels und aller der groſſen Männer ſchuldig, welche jene glückliche Veränderung zu Stande gebracht haben. Solche Wirkungen können die Werke der ſchönen Künſte hervorbringen, wenn ihnen dieſe zweyte Art von Energie eigen iſt.

Dieß iſt nicht Alles. Auſſerdem, daß ſich der Geiſt überhaupt durch das Studium der beſten Werke des Geſchmacks erhebt, zieht man noch andere beſondere Vortheile daraus. Erſt in Anſehung derer Dinge, die ſich auf den Verſtand beziehen. Dieſe Dinge ſollen uns unterrichten und unſre Erkenntniß vermehren. Dem Philoſophen kömmt es zu, die Wahrheiten aus den unerſchöpflichen dem Geiſte offenſtehenden Quellen herauszuholen und auch ihren Werth zu beſtimmen; aber dem Manne, der Geſchmack hat, dem Künſtler, liegt es ob, dieſelben in ihr ganzes Licht zu ſtellen, und ihnen gleichſam einen Körper zu geben. Der Philoſoph machet ſie verſtändlich, der Redner machet ſie ſinnlich, und läßt ſie, ohne ſie doch dem Verſtande zu entziehen, in die Einbildungskraft und das Herz übergehen, indem er ſie mit den verſchiedenen Triebwerken der Seele verbindet. Und dadurch werden ſie recht nützlich. Der Philoſoph beweiſet uns, das wir gerecht ſeyn und die Gottheit verehren müſſen. Wir können dieſer Wahrheit, welche er deutlich darthut, unſern Beyfall nicht verſagen. Da ſie aber bloß unſern Verſtand beſchäftiget, ſo rühret ſie uns nicht; wir ſind nicht einmal davon verſichert, daß ſie alsdann, wenn ſie einen Einfluß in unſre Handlungen haben ſollte, unſerm Geiſte gegenwärtig ſeyn werde, und ſo wird dieſe ſo wichtige Wahrheit faſt unnütze. Der

Dichter greift die Sache anders an, er stellet unsrer Einbildungskraft die schrecklichen Folgen der Ungerechtigkeit und der Gottlosigkeit in sinnlichen und wegen ihrer grossen Lebhaftigkeit unauslöschlichen Gemälden vor. Nachdem er die Einbildungskraft gerühret hat, wendet er sich an den Verstand und hält ihm die Wahrheit vermittelst jenes starken eindringenden Ausdrucks vor, welcher gleichsam die Aufschrift des Gemäldes ist:

Discite justitiam, moniti, nec temnere Divos!

Dieß ist die Energie, welche bloß allein der Künstler den speculativischen Wahrheiten geben kann.

Es würde unschicklich seyn, sich hier umständlicher über die verschiedenen Mittel zu erklären, deren sich die Redner, und die Dichter bedienen können, um ihren Gedanken entweder in Absicht auf die Wahrheit, oder auf die Klarheit, oder auf das Naive u. s. w. entweder durch Bilder, oder durch glückliche Wendungen die gröste Energie zu geben. Ich füge nur noch eine Anmerkung hinzu. Es giebt eine gewisse Anzahl von Wahrheiten, welche den Menschen zu Grundregeln ihres Verhaltens dienen sollten. Nun ist es aber nicht genug, daß man sich einmal von diesen Wahrheiten überzeuget hat, man muß sie in aller nur möglichen Klarheit einsehen, sie müssen unserm Geiste beständig gegenwärtig seyn, oder wir müssen sie uns so bekannt machen, daß wir versichert sind, sie werden uns bey allen Gelegenheiten, wo wir ihres Dienstes bedürfen, mit überzeugender Stärke wieder einfallen. Eben dieses hatten unsre Vorfahren, in Ansehung derjenigen Wahrheiten, die sie als Sprüchwörter vorgetragen haben, zur Absicht. Der Verstand verleihet der Seele gar keine thätige Kraft: darum müssen, wenn wir uns dieser Wahrheiten erinnern, die Einbildungskraft und das Herz Antheil daran nehmen. Nur alsdann tragen sie den Sieg davon. Dem Künstler kömmt es zu, das eine so wohl als das andere

zu

zu thun, jene Wahrheiten auf eine so vorzügliche Art zu sagen, daß man sie niemals vergißt, oder sie mit sinnlichen Schönheiten und mit Empfindungen zu begleiten, welche sie der Einbildungskraft und dem Herzen tief einprägen.

Die übrigen Dinge, welche zu dieser Classe gehören, zeichnen sich durch einen vorzüglichen Geschmack und durch eine vorzügliche Schönheit aus.

Das Schöne von aller Art, womit man die Einbildungskraft anfüllet, vermehret bey uns die Fähigkeit, auf eine angenehme Art gerühret zu werden. Von dieser Fähigkeit hängen grosentheils die Annehmlichkeiten des Lebens ab. Der wilde, ungesittete Mensch genießt bloß die gröbsten Vergnügungen, die Früchte dessen, was er zur Befriedigung der dringendesten Bedürfnisse der Natur thut; der unterrichtete, aufgeklärte Mensch hingegen genießt unzählige Annehmlichkeiten, welche der Geschmack allein gewähren kann. Da aber auf der andern Seite mit dieser gröbern Empfindlichkeit, welche uns der Geschmack giebt, sehr viele Unannehmlichkeiten, Ueberdruß und Ekel, unzertrennlich verbunden sind, so kommen uns jene Vortheile theuer genug zu stehen. Doch, dem sey wie ihm wolle, diese Empfindlichkeit verschafft uns noch wesentlichere Güter. Sie machet den Menschen fähiger, durch eine gute Unterweisung vollkommener zu werden. So wie es unmöglich ist, einen dummen oder fühllosen Menschen zu bessern, weil er weder die Stärke der Vorstellungen, die man ihm thut, noch das Gewicht der Zuchtmittel, die man bey ihm gebraucht, empfindet, so läßt sich hingegen ein aufgeklärter Mensch, der durch die schönen Künste empfindlicher geworden ist, weit leichter und glücklicher bearbeiten. Oft ist ein einziges recht kräftiges Wort, dessen ganzen Nachdruck er fühlet, hinlänglich, ihn, nachdem er lange auf mancherley Irrwegen herumgewandelt, wieder auf den rechten Weg zu bringen. Da er Schande und Ehre weit stärker als

ein anderer empfindet, so erleichtert er dadurch seinem Führer den Gebrauch der Mittel, ihn vollkommener zu machen. Das Beyspiel der Grönländer, des elendesten Volkes auf dem Erdboden, welches beständig mit den grausamsten Uebeln kämpfet, kann uns für sich allein zeigen, welche Hindernisse die Unempfindlichkeit der Verbesserung des menschlichen Geschlechts in den Weg leget. Dieses arme, ungesittete Volk fühlet den Unterschied zwischen ihrem Elende und dem Wohlstande der Europäer so wenig, daß sie nicht einmal die unschuldigsten Gebräuche annehmen, welche ihren Zustand verbessern würden.

Diese Anmerkungen werden uns dazu behülflich seyn, den Werth und die Wichtigkeit der verschiedenen Werke des Geschmacks und der bisher erklärten und zu dieser zweyten Classe gehörigen Arten von Energie zu schätzen. Die Werke der Redner und der Dichter, welche sich durch starke und auf eine sehr auffallende Art vorgetragene Sprüche, durch siegreiche Wahrheiten, oder durch reiche Bilder auszeichnen, welche dem Verstande Licht geben und die darinnen enthaltenen wichtigen Begriffe unauslöschlich machen; solche Werke, sage ich, verdienen unter denjenigen, welche zu dieser Classe gehören, oben angesetzt zu werden; und darauf folgen diejenigen, in welchen ein männlicher und gründlicher Geschmack herrschet, ein Geschmack, welcher denjenigen, die diese Werke studiren, einen Ekel vor allen Tändeleyen und vor allem, was nicht in einem gewissen Grade wichtig ist, beybringt. Auch dieses Verdienst haben, ausser ihren übrigen Vorzügen, die Werke, welche das schöne Zeitalter Griechenlandes und Roms hervorgebracht hat, und unter den Neuern findet man dasselbe in den Werken der Mahler der Römischen und der Carrachischen Schule. Die letzte Stelle endlich soll denjenigen schönen Geistern und Künstlern angewiesen seyn, welche es in dem Anmuthigen, in dem zärtlichen, und gesuchten Schönen,

in

in dem, was die Einbildungskraft auf eine feine Art reizet und kützelt, vorzüglich weit gebracht haben. Diese sind es vornehmlich, denen der Mensch jene Empfindlichkeit der Einbildungskraft zu danken hat, welche eben so viel Ekel als Vergnügen, eben so viel Verdruß als Lust verursachet. Doch, dieß mag von der zweyten Art von Energie genug seyn; ich gehe zur dritten fort.

Die Dinge, welche diese Art von Energie haben, beziehen sich unmittelbar auf die moralischen Gesinnungen und auf die Leidenschaften, oder, um mich in der Sprache der Philosophen auszudrücken, auf die untern Kräfte der Seele, in welchen sie Verlangen oder Abscheu hervorbringen. Man wird bemerkt haben, daß die energischen Gegenstände, von welchen ich bisher geredet habe, sich insgesammt auf die Art und Weise, die Dinge zu sehen, oder sich vorzustellen, d. i. auf die obern Kräfte der Seele beziehen. So wie nun ein jeder einzelner Mensch einen gewissen Geschmack entweder von der Natur erhalten, oder durch die Gewohnheit erlangt hat, nach welchem seine obern Kräfte so gelenkt werden, daß er die Dinge immer lieber auf diese als auf eine andere Art ansieht und sich vorstellet; so giebt es auch einen in den untern Kräften der Seele herrschenden Geschmack, nach welchem gewisse Dinge Verlangen, andere Abscheu in denselben erregen. Ein jeder Gegenstand, welcher, indem er sich der Seele darstellet, die eine oder die andere von diesen Wirkungen in ihr hervorbringt, hat eine Energie von dieser dritten Art.

Die Bewegung stellet sich so unmittelbar auf den Anblick dieser Gegenstände ein, daß einige Philosophen, weil sie nichts dazwischen sahen, woraus sich ihr Ursprung begreifen ließ, dreiste behauptet haben, man könne dieses nicht anders als aus dem Willen des Urhebers der Natur erklären, welcher, wie sie sagen, der Seele sowohl als dem Körper Sinne gegeben habe. Das Vergnügen also und das Misvergnügen, das Verlangen

und der Abscheu sind, ihrer Meynung nach, unmittelbare und unerklärliche Wirkungen dieser innern Sinne. Da ich diese unsern gegenwärtigen philosophischen Einsichten so wenig angemessene Meynung an einem andern Orte *) widerlegt habe, so darf ich mich hier nicht weitläuftiger darüber erklären. Ich merke nur dieses an, daß die Energie, von welcher itzt die Rede ist, die wahren Bewegungskräfte der Seele hervorbringt und sie von der Empfindung zur Handlung führet, wenn es die Umstände erlauben. Denn, es ist augenscheinlich, daß das Verlangen und der Abscheu die beyden ersten Triebfedern der Seele sind.

Dieß beweiset die vorzügliche Wichtigkeit dieser Art von Energie und zeiget, wie sehr sowohl ihre eigentliche Beschaffenheit als der Gebrauch, den der Künstler davon machen kann, eine genauere Untersuchung verdienen. Und eben dieses ist es, was wir itzt noch thun müssen.

Die angenehme oder unangenehme Empfindung, welche gewisse Vorstellungen begleitet, ist die Quelle unsers Geschmacks, unsrer Neigungen, der moralischen Gesinnungen und aller Leidenschaften. Der öftere Anblick oder Genuß der angenehmen oder unangenehmen Dinge erzeuget und unterhält dieselben. Nachdem diese Leidenschaften gleichsam Wurzel in der Seele geschlagen haben, regen sie sich oder wirken sie so oft, als sich eine von denen Vorstellungen, welche sie hervorgebracht hatten, dem Gemüthe wieder darstellet. Von diesen Gegenständen unsers Geschmacks äußern einige ihre Wirkung ohne allen Schein von Mittelursachen, wie solches bey sinnlichen Empfindungen geschieht; andere hingegen setzen verworrene Ideen voraus, vermittelst welcher sie ihre Energie erhalten, wie die Gegenstände der Ehrsucht oder des Geizes. Diese haben keine andere Energie als durch

*) In der Theorie der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

durch Hülfe einer Menge von präexistirenden Ideen, wodurch man das Verhältniß gewahr wird, in welchem sie gegen unsre Leidenschaften stehen. Ihre Wirkung hängt von dem Charakter, von den Sitten, von der Gemüthsfassung und dem gegenwärtigen Zustande der Personen ab, die man in Bewegung setzen will. Ich fasse hier alle diese Beobachtungen, ob sie gleich sehr bekannt sind, zusammen, weil man sie nothwendig vor Augen haben muß, wenn man das, was ich über die verschiedenen mit dieser Art von Energie begabten Gegenstände zu sagen habe, wohl begreifen will.

Laßt uns zuerst diejenigen betrachten, welche auf die Sinne wirken. Ausser dem einzig und allein durch die Erschütterung der Nerven verursachten Vergnügen und Schmerz, findet noch bey diesen Gegenständen eine sehr starke Energie statt, welche die Künstler nicht sorgfältig genug studiren können.*) Diejenigen, welche das Gehör rühren, haben bey ihrer Simplicität eine Kraft, der nichts gleich kömmt. Ein einziger Ton der Stimme, ein unartikuliertes Geschrey, kann das Herz durchbohren und es in einem Augenblicke mit Traurigkeit, mit Mitleiden oder Schrecken erfüllen. Es giebt gewisse so unangenehme und so widrige Töne, daß es eine sehr große Qual seyn würde, wenn man sie eine Zeitlang anhören müßte, und hingegen giebt es auch so liebliche, sanfte, schmeichelhafte Töne, daß nichts in der Welt der Seele so angenehme Empfindungen verschaffet, als diese Töne in ihr hervorbringen. Hiezu kömmt, daß es keine einzige Art von Rührung und Bewegung der Seele giebt, die man nicht durch eine Folge von Tönen ausdrücken und sinnlich machen könnte. Der Tonkünstler, welcher

*) Um dieses wohl zu begreifen, muß man hier nothwendig die Vergleichung der Empfindungen vor Augen haben, welche zu Ende meines dritten Aufsatzes von dem Ursprunge der Empfindungen, befindlich ist.

die Energie der charakterisirten Töne und der Harmonien mit derjenigen, welche aus der Folge der Töne entsteht, zu verbinden weiß, ist im Stande die stärksten Wirkungen auf das Herz hervorzubringen.

Die Energie der sichtbaren Gegenstände hat etwas weniger innere Stärke da sie sich aber genauer nach allen ihren Theilen bezeichnen lassen, so gewinnen sie am Umfange das, was ihnen an innerer Stärke abgeht. Und doch ist auch diese sehr groß. Es giebt so äußerst heßliche Gegenstände, daß niemand ihren Anblick ertragen kann. Ich schränke mich hier auf die Betrachtung der Energie ein, die man in der Gestalt, in den Zügen, in der Stellung und in den Bewegungen des menschlichen Körpers bemerken kann. Diese Energie ist es, von welcher die Zeichnungskünste ihre größten Vortheile hernehmen.

Es giebt zuförderst nichts Rührendes, Ehrwürdiges, Großes oder Erhabenes in den Gesinnungen und in dem Charakter denkender Wesen, das man nicht durch die Gesichtszüge sichtbar machen könnte. Eben so verhält es sich mit den entgegengesetzten Eigenschaften. Alles, was in den Gesinnungen und in dem Charakter verächtlich, gehäßig, abscheulich ist, läßt sich in dem Gesichte und durch die Geberden des Körpers ausdrücken. Die wenigen Antiken aus den besten Zeiten der Kunst und einige Werke von Raphael beweisen die Wahrheit dessen, was ich hier behaupte. Nichts kömmt dem Eindrucke bey, welchen die an einer von den Töchtern der Niobe ausgedrückten Leidenschaften des Schreckens und der Verzweiflung machen. Das, was uns die Alten von der Erhabenheit des Charakters des Olympischen Jupiters vom Phidias sagen, machet es uns begreiflich, daß es keine Empfindung giebt, welche der geschickte Zeichner nicht, vermittelst des Ausdrucks, dessen sein Werk fähig ist, einzuflößen vermögend wäre.

Die

Die Gesichtszüge haben unstreitig unter allen sichtbaren Gegenständen die gröſste Energie. Doch ist diejenige, die man den Stellungen und Bewegungen geben kann, auch sehr stark. Der Antike Laocoon, der Besessene in der Verklärung Raphaels, oder der sterbende Ananias auf einem der sieben Cartons in Hamptoncourt, machen den stärksten Eindruck durch die Stellungen und Bewegungen.

Die Mahler und die Bildhauer sind nicht die einzigen Künstler, welche diese Art von Energie gebrauchen müssen. Der Schauspieler muß sein vornehmstes Studium daraus machen; denn dadurch kann er dasjenige vollends ausführen, was der Dichter in dem Drama entworfen hat. So groß auch die Energie des Gedichtes seyn mag, so wird doch diejenige, welche der Schauspieler bloß durch seine Handlung noch hinzuthun kann, jene allemal übertreffen. Selbst die Tänzer könnten es, wenn sie diese Sache recht studiren wollten, so weit bringen, daß sie jedem andern Künstler den Rang streitig machen würden. Ihre Kunst ist der höchsten Energie fähig, und die Schuld liegt nicht an der Kunst, sondern an denjenigen, welche sie ausüben, wenn sie in Verachtung geräth. Es wäre zu wünschen, daß ein Tänzer, welcher auſser der Geschicklichkeit seiner Kunst noch den tiefdenkenden Kopf eines Philosophen hätte, dasjenige vollendete, was Noverre *) zur Verbesserung einer Kunst angefangen hat, woraus man gewiß sehr viel machen und die man sehr nützlich gebrauchen könnte.

Es giebt noch eine Art von Energie in den sichtbaren Gegenständen, welche man das Pathos der unbeseelten Natur nennen könnte. Unter der unendlichen Menge und Mannichfaltigkeit von Gesichtspunkten, von Aussichten und charakteristischen Gegenden, die man in der Natur sieht, giebt es solche, die man nicht betrachten kann,

*) In seinen Lettres sur la danse.

kann, ohne von einer Leidenschaft oder von einer der Leidenschaft nahe kommenden Empfindung eingenommen zu werden. Gewisse dunkle Gegenden flößen uns ich weis nicht was für einen heiligen Schauer ein; einen Schauer, den sich die Priester verschiedener Nationen sehr wohl zur Unterhaltung des Aberglaubens zu bedienen gewußt haben. Andere Gegenden scheinen recht dazu gemacht zu seyn, uns verliebte Träumereyen einzuflößen. Ueberhaupt hat die Natur gewissen Oertern den Charakter der Munterkeit, der Traurigkeit, der Ehrfurcht, der Andacht, der Furcht oder des Schreckens, recht sichtbar eingedrückt. Dem geschickten Künstler kömmt es zu, sich dieses zu nutze zu machen. Wählet der Landschaftsmahler solche Gegenden, und bringt er darinne eine dem Charakter des Orts gemäße Handlung an, so wird er gewiß das Herz rühren. Von dieser Art ist das Gemälde des Poussin, von welchem der Abt du Bos redet, wo man in einer sehr reizenden Landschaft das Grabmal eines jungen Mädchens mit der Aufschrift erblicket: et ego in Arcadia. Die Dichter und die Romanschreiber haben solche Gegenden wohl benutzet. Selbst die Baukunst, welche unter allen schönen Künsten der Energie am wenigsten fähig zu seyn scheint, kann sich diese Art derselben zu eigen machen. Der geschickte Baumeister wird, wenn er die Natur studiren will, das Geheimniß finden, sie darinnen nachzuahmen und den Tempeln, den Grabmälern und andern charakteristischen Gebäuden die gehörige Energie zu geben.

Dieß sind die Arten von Energie, welche den für die Sinne arbeitenden Künsten eigen sind. Es scheint anfänglich, daß diese Künste darinnen einen großen Vorzug vor der Beredtsamkeit und der Dichtkunst haben. Denn die Ideen von sinnlichen Dingen, welche die Seele vermittelst der Rede erhält, sind nur Schatten der Dinge selbst, und ihre Kraft muß daher weit geringer seyn, als die Kraft der sinnlichen Empfindungen. Inzwi-

zwischen haben die Redekünste etwas, wodurch sie sich für das, was sie auf jener Seite verlieren, schadlos halten können. Denn erstlich, concentriren diese Künste, gleich der Scheidekunst, welche aus groben irrdischen Materien das Wirksame und Geistige herauszieht, den in den sinnlichen Dingen befindlichen Geist und verstärken dadurch ihre Energie. Zweytens sieht der Redner oder der Dichter vermöge seines feinern Gefühls weit mehr in den sichtbaren Dingen als der große Hause der Menschen; er stellet uns diese Dinge nicht nur so vor, wie sie den Sinnen vorkommen, sondern so, wie sie seine lebhafte Einbildungskraft und sein gefühlvolles Herz wahrgenommen und empfunden haben; er ist die Biene, welche uns die aus den Pflanzen gesammelten Säfte in Honig verwandelt wiedergiebt. Dieß sind die Mittel, wodurch die sinnlichen Gegenstände eine neue Energie gewinnen. Ausserdem findet oft bey bloß intellektualischen Dingen, welche den Redekünsten eigen sind, eine Energie statt, welche die Stärke der sinnlichen Empfindungen übertrifft. Zuweilen erreget ein einziges zu rechter Zeit ausgesprochenes Wort, gleich einem in Pulver geworfenen Funken, einen erschrecklichen Aufruhr in der Seele, und zwingt sie, eine lange Reihe angenehmer Ideen fahren zu lassen und die allerverdrüßlichsten an ihre Stelle zu setzen. *) Solche triumphirende Worte, dergleichen Cicero

*) Ich will nur ein einziges Beyspiel anführen, um zu zeigen, wie weit die Energie eines Wortes gehen könne. Da Hannibal an dem Hofe des Königes Antiochus war, musterte dieser Fürst seine Kriegesheere, um die Macht, womit er die Römer anzufallen willens war, sehen zu lassen. Nachdem er dem Carthaginensischen Feldherrn den Reichthum der goldenen und silbernen Fahnen, die Menge der mit Sicheln bewaffneten Wagen, die thürmetragenden Elephanten, und endlich seine wegen der Kostbarkeit der Harnische und der ganzen Rüstung ungemein glänzende Reuterey gezeiget hatte, fragte er mit vielem Stolze den Hannibal.

Cicero zuweilen gegen seine Feinde ausstieß, haben eine Energie, welcher nichts zu widerstehen vermag. Diejenigen also, welche diese Künste vollkommen verstehen, haben das Herz der Menschen in ihrer Gewalt. Sie bringen die Beherztesten zum Zittern und flößen den Schwächsten Standhaftigkeit ein; sie sind vermögend, die Trotzigsten zu demüthigen und die Demuth selbst stolz zu machen.

In den Werken der Redner und der Dichter findet also diese Art von Energie, wie alle übrige, nach ihrem ganzen Umfange statt. Die Reichthümer der materiellen und das unermeßliche Gebiet der intellektuellen Welt sind die Quellen, woraus sie schöpfen. Man kann nicht daran zweifeln, daß der Endzweck, warum die Natur (d. i. ihr Urheber) diese Energie sowohl in die Materie als in die immateriellen Gegenstände gelegt hat, dahin gehe, sich zum Herrn über die Entschließungen und die Kräfte der geistigen Welt zu machen. Dieß sieht ein jeder, wenn er auch noch so wenig scharfsichtig ist, ein. Der Dichter und der Redner suchen als Diener der Natur sie darinnen nachzuahmen. Sie wählen sich Gegenstände bald aus der materiellen, bald aus der moralischen Welt, und sie mahlen sie mit den lebhaftesten Farben allemal in der Absicht ab, etwas Gutes in der geistigen Welt, entweder durch Erweckung, oder durch Zerstörung gewisser Gesinnungen und Leidenschaften, dadurch zu bewir-

bal, ob er wohl glaubte, daß dieses für die Römer genug seyn würde. Worauf dieser antwortete: ob gleich die Römer unter allen Völkern des Erdbodens die geizigsten sind, so glaube ich doch wohl, daß sie sich damit begnügen werden. Rex contemplatione tanti tamque ornati exercitus gloriabundus Annibalem aspicit, et: putasne, inquit, satis esse Romanis haec omnia? Tunc Poenus — — — plane inquit satis esse credo Romanis haec, etsi avaritiae sint. Macrobius im 2. Kap. im 2. B. der Saturnalien.

wirken. Sie verbreiten in den Gemüthern bald Heiterkeit und Ruhe, bald Traurigkeit und Verwirrung, und beydes thun sie, um die Absichten der Natur zu befördern.

Ich darf nicht erst beweisen, daß unter allen Arten von Energie diejenige, welche unmittelbar auf das Herz wirket, die wichtigste ist, und das die Werke der Künste nur nach dem Maße des guten Gebrauchs, den der Künstler von dieser Art der Energie machet, achtungswürdig sind. Dieß ist an sich selbst klar genug. Der Künstler, der nur zur Belustigung der Einbildungskraft arbeitet, ist nicht ein Nachahmer der Natur, sondern ein Affe, welcher sich stellet, als ob er dem Menschen nachahmte, und doch als ein Thier spielet, welches keiner vorher überlegten Absichten und Endzwecke fähig ist. Ich begreife wohl, wie sehr ein solches Urtheil den angenommenen Meynungen zuwider ist. Aber deswegen kann ich doch nichts darinnen ändern. Es giebt sehr hochgeschätzte Werke der schönen Künste, vornehmlich der Zeichnungskünste, in welchen man vergeblich die geringste Spur dieser Art von Energie suchen würde. Ich verachte sie deswegen nicht. Aber anstatt sie mit den Kennern oder Liebhabern als vollkommene Werke anzusehen, setze ich sie in die Classe desjenigen, was man Uebungen (études) nennt; es sind Versuche, wodurch der Künstler einen Theil seiner Geschicklichkeit übet. Die Kriegskunst besteht nicht in der Uebung in den Handgriffen obgleich diese Uebung wesentlich dazu gehöret. Eben so verhält es sich mit den verschiedenen Theilen der schönen Künste. Der Dichter, der ein in Ansehung der Schönheit der Verse und der Bilder und der Lebhaftigkeit und Munterkeit des Witzes glänzendes Werk verfertiget hat, darf doch, wenn das Ganze nichts anders als ein Scherz ist, keinen Anspruch darauf machen, ein dem Endzwecke seiner Kunst angemessenes Werk verfertiget zu haben. Der ganze Ruhm,

wozu

wozu er berechtiget iſt, beſteht darinnen, daß er ſich mit gutem Erfolge in einem Theile der Kunſt geübet habe.

Dieſes iſt es, was ich von der Energie in den auf die ſchönen Künſte ſich beziehenden Gegenſtänden habe ſagen wollen. Ich ſchmeichle mir damit, daß meine Anmerkungen über dieſe Materie den Künſtlern, welche ernſthaft darüber nachdenken wollen, nützlich ſeyn können. Hier iſt aber der Ort nicht, die Anwendung davon zu machen. Da ich meinem Hauptzwecke, in ſo weit es mir die Schwachheit meiner Einſichten und meiner Geſchicklichkeit erlaubte, ein Genüge gethan habe, ſo will ich nur noch einige allgemeine Bemerkungen über die Würde der ſchönen Künſte hinzufügen.

Aus allem, was ich bisher angemerkt habe, erhellet deutlich, daß unter allen ſchönen Künſten die dramatiſche die wichtigſte iſt. Es giebt keine einzige Art von Energie, welche nicht bey der Aufführung eines dramatiſchen Stücks ſtatt fände: ſein Innhalt faſſet alles, was die Dichtkunſt Kräftiges hat, in ſich; und die gute Aufführung thut noch alles hinzu, was nur in den Geberden, in der Bewegung, in den Charaktern und in dem Tone der Stimme Nachdruck haben kann. Unter den verſchiedenen Arten dramatiſcher Werke iſt die Oper allen übrigen weit überlegen, weil ſich da alle ſchöne Künſte ohne Ausnahme bey einander finden. Wenn alle diejenigen, welche das Ihrige dazu beytragen, dieſes Schauſpiel glänzend zu machen, wenn Dichter, Tonkünſtler, Schauſpieler, Tänzer, Mahler u. ſ. w. mit dem Charakter großer Künſtler philoſophiſche Einſichten verbänden und in ihren Abſichten recht einſtimmig wären, ſo würde dieſes Schauſpiel unter den Händen eines philoſophiſchen Geſetzgebers unendlich wichtig werden. Aber eben dieſes Schauſpiel beweiſt auf eine merkwürdige Art, wie weit die Neuern den wahren Begriff deſſelben ver-

verfehlen. *) Der Leichtsinn unsers Jahrhunderts ist so groß, daß man alle Künste zugleich in einer Art derselben, welche doch allein sie alle hätte veredeln können, verächtlich zu machen gewußt hat.

Nach den dramatischen Werken, behaupten die andern Arten der Dichtkunst und der Beredtsamkeit die erste Stelle, weil sich ihr Gebiet weiter erstreckt als das Gebiet der übrigen Künste. Da meine Absicht nicht ist, hier den Werth der verschiedenen Zweige der schönen Künste zu bestimmen, so will ich die Vergleichung nicht weiter treiben. Welcher Gattung sich auch der Künstler gewidmet haben mag, so ist es ihm genug, zu wissen, daß seine Kunst einer Art von Energie fähig ist, wodurch sie selbst in den Augen der strengsten Vernunft wichtig wird, und es hängt von ihm ab, seinen Beruf durch Werke voll erhabener Schönheiten zu veredeln. Dadurch hat sich **Phidias**, der in Marmor und Elfenbein arbeitete, zum Range eines Homers zu erheben gewußt, indem er seinem Olympischen Jupiter eine Majestät und Hoheit gegeben, welche die erhabenste Poesie nicht übertreffen konnte.

Philo:

*) Ich rede hier von den Neuern, um dadurch zu verstehen zu geben, daß die Alten, die fast in allen Stücken unsre Lehrmeister zu seyn verdienen, dieses Schauspiel ganz anders zu benutzen gewußt haben. Ich werde bey einer andern Gelegenheit beweisen, daß das griechische Trauerspiel, in den guten Zeiten der Kunst, eben das gewesen ist, was wir eine Oper nennen, die von Anfang bis zu Ende abgesungen wird. Nun wissen aber alle diejenigen, welche die Trauerspiele eines Sophocles und Euripides kennen, in was für einer genauen Verbindung diese dramatischen Stücke mit der Religion, der Staatskunst und der Moral des Volkes, für welches sie verfertiget waren, gestanden haben.

Philosophische Betrachtungen über die Nutzlichkeit der dramatischen Dichtkunst.

Die dramatische Poesie hat dieses mit verschiedenen andern wichtigen Dingen gemein, daß man sie mehr dem Zufalle und mancherley auf einander folgenden Aenderungen, als den Absichten ihres Erfinders zu danken hat. Man weiß nicht, zu welcher Zeit und an welchem Orte die Schauspiele, welche die dramatische Poesie gezeuget haben, entstanden sind. Die Griechen wollen dieselben, so wie die übrigen schönen Künste, erfunden haben. Allein es ist wahrscheinlich, daß sie von irgend einem ältern Volke auf sie gekommen sind. Inzwischen ist die Geschichte, die sie uns von ihrem Anfange und Fortgange liefern, ziemlich richtig. Der erste Keim, aus welchem man lange hernach die dramatische Poesie hervorsprossen gesehen, war nichts anders als eine kurzdaurende Lustbarkeit, welcher sich die Winzer nach der Weinlese überließen. Bald wurde aus dieser Lustbarkeit ein jährlicher Gebrauch, darauf eine gottesdienstliche Ceremonie, und diese artete nachgehends in ein Possenspiel aus, welches einige Dichter von besserm Geschmacke nach und nach in ein regelmäßiges und sehr interessantes Schauspiel verwandelt haben, worinnen sich die Dichtkunst, die Tonkunst und selbst die Philosophie, in ihrer ganzen Größe und Erhabenheit zeigen.

Zur Zeit Solons war die sogenannte Tragödie nicht anders als ein Possenspiel, womit ein Dichter, Namens Tespis, den Pöbel von Athen belustigte. Dieser weise Gesetzgeber, der nicht vorausah, wie sehr dieses

dieſes Schauſpiel veredelt werden könnte, verbot daſſelbe.*) Einige Zeit nachher verbeſſerten es philoſophiſchere Dichter, als Teſpis war, ſo weit, daß es, ungeachtet der Hochachtung, welche man für Solons Verordnung hatte, durch die Geſetze gut geheiſſen wurde, und ſogar einen Theil eines der heiligſten Feſte ausmachte. Die Athenienſer hielten dieſes verbeſſerte Schauſpiel ſo wenig für gefährlich oder auch nur für unnütze, daß ſie unermeßliche Summen darauf verwandten, es in Würden zu erhalten. Ein alter Schriftſteller berichtet, daß ein einziges Trauerſpiel des Sophokles der öffentlichen Schatzkammer mehr gekoſtet habe als der ganze Krieg wider die Perſer.

Nachdem das Theater durch den Aeſchylus, Sophokles und Euripides zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht worden war, fiel es niemanden ein, daſſelbe für eine den guten Sitten nachtheilige Sache anzuſehen. Man ſah den Sokrates, von ſeinen Schülern umgeben, öfters daſelbſt. Man müßte auch in der That eine ſeltſame Moral haben, wenn man die Vorſtellung der griechiſchen Tragödien, die wir noch haben, eine oder zwo ausgenommen, verdammen wollte. Die Römer hatten dieſe Schauſpiele von den erſten Zeiten der Republik an eingeführt. Da ſie aber weit weniger Feinheit des Geſchmacks und der Empfindungen als die Athenienſer hatten, ſo wußten ſie daſſelbe nicht ſo, wie dieſe zu veredeln. Das Theater behielt zu Rom immer etwas von dem ſchlechten Geſchmacke und der Unanſtändigkeit an ſich, welche es bey ſeiner erſten Anlage characteriſirten. Das große Verderben der Sitten in den letzten Zeiten der Republik, und unter den Kaiſern, verbreitete ſich auch aufs Theater, inſonderheit, nachdem man die Mimen, die Pantomimen, und die Tänzer (Paladins) auf daſſelbe hatte kommen laſſen. Man ſah damals auf

*) Diogen. Laert. im Solon.

demſelben nichts als unflätige, unanſtändige und höchſt ſchandbare Vorſtellungen. Dergleichen gefährliche Schauſpiele zogen ſich den Tadel der Philoſophen und der erſten chriſtlichen Lehrer, welche man Kirchenväter nennt, zu, und ſeit dieſer Zeit iſt in manchen Ländern mit dem Stande eines Schauſpielers Schande verbunden. Und ſo hat das Theater, ungeachtet der beträchtlichen Verbeſſerungen, die man damit vorgenommen hat, einen Theil ſeines ſchlechten Rufes bis auf unſre Zeiten behalten. Noch neuerlich hat ihm ein berühmter Mann einen ſehr tödtlichen Streich dadurch zu verſetzen geſucht, daß er es als etwas für die Sitten ſehr gefährliches vorgeſtellet hat.

Der Geſchmack aller geſitteten Völker entſcheidet für das Theater, und keine Vernunftſchlüſſe werden daſſelbe aufzuheben vermögend ſeyn. Anſtatt alſo eine Einrichtung, welche der Geſchmack allezeit unterſtützen wird, zerſtören zu wollen, iſt es beſſer, daß man ſie vollkommener und recht nützlich zu machen ſuche, wenn es möglich iſt. Man muß ſehen, ob man, ungeachtet der Flecken, welche das Theater verſtellen, ein ſeine Mängel überwiegendes Verdienſt daran entdecken könne. Und eben dieſes iſt es, was ich in gegenwärtiger Abhandlung zu unterſuchen mir vorgenommen habe.

Um ohne vorgefaßte Meynung von dem moraliſchen Werthe des Theaters zu urtheilen, muß man auf keiner ſeiner beſondern Geſtalten beſtehen. Es giebt freylich theatraliſche Stücke, die nicht nur nichts Gutes, weder in dem Verſtande noch in dem Herzen der Zuſchauer wirken, ſondern den guten Sitten ſchädlich ſind. Ich gebe auch gern zu, daß in dem, was Herr Rouſſeau gegen ſolche Schauſpiele ſagt, viel Wahres iſt. Einige davon ſtellen genau dasjenige vor, was Horaz Peccare docentes hiſtorias nennt. Allein, daraus folget nicht, daß die ganze Gattung fehlerhaft, und die Sache überhaupt den guten Sitten ſchädlich ſey. Ich werde hier das Theater

nich

nicht so betrachten, wie es heutiges Tages ist, sondern so, wie es, mit Beybehaltung des Angenehmen und Belustigenden, seyn könnte, und man kann, wie ich glaube, ohne die geringste Sophisterey, und ohne weit hergeholte Gründe beweisen, daß die dramatische Poesie überhaupt eine der nützlichsten Erfindungen sey, und daß das Theater eine der achtungswürdigsten bürgerlichen Einrichtungen werden könne.

Eigentlich ist ein dramatisches Stück nichts anders, als eine wahre und natürliche Vorstellung einer interessanten Handlung, wodurch eine gewisse glückliche oder unglückliche Begebenheit in einem Staate, in einer Familie, oder in dem Leben eines einzigen Menschen hervorgebracht wird. Was ist wohl in diesem Begriffe der dramatischen Poesie, das uns dieselbe verdächtig machen könnte? Ein Dichter ohne Grundsätze und ohne Sitten kann allerdings eine wenig erbauliche, wenig lehrreiche, und sogar anstößige Handlung vorstellen; es ist aber eben sowohl möglich, daß er eine sehr lehrreiche Handlung wähle, welche überaus gute Wirkungen auf die Denkungsart und die Gesinnungen der Zuschauer hat. Das Theater erfordert an und für sich selbst nicht eine Materie, die nothwendig den Fehler haben muß, daß sie den Geist oder die Gesinnungen des Zuschauers verdirbt. Niemand wird sich, wie ich denke, einfallen lassen, zu behaupten, daß ohne diese Fehler eine Handlung in Absicht auf das Theater nicht interessant seyn könnte. Denn man könnte eine ziemliche Anzahl von Tragödien und Comödien anführen, welche, ohne solche Fehler an sich zu haben, sehr wohl aufgenommen worden sind. Nun ist es aber nicht schwer zu beweisen, daß eine solche Handlung, wenn sie von einem philosophischen Dichter bearbeitet und auf dem Theater vorgestellt wird, dem Zuschauer sehr nützlich seyn könne.

Ich bemerke zuförderst, daß der Dichter, selbst ohne Rücksicht auf die Vorstellung, in Ansehung der Art,

wie er uns eine intereſſante Handlung kennen lehret, viel vor dem Geſchichtſchreiber voraus habe. Ohne ſich eben von der Wahrſcheinlichkeit zu entfernen, ſtellet er die Begebenheiten in dem vortheilhafteſten Geſichtpunkte dar, läßt alles, was nicht weſentlich dazu gehöret, weg, und entdecket die verborgenen Triebfedern, welche die Menſchen in Bewegung ſetzen. Die in dem Drama abgeſchilderte Handlung iſt ein idealiſch Schönes. So wie ein feuriger Liebhaber an der geliebten Perſon nicht eine eingeſchränkte Schönheit, wie ſie in der Natur iſt, ſondern eine himmliſche Schönheit, welche ſeine erhitzte Einbildungskraft bildet, erblicket, ſo ſtellet uns der Dichter eine durch ſein Genie verſchönerte Handlung vor, und eben dadurch rühret er uns weit ſtärker als der Geſchichtſchreiber. Die theatraliſche Handlung iſt ein wohlangeordnetes Gemälde, das ein ſchönes Colorit und einen ſehr kräftigen Ausdruck hat; die von dem Geſchichtſchreiber beſchriebene Handlung iſt ein ohne Anordnung entworfener Riß, um die Begebenheit, wovon die Rede iſt, hiſtoriſch bekannt zu machen. Freylich bleibt der Dichter nicht bey der hiſtoriſchen Wahrheit. Aber ſelbſt ſeine Erdichtungen ſind moraliſch wahr: ſie ſind falſch in Abſicht auf die Zeiten, auf die Oerter, und auf die Namen der Perſonen, aber ſehr wahr in Abſicht auf die Situationen, und die Charaktere. Die dramatiſche Handlung liefert das Factum nicht ſo, wie es ein Augenzeuge würde geſehen haben, ſondern ſo, wie es ein höheres verſtändiges Weſen ſehen würde, das in dem Herzen lieſt, in das Innere der Dinge dringt, und alles, was nicht weſentlich dabey iſt, davon abſondert, um eine deſto richtigere und rührendere Idee davon zu haben.

Man kann ſogar, ohne die Sache im geringſten zu übertreiben, behaupten, daß uns die dramatiſche Poeſie weit beſſer als die Erfahrung unterrichtet, weil uns dieſe in den meiſten Fällen nichts als das Aeußerliche der Perſonen zeiget. Es iſt kein Stand, keine Lebensart, keine

in dem öffentlichen oder Privatleben wichtige Situation, welche uns die dramatiſche Poeſie nicht ſo abzuſchildern wüßte, daß uns nichts davon unbekannt bleiben kann. Der Dichter ſammelt die Züge, welche dieſe verſchiedenen Verhältniſſe kennbar machen, er rücket die Facta näher zuſammen, und entdeckt uns ſelbſt das, was uns die Erfahrung verbirgt. Will er uns von der Beſchwerlichkeit der Hoheit unterrichten? Er findet Mittel, uns in das Cabinet eines Großen zu führen; da läßt er uns nicht nur die äußern Merkmale ſeiner Verlegenheit ſehen, ſondern er läßt ihn in unſrer Gegenwart offenherzig darüber reden; und ſo mahlen uns die ſtärkſten Ausdrücke und die feinſten Anmerkungen den Verdruß und die Unruhen, welche die Hoheit begleiten, lebhaft ab. Daß die Großen zuweilen mitten in der Herrlichkeit, welche ſie zu umgeben ſcheint, von Kummer und Verdruß niedergedrückt werden: dieß iſt eine Alltagsbemerkung, die eben keinen ſonderlichen Eindruck machet. Sehen wir aber in des Euripides Iphigenia in Aulis das Beyſpiel davon, ſo werden wir lebhaft dadurch gerührt. Man weiß aus tauſend Begebenheiten, daß die Familien der mächtigſten Fürſten und Könige großen Unfällen und Abwechſelungen des Glücks unterworfen ſind. Aber die Andromacha oder Hecuba des griechiſchen Dichters machen uns auf eine Art, die Schauer erwecket, zu Zeugen dieſer Wahrheit, und der Eindruck davon bleibt uns Zeitlebens tief eingeprägt.

In der Welt ſtellen ſich uns die Gegenſtände, an deren gründlichen Erkenntniß uns am meiſten gelegen iſt, ſelten ſo dar, wie ſie wirklich ſind. Tauſend Dinge kommen da zuſammen, um den Menſchen zu verſtellen, und uns in Anſehung deſſen, was gut und böſe, was Verdienſt und Verbrechen iſt, zu hintergehen. Man muß lange nachdenken und viele Betrachtungen anſtellen, ehe man dieſe Gegenſtände in ihrem rechten Lichte ſieht, und gemeiniglich gelanget man erſt alsdann zu

diesen Kenntnissen, wenn es zu spät ist, sie zu benutzen. Das Theater kann diesen Weg verkürzen: man sieht da den Menschen, so wie man ihn nur sehr selten in der Gesellschaft sieht, unverhüllt, ohne Schminke, ohne Verstellung, ohne die geringste Zurückhaltung. Ein jeder denket da ganz laut, und der Zuschauer ist bey den wichtigsten Geschäfften, bey den geheimsten Ergießungen der Seele, der Vertraute der handelnden Person. Der Dichter bringt den besten Theil seines Lebens damit zu, die verschiedenen Charaktere der Menschen zu erforschen, die Leidenschaften gründlich kennen zu lernen, die Tugenden und Laster in ihrem wahren Lichte zu beobachten, das mit den verschiedenen Ständen und Lebensarten der Menschen verknüpfte Gute und Böse abzuwiegen, und die zur richtigen Beurtheilung jeder wichtigen Situation dienlichsten Gesichtspunkte zu bemerken: und dann breitet er seine kostbaren Kenntnisse in der dramatischen Poesie vor uns aus, und thut es so, daß er uns in kurzer Zeit und auf die kräftigste Art dasjenige mittheilet, was er selbst durch langes Nachdenken und sehr viele Beobachtungen gelernt hat. Hierinnen bestehen überhaupt die Vortheile dieser Art von Poesie, und ich glaube nicht, daß in diesem Gemälde etwas Uebertriebenes sey. Der philosophische Dichter, den ich hier vorausgesetzt habe, ist kein bloß eingebildetes Wesen, und die Materien, so wie ich sie zu dramatischen Stücken verlange, bieten sich uns von allen Seiten dar, wenn nur der Dichter Genie genug hat, neue Gestalten zu schaffen.

Laßt uns nach diesen allgemeinen Anmerkungen einige besondere Vortheile der dramatischen Poesie betrachten. Zuvörderst ist es offenbar, daß keine andere Art von Poesie so geschickt ist, uns Beyspiele und Muster von Tugenden zu geben, als diese. Plato sagte, daß sich der Mensch auf das heftigste in die Tugend verlieben würde, wenn er sie unter einer sichtbaren Gestalt sehen könnte.

Bloß

Bloß die dramatiſche Poeſie kann der Tugend dieſe Geſtalt geben. Der Dichter kann die Handlung ſo ordnen, daß der Tugendhafte dabey in allem möglichen Glanze erſcheint. Ich weiß wohl, daß die dramatiſchen Stücke, vermöge eines alten Vorurtheils, gemeiniglich ſo eingerichtet ſind, daß die Tugend unterliegt, um das Mitleiden zu erregen. Allein, die bis zur Bewunderung getriebene Hochachtung iſt weder weniger angenehm, noch weniger lebhaft, als das Mitleiden, folglich hindert den Dichter nichts, die Tugend allem dem, was ſich ihr entgegenſetzet, überlegen vorzuſtellen. Nichts hindert ihn, einen Jüngling aufzuführen, der, gleich dem Herkules, allen Reizen der Wolluſt widerſteht, und ſich, ungeachtet der Bezauberungen des Laſters, in die Arme der Tugend wirft, und da ſeine Belohnung findet. Sollte denn ein glücklicher Ausgang des Schauſpieles weniger rührend ſeyn als ein unglücklicher? Was könnte mehr intereſſiren als ein Fürſt, der mitten unter allgemeinen Drangſalen, der Vater ſeiner Völker iſt; ein Staatsbedienter, der ſeinem Vaterlande getreu, und eine Schutzwehr der Bürger gegen einen Tyrannen iſt; ein rechtſchaffener Mann, deſſen Ehrlichkeit der Bosheit der Hofleute überlegen iſt, und der nach manchem Kampfe über ſeine Feinde ſieget? Bloß der Dichter kann die Tugenden in ihrem ganzen Glanze vorſtellen, indem er die ſchönſten Thaten in den rührendeſten Situationen geſchehen läßt, ſie durch Contraſte erhebt, und ihnen die gröſten Schwierigkeiten entgegenſetzet. Alle dieſe Mittel, welche die theatraliſche Handlung ſehr intereſſant machen, ſind zugleich ſehr geſchickt, die Tugend glänzen zu laſſen.

Die innere Zufriedenheit, welche die guten Handlungen begleitet, und das Glück, welches der Tugend Lohn iſt, ſind ebenfalls wichtige Dinge, welche uns bloß der dramatiſche Dichter ſo nachdrücklich fühlen laſſen kann, daß wir von Begierde entflammt werden, uns dieſelben zu eigen zu machen.

Auf der andern Seite können die auf dem Theater enthüllten Bosheiten und Freveltaten große Wirkungen hervorbringen. Es ist um so viel mehr daran gelegen, dieses Mittel zur Entlarvung des Böſewichts zu gebrauchen, da man ihn in der Natur selten unter seiner wahren Gestalt erblicket. Wie viele Böſewichter sieht man nicht mit einer glänzenden Wolke von Glück und Freude umgeben? Und welch ein gefährliches Beyspiel giebt dieses nicht redlichen Seelen, welche nicht in das Innere dieser scheinbaren Glückseligkeit eindringen? Man führe also diese vermeynten Glücklichen auf dem Theater auf, damit jedermann da sehe, wie plötzlich dieses falsche Glück verschwindet, sobald der Böſewicht allein, und dem Nachdenken überlassen ist! Der Zuschauer wird Zeuge von den tödtlichen Unruhen und verzehrenden Leidenschaften seyn, die ihn zu Boden drücken; er wird ihn dieses vorgegebene Glück verabscheuen hören, und es wird ihm vor einem Zustande grauen, den er zu beneiden nicht abgeneigt war.

Ich gestehe es, daß mir diese heilsamen Wirkungen der dramatischen Poesie so wahr und unleugbar vorkommen, daß es mich befremdet, wie man daran habe zweifeln können. Ich wünschte wohl, sagt Rousseau, daß man mir deutlich und ohne Wortgepränge zeigte, durch was für Mittel das Theater Gesinnungen, die wir nicht haben, in uns hervorbringen, und uns von moralischen Dingen anders urtheilen lehren könne, als wir selbst davon urtheilen. Ich darf es wohl sagen, mich dünkt, daß ich dasjenige sehr deutlich einsehe, was dieser sonst so scharfsinnige Mann nicht einsehen konnte.

Es ist wahr, der Geschmack des Schönen und Guten scheint älter als aller Unterricht zu seyn. Allein, man irre sich nicht; dieser Keim ist so schwach und liegt so tief in der Seele verborgen, daß er sehr leicht erstickt werden kann. Wie viel Beyspiele giebt es nicht, daß

Empfin-

Empfindungen, die angeboren, und unzerstörbar zu seyn schienen, gänzlich ausgelöscht worden sind! Der Mensch, der von Natur eine richtige Beurtheilungskraft und gute Gesinnungen hat, wird nicht viel Nutzen davon haben, wenn er das Unglück hat, unter verderbten Menschen zu leben. Er nimmt ihre Gesinnungen, ihre Vorurtheile, ihre Sitten an, so sehr sie auch seinem natürlichen guten Charakter entgegengesetzt sind. Man hat herzhafte und großmüthige Männer feig und kleinmüthig werden sehen, weil sie mit Leuten von diesem Charakter umgegangen sind. Man hat Männer von großem Verstande und vielen erworbenen Einsichten, in einen kindischen Aberglauben verfallen gesehen, weil sie in der Gesellschaft von abergläubischen Narren gelebt hatten. Woher kömmt es, daß ganze Nationen Vorurtheile haben, welche der Vernunft zur Schande gereichen, und Gesinnungen, welche den Menschen erniedrigen?

Beweist dieses nicht klar, daß unsre Gesinnungen, unser Geschmack, und das Urtheil, welches wir von moralischen Dingen fällen, sehr von den Beyspielen, die wir vor uns sehen, abhängen? Ist es aber nicht äußerst selten, daß uns die eigene Erfahrung diese Beyspiele unter einem so auffallenden Gesichtspunkte zeiget, als es das Theater thun kann? Die Forderung des Herrn Rousseau ließe sich, wie es scheint, mit besserm Grunde auf die Malerey anwenden. Unterdessen könnte man doch antworten, daß ein liederlicher junger Mensch sein unordentliches Leben aufgegeben habe, weil er durch ein Gemälde lebhaft gerührt worden, *) und daß Aristoteles angemerkt habe, daß es Gemälde gebe, welche mehr über den Menschen vermögen als die besten Vorschriften der Sittenlehre. **) Wenn man zuweilen lasterhafte

Personen

*) Diese Geschichte wird von dem heiligen Gregorius von Nazianz erzählet.

**) Arist. Politic. L. V.

Personen gewissen Ausschweifungen, denen sie ganz ergeben zu seyn scheinen, auf einmal entsagen, und ihre Gesinnungen und Sitten in ganz kurzer Zeit so sehr ändern sieht, daß sie beynahe unkenntlich werden, so ist oft ein einziges recht auffallendes und rührendes Beyspiel von dem Glücke, welches die Tugend hervorbringt, oder von dem Elende, welches das Laster nach sich zieht, hinreichend gewesen, eine so glückliche Veränderung zu bewirken; die dramatische Poesie ist aber sehr geschickt, solche Beyspiele zu geben. Der Dichter ist ein Zauberer, der mit einem einzigen Schlage seines Stabes die Zauberkraft des verderblichen Blendwerkes, welches die Einbildungskraft und das Herz fesselte, zerstören kann. Kann ein durch und durch verderbter, ganz bösartiger Mensch weder durch Vorschriften noch durch Beyspiele zur Rechtschaffenheit zurückgebracht werden, so kann solches doch mit demjenigen, der dem Laster bloß aus Verblendung ergeben ist, geschehen; und nichts ist geschickter, eine solche Wirkung hervorzubringen, als ein rührendes Gemälde, dergleichen nur das Theater aufstellen kann. Die Anzahl der Elenden, die gar nichts zu bessern vermag, ist weit kleiner als man denket. Die meisten haben noch einen Keim von Vernunft und Rechtschaffenheit in sich, der sich um so viel geschwinder entwickelt, weil ihn das Vorurtheil zurückgehalten hat. Ein einziger Lichtstral zerstreut zuweilen eine Menge solcher Vorurtheile, und verhilft der Vernunft zum Siege. Die dramatische Poesie giebt aber weit besser als jede andere Veranstaltung Gelegenheit dazu.

Diese Anmerkung führet mich natürlich darauf, die Kraft der schönen Sentenzen zu zeigen, welche als ein beträchtlicher Theil der dramatischen Poesie geschätzet werden. So wichtig und unleugbar eine Wahrheit seyn mag, so rühret sie doch nur alsdann lebhaft, wenn sie am rechten Orte angebracht wird. Das Wahre, das bloß den obern Theil der Seele, oder den Verstand, beschäf-

beſchäfftiget, hat nicht die geringſte Kraft auf uns; es iſt bloß ſpeculativiſch, wie die Wahrheiten der Geometrie ſind: wird es aber mit der Einbildungskraft und dem Herzen verbunden, ſo wird es ein wirkſames Principium, das unſere Geſinnungen und Handlungen regieret. Wer gern einzelne Gedanken oder Anmerkungen und Maximen im Geſchmacke des Rochefoucault lieſt, der wird oft bemerkt haben, daß einige darunter außerordentlich auffallend ſind. Ein jeder Leſer wird ſich auch eine kleine Anzahl davon auswählen, welche er vorzüglich wahr und gut findet. Dergleichen Gedanken ſind diejenigen, welche mit gewiſſen, unſrer Einbildungskraft gegenwärtigen Gemälden oder Auftritten zuſammenhängen, und welche uns dieſe Wahrheiten ſinnlich machen. Es verhält ſich damit eben ſo, wie mit denen Wahrheiten, welche die Moral der Fabel ausmachen; für ſich allein machen ſie ſehr wenig Eindruck; iſt aber die Einbildungskraft durch das Gemälde, welches ihr die Fabel vorhält, lebhaft gerührt worden, ſo bekömmt dadurch die Moral eine vorzügliche Kraft, und bleibt dem Gemüthe unauslöſchlich eingegraben.

Nun iſt unter allen Arten von Poeſie die dramatiſche am geſchickteſten, den Sentenzen dieſe große Kraft zu geben, weil ſie die rührendeſten Gemälde darſtellet. Hat der Dichter erſt unſre Aufmerkſamkeit auf einen intereſſanten unſre ganze Seele einnehmenden Auftritt gerichtet, ſo ſpricht er zwey oder drey nachdrucksvolle Wörter aus, welche die Seele der Bilder ſind, wovon wir ſo ſehr gerührt ſind, und ſo ergreifen wir dieſe Wahrheiten mit der größten Lebhaftigkeit, und mit einer Ueberzeugung, die nichts zu ſchwächen vermag. Wenn die Wahrheit jemals Eindruck auf den Menſchen machen kann, ſo iſt es bey ſolchen Gelegenheiten, wo ſeine ganze Seele ſchon für ſie eingenommen iſt.

Wenn die Wahrheit ihre größte Stärke durch die Bilder, unter welchen ſie ſinnlich wird, erhält, ſo bekömmt

kömmt die dramatiſche Poeſie noch einen Vorzug, welcher reiflich erwogen zu werden verdienet. In dem ganzen Umfange der moraliſchen Welt iſt keine einzige Art von Gegenſtänden, die nicht in das Gebiet der dramatiſchen Poeſie gezogen werden könnte. Charaktere, Geſinnungen, gute und böſe Handlungen, bedenkliche, gefährliche oder glückliche, Situationen, über alles dieſes kann die theatraliſche Handlung gebieten. Ein Menſch, der lange ein gutes Theater beſucht hätte, würde einen Vorrath von Bildern beſitzen, welcher alle moraliſche Wahrheiten unter materiellen Geſtalten in ſich ſchlöſſe. Mit dieſen Kenntniſſen verſehen, würde er in Geſprächen mit andern einen unendlichen Vortheil daraus ziehen. Ein einziger Name würde ihm die Stelle einer Beſchreibung vertreten, eine bloße Anſpielung würde ihm oft eine lange Rede erſparen. Um wichtige Anmerkungen zu unterſtützen, oder zu beſtärken, dürfte er ſeinen Zuhörer nur an einen jener Auftritte erinnern, welche in ſeiner Einbildungskraft ſo lebhaft abgemalt ſind. Die bloßen Namen Tartüffe oder Harpagon beſchrieben den Scheinheiligen und den Geizhals beſſer, als alles, was der größte Philoſoph durch Definitionen ausdrücken könnte. Kann man einen jungen Menſchen, der im Begriffe ſteht, einen Irrweg zu betreten, zurufen: mein Freund, erinnere dich an Barnwell, *) ſo wird man ihn durch dieſe zwey Worte ſtärker rühren, als durch die vernünftigſten und bündigſten Ermahnungen.

Man kann ſolcher lehrreichen Bilder, welche der Rede einen ſo großen Nachdruck geben, niemals zu viel haben; und die Moraliſten vermeiden das leere Geſchwätz in ihren Schriften nur in ſo fern, als ſie ſich ſolcher Anſpielungen bedienen können. Die Alten hatten hiezu ihre Mytho-

*) Hauptperſon in dem Engliſchen Trauerſpiele: der Kaufmann von London.

Mythologie, ihren Homer, und die Werke des griechischen Theaters, und wer die Alten lieſt, weiß, wie ſehr ſie ſich dieſe Bilder zu Nutze gemacht haben. Der Kaiſer Auguſtus, der die ſchändlichen Vergehungen der Agrippa und der beyden Julien oft beweinte, ſagte einen Vers aus dem Homer her, *) welcher das Unglück ſeines Hauſes weit beſſer abſchilderte als alles, was er nur ſagen konnte. Nun ſcheint es aber, daß man vermittelſt eines guten Theaters dieſe Art von Kenntniſſen ſehr ausbreiten und viel gemeiner machen könnte.

Ich komme auf einen andern Nutzen der dramatiſchen Poeſie. Zuweilen, ſagt ein berühmter Mann, **) habe ich gehofft, daß man auf dem Theater die wichtigſten Stücke der Moral ohne Schaden des heftigen und ſchnellen Ganges der dramatiſchen Handlung unterſuchen würde. Worauf würde es denn dabey ankommen? Das Gedicht ſo anzuordnen, daß dergleichen Dinge auf eben die Art herbeygeführt würden, wie die Niederlegung der Regierung im Cinna. Auf dieſe Weiſe könnte der Dichter die Frage vom Selbſtmorde, von der Ehre, vom Zweykampfe, von der Thorheit der Ehrenſtellen, u. ſ. w. aufwerfen und abhandeln. Ich bin völlig der Meynung dieſes Philoſophen, und füge

*) Αἰ γὰρ ὄφελές τ' ἄγονός τ' ἔμεναι, ἄγαμός τ' ἀπολέσθαι. Iſt ein Wort, das Hektor zum Paris ſagte, da er ihm die unzähligen Uebel, welche er ſeiner Familie und ſeinem Lande zufügte, vorwarf, und welches ſo viel ſagen will: Wollten die Götter, daß du nie geboren, oder ſchon vor deiner Verheurathung umgekommen wäreſt! Da in dem Worte ἄγονος eine kleine Zweydeutigkeit iſt, ſo kann dieſer Vers auf den Auguſt ſelbſt angewendet werden, in folgenden Sinne: wollten die Götter, daß ich keine Kinder gezeuget hätte, oder daß ich in dem eheloſen Stande geſtorben wäre!

**) Hr. Diderot.

füge noch hinzu, daß solche Untersuchungen, die ein geschickter Dichter allemal auf eine natürliche Art herbeyführen kann, auf dem Theater weit interessanter werden, als sie in jeder andern Gattung seyn würden. Denn solche Materien werden nur durch nähere Bestimmungen der Personen und Oerter wirklich interessant. Die theatralische Täuschung setzt uns an die Stelle der bey der Handlung interessirten Personen, und dann ist es nicht mehr um eine bloße Speculation zu thun. Da wir durch die Täuschung in sehr wichtige Situationen versetzt werden, so finden wir uns gedrungen, eine Parthey zu ergreifen; die Seele wird erhitzt, und alle ihre Kräfte vereinigen sich auf den wichtigen Gegenstand, wovon die Rede ist. Das berühmte Selbstgespräch Hamlets in dem Trauerspiele des Shakespeare ist ein Beyspiel davon. Kann man wohl daran zweifeln, daß man in solchen Umständen weit stärker gerührt werde, als wenn eben dieselbe Materie auf dem Lehrstuhle eines Professors abgehandelt würde?

Ich bleibe hier stehen, weil ich glaube, daß meine bisherigen Anmerkungen hinlänglich beweisen, daß die dramatische Poesie von dem größten Nutzen seyn könne. Herr Rousseau, der dieses ohne Zweifel wohl einsah, behauptet, daß ein nützliches und so nützliches Theater, als wir hier voraussetzen, eine Chimäre sey. Niemals, sagt er, wird man den Geschmack und die Sitten durch das Theater verbessern, weil diejenigen Stücke, welche mit den herrschenden Sitten streiten, keinen Beyfall finden werden. Ich antworte hierauf, daß es eben nicht darum zu thun sey, allemal Nationalsitten und Meynungen anzugreifen. Zur Zeit des Moliere konnte man das seltsame Geschlecht der lächerlichen Spröden auszischen ohne den Nationalcharakter der Franzosen zu beleidigen. Der Dichter that es wirklich mit sehr gutem Erfolge, und Aristophanes griff die Sitten der Athenienser sehr lebhaft an, ohne dadurch

die

die Menge der Zuschauer zu vermindern. Ausserdem scheint es mir nicht ganz wahr zu seyn, daß uns alles dasjenige, was nicht mit unsern Sitten übereinstimmet, beleidige. Nur wilde, rohe Nationen halten hartnäckig auf ihre Sitten, und nur auf sie machen andere Sitten gar keinen Eindruck. Unter jeder gesitteten Nation giebt es mehr oder weniger vernünftige Personen, die viele ziemlich allgemein angenommene Dinge mißbilligen und unter einem Joche seufzen, dessen sie entlediget zu seyn wünschen. Diejenigen, welche Standhaftigkeit genug haben, um den gebahnten Weg zu verlassen, ziehen zuweilen noch andere nach sich, die von sich selbst niemals daran gedacht hätten, und dieß bringt oft glückliche Wirkungen auf ein ganzes Publicum hervor. Der Nationalcharakter eines Volks sey endlich welcher er wolle, so giebt es doch unter einzelnen Personen Tugenden und Laster, die unter den übrigen nicht Platz haben. Nichts hindert also den Dichter, daß er die einen zu stärken suche und sich den andern entgegensetze. Ich gebe es gern zu, daß unter den Hurons ein theatralisches Stück in französischem Geschmacke keinen Beyfall finden; daß der Geizige des Moliere gleich bey der ersten Vorstellung fallen würde, wenn alle Zuschauer Harpagone wären; ich gebe auch zu, daß das Theater niemanden Gesinnungen, zu welchen ihm die Natur den ersten Keim versagt hat, noch eine Denkungsart beybringen werde, welche den Grad der natürlichen Fähigkeiten der Zuschauer überstiege. Aber ich sehe noch nicht, daß das Theater deswegen aufhöre, nützlich zu seyn. Giebt es wohl ein Volk auf Erden, ohne eine natürliche Anlage zu einem höhern Grade von Tugend, als es hat, oder ohne die geringste Fähigkeit, einige seiner Fehler abzulegen? Und wenn es auch ein solches Volk gäbe, so würde das Theater nicht unnützer seyn, als jede andere zur Verbesserung des moralischen Menschen getroffene Veranstaltung. Einen solchen Fall giebt es aber gewißlich nicht. Es ver-

hält sich mit den Sitten und Meynungen, wie mit dem Geschmacke, welcher ganz unvermerkt durch gute Muster verbessert wird. Die unter den Ruinen des alten Roms hervorgezogenen alten Denkmäler waren gewiß nicht nach dem herrschenden Geschmacke der Italiener, als einige glückliche Köpfe dieselben nachzuahmen anfiengen. Indessen hat doch eben dieses eine gänzliche Veränderung in dem Geschmacke hervorgebracht. Eine kleine Anzahl alter Muster zerstörte den Gothischen Geschmack in der Zeichnungs- und Baukunst. Man kann auch wohl nicht sagen, daß der Mensch in Dingen, welche die Sitten betreffen, eigensinniger sey als in Sachen des Geschmacks. Wenn also die dramatischen Dichter ihren Mitbürgern in Absicht auf die Moral eben dieselben Dienste leisten wollten, welche ein Bramantes, ein Michael Angelo, und ein Raphael den ihrigen in Absicht auf den Geschmack geleistet haben; so würde es ihm, wie ich glaube, nicht weniger gelingen, eine glückliche Revolution hervorzubringen.

Diese Anmerkungen werden wohl zur Genüge beweisen, daß die dramatische Poesie sehr nützlich seyn könne. Noch muß ich das Theater als ein bloßes Schauspiel betrachten. Von dieser Seite hat es sich eben vornehmlich den Tadel strenger Moralisten zugezogen. Doch, wenn diese Schauspiele nichts anders als gute Vorstellungen solcher dramatischen Gedichte wären, als wir in dieser ganzen Abhandlung vorausgesetzt haben, so sehe ich nicht, was daran zu tadeln wäre. Im Gegentheil, wenn es dramatische Stücke giebt, die man mit Nutzen lesen kann, so werden eben dieselben Stücke, wenn sie gut aufgeführt werden, von weit größerer Wirkung seyn, weil die Gemälde des Dichters bloß durch die Vorstellung ihre ganze Kraft bekommen. Der Redner Aeschylus sagte zu den Rhodiern, welche eine von ihm gehaltene Rede des Demosthenes bewunderten: Ey, meine Herren, was würdet ihr gesagt haben, wenn ihr den Demosthenes selbst gehört hättet? Man füge hiezu noch die

ſcharfſinnige Bemerkung des berühmten Baco, daß die Menſchen in zahlreichen Verſammlungen weit leichter gerührt werden können, als wenn ein jeder für ſich allein iſt. Die durch eine gute Aufführung hervorgebrachte Täuſchung endlich muß nothwendig den guten Eindrücken, welche der Dichter hervorbringen will, vollends alle mögliche Kraft ertheilen.

Ich leugne nicht, daß die heutige Schaubühne, in Anſehung der Aufführung ſehr groſſe Mängel und Fehler habe. Allein, dieſe Mängel und Fehler ſind dabey nicht weſentlich, und man würde ihnen ſehr leicht abhelfen, wenn die geſetzgebende Macht die Sache würdigte, ſich ihrer anzunehmen. Dieß geſchah zu Athen, wo kein Stück aufgeführt werden durfte, bis es von einigen obrigkeitlichen Perſonen unterſucht worden war, und eben dieſe Perſonen mußten zugleich dafür ſorgen, daß die Aufführung recht gut wäre.

Wenn man die Schauſpiele auch nur als eine bloße Beluſtigung betrachtet, ſo haben ſie nichts an ſich, deſſen ſich die aufgeklärtſte Vernunft ſchämen dürfte, wenn man nur einige Fehler dabey verbeſſerte, welches ſich gewiß ſehr leicht thun ließe. Wenn auch kein anderer Vortheil dabey wäre, als daß dadurch müſſige Menſchen Geſchmack am Nachdenken über moraliſche Dinge, über Charaktere, über die Leidenſchaften, über die verſchiedenen Vorfallenheiten des Lebens u. ſ. w. bekämen, ſo würde dieſes ſchon genug ſeyn, eine ſolche Beluſtigung wichtig zu machen. Dieß iſt aber gewiß die natürlichſte Wirkung, welche das Theater hervorbringt.

Ich befürchte nicht mit dem Hrn. Rouſſeau, daß die Schauſpiele ein arbeitſames Volk zu ſehr zerſtreuen und zu einem verſchwenderiſchen Aufwande verleiten würden; ich glaube vielmehr, daß ſie, wenn das Theater nur einigermaßen gut eingerichtet wäre, die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen könnten. Man weiß, was in kleinen Staaten die Zeitvertreibe eines arbeitſamen

Volkes gelten, und wie hoch gemeiniglich eine oder zwo von dem Hausvater in dem Wirthshause oder auf der Jagd zugebrachte Stunden den Weibern und Kindern zu stehen kommen. Man weiß auch, was die gesellschaftlichen Vergnügungen der Personen von höherm Stande sagen wollen. Wären die Schauspiele das, was sie sehr leicht seyn könnten, so würde eine Hausmutter ihre Pflicht weit besser erfüllen, wenn sie ihre Kinder ins Schauspiel begleitete, als wenn sie dieselben in eine Versammlung führet, wo man nichts als Tändeleyen sieht und höret. Sie würde dabey noch den Vortheil haben, daß sie sich im Schauspiele einen Vorrath von Materie sammelte, um sich mit ihrer Familie über Dinge zu unterhalten, die einen nothwendigen Theil der Kenntnisse einer wohlerzogenen Jugend ausmachen. Nichts ist gemeiniglich frostiger, als die Familiengespräche, sobald von moralischen Dingen die Rede ist. Wenn ein gutes Schauspiel den Stoff dazu hergäbe, so würden diese Unterredungen so wohl nützlich als angenehm werden.

Ich sage es aber noch einmal: es fehlet viel daran, daß die besten Theater so beschaffen wären, daß man die angezeigten glücklichen Wirkungen davon erwarten könnte. Es giebt unter der grossen Menge von dramatischen Stücken nur sehr wenige, die einen gänzlichen Beyfall verdienen; und das Uebrige, was zum Theater gehöret, ist sehr selten so beschaffen, wie es zur Vermeidung alles gegründeten Tadels rechtschaffener Leute beschaffen seyn müßte. Wenn man aber die Fehler und Mißbräuche des Theaters verdammet, muß man sich doch dem guten Gebrauche, den man davon machen kann, nicht widersetzen. Zu Athen wurde Sophokles, ein Dichter und Schauspieler, für würdig gehalten, gemeinschaftlich mit dem grossen Perikles den Staat zu regieren. Wollte man das Theater gehörig verbessern und vervollkommnen, so sehe ich nicht, was Personen vom größten Verdienste und von den reinsten Sitten hindern könn-

könnte, dem Publico durch die Ausübung einer Kunst zu dienen, welche nach hinweggeschafften Mißbräuchen eine der achtungswürdigsten werden kann.

Es giebt bereits theatralische Stücke, welche dem hohen Begriffe, den ich von der dramatischen Poesie gegeben habe, gemäß sind, und ich glaube, daß es auch Schauspieler giebt, die werth sind, diese Stücke vorzustellen. Man sieht schon glückliche Köpfe die von dem schlechten Geschmacke dieser Dichtungsart vorgeschriebenen Schranken überschreiten, und sich auf selbstgebahnten Wegen weit über ihre Vorgänger erheben. Man hat Grund zu hoffen, daß einige günstige Umstände dem Theater die Würde wieder geben werden, die es zu den schönsten Zeiten der Republik Athen hatte.

Anmerkungen

über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft.

Wenn man bey den Untersuchungen über den Ursprung der Sprache sehr große Schwierigkeiten antrifft, so rühret dieses daher, daß bey dieser Frage kein gewisser fester Punkt, an den man sich halten, und von dem man weiter fortgehen könnte, statt zu finden scheint. Auf der einen Seite glaubet man gewahr zu werden, daß die Sprache eine bis auf einen gewissen Grad angebaute Vernunft voraussetze, und auf der andern Seite begreift man nicht, wie die Vernunft ohne Hülfe einer Sprache habe fortschreiten können. Diese beyden Vermögen scheinen zu gleicher Zeit die Ursache und die Wirkung von einander zu seyn. Vermuthlich hat eben diese, dem ersten Anblicke nach unüberwindliche, Schwierigkeit große Philosophen glauben lassen, daß man zur Erklärung des Ursprungs der Sprache seine Zuflucht zu einem Wunderwerke nehmen müsse. Unterdessen gesteht man, daß man nach den Regeln einer gesunden Philosophie nicht eher seine Zuflucht zu übernatürlichen Ursachen nehmen müsse, bis die Unzulänglichkeit der natürlichen Ursachen gehörig erwiesen ist. Die Absicht dieses Aufsatzes ist nicht, diese Materie nach ihrem ganzen Umfange abzuhandeln, sondern nur durch wohlüberlegte Beobachtungen über den gegenseitigen Einfluß der Sprache und der Vernunft in einander, wo möglich, einiges Licht darüber zu verbreiten.

Wenn man die Sprache nur überhaupt betrachtet, so scheint ihre Einrichtung ganz simpel zu seyn. Es sind Wörter, deren jedes besonders genommen, das Zeichen einer

einer Idee iſt; einfache Redensarten, welche ſehr einfache Verhältniſſe zwiſchen zwo Ideen anzeigen; endlich Sätze, die aus mehrern Redensarten zuſammengeſetzt ſind, und eine Folge von Verhältniſſen ausdrücken. Dieß iſt der algebraiſchen Rechnung völlig gleichförmig, wo jeder Buchſtabe, beſonders genommen, eine Quantität anzeiget; zwey, vermittelſt eines Zeichens ihres Verhältniſſes, mit einander verbundene oder von einander getrennte Buchſtaben eine Art von einfachem Satze ausmachen; und endlich eine aus mehrern Buchſtaben, vermittelſt verſchiedener anderer Zeichen des Verhältniſſes zuſammengeſetzte Formel einen zuſammengeſetzten Satz bezeichnet.

Das erſte, was ſich bey den Unterſuchungen über den Urſprung der Sprache darbietet, ſind die Wörter. Was für einen Gang mag wohl der Verſtand genommen haben, daß es ſich der Menſch einfallen ließ, ſchickliche Zeichen zur Vorſtellung ſeiner Ideen zu ſuchen, und durch was für Mittel hat er wohl dieſe Zeichen gefunden? Dieß ſind die zwo erſten Fragen, worüber ich einige Betrachtungen anſtellen will, welche, wo ich nicht irre, die Auflöſung dieſer Aufgabe erleichtern werden.

Es iſt nicht möglich, vermittelſt der Geſchichte bis zur Morgendämmerung der Vernunft zurückzugehen, und da die erſten Bemühungen mit anzuſehen, welche der Menſch angewandt hat, um den Anfang zu einer Sprache zu machen. Es ſcheint auch nicht einmal nöthig zu ſeyn, die Sache ſo weit herzuholen. Das, was der unterrichtete Menſch itzt thut, wird uns das, was der thieriſche, der Gabe der Sprache noch beraubte Menſch that, begreiflich machen. Der Gang des Verſtandes iſt immer derſelbe; die Sprachen bereichern und vervollkommnen ſich wahrſcheinlicher weiſe durch eben dieſelben Mittel und Wirkungen, welche den erſten Grund dazu gelegt haben. Es kömmt alſo darauf an, daß

wir das, was uns die Erfahrung von dieſer Sache lehret, ſorgfältig ſammeln.

Jedermann weiß die Geſchichte jenes Blindgebohrnen, welcher erſt, nachdem er zu den Jahren des Verſtandes gekommen war, durch eine glückliche Operation ſein Geſicht erlangte. Als er die verſchiedenen in ſeinem Zimmer befindlichen Gegenſtände zum erſten male erblickte, unterſchied er nichts an denſelben. Er wurde nur von allem zuſammengenommen gerührt, welches ihm als ein aus einem einzigen Stücke beſtehendes Ganzes vorkam; er hielt es für eine glatte und in ihren Theilen auf verſchiedene Art gefärbte Oberfläche. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, zu denken, daß das, was er ſah, aus verſchiedenen von einander abgeſonderten Gegenſtänden zuſammengeſetzt ſey, und folglich war er auch nicht darauf bedacht, wie er ſie nennen wollte. Dieſes Factum giebt uns ein Bild von dem, was in dem Verſtande vorgeht, wenn er zum erſtenmale ganz unbekannte Gegenſtände erblicket, und ſelbſt von dem, was in dem Verſtande des noch rohen thieriſchen Menſchen vorgegangen iſt. Seine Sinne wurden von tauſenderley, in eine gleichartige Maſſe unter einander gemengten Gegenſtänden gerührt, worinnen er nichts zu unterſcheiden wußte. Nun iſt es offenbar, daß man, ehe man darauf fallen kann, einer Sache einen Namen zu geben, dieſelbe von der ganzen Maſſe der Vorſtellungen, die man hat, unterſcheiden, und als einen beſondern von den andern abgeſonderten oder unterſchiedenen Gegenſtand betrachten muß. Eben darinnen beſteht alſo der erſte Schritt, den der Menſch hat thun müſſen, um zu einer Sprache zu gelangen; er mußte in ſeinen Vorſtellungen gewiſſe Theile als abgeſonderte und mit den übrigen nicht zuſammenhängende Weſen unterſcheiden. Dieſer erſte Schritt hat aber nicht geſchehen können, bis ſich der Menſch mit dieſen Gegenſtänden bekannt gemacht hatte; denn ſo lange uns eine Sache ſchlechterdings neu iſt, fällt es uns ſchwer,

etwas darinnen zu unterscheiden. Dieser Gang des Verstandes zeiget sich allenthalben. Wer zum erstenmale eine ihm unbekannte Sprache reden höret, der unterscheidet darinnen weder Sylben noch Wörter. Eine ganze Rede kömmt ihm als ein in einem fortgehendes Getöse vor, welches keine von einander abgesonderte Theile hat; erst nachdem man eben dieselben Redensarten oft gehöret hat, bringt man es so weit, daß man die Wörter unterscheidet. Eben so verhält es sich mit allen neuen Gegenständen. Wer niemals ein Werk der Baukunst gesehen hätte, würde eine auf einem Fuße ruhende, mit einem Kranze eingefaßte und mit Wandpfeilern geschmückte Mauer ansehen, ohne es sich einfallen zu lassen, jene Dinge daran zu unterscheiden. Fragte man ihn, was er sähe, so würde er antworten, daß er eine Mauer und zwar eine nur aus einem Stücke bestehende Mauer sehe; die Neuigkeit des Gegenstandes würde ihm nicht zu bemerken erlauben, daß der Fuß, der Kranz und die Wandpfeiler Theile der Mauer sind, welche sich in Gedanken davon absondern lassen. Ueberhaupt bleibt eine jede Idee, worüber man nicht nachgedacht hat, verworren, das heißt, man unterscheidet nichts darinnen, ob sie gleich aus Theilen, die man sich besonders vorstellen kann, zusammengesetzt ist. Man frage die meisten Menschen, die wenig nachdenken, was gewisse Dinge, die sie tausendmal gesehen haben, seyn; sie werden nicht wissen, was sie antworten sollen. Weil sie nämlich die Theile, woraus eine Sache zusammengesetzt ist, nicht von einander unterschieden haben, so sind sie auch nicht im Stande, diese Sache zu beschreiben, oder ihre Theile zu nennen, wenn ihnen gleich die Nahmen dieser Theile bekannt wären.

Dieser erste Schritt, den der Mensch zur Erfindung einer Sprache thun mußte, war nach Beschaffenheit der Gegenstände mehr oder weniger schwer. Bey einigen war eine geringe Aufmerksamkeit schon hinlänglich; bey

andern wurde der Beobachtungsgeist und ein von dem Genie unterstützes Nachdenken dazu erfordert; bey gewissen Fällen endlich mußte der Zufall dem Genie zu Hülfe kommen. Doch, wir müssen uns umständlicher über diese Wirkungen des Verstandes erklären.

Das Gesicht ist unter allen unsern Sinnen derjenige, welcher uns dieses erste Geschäffte des Verstandes, wodurch wir gewisse Gegenstände von der verworrenen Masse unsrer Vorstellungen absondern, am meisten erleichtert. Es ist der einzige Sinn, der uns sehr bald merken läßt, daß sich die Gegenstände, deren Empfindung er in uns erreget, ausser uns befinden. Alle übrige halten uns den Gegenstand der Empfindung verborgen, und lassen uns nur die Wirkung gewahr werden, welche er auf unsre sinnlichen Werkzeuge machet. Das Sehen geschieht vermittelst so schwacher Eindrücke, daß man die Wirkung des Lichts auf das Auge gar nicht empfindet; die Aufmerksamkeit wird dabey ganz auf den Gegenstand und nicht, wie bey den übrigen sinnlichen Empfindungen, auf das empfindende Werkzeug gerichtet. Die Farben lassen sich weit besser von einander unterscheiden, als die verschiedenen Arten des Schalls oder des Geruchs; und wir sehen ausser den Farben die Gestalten der Körper und ihre Bewegung. Es ist also wahrscheinlich, daß die sichtbaren Gegenstände die ersten gewesen sind, welche der Mensch unterschieden, und von welchen er sich klare Begriffe gemacht hat. Der Mensch, der zum erstenmale den vor seinen Augen ausgebreiteten Schauplatz der Natur erblickte, sah an demselben ein in seinen Theilen verschiedentlich gefärbtes flaches Gemälde. Allein, ausser den Farben, unterscheidete er darinnen die Gestalten, und da er bald sah, daß einige Theile, welche er zu unterscheiden angefangen hatte, ihre Stelle veränderten, so war es ihm leicht, sie als abgesonderte Theile zu betrachten. Der Vogel, der anfänglich einen Theil des Baums, auf welchem er saß, auszumachen schien, flog davon,

davon, und ließ sogar einen Laut von sich hören. Eine sehr kleine Aufmerksamkeit war schon genug, um sich von diesem Vogel eine von der Masse der ganzen Vorstellung des sichtbaren Schauplatzes abgesonderte Idee zu machen. So brachte es der Mensch, vermittelst einer sehr geringen Anstrengung dahin, daß er sich Begriffe von sichtbaren Dingen erwarb.

Um die Begriffe von den Eigenschaften und Zufälligkeiten der Körper zu fassen, dazu gehörte mehr, als bloße Aufmerksamkeit; der Beobachtungsgeist wurde dazu erfordert und man mußte mehrere Dinge mit einander vergleichen. Man begreift leicht, daß sich diese Fähigkeit bey den rohen sich selbst überlassenen Menschen nur bey ausserordentlichen Gelegenheiten entwickeln konnte. Gemeiniglich sind es die Antriebe des Bedürfnisses, welche den Menschen scharfsinnig machen, indem sie ihn zwingen, seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gegenstand seiner Begierden zu richten. Eben diese anhaltende Aufmerksamkeit machet uns mit den Gegenständen recht bekannt. Wahrscheinlicher Weise lernte der Mensch, den der Durst plagte, und der das, was ihn stillen konnte, nur nach vielen vergeblichen Versuchen fand, eben dadurch das Wasser von allen übrigen sichtbaren Materien deutlich unterscheiden, und es als das Element betrachten, das ihn bey einem so dringenden Bedürfnisse erquicken könnte.

Eine große Menge Ideen hat man wahrscheinlicher Weise dem Zufalle zu danken. Von dieser Art scheinen mir die meisten Verhältnißbegriffe zu seyn; man würde sie vielleicht niemals gehabt haben, wenn nicht die Erfahrung die Gelegenheit zur Beobachtung der sich wechselsweise auf einander beziehenden Dinge (Correlaten) herbeygeführt hätte. Man würde zum Beyspiele sich niemals den Begriff von der Festigkeit gemacht haben, wenn man niemals flüssige Materien gefühlt hätte. Es ist so gar sehr wahrscheinlich, daß es viele allgemeine Eigen-

schaf-

schaften der Körper giebt, von welchen wir bloß darum keinen Begriff haben, weil das Gegentheil davon niemals beobachtet worden ist. Wir befinden uns in vielen Absichten in dem Falle jenes Frauenzimmers, welches sichs gar nicht einfallen ließ, daß ihr Gemahl einen großen Mangel habe, weil sie niemals mit andern Mannspersonen, die davon frey gewesen wären, umgegangen war. Wir empfinden viele Dinge, ohne es zu wissen, weil die sinnliche Empfindung niemals aufhöret. So kann man den ganzen Tag über ein ziemlich starkes Geräusch hören, dessen man sich nicht bewußt ist, man müßte sich denn auf etliche Augenblicke die Ohren zugestopft haben.

Durch die bisher angezeigten Mittel gelangte also der Mensch nach und nach dazu, daß er das Chaos seiner Vorstellungen in Ordnung brachte und von einigen Ideen insbesondere eine klare Erkenntniß bekam; eine Operation, welche nothwendig vor der Erfindung der Wörter vorhergehen mußte, indem man es sich nicht einfallen läßt, dasjenige zu nennen, wovon man keinen klaren Begriff hat. Man sieht hieraus, um solches im Vorbeygehen zu bemerken, daß die Anzahl der Wörter in einer Sprache niemals die Anzahl der klaren Begriffe übertreffen kann, welche alle einzelne Personen der Nation, die diese Sprache spricht, zusammengenommen gehabt haben. Und da wahrscheinlicher Weise die Anzahl der klaren Begriffe nicht viel größer ist, als die Anzahl der Wörter, so folget daraus, daß die Anzahl der Wörter einer Sprache und ihrer abgeleiteten Bedeutungen die Summe aller klaren Begriffe der Nation, welche diese Sprache spricht, ausmache.

Man kann aus dem, was ich so eben angemerkt habe, auch noch diese Folge ziehen, daß derjenige, der einen neuen Ausdruck erfindet, oder ein schon bekanntes Wort in einer neuen Bedeutung gebraucht, den Vorrath unserer Kenntnisse mit einem neuen Begriffe bereichert

chert habe. Dieſes vorausgeſetzt, würde es nicht unmöglich ſeyn, den Fortgang, den eine Nation ſeit einer gewiſſen Epoche in ihren Kenntniſſen gemacht hätte, von einer Zeit zur andern zu beſtimmen. Man dürfte nur den Gelehrten, die zugleich Philoſophen wären, auftragen, alle Werke, die in einer gewiſſen Zeit ans licht treten, zu leſen, um alle neue Ausdrücke und alle in einem neuen Sinne gebrauchte Wörter, für welche noch keine wahre Synonymen in der Sprache vorhanden wären, daraus zu ziehen. Dieſe Ausdrücke würden beweiſen, daß ſich der Verſtand mit eben ſo vielen neuen Begriffen bereichert habe. Doch ich komme wieder zur Hauptſache zurücke.

Nachdem wir gezeigt haben, wie der Menſch habe zur Feſtſetzung gewiſſer Begriffe gelangen können, ſo müſſen wir nun ſehen, wie er habe ſolche Laute ausfindig machen können, die als Zeichen geſchickt wären, eben dieſelben Begriffe in dem Gemüthe der übrigen zu erregen. In der Sprache ſind dieſe Zeichen nichts anders, als Laute; und man ſieht es nicht ſogleich ein, wie ein Laut ein verſtändliches Zeichen eines Begriffs ſeyn kann, der mit dieſem Laute nichts gemein zu haben ſcheint. Um den Gang des menſchlichen Geiſtes bey dieſer Erfindung deutlich zu begreifen, müſſen wir vor allen Dingen bemerken, daß es ſehr viele Gegenſtände in der Natur giebt, welche ihre Gegenwart durch Laute zu erkennen geben. Nachdem der Menſch dieſe Gegenſtände unterſchieden, und ſich Begriffe davon gemacht hatte, konnte es ihm nicht mehr ſehr ſchwer fallen, ſie zu bezeichnen; er durfte nur eben dieſelben Laute, wodurch ſich dieſe Gegenſtände zu erkennen geben, nachahmen; denn man ſieht, daß die Werkzeuge der Stimme bey dem Menſchen ziemlich biegſam ſind, und daß er eine große Menge verſchiedener Laute ohne Schwierigkeit nachmachet.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die ersten Wörter in allen Sprachen nichts anders als Nachahmungen eines gewissen Lautes gewesen. Man findet noch in ausgebildeten Sprachen Spuren davon, ungeachtet der grossen Veränderungen, welche diese Sprachen seit ihrem Ursprunge erlitten haben. Da inzwischen diese natürlichen Laute nicht articuliret sind, so konnten sie auf verschiedene Art nachgeahmt werden, und eben derselbe natürliche Laut konnte nach dem Grade der Feinheit der sinnlichen Werkzeuge desjenigen, der ihn nachmachte, mehr als Ein Wort veranlassen. Eben dieses hat die Verschiedenheit der Sprachen hervorgebracht. Das Bellen eines Hundes zum Beyspiel konnte von einigen so nachgeahmt werden, daß sie die Sylbe wau stark aussprachen, da indessen andere es durch den Laut hau nachzumachen glaubten. Das Geschrey der Ente konnte nach einigen durch das Wort Ana, nach andern durch den Laut Ant ausgedrückt werden; und daher kömmt die doppelte Benennung dieses Thieres, da es im Lateinischen anas und im Deutschen Ant oder Ente heißt. Hiezu kömmt, daß die natürlichen Laute selbst mannichfaltig sind, und dadurch eine Verschiedenheit in den Nachahmungen veranlassen. Jederman weiß, daß der Schall des Donners bald mit dem Laute der Sylbe ton, bald mit dem Laute der Sylbe bron eine Aehnlichkeit hat, so, daß das griechische Wort Βροντὴ, Brontä, eben so wohl das Zeichen des Donners seyn konnte, als das lateinische tonitru, das französische tonnerre, oder das deutsche Donner. Eben diese Bemerkung kann man auch bey dem Brüllen des Stiers, welches bald mit dem griechischen Worte βοῦς (bus) bald mit dem deutschen Worte Ochs eine Aehnlichkeit hat, und bey sehr vielen andern natürlichen Lauten machen.

Mich dünkt also, daß die Erfindung derjenigen Wörter, wodurch man Dinge, welche sich in der Natur durch einen Laut zu erkennen geben, ausdrücket, eben nicht schwer gewe-

geweſen ſey und die Kräfte des rohen Menſchen nicht überſtiegen habe. Sind aber dieſe erſten Elemente eines Wörterbuchs einmal da, ſo läßt es ſich begreifen, wie ſie zur Erweiterung der erſten Sprache haben dienen können. Da inzwiſchen die meiſten unſrer Begriffe in keinem merklichen Verhältniſſe mit dem Laute ſtehen, ſo kann man fragen, wie der Menſch darauf gefallen ſey, ſich eines gewiſſen Lautes zur Bezeichnung einer Sache zu bedienen, welche mit dem Laute nicht die geringſte unmittelbare Verbindung hat; und eben dieſes wollen wir nun unterſuchen.

Wir ſehen, daß diejenigen, welche neue Begriffe entdecken, oder ausſinnen, niemals, zur Bezeichnung derſelben, Laute, welche nicht ſchon vorhanden wären, erſchaffen; ſie nehmen ein entweder in ihrer oder in einer andern Sprache ſchon bekanntes Wort dazu, und verändern es ein wenig, oder geben ihm eine neue Bedeutung. Mit noch weit ſtärkerm Grunde können wir alſo annehmen, daß es den erſten Menſchen, welchen es nicht ſo leicht wie uns fiel, den Sinn neuer Ausdrücke durch Definitionen, oder durch Beſchreibungen zu beſtimmen, niemals habe in die Gedanken kommen können, eine Sache durch ein bloß willkührliches Zeichen auszudrücken. Sie müſſen gewiß aus der Natur hergenommene Gründe gehabt haben, einer Sache dieſen oder jenen Namen beyzulegen. Die Schwierigkeit dieſer Frage beſteht darinnen, die natürliche Verbindung zwiſchen dem Laute und ſolchen Dingen, welche keinen Laut von ſich geben, ausfündig zu machen. Es iſt weit leichter, es zu empfinden, wie ſich die Sache zugetragen hat, als den Gang des Verſtandes bey dieſen Operationen deutlich zu beſchreiben. Wer ſich die Mühe geben und über die Metaphern, ja ſelbſt über alle figürliche Redensarten, welche in allen Sprachen die gröſte Anzahl der Ausdrücke ausmachen, nachdenken will, der wird finden, wie ſinnreich der menſchliche Geiſt iſt, Aehnlichkeiten zu entdecken,

cken, und wie weit sich die Fähigkeit, welche die Associatien der Begriffe hervorbringt, erstrecke. Diese Gabe ist dem Menschen angebohren, und die rohesten und dem thierischen Zustande am nächsten kommenden Völker, ja selbst taub und stummgebohrne Menschen besitzen dieselbe. Eine von etwas Nachdenken begleitete Aufmerksamkeit ist hinlänglich, um Gebrauch davon zu machen. Sie war also auch vorher schon das Eigenthum des Menschen, ehe seine Sprache gebildet war. Und eben diese allen Menschen gemeine Gabe hat der bey ihrem Anfange sehr armen Sprache den weiten Umfang gegeben, daß sie selbst diejenigen Dinge, welche nicht nur von dem Sinne des Gehörs, sondern von allem, was materialisch ist, am weitesten entfernt sind, ausdrücken kann.

Die Einbildungskraft ist es, welche einer jeden klaren Vorstellung einen Körper oder eine materielle Gestalt giebt. Die Natur unsers Geistes bringt es so mit sich, daß er sich beständig bemühet, seine Vorstellungen klar zu machen, und ihnen solche Kennzeichen einzudrücken, die sie ihm wieder ins Andenken bringen können. Da nun nichts mehr Klarheit hat, als unsre sinnlichen Empfindungen, und vornehmlich diejenigen, welche wir durch das Gesicht erhalten, so tragen wir gleichsam alle unsre intellektuellen Vorstellungen in die Sinne und vornehmlich in das Gesicht über. Hieraus begreift man, wie der Mensch zwischen denjenigen Dingen, welche in seiner ersten Sprache Namen hatten, und zwischen andern, welche anfänglich ausser aller Verbindung mit dem Laute zu stehen scheinen, Aehnlichkeit habe finden; und wie aus einer kleinen Anzahl von ihm nachgeahmter natürlicher Laute eine Sprache, welche Dinge, die nicht in die Sinne fallen, ausdrücket, habe entstehen können. Der Laut, den fast alle Hunde, wenn sie gereizt werden, von sich geben, konnte durch die Sylben orr, irr, oder err ausgedrückt werden; der Zorn des Menschen hat eine offenbare Aehnlichkeit mit der Leidenschaft des Hundes, die

man durch die genannten Sylben ausdrücken konnte; daher sind natürlicher Weise die Wörter ὀργὴ, ira, irrité, welche die Leidenschaft des Zorns bey dem Menschen bezeichnen, entstanden. Von da hatte man nur einen ziemlich leichten Schritt zu thun, um dasselbe Wort ὀργὴ zur Bezeichnung einer jeden ungestümen Leidenschaft überhaupt zu gebrauchen. Ein solcher Gang des menschlichen Geistes schließt alle bloß willkührliche Anwendungen eines Ausdrucks zu einer neuen Bedeutung gänzlich aus.

Wenn man die ersten Stammwörter der Sprachen bewahrt hätte, so könnte man, wie ich glaube, den Gang genau anzeigen, welchen der Verstand genommen hat, um bis zu den von dem ersten Sinne entferntesten Bedeutungen zu gelangen. Allein, da uns die meisten dieser Stammwörter fehlen, indem die ersten Benennungen unter den Gestalten, welche sie durch eine lange Reihe von erlittenen Veränderungen angenommen haben, nicht mehr kenntlich sind, so ist es sehr selten möglich, die Verbindungen zu entdecken, welche die verschiedenen Bedeutungen eines und desselben Ausdruckes mit einander vereinigen. So ist es leicht einzusehen, wie das wirksame Wesen, welches unsern Körper belebet, in der französischen Sprache den Namen ame bekommen habe. Weil nämlich eben dasselbe Wesen im lateinischen animus oder anima hieß; weil dasselbe Wort vorher zur Bezeichnung des Athems diente; und weil dieses darum geschah, daß im griechischen das Wort ἄνεμος den Wind bedeutet. Die Verbindungen dieser Bedeutungen sind augenscheinlich; weil wir aber den Ursprung des letztern Wortes nicht wissen, so ist uns auch unbekannt, wie man darauf gefallen ist, dem Winde den Namen ἄνεμος zu geben. Wäre die lateinische Sprache verloren gegangen, so würde man von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes ame gar nichts verstanden haben. Dieß ist aber eben dasjenige, was sich in Absicht auf sehr viele

Wörter zugetragen hat, welche aus einigen gänzlich verloren gegangenen Sprachen in andere aufgenommen worden sind.

Man bemerke hier, daß die etymologische Geschichte der Sprachen unstreitig die beste Geschichte des Fortganges des menschlichen Geistes wäre. Nichts würde für einen Philosophen schätzbarer seyn, als diese Geschichte. Er würde darinnen jeden Schritt sehen, den der Mensch gethan hat, um nach und nach zur Vernunft und zu Kenntnissen zu gelangen; er würde darinnen die ersten Spuren des Witzes und des Genies, den Keim der Urtheilskraft, die ersten Entdeckungen der aufkeimenden Vernunft erblicken. Es findet sich eine vortreffliche Abhandlung von dieser Art in den Preisschriften der Akademie auf das Jahr 1759. Der Verfasser dieser Schrift, welche nichts anders als ein Fragment einer großen Abhandlung über den Ursprung der Sprachen ist, hat sich, ungeachtet des Ansuchens der Akademie, welche ihn zu kennen wünschte, und ihn gern ermuntert hätte, seine tiefsinnigen Untersuchungen weiter zu treiben, nicht nennen wollen. Es wäre zu wünschen, daß man alles, was wir noch Zuverläßiges über die Genealogie der Wörter übrig haben, sammelte. Denn die Sprachen ändern sich mit dem Verlaufe der Zeit so sehr, daß man zu befürchten hat, daß zuletzt der Ursprung aller Wörter verloren gehen werde. Man begreift wohl, daß ich hier nicht von den Bemühungen gemeiner Wortforscher rede, welche meistentheils sehr wenig sagen wollen. Die Wortforschungen, welche ich hoch schätze, sind diejenigen, welche uns den Fortgang des menschlichen Geistes nach den Anmerkungen, welche ich über die nach und nach geschehene Bildung der Sprachen gemacht habe, bemerken ließen.

Bisher habe ich gezeigt, was der Verstand und das Genie des rohen Menschen gethan haben, um zu den Elementen einer Sprache zu gelangen; nun muß ich die Ver-

Vortheile unterſuchen, welche der Verſtand zur Anbauung der Vernunft aus der Sprache hat ziehen können. Da ich aber bisher nur von der Erfindung der Namen geredet habe, ſo betrachte ich die Sprache noch bloß wie ein Namenverzeichniß, wie eine bloße Wörterliſte. Ich will auch nicht einmal des erſten Vortheils gedenken, den der Menſch von ſeiner Sprache hatte, daß er nämlich einige von ſeinen Begriffen andern mittheilen konnte. Dieß iſt von ſich ſelbſt deutlich genug. Meine Abſicht iſt, zu unterſuchen, worinnen der Vortheil beſtehe, welchen die den Dingen beygelegten Namen dem rohen Menſchen in Anſehung desjenigen verſchaffen, was er thun mußte, um nach und nach ſeine Vernunft auszubilden. Ich ſtelle mir zween Menſchen vor, die einerley Genie und einerley Erfahrung und eben dieſelbe Anzahl von klaren Begriffen haben, nur mit den Unterſchiede, daß der eine von ihnen das Vermögen, dieſelben mit Namen zu bezeichnen, beſitzt, und der andere davon entblößt iſt, und nun will ich unterſuchen, was für einen Vorzug jener vor dieſem haben würde.

Zuvörderſt finde ich, daß uns die Namen den Beſitz der klaren Ideen verſichern, von denen wir viele ohne dieſe Beyhülfe ganz verlieren würden. Das Gedächtniß iſt ein ſehr mechaniſches Vermögen; es ſcheint, daß ſich der menſchliche Geiſt keiner Sache anders als vermittelſt einer an die Idee, welche er wieder hervorbringt, gebundenen Empfindung erinnere. Die Geſchichte eines in eben dem Walde gefundenen wilden Kindes, in welchem es vermuthlich in ſeiner zarteſten Kindheit ausgeſetzt worden, lehret uns, daß der Menſch, der ſeine Begriffe nicht durch Zeichen feſtſetzen kann, ganz und gar kein Gedächtniß hat. Es iſt viel leichter, ſich ſinnlicher als abſtrakter Ideen zu erinnern. Ohne die Wörter, welche den Ideen einen Körper geben, würde man ſich nur an die Ideen von ſolchen ſinnlichen Dingen wieder erinnern, welche ſich von ſelbſt wohl unterſcheiden,

als die Ideen eines Baumes, eines Thieres und anderer Dinge dieſer Art. Alle übrige Ideen würden, ohne die Hülfe der Wörter, aus dem Verſtande ausgelöſcht werden. Die Töne, vornehmlich wenn ſie wohl artikulirt ſind, ſind Empfindungen, deren man ſich ziemlich leicht wieder erinnert. So oft wir alſo eine durch ein Wort bezeichnete Sache ſehen, ſo kömmt uns zugleich dieſes Wort wieder in den Sinn, und erinnert uns daran, daß dieſe Sache etwas iſt, wovon wir ſchon eine Idee gehabt haben; und dieß veranlaſſet uns, die Operation, wodurch wir das erſtemal zu einer klaren Idee von dieſer Sache gelanget ſind, aufs neue obgleich ſehr ſchnell zu wiederholen. Eben ſo kommen auf der andern Seite die Töne, welche unſer Ohr ſchon gerühret haben, von Zeit zu Zeit wieder, man mag ſie wirklich hören, oder ſich vermittelſt eines ähnlichen Lautes daran erinnern, und dann ſtellet ſich auch die Idee, die man ihnen zugeſellet hatte, wieder ein. Jedermann weiß aus eigener Erfahrung, wie ſchwer es iſt, ſich an Ideen zu erinnern, die man noch nicht auszudrücken weiß; und wer die Schriften der neuern Philoſophen aufmerkſam genug lieſt, um den unmerklichen Fortgang des menſchlichen Geiſtes zu beobachten, der wird bemerkt haben, daß die neuen Ideen, welche erfinderiſche Köpfe von Zeit zu Zeit darſtellen, nicht eher Eingang in den Verſtand des Publikums finden, und ſich nicht eher ausbreiten, bis man ſchickliche Ausdrücke, ſie feſtzuſetzen, ausfindig gemacht hat. Die Langſamkeit, mit welcher ſich ganze Zweige unſrer Kenntniſſe ausbreiten, ſo lange man nicht die für dieſe Art von Wahrheiten ſich ſchickende Sprache feſtgeſetzt hat, iſt etwas überaus Bemerkenswürdiges. Sehr wichtige und in den Schriften von erfinderiſchen Köpfen deutlich aus einander geſetzte Kenntniſſe, bleiben zuweilen halbe Jahrhunderte hindurch verborgen, oder räthſelhaft, bis ein anderer guter Kopf kömmt, und die dazu gehörige Sprache bildet und feſtſetzet. Dann wird das, was

gleich-

gleichsam in den Schachten vergraben gelegen hatte, zu tage gebracht, und zu jedermans Gebrauche zugerichtet. Dieß ist der Dienst, den der berühmte Wolf den von Leibnitz gesehenen und vorgetragenen Wahrheiten geleistet hat.

Diese Anmerkung verdient noch deutlicher gemacht zu werden. Gesetzt, ein großer Baumeister wollte die Wissenschaft und den Geschmack seiner Kunst bey einem Volke, welchem dieselbe noch unbekannt wäre, ausbreiten. Dieser Baumeister rede mit aller nur möglichen Klarheit von Gebäuden, aber ohne sich der Kunstwörter und der den Baumeistern eigenen Ausdrücke zu bedienen; er ersetze den Mangel dieser Ausdrücke durch Beschreibungen und selbst durch gute Definitionen; er wird gewiß sehr langsam fortkommen. Er fange hingegen anstatt dieser Methode an, seine Lehrlinge mit der Sprache seiner Kunst bekannt zu machen, so wird er ihnen in kurzer Zeit auch die Wissenschaft und den Geschmack derselben beybringen. Man gebe ferner auf dasjenige Achtung, was uns begegnet, wenn wir anfangen, eine uns neue Wissenschaft zu studieren. So lichtvoll auch der Autor, den wir zum Führer erwählt haben, seyn mag, und so richtig und genau auch seine Definitionen seyn mögen, so fassen wir doch die Sachen nicht eher, bis wir mit der dieser Art von Kenntnissen eigenen Sprache recht bekannt worden sind. Dann folget auf einmal der helle Tag auf die lange und dunkle Dämmerung, worinn wir vorher versenkt waren. Dieß beweißt hinlänglich, wie viel das Gedächtniß und die Einbildungskraft durch die Namen gewinnen.

Ich füge noch eine andere Bemerkung hinzu. Oft läßt uns ein zufälliger Zusammenfluß verschiedener Umstände eine neue und wichtige Idee gewahr werden. Gebrauchen wir nicht die Vorsicht, sie durch irgend ein Zeichen zu bemerken, so können wir fast gewiß seyn, daß wir sie bald nachher verlieren werden. Wenn dieselbe

Idee wieder kommen ſollte, ſo müßte auch derſelbe Zuſammenfluß von Umſtänden wieder da ſeyn, und dieß geſchieht faſt niemals. Hat man ein ſchickliches Wort, ſich der vornehmſten dieſer Umſtände zu erinnern, ſo fallen uns vermittelſt dieſes Wortes alle übrige wieder ein, und führen die Idee, die wir nicht gern verlieren möchten, aufs neue wieder herbey. Und hierinnen beſteht der erſte Vortheil der Sprache.

Ich bemerke zweytens, daß die Wörter alle Operationen des Verſtandes beträchtlich abkürzen, indem ſie oft die Stelle der Begriffe, welche ſie vorſtellen, vertreten, und zwar ohne die geringſte Gefahr, wenn man nur keinen Mißbrauch davon machet. In ſehr vielen Fällen haben die Wörter eben denſelben Nutzen, den die Buchſtaben beym Rechnen haben. Man würde, wie bekannt, das Reſultat von weitläuftigen großen Rechnungen unmöglich durch Vernunftſchlüſſe finden können, das heißt, wenn man anſtatt der Buchſtaben immer nach Ideen Schlüſſe auf Schlüſſe häufen wollte, ſo würde man oft niemals zu dem letzten Schluſſe, den man ſucht, gelangen. Beym Rechnen beſchäfftiget man ſich bloß mit Buchſtaben oder Ziffern, und begnüget ſich, ſie alsdann zu überſetzen, oder die Ideen ſelbſt an ihre Stelle zu ſetzen, wenn die Formeln vermittelſt des Mechaniſchen beym Rechnen zu einer gewiſſen Simplicität gebracht worden ſind. Eben ſo kann man ſehr oft bloß durch Wörter oder Zeichen räſonniren, ohne ſich alle Augenblicke von ihrer Bedeutung Rechenſchaft zu geben, und dieß kürzet unſre Vernunftſchlüſſe merklich ab, und machet ſie eben dadurch deſto deutlicher. Dieſe Bemerkung haben verſchiedene Philoſophen gemacht; und da Hr. Lambert dieſelbe in ſeinem Organon ſehr wohl aus einander geſetzt hat, ſo brauche ich mich nicht länger dabey aufzuhalten. Darinnen beſteht alſo der zweyte Vortheil der Sprache und dieſer Vortheil iſt ungemein wichtig.

Ein

Ein dritter Vortheil der Sprache entsteht daher, daß die Wörter auf die Beobachtung der Sachen selbst, oder auf das Nachdenken über dieselben führen, und dadurch den Erfindungsgeist stärken. Die einer gewissen Gattung von Dingen eigenen Wörter und Ausdrücke machen in Ansehung dieser Gattung die bey den Alten so genannte Topik aus, vermittelst welcher man seine Kenntnisse von diesen Dingen erweitern kann. Wer in Sachen, welche die Malerkunst betreffen, alle Kunstwörter inne hat, ist besser als ein anderer im Stande zu beurtheilen, ob ein Gemälde allen Regeln der Kunst gemäß sey oder nicht. Da man ohne viele Mühe begreift, wie ihm die bloßen Wörter bey der Untersuchung einer Malerey zum Führer dienen, so darf ich dieses nicht erst stückweise auf eine dem Leser verdrüßliche Art erklären, es ist aber doch gut, wenn man es sich umständlich vorstellet, um den Nutzen der Kunstwörter desto deutlicher einzusehen. Wer mit den ontologischen Wörtern, welche die allen Wesen überhaupt gemeinen Eigenschaften und Verhältnisse ausdrücken, bekannt ist, der wird bey Untersuchung philosophischer Materien vielleichter fortkommen, als derjenige, dem diese Kunstwörter unbekannt sind. Manche Philosophen, welche die äußerste Verachtung gegen die Ontologie äußern, wissen nicht, wie viel sie dieser Wissenschaft ihres bloßen Nahmenverzeichnisses (Nomenclatur) wegen zu danken haben. Eine Wissenschaft kann niemals zu viel Kunstwörter haben, wenn nur ein jedes Wort einen wirklichen Begriff ausdrücket. Die Wörter wie? warum? wann? wodurch? wozu? Verhältniß, Wesen, Zufälligkeit u. s. w. veranlassen öfters Untersuchungen, die man nicht angestellt hätte, wenn uns das Gedächtniß nicht diese Wörter hergegeben, und wenn uns diese Wörter nicht an die Ideen, welche sie ausdrücken, erinnert hätten. So hat der berühmte Linnäus die Kräuterwissenschaft bloß dadurch beträchtlich erweitert, daß er in dieselbe eine große Menge Kunstwörter

zur Bezeichnung der Bildung, der Gestalten, der Lagen, und der Verhältnisse der verschiedenen Theile der Pflanzen eingeführt hat. Mit der Kenntniß dieser Kunstwörter versehen, kann ein Botaniker weit besser eine Pflanze beschreiben, um die Art und Gattung, wozu sie gehöret, zu erkennen, als man es vorher thun konnte. Eine sehr große Anzahl von Pflanzen, welche Theophrast, Dioscorides und andere Alte beschrieben haben, bleibt uns bloß darum ganz unbekannt, weil es in jenen Zeiten an einer botanischen Nomenclatur fehlte. Die genaue und gründliche Erkenntniß von jeder Sache hängt also großentheils von dem Reichthume der Sprache ab, in welcher man denket. Der Grad des Umfanges, der Deutlichkeit und der Richtigkeit unsrer Kenntnisse ist allemal dem Grade, in welchem wir sie andern mitzutheilen wissen, gleich. Wer sich aus Mangel von Wörtern und Ausdrücken nicht deutlich und richtig zu erklären weiß, der denket auch nicht deutlich und richtig. Denn ohne die Hülfe der Wörter haben wir bloß eine anschauende Kenntniß der Dinge, und empfinden das, was zu derselben gehöret, nur auf eine verworrene Art. Die Wörter, welche die Theile eines Gedankens oder eines Begriffs bezeichnen, bringen denselben in Ordnung und setzen uns in den Stand, ihn genau zu entwickeln.

Dieß verdienet eine nähere Betrachtung; denn eben von dieser Seite gewähret eine wohl cultivirte Sprache einen Theil der Vortheile, welche ein großer Philosoph den Wissenschaften vermittelst einer Art von allgemeiner und philosophischer Sprache zu verschaffen wünschte. Diese Vortheile bestehen darinnen, daß eine hinlänglich reiche Sprache anstatt der Zahlen oder Buchstaben beym Rechnen dienen kann, um dasjenige genau zu bestimmen, was sich nicht anders als ungefähr schätzen läßt, wenn es ihr an diesem Reichthume fehlet. So wie ein Mechanicus, der kein Rechner ist, die Wirkung, welche eine Maschine hervorbringen muß, nur ungefähr zu schätzen

ßen weiß, da ſie hingegen ein Meßkünſtler auf das genaueſte beſtimmt, weil er alle, ſelbſt die allerkleinſten Größen, welche als Urſache oder als Wirkung zur Action der Maſchine gehören, durch Zeichen feſtzuſetzen und anzugeben weiß; ſo empfindet oft ein guter Kopf, deſſen Sprache arm iſt, die Dinge durch eine Art von Schätzung, da hingegen ein Philoſoph, der eine reiche Sprache beſitzt, dasjenige ſehr genau beſtimmt, was jener nur ungefähr geſehen hatte. Es giebt tauſend Dinge, von welchen wir bloß aus Mangel an Wörtern ſehr unvollkommene Kenntniſſe haben. Wer iſt wohl im Stande, eine Geſichtsbildung genau zu beſchreiben? Wie viele Dinge ſagt nicht bloß das Auge, ohne daß jemand die Modificationen dieſes ſinnlichen Werkzeuges, wodurch dieſe Ausdrücke hervorgebracht werden, beſchreiben könnte? Wie wollte man einem andern die Geſtalt und das Ausſehen eines lebhaften oder eines matten und ſchmachtenden Auges, oder eines Auges beſchreiben, welches Verlangen, Zuverſicht, Furcht, Verlegenheit anzeiget? Und doch empfindet man dieſes alles, aber niemand iſt im Stande, es auszudrücken. Inzwiſchen glaube ich nicht, daß es unmöglich ſey, ſolches zu thun. Vor hundert Jahren würde man daran gezweifelt haben, daß es möglich ſey, eine Pflanze ſo zu beſchreiben, daß ſie derjenige, der ſie zum erſten male ſähe, ſogleich kennte. Wenn ſich nun das menſchliche Genie eben ſo viele Mühe gegeben hätte, die Phyſionomien genau kennen zu lernen, und alle Modificationen des Geſichts und ſeiner Theile mit Namen zu belegen, ſo würde man, wie ich denke, itzt die Geſichtsbildungen eben ſo genau beſchreiben können, als man die Pflanzen beſchreibt. Dieſe Leichtigkeit, die Dinge genau zu beſchreiben, iſt aber eben das Mittel, wodurch der Vernunftſchluß zu derſelben Evidenz und Gewißheit gebracht werden kann, welche man in der Mathematik bewundert.

Denn, die wahre Urſache der Evidenz, welche man oft als ein ausſchließendes Vorrecht dieſer Wiſſenſchaft anſieht, liegt darinnen, daß in den Schlüſſen des Meßkünſtlers ſchlechterdings keine Idee vorkömmt, die nicht durch ein Wort oder durch einen Buchſtaben, oder durch ein anderes Zeichen ausgedrückt wäre. Vermittelſt deſſen kann er allemal verſichert ſeyn, daß er nichts aus der Acht gelaſſen und alles bemerkt habe, was einen Einfluß auf die Schlußfolgen hat. Eine analytiſche Gleichung z. E. hat zwey Hälften, welche der Meßkünſtler für gleich hält; zweifelt jemand daran, ſo kann er ihn dadurch überzeugen, daß er die einzelnen Glieder einer jeden Hälfte aus einander ſetzet; und dieſe Auseinanderſetzung iſt allemal möglich, weil auch die kleinſte Quantität, woraus die einzelnen Glieder beſtehen, durch ihr Zeichen angedeutet werden kann. In allen Fällen nun, in welchen der Philoſoph denſelben Vortheil mit dem Meßkünſtler hat, (welches jedoch nur ſelten geſchieht,) ſind ſeine Schlüſſe eben ſo deutlich, und eben ſo gewiß, als die Schlüſſe des Meßkünſtlers.

Man ſieht hieraus, von welcher Wichtigkeit der Reichthum einer Sprache für die Beförderung und Gewißheit der menſchlichen Kenntniſſe iſt, und daß Wörter erfinden eben ſo viel heißt, als dieſe Kenntniſſe und ihre Gewißheit befördern. Man wird dieſes noch deutlicher einſehen, wenn man folgende Bemerkung in Ueberlegung nimmt.

Verſchiedene große Meßkünſtler, welche vor der Entdeckung der Infinitesimal-Rechnung gearbeitet haben, beſaßen beynahe eben die Kenntniſſe, welche, in Verbindung mit der Anwendung dieſer Rechnung, ſo große Entdeckungen in der Mathematik veranlaßt haben. Es fehlte ihnen nur an Zeichen, und an dem Algorithmus der Rechnung, oder an derjenigen Art von Sprache, wodurch ſie die Ideen, die ſie gehabt hatten, deutlich hätten ausdrücken können. Da ſie es nicht verſucht hatten,

ten, oder da es ihnen vielleicht nicht gelungen war, eine schickliche Methode zur Bezeichnung ihrer Ideen ausfindig zu machen, so sind ihnen tausend sehr wichtige Wahrheiten entwischt. Eben dieses ist mehrern alten Philosophen wiederfahren, welche bey allen sonst dazu gehörigen Kenntnissen und Einsichten bloß deswegen nicht zur Gewißheit verschiedener metaphysischer Wahrheiten gelangen konnten, weil es ihnen an schicklichen Wörtern und Ausdrücken zur Festsetzung ihrer verworrenen Ideen fehlte, und sie also ihre Schlüsse nicht weiter treiben konnten. Je mehr man über die Wirkung der Sprache nachdenket, desto mehr sieht man, daß die Rede in Absicht auf die Vernunft und die Kenntnisse überhaupt eben das ist, was die Analyse in Absicht auf die Mathematik ist. Diese Aehnlichkeit zeiget sich noch deutlicher in denjenigen Theilen der Analyse, in Ansehung welcher diese schöne Wissenschaft noch mangelhaft ist. Es ist bekannt, daß man bis iht verschiedene Aufgaben bloß deswegen nicht hat auflösen können, weil die analytische Sprache unvollkommen ist, und es noch Formeln oder verwickelte Größen giebt, die sich aus Mangel an Ausdrücken oder Zeichen, nicht entwickeln lassen. Verschiedene Entdeckungen der mathematischen Rechenkunst sind eigentlich nichts anders, als neue Arten allbereits vorher bekannt gewesene Dinge zu bezeichnen. Oft führet sogar eine neue Art, Dinge, für welche man schon weniger vollkommene Zeichen hatte, auszudrücken oder zu bezeichnen, zu sehr schönen Entdeckungen. Aus eben dem Grunde kann eine glücklichere Art, einen Gedanken auszudrücken, neue Entdeckungen veranlassen, oder gar bewirken.

Die bisher gemachten Bemerkungen erstrecken sich auf alle Wörter überhaupt, wenn sie auch nichts anders als bloß willkührliche Zeichen der damit ausgedrückten Begriffe wären. Es giebt aber eine Classe von Wörtern, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdienen,

und deren Einfluß in die Vernunft noch wichtiger iſt. Es ſind dieſes diejenigen Redensarten, welche vermöge ihrer urſprünglichen Bedeutung natürliche Zeichen der Ideen werden, welche ſie ausdrücken.

Durch natürliche Zeichen verſtehe ich die Wörter, welche wirkliche oder metaphyſiſche Aehnlichkeiten zwiſchen zwo Sachen ausdrücken, davon die eine dem eigentlichen Sinne des Wortes, die andere ſeinem figürlichen Sinne entſpricht. Dergleichen iſt z. E. das Wort verblenden, welches in dem eigentlichen Sinne eine zu ſtarke Wirkung des Lichts, wodurch das Sehen geſtöret wird; und in dem figürlichen Sinne eine allzugroße Stärke in der Vorſtellung anzeiget. Dahin gehören überhaupt alle metaphoriſche Ausdrücke. Wir wollen nun die Vortheile näher betrachten, welche man zur Cultur des Verſtandes daraus zieht.

Es giebt unter unſern Vorſtellungen eine unendliche Menge ſehr dunkler Ideen, die man empfindet, ohne daß man ſie unterſcheiden und hervorziehen kann. Gute, mit einem ſehr durchdringenden Verſtande begabte Köpfe haben weniger ſolche Ideen als andere Menſchen; die Bemühungen, welche ſie anwenden, um dieſelben klar zu machen, entdecken ihnen Aehnlichkeiten zwiſchen dieſen und andern leichter zu faſſenden Ideen. Daraus entſtehen die metaphoriſchen Ausdrücke, vermittelſt welcher die dunkeln Ideen Leuten von geringern Fähigkeiten klar werden. Denn, ſobald man uns ſagt, daß eine Sache, von welcher wir uns keinen richtigen Begriff haben machen können, einer andern Sache, die wir beſſer kennen, ähnlich ſey, ſo bemühen wir uns dieſe Aehnlichkeit zu entdecken; wir entdecken ſie auch nach und nach, und dadurch verwandelt ſich unſer dunkler Begriff in einen klaren. Hierinn beſteht der erſte Vortheil, den man von Metaphern hat. Wir ſehen Menſchen auf der Erde liegen; ihre Stellungen ſagen uns, daß ſie ſehr ermüdet ſind; jedes Glied drückt die Mattigkeit, welche

ſie

ſie darnieder geworfen hat, aus; aber wir können nicht herausbringen, worinnen dieſer Ausdruck beſtehe. Virgil, der Leute in dieſem Zuſtande geſehen hatte, ſagt, daß ihre Leiber auf das Gras hingegoſſen geweſen wären, fuſi per herbam. Dieſe ſehr glückliche Metapher breitet ein großes Licht über dieſes Gemälde aus; ein jedes Glied dieſer ſo ermüdeten Menſchen ſcheint uns nach dem Leben gezeichnet zu ſeyn.

Eine ſolche Metapher bringt eine den Wirkungen der Figuren in der Geometrie ähnliche Wirkung hervor. Ohne die Figuren, welche dem Verſtande Ideen, die ſonſt ganz verworren und unbrauchbar blieben, genau und richtig beſtimmen helfen, würde dieſe Wiſſenſchaft ſich noch in ihrer Kindheit befinden. Eben ſo hilft uns die Metapher Ideen, welche ohne dieſe Hülfe mit der Maſſe unſrer Vorſtellungen vermengt bleiben würden, abſondern und feſtſetzen, und machet dasjenige, was dem Verſtande unbegreiflich zu ſeyn ſcheint, ſichtbar und fühlbar. Um die ganze Wichtigkeit dieſes Nutzens der Metapher zu begreifen, muß man erwegen, daß die ſcharfſinnigſten Köpfe in jedem Augenblicke eine unendliche Menge von Dingen empfinden, welche ſie nicht von einander unterſcheiden, und daß es folglich in dem Verſtande des Menſchen überaus viele dunkle Ideen giebt, welche dem Wachsthume ſeiner Kenntniſſe Schranken ſetzen. Jede glückliche Metapher rücket dieſe Schranken weiter hinaus, weil ſie eine von dieſen Ideen, die bisher unnütze geweſen war, aus der Dunkelheit hervorzieht.

Es geſchieht wohl gar zuweilen, daß dieſe Metaphern auf wichtige Entdeckungen führen. Wir ſehen ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel davon in Leibnitzens Theorie von den Begriffen. Indem dieſer große Mann das, was in den metaphoriſchen Ausdrücken, klare, dunkle, verworrene und deutliche Begriffe, Verworrenes war, aus einander ſetzte, ſo legte er dadurch den Grund zu einer wirklich nützlichen Logik, und öffnete zugleich

ein

ein ganz neues Feld, welches seitdem der Psychologie sehr viele wichtige Wahrheiten geliefert hat. Die Redner haben diesen Nutzen der Metaphern schon lange erkannt, weil sie es als eine sehr wichtige Regel zur Erfindung der Argumente angepriesen haben, daß man die metaphorischen Ausdrücke auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurückbringe. Es ist gewiß, daß uns oft der ursprüngliche Sinn eines Wortes ein Bild entdecken läßt, welches uns sehr beträchtliche und auf jedem andern Wege vergeblich gesuchte Erläuterungen der Sache giebt. Ich wollte, daß sich ein Philosoph des übermäßigen Ansehens, in welchem die Wörterbücher stehen, dazu bediente, ein Wörterbuch von den reichsten Metaphern zu liefern. Ein wohl ausgearbeitetes Werk von dieser Art, würde ein wahrer Schatz seyn, und ungemein viel zur Beförderung der philosophischen Kenntnisse in allen Gattungen beytragen. Wenigstens ist es offenbar, daß die Metaphern einer Sprache alle Wahrheiten in sich fassen, welche man nur halb gesehen oder von weitem erblickt hat, ohne sie entwickeln zu können. Es ist aber unleugbar, daß jeder Mensch weit mehr Wahrheiten empfindet, als er zu beweisen im Stande ist. Denn so, wie es Ideen giebt, die man nur auf eine anschauende Art fasset, so giebt es auch anschauende oder unentwickelte Schlußreden. Oft empfindet man die Gewißheit eines Schlusses, und kann doch die Vordersätze, woraus er folget, nicht entwickeln. Dieß ereignet sich in zweyerley Fällen, entweder, wenn die zu einem solchen Vernunftschlusse gehörigen Begriffe zu einfach sind, als daß sie entwickelt werden könnten, oder wenn ihre Anzahl zu groß ist, als daß sie der Verstand auf einmal mit Klarheit fassen könnte. Solche Wahrheiten können also andern nicht erwiesen werden; aber ein glückliches Bild kann sie ihm zu empfinden geben. Wenn man z. E. einen Menschen durch deutliche aneinanderhängende Vernunftschlüsse nicht davon überzeugen könnte, daß ein Gott, Urheber und Erhalter der Ordnung

nung der Natur, ſey, ſo könnte man ihm dieſe Wahrheit zu empfinden geben, wenn man es dahin brächte, daß man ihm eine wirkliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Laufe der Natur und eines von einem geſchickten Steuermanne regierten Schiffes zeigte. Sobald man dieſe Aehnlichkeit bemerket, bedarf man keiner Vernunftſchlüſſe mehr, um von der erhabenſten aller Wahrheiten überzeugt zu ſeyn.

Dieſe Anmerkungen zeigen, daß der Fortgang der Vernunft ſehr von der Vollkommenheit des metapheriſchen Theils der Sprachen abhängt. Der Philoſoph vermehret den Vorrath unſrer Kenntniſſe durch erweisliche Vernunftſchlüſſe, und der ſchöne Geiſt ſetzet die Schranken derſelben durch Erfindung glücklicher Metaphern weiter hinaus. Die Einbildungskraft iſt zuweilen eben ſo tiefdenkend als der ſcharfſinnigſte Verſtand. Ihr hat man jene glücklichen Ausdrücke zu danken, welche ſelbſt aus der Finſterniß glänzende Lichtſtralen hervorbrechen laſſen. Der witzige Kopf ſieht die feinſten und verborgenſten Aehnlichkeiten, und ſein glückliches Genie findet Mittel, ſie auszudrücken. Die Schriften der beſten ältern und neuern Dichter, und der philoſophiſchen ſchönen Geiſter, enthalten Schätze in dieſer Art. Wer ſich die Mühe geben und ſie aus denſelben hervorziehen wollte, würde der Philoſophie einen ſehr großen Dienſt leiſten. Ein ſolches Werk würde die nützlichſten Wahrheiten unter der einnehmendeſten Geſtalt in ſich ſchließen. Die Erfindung eines Ausdruckes oder eines Bildes kann alſo oft eben ſo viel werth ſeyn als eine Entdeckung. Ein neuer Grund, die ſchönen Geiſter zu ermuntern! Der Philoſoph ſuchet ſtets die Wahrheit, und verfehlet ſie oft; der ſchöne Geiſt findet ſie oft, ohne ſie zu ſuchen.

Der gute Fortgang dieſer Arbeit hängt großentheils von der Kenntniß der Werke der Natur und der Werke der Künſte ab. Denn eben die Aehnlichkeit zwiſchen der intellektuellen und der ſichtbaren Welt giebt uns ſolche glückliche Ausdrücke an die Hand. Wir haben hierinnen

innen einen groſsen Vorzug vor den Alten; die Kenntniſs der Natur iſt überaus viel weitläuftiger und gründlicher als ſie zu ihren Zeiten war, und die Künſte ſtellen uns eine ſehr groſse Menge von Werken dar, die ihnen unbekannt waren. Dieſen Vortheil hat man ſich noch nicht genug zu nutze gemacht. Wäre es wirklich nach aller Möglichkeit geſchehen, ſo hätten ſich, wie mich dünkt, die neuern europäiſchen Sprachen dergeſtalt bereichern müſſen, daſs man in moraliſchen und philoſophiſchen Dingen tauſend den alten unbekannte Ideen empfinden und ausdrücken könnte. Ich will damit nicht ſagen, daſs man in dieſer Abſicht gar nichts gewonnen habe. Ich gebe zu, daſs man heutiges Tages die Empfindungen des Herzens weit beſſer ſchildert, als es die Alten thun konnten; allein dieſer Vortheil ſcheint nur mit dem Fortgange, den man faſt in allen Künſten und Wiſſenſchaften gemacht hat, in keinem gehörigen Verhältniſſe zu ſtehen. Ich glaube, daſs uns noch tauſend Ideen entwiſchen, die ſich durch Metaphern feſtſetzen lieſsen, welche uns allbereits bekannte und zur Bezeichnung ſichtbarer, den Ideen, die uns noch entwiſchen, ähnlicher Dinge gebrauchte Ausdrücke an die Hand geben würden. Ich habe oft bemerkt, daſs Leute, welche mechaniſche Künſte treiben, ſich ſehr glücklicher Metaphern bedienen, welche von den unter ihnen gebräuchlichen, aber Perſonen von höherm Stande unbekannten Kunſtwörtern hergenommen ſind. Die Philoſophen und die ſchönen Geiſter ſollten dieſe Ausdrücke ſammeln, ſie veredeln, und ihnen allgemeinere Bedeutungen geben; die Philoſophie würde gewiſs einen beträchtlichen Nutzen daraus ziehen.

Bey allem, was ich bisher über die Sprachen angemerkt habe, habe ich dieſelben bloſs als Wörterbücher betrachtet: nun muſs ich ſie als Reden oder als Mittel betrachten, wodurch wir die Veränderungen, die mit uns und andern Weſen vorgehen, und die Verhältniſſe, in welchen ſie und wir gegen einander ſtehen, ausdrücken können.

können. Wahrſcheinlicher weiſe hat bloß die Nothwendigkeit die erſten Verſuche, geſchehene Dinge durch Worte auszudrücken, hervorgebracht. Ich ſtelle mir vor, daß die erſten Menſchen lange Ideen und Wörter, gewiſſe Sachen auszudrücken, gehabt haben, ehe ſie darauf bedacht geweſen ſind, mehrere Modificationen an denſelben zu unterſcheiden. Sahen ſie z. B. ein Thier, wovon ſie ſich einen Begriff gemacht, und dem ſie ſogar einen Namen gegeben hatten, ſo fiel ihnen derſelbe Begriff und derſelbe Name wieder ein, das Thier mochte liegen oder ſtehen, ſich ruhig halten oder gehen; ſie werden nicht ſogleich die Begriffe dieſer verſchiedenen Modificationen von den Begriffe des Thieres ſelbſt abgeſondert haben. Bloß die Gewohnheit dieſe Gegenſtände zu ſehen, oder irgend eine intereſſante Begebenheit konnte ſie bewegen, dieſen Schritt zu thun. Es geht uns noch eben ſo mit allen neuen Gegenſtänden. Wir ſehen ſie lange, ehe wir alle ihre Modificationen unterſcheiden. Ein Menſch, der immer innerhalb der Ringmauer einer Stadt gelebt hat, ſieht ein mit verſchiedenen Arten von Kräutern bedecktes Feld, ohne die geringſte Aufmerkſamkeit auf viele Dinge zu richten, welche ein Botaniker oder ein Landmann bey dem erſten Anblicke bemerket.

Ich glaube alſo, daß auſſerordentliche Fälle die Menſchen veranlaßt haben, die Modificationen der Weſen zu unterſcheiden. Ein Wolf z. B. hat etwa ein Schaf zerriſſen; der Schäfer wollte ſeinen Mitgeſellen dieſe Begebenheit melden; er ſah wohl, daß die Wörter **Wolf** und **Schaf** nicht hinreichend wären, ſie ihnen bekannt zu machen. Indem er ſich des Auftritts lebhaft wieder erinnerte, ſah er die beyden Thiere vor ſich, und unterſcheidete noch dazu die Handlung des einen und das Leiden des andern; beydes ſuchte er auszudrücken. Nun ſetze man, er habe ein Wort gefunden, die Handlung des Freſſens auszudrücken. Hatte er einmal dieſe Wörter, **Wolf, Schaf, freſſen**, ſo kam es nun darauf an, ſie

so auszusprechen, das dasjenige, was geschehen war, dadurch begreiflich wurde. Man sieht leicht, daß diese drey Wörter, so wie sie dastehen, ohne alle grammatikalische Abänderungen hinreichen konnten, den Sinn der Redensart herauszubringen, daß der Wolf das Schaf gefressen habe; denn der leidende Theil war durch die Natur des Subjects genugsam bestimmt. Allein, alle Fälle sind so einfach nicht, wie dieser. Indessen können wir doch daraus begreifen, daß es Fälle gegeben hat, wo bloß neben einander gesetzte Namen ohne andere Modificationen eine Redensart ausdrücken konnten. Nachgehends mußten sich Fälle von einer andern Art ereignen, um diesen Menschen begreiflich zu machen, daß dergleichen Redensarten unzulänglich wären, sich ohne Zweydeutigkeit auszudrücken. Diese Fälle konnten sehr leicht vorkommen. Gesetzt z. B. ein hungriger Mensch, der dieses Bedürfniß an den Tag legen wollte, habe zu seinem Camaraden gesagt, ich essen. Diese zwey Wörter konnten anzeigen, daß er gegessen habe, oder daß er zu essen verlange. Es war unstreitig viel daran gelegen, diese Zweydeutigkeit seiner Redensart zu heben. Die Nothwendigkeit, welche erfindungsreich machet, wird ihn tausend Mittel zur Erreichung seiner Absicht haben versuchen lassen. Veränderung des Tones, Umkehrung, Endung, Hülfslaut, nichts wird verabsäumt worden seyn, um ihn aus der Verlegenheit herauszureissen. Und dieß waren die ersten Versuche, sich eine Grammatik zu verschaffen. Die Menschen sind gewiß nicht durch Theorien oder Speculationen dazu gelangt, die Wörter zu modificiren, um die Modificationen der Sachen auszudrücken; bloß die Nothwendigkeit hat sie dazu gezwungen.

Wie hat aber wohl der Mensch diese Modificationen der Wörter erfunden? Ich gestehe es, daß es mir sehr schwer vorkömmt, solches zu erklären. Ohne Zweifel hat der Zufall das meiste dazu beygetragen. Wir sehen deswe-

gen

gen auch, daß es den einen auf dieſe, den andern auf eine andere Art gelungen iſt, und dieß machet eben die grammatikaliſchen Verſchiedenheiten in den verſchiedenen Sprachen aus. Es iſt alſo nicht ſo wohl die Vernunft als vielmehr der ungefehre Zufall, welcher den Anfang zur Grammatik gemacht hat; aber die Vernunft, und zwar eine ſehr bearbeitete Vernunft, hat ſie zur Vollkommenheit gebracht.

Dieſe Bemerkungen entdecken uns ziemlich deutlich den Gang, den der Menſch genommen hat, um zu dem erſten Anfange der Rede oder zu ſolchen einfachen Redensarten, welche nur einen einzigen Satz ausdrücken, zu gelangen. Wahrſcheinlicherweiſe ſind ſelbſt die Sprachen, welche nachgehends am meiſten bearbeitet worden ſind, ſehr lange in dieſem erſten Zuſtande geblieben: es giebt ſogar Völker, deren Sprache nicht aus dieſer Kindheit heraus iſt.*) Wenn man über den erſtaunlichen Abſtand zwiſchen einer aus lauter einfachen Redensarten beſtehenden, und zwiſchen einer bearbeiteten mit zuſammengeſetzten Perioden verſehenen Sprache nachdenket, ſo kann man es kaum begreifen, wie der Menſch den Weg habe finden und zurücklegen können, um von einer zu der andern zu gelangen.

Man ſtelle ſich noch einen halb wilden Menſchen vor, der in ſeiner Sprache lauter einſylbige Wörter, ohne

*) Man hat noch in der Bibliothek der Abtey zu St. Gallen in der Schweiz verſchiedene deutſche Ueberſetzungen von griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern. Dieſe Ueberſetzungen ſind aus dem ſiebenten Jahrhunderte, und haben das Beſondere an ſich, daß die deutſchen Wörter in eben der Ordnung auf einander folgen, die zwiſchen den Wörtern der Urſchriften ſtatt hat. Faſt eben dieſes bemerket man auch in der unter dem Namen Codex argenteus bekannten gothiſchen Ueberſetzung der Evangelien, die aus dem dritten Jahrhunderte iſt. Dieß beweiſt, daß dieſe Sprachen in den damaligen Zeiten noch nicht die ihnen eigene Wortfügung gehabt haben.

Vorwörter, ohne Verbindungswörter, ohne Abänderungen der Zeitwörter hat; man ſetze, daß ein ſolcher Menſch erzählen wolle, er ſey nach einem Haſen gelaufen, den er gefangen hätte, wenn er nicht in eben dem Augenblicke, da er ihn zu erhaſchen glaubte, gefallen wäre. Er muß eine Menge einfacher Sätze gebrauchen, um dieſen Vorfall zu erzählen, als z. E. Ich lief nach dem Haſen, ich ſtreckte die Arme aus, ich wollte ihn fangen, ich fiel, ich habe ihn nicht gefangen. Man vergleiche dieſe lange Rede mit der Redensart, womit man in einer ausgebildeten Sprache eben dieſelbe Sache ausdrücken würde, ſo wird man begreifen, wie viele Schritte man habe thun müſſen, um von der einen zu der andern zu gelangen.

Unterdeſſen hatte doch dieſe erſte einſylbige Sprache einen ſehr beträchtlichen Vorzug vor derjenigen, die aus lauter Namen beſtünde. Sie konnte hinreichen, richtige Vernunftſchlüſſe zu machen, welche man faſt durch lauter einfache Sätze machet. Die Vernunft konnte vermittelſt einer ſolchen Sprache ziemlich weit kommen, und ihr Fortgang machte den Menſchen geſchickt, die Sprache nach und nach zu einer mehrern Vollkommenheit zu bringen. Doch mußte dieſe Arbeit natürlicher weiſe langſam und ſchwer von ſtatten gehen.

Da die grammatikaliſche Vollkommenheit einer Sprache das Werk der Vernunft und des Genies iſt, ſo kann ſie zum Maßſtabe dienen, um den Grad der Vernunft und des Genies eines Volkes darnach abzumeſſen. Hätten wir z. B. kein anderes Denkmal von dem glücklichen Genie der Griechen, ſo würde ihre Sprache allein daſſelbe hinlänglich beweiſen. Iſt eine Sprache, überhaupt zu reden, unzulänglich, in einer Ueberſetzung die Feinheit einer andern Sprache auszudrücken, ſo iſt dieſes ein ſicheres Merkmal, daß das Volk, für welches man überſetzet, einen weniger angebauten Verſtand habe als das andere.

Wenn

Wenn die Vernunft und das Genie die Sprachen zu einer gewiſſen Vollkommenheit gebracht haben, ſo haben dieſe hinwiederum der Vernunft und dem Genie die größten Dienſte geleiſtet. Man kann bey den Sprachen drey Perioden oder drey Zeitalter unterſcheiden. Die erſte Periode iſt diejenige, da die Sprache nichts als Nennwörter und Zeitwörter im Infinitiv, welche im Grunde auch nichts anders als Nennwörter ſind, hat: die zweyte Periode iſt diejenige, da ſie, außer den Nennwörtern einfache Sätze, oder Sätze hat, welche nur ein einziges Subject mit einer Eigenſchaft in ſich faſſen; und die dritte endlich, da ſie zuſammengeſetzte Sätze hat. In dem erſten Zeitalter der Sprache kann der Menſch keine andere als anſchauende Kenntniſſe haben; der geringſte Vernunftſchluß iſt alsdann unmöglich: in dem zweyten kann er zwar richtige Vernunftſchlüſſe machen, allein ſie haben die Geſtalt und die Trockenheit geometriſcher Beweiſe; der Menſch kann Facta erzählen, allein, er braucht hundert Redensarten zu einer Erzählung, welche Tacitus in zwo Zeilen gebracht hätte. Keine kurzgefaßte Wiederholung, keine Wiedervereinigung vieler Ideen unter einen einzigen Geſichtspunkt findet bey dieſer Sprache ſtatt, denn ſolches iſt erſt alsdann möglich, wenn die Sprache ſchon zu einer großen Vollkommenheit gelanget iſt. Man kann dieſe drey Zeitalter der Sprachen mit den drey Zeitaltern der Mahlerkunſt vergleichen. Anfänglich zeichnete man nur einzelne, ganz freyſtehende Figuren; nachher ſtellete man mehrere Figuren neben einander, um eine Handlung auszudrücken; aber dieſe Handlung wurde ohne Anordnung und ohne Gruppierung vorgeſtellet, wie wir ſolches an den hieroglyphiſchen Gemälden der alten Egyptier ſehen. Endlich hatte man die Geſchicklichkeit, das Gemälde gehörig anzuordnen. Ein ſchöner Abſatz (Periode) der Rede gleichet einem Gemälde von einer ſchönen Anordnung. Eine unzuſammenhängende, zerſtückte Rede, wo die einfachen Re-

densarten auf einander folgen, ist ein Gemälde von Hieroglyphen. Diese hieroglyphischen Gemälde dienten zwar dazu, die Nachwelt von den Begebenheiten der vergangenen Zeit zu unterrichten; dieser Unterricht war aber doch langsam und beschwerlich, er lieferte bloß die Gerippe der Begebenheiten. Mit den rohen Sprachen hat es eben dieselbe Bewandniß. Man fasset die in einer solchen Sprache vorgetragenen Sachen nur überhaupt, im Ganzen, und auf eine kaltsinnige Art; es ist nichts darinnen, das den Verstand reizte, oder zur Anstrengung seiner Kräfte antriebe. Eine in einer wohlcultivirten Sprache vorgetragene Rede ist für den Zuhörer eine ununterbrochene Uebung aller seiner Seelenkräfte. Es gehöret Scharfsinn, Verstand, Witz, Genie, aufmerksames Nachdenken, zuweilen gehören auch Empfindungen dazu, wenn man alles recht fassen soll. Das Lesen der in den cultivirtesten Sprachen am besten geschriebenen Werke, ist also eine der nützlichsten Beschäfftigungen. Ueberhaupt heißt eine solche Sprache lernen, eben so viel als denken, und vernünftig schließen lernen; es heißt seinen Geschmack bilden und seine Fähigkeiten erweitern. Diejenigen also, welche die Vollkommenheit der Sprache und der Beredsamkeit befördern, leisten den Menschen eben so gute Dienste, als diejenigen, welche Wahrheiten entdecken. Diese vermehren die Reichthümer des Verstandes, und jene legen sie auf die vortheilhafteste Weise dar, und zugleich stärken sie alle diejenigen Seelenkräfte, ohne welche uns unsre Kenntnisse sehr unnütze sind. Es ist also schwer zu sagen, ob die Menschen mehr den Entdeckungen der Philosophen oder den Arbeiten der schönen Geister zu danken haben; so viel aber ist offenbar, daß diese so wohl als jene zum Wachsthume der Vernunft nothwendig sind.

Von dem Bewußtseyn

und

seinem Einflusse in unsre Urtheile.

Seit dem ersten Anfange der Philosophie bis auf unsre Tage ist das Studium des moralischen Menschen einer der vornehmsten Gegenstände der philosophischen Untersuchungen gewesen. Diese Materie scheint auch wirklich erschöpft zu seyn: wenigstens ist es itzt sehr schwer, solche Bemerkungen über die moralischen Neigungen, die Leidenschaften, die guten oder bösen Eigenschaften, die Triebfedern der moralischen Handlungen des Menschen vorzubringen, welche schlechterdings neu wären. Doch darf man sich deswegen nicht einbilden, daß die philosophische Theorie des Menschen vollständig und vollkommen sey. Es fehlet ihr vielmehr noch an einem sehr wesentlichen und weit schwerern Theile, als jener ist; ich meyne die metaphysische Theorie des Menschen, oder das, was einige Philosophen die **Physik der Seele** nennen. Diese zwo Wissenschaften stehen in eben demselben Verhältnisse gegen einander, welches zwischen der empirischen und gelehrten Arzneykunst statt hat. Die eine sammelt die Facta, und beobachtet alles, was irgend eine der Gesundheit zuträgliche Veränderung hervorbringt; die andere setzet diese Facta auseinander, erforschet ihre Verbindungen und Ursachen, und hat die Festsetzung eines richtigen Systems zur Absicht, welches den Urtheilen über die Natur der Krankheiten, und über die Heilungsmittel derselben zu einem sichern Grunde diene. Kann man auf der einen Seite nicht leugnen, daß die empirische Arzneykunst ihren großen Nutzen habe, so muß man auch auf der andern Seite zugeben, daß diese Wissenschaft

sehr unsicher bleiben werde, so lange man nicht zu einer vollkommenern Kenntniß der Organisation des Körpers, der zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit dienenden Triebfedern, und der Wirkung der Arzneymittel gelanget ist. Erst alsdann wird die Arzneykunst den schönen Titel einer Wissenschaft verdienen. Gerade eben so verhält es sich mit den beyden vorhin erwähnten Theorien des Menschen. Ohne eine gute Naturlehre der Seele ist die Moral ziemlich unsicher; sie kann nicht anders als nur im Finstern tappend fortgehen, und verläßt uns oft in den wichtigsten Fällen.

Es wäre zu wünschen, daß dieser Theil mit eben dem Fleiße bearbeitet würde, den man auf den andern gewandt hat, welcher sich durch eine sehr große Menge seiner und überaus wichtiger Bemerkungen von jenem unterscheidet. Ich habe schon einige Versuche über verschiedene Stücke dieser so wenig bearbeiteten Wissenschaft geliefert, und in diesem Aufsatze bin ich willens, einige ziemlich wichtige Beobachtungen mitzutheilen, welche uns wenigstens den Weg bahnen können, in das Innere der Seele einzudringen, wo wir einige sehr verborgen scheinende Triebfedern entdecken werden.

Ich eile, mich über den Inhalt dieses Aufsatzes, dessen Aufschrift vielleicht nichts Interessantes ankündiget, näher zu erklären. Die Philosophen verstehen durch das Wort Bewußtseyn (apperceptio) diejenige Handlung des Geistes, wodurch wir unser Wesen von den Ideen, welche uns beschäfftigen, unterscheiden, und also deutlich wissen, was wir thun und was in uns und um uns vorgeht. Jedermann weiß, daß die Aufmerksamkeit, welche wir auf unsre Gedanken und auf das, was uns umgiebt, richten, sehr verschieden ist. Es geschieht öfters, daß man träumerisch über etwas nachdenket, oder wohl gar spricht, ohne auf das, was man saget, Acht zu haben, und daß man sich dessen, was um uns her vorgeht, so wenig bewußt ist, daß men von Dingen,

wovon man doch Zeuge gewesen ist, nicht das geringste Andenken behält. In solchen Fällen ist, nach der Sprache der Philosophen, das Bewußtseyn sehr unvollkommen gewesen.

Dieser Mangel des Bewußtseyns nun hat einen sehr grosien Einfluß in unsre Urtheile, insonderheit wenn es geschehene Dinge betrifft; zuweilen wird jemand bloß um dieser Ursache willen für blödsinnig gehalten. Eben diese Ursache bringt noch andere Wirkungen hervor, deren Kenntniß uns den Zugang zu den verborgensten Oertern der Seele öffnet. Ich habe deswegen geglaubt, daß eine tiefere Untersuchung der aus den verschiedenen Graden der Deutlichkeit in dem Bewußtseyn entstehenden Wirkungen zur Beförderung der Psychologie nützlich seyn möchte.

Das Bewußtseyn setzet also auf der einen Seite die klare Idee von sich selbst, und von dem, was man thut, voraus, da sich indessen auf der andern Seite der Verstand noch mit irgend einer andern Sache beschäfftiget, welche er als außer sich und von seinem Wesen unabhängig betrachtet. In diesem Falle sehen wir uns also als das Wesen an, welches wirket, welches sich mit etwas beschäfftiget, welches eine von ihm selbst verschiedene Sache behandelt. Von diesen beyden Vorstellungen, welche den Verstand zu gleicher Zeit beschäfftigen, betrachten wir hier nur die erstere, nämlich die Vorstellung von uns selbst; und ich werde mich zu zeigen bemühen, was für einen Einfluß diese Vorstellung, nach dem sie mehr oder weniger vollkommen ist, in die andere hat.

Es verhält sich mit der Idee, die wir von uns selbst haben, eben so, wie mit allen Ideen von sinnlichen Dingen; sie ist eben denselben Zufällen unterworfen. Wir erhalten sie vermittelst der Sinne. Unter denen Körpern, die unsre Sinne rühren, sehen und empfinden wir einen, der so beständig und so wesentlich mit unsrer Existenz verbunden ist, daß wir ihn unsern Körper, oder auch

uns selbst nennen. Diese Idee also von uns selbst, sage ich, ist so wie alle übrige, bald mehr, bald weniger klar oder auffallend; zuweilen so dunkel oder so wenig merklich, daß sie aus der Seele ausgelöscht zu seyn scheint. Nun weiß man aber, daß unsre Urtheile über die von uns selbst unterschiedenen Dinge mehr oder weniger wahr, mehr oder weniger gründlich sind, nach den verschiedenen Graden der Klarheit und der Vollkommenheit der Ideen, die wir davon haben. Man weiß ferner, daß wir um so viel mehr oder weniger geschickt sind, eine Sache zu behandeln, und sie nach allen Seiten zu drehen, um sie zu ergründen, um so viel mehr oder weniger deutlich und vollständig die Idee ist, die wir von dieser Sache haben. Eben dieselben Verschiedenheiten ereignen sich auch in den Urtheilen über uns selbst, in der Richtung unsrer Kräfte, in unsern Endzwecken, unsern Absichten und unsern Handlungen; denn dieses alles hängt von der Idee ab, die wir von uns selbst haben.

Laßt uns erst den Fall betrachten, wo diese Idee gänzlich zu verschwinden scheint, wie solches in einem tiefen Schlafe und in der Ohnmacht geschieht. Es ist wohl nicht nöthig, daß ich mich in die Untersuchung der ehemals aufgeworfenen Streitfrage einlasse: ob die Seele in diesen beyden Zuständen wirklich Vorstellungen habe oder nicht? Ich wüßte doch zu den Gründen, mit welchen Leibnitz diese Frage gegen den Descartes bejahet hat, nichts hinzuzusetzen. Eben so wenig ist es zu unsrer gegenwärtigen Absicht nöthig, zu wissen, wie es zugehe, daß man, ohne zu leben aufzuhören, doch zu empfinden aufhören könne; genug, daß wir aus der Erfahrung wissen, das solches geschieht.

In dem tiefen Schlafe also, und in der Ohnmacht scheinen die sinnlichen Empfindungen, so wie alle übrige Vorstellungen, gänzlich aufzuhören. In diesem Falle ist das Bewußtseyn schlechterdings erloschen, und dieser Fall zeiget uns, daß die Seele sich nicht anders als vermittelst

mittelſt des Körpers und einer gewiſſen Wirkung, welche andere Körper auf das Nervenſyſtem haben, empfinde; und daß ſie keine abſolute Idee von ſich ſelbſt habe, weil ſie ſich nicht anders empfinden kann, als wenn ſie ſich mit andern Dingen vergleicht. Die Seele würde alſo ohne die materialiſche Welt nichts anders als eine todte Kraft ſeyn, die in einer ewigen Unwirkſamkeit bleiben würde. Wenn ſie wirken ſoll, muß ſie ſchlechterdings von außen gereizt werden. Es findet ſich hierinnen eine große Aehnlichkeit zwiſchen der Seele und der Materie. In jeder Maſſe von Materie liegen Kräfte, welche ſchlechterdings todt ſind, bis eine andere Maſſe auf dieſelbe wirket. Dann zeiget ſich erſt die Materie durch ihren Widerſtand, und durch die Veränderung, die ſie in der andern Maſſe hervorbringt, wirkſam. Höret die Wirkung von außen auf, ſo verfällt die Maſſe, die ſich kurz vorher ſo wirkſam zeigte, ſogleich wieder in einen Zuſtand, wo alle Wirkſamkeit gänzlich zernichtet zu ſeyn ſcheint.

Man muß ſich hier wohl in Acht nehmen, wenn man dieſe Aehnlichkeit zwiſchen der Seele und der Materie richtig faſſen will. Durch eine unvorſichtige Anwendung derſelben könnte man in grobe Irrthümer fallen. Man bemerke alſo, daß es Körper giebt, welche vermöge ihrer Zuſammenſetzung, oder ihrer Organiſation, oder ihrer Verbindungen mit einem gewiſſen Syſteme, Kräfte beſitzen, auf welche ſich die Aehnlichkeit, wovon hier die Rede iſt, nicht ausdehnen läßt. Dergleichen iſt die Kraft des Schießpulvers, die Kraft einer geſpannten Feder, die Kraft eines Körpers in Bewegung. Dieſe Kräfte äußern ſich zwar auch nur alsdann, wenn ein anderer Körper auf denjenigen, der dieſelben beſitzt, wirket; wenn z. B. ein Funken auf das Pulver fällt. Alsdann entwickeln ſie ſich, und der Körper, der eine ganz todte Maſſe zu ſeyn ſchien, zeiget ſich ſehr wirkſam. Allein der große Unterſchied, der ſich zwiſchen dieſen und

den

den vorhin erwähnten Kräften findet, beſteht darinnen, daß dieſe ſich beſtändig erhalten, da ſich hingegen die andern durch das Wirken verzehren, und durch ihre Aeußerung gänzlich zerſtören. So bald die Zuſammenſetzung, woraus ſie entſtanden ſind, zerſtöret iſt, ſo ſind ſie ſelbſt auch zerſtöret; ſo bald ſich das Syſtem ändert, ſo bald ändern ſie ſich auch. Die Kraft der Seele hingegen ſo wohl als jene immerwährenden Kräfte der Materie, welche keine Wirkung einer gewiſſen Anordnung der Theile ſind, bleiben ganz, und werden niemals abgenutzt. So iſt z. B. die Kraft der Gegenwirkung (reactio) einer Maſſe von Materie immer dieſelbe, ſie mag ſich tauſendmal geäußert haben, oder niemals in Thätigkeit geſetzt worden ſeyn; ſie wird durch eine andere Anordnung der Theile der Maſſe in keinem Stücke verändert. Eben ſo verhält es ſich mit den Kräften der Seele. Und daraus können wir den Schluß machen, daß ſie in Anſehung ihrer Exiſtenz von gar keinem Mechanismus, und von keiner Anordnung der Theile abhängen; daß ſie unzerſtörbar ſind, und der Subſtanz, worinnen ſie ſich befinden, nicht anders als durch die Zerſtörung oder Vernichtung dieſer Subſtanz entzogen werden können.

Wir ſchließen aus dieſem allen, daß die gänzliche Zerſtörung des organiſirten Körpers die Seele in einen Todesſchlaf verſenken, und ihre ganze Wirkſamkeit erſticken würde, ohne daß ihre Kräfte zu beſtehen aufhöreten. Aber wie geht es zu, daß ohne eine ſolche Zerſtörung die Kräfte der Seele erſtickt werden? Dieß geſchieht, wie wir geſagt haben, im tiefen Schlafe, und in der Ohnmacht. Von der erſtern dieſer Urſachen will ich hier nicht reden, weil mich dieſes zu weit führen würde; aber von der andern will ich es doch wagen, meine Gedanken zu eröffnen. Die Ohnmacht iſt eine Wirkung irgend einer heftigen Leidenſchaft, als eines großen Schmerzes, oder einer großen Freude, zuweilen auch

einer

einer ungemeinen Ermüdung, oder einer andern Erschöpfung der Kräfte. In allen diesen Fällen nun wird die Seele von einer sehr großen Menge verworrener Ideen oder schwacher Empfindungen bestürmt. Anfänglich giebt sie sich alle nur ersinnliche Mühe, sich des Gegenstandes, der sie rührt und auffordert, zu bemächtigen; da sie aber fühlet, daß er für ihre Kräfte zu groß ist, so erliegt sie darunter, und höret auf unnütze Bemühungen dagegen anzuwenden. Und dieß ist, so viel ich wenigstens davon begreifen kann, die Ursache der Unthätigkeit, worein sie geräth.

Laßt uns wieder auf Facta zurückkommen. Der Zustand, den ich itzt beschrieben habe, giebt uns einige sonderbare Umstände an die Hand, welche Aufmerksamkeit verdienen. Ich habe mehr als einmal bemerkt, und andere werden ohne Zweifel eben dasselbe bemerkt haben, daß, wenn ich plötzlich, aber ohne Geräusch, aus einer unbekannten Ursache, erwachte, meinem Geiste gerade eben dieselben Ideen gegenwärtig waren, mit welchen ich eingeschlafen war. Eben dasselbe wiederfuhr mir in einer Nacht dreymal; ich erwachte alle dreymal gerade mit derselben Idee. Einmal begegnete mir etwas noch Sonderbareres. Ich war über dem Lesen in einem Dichter eingeschlafen; bey meinem Erwachen, welches fast eine ganze Stunde nachher, als ich eingeschlafen war, erfolgte, wiederholte ich auf eine mechanische Art einen Vers, welcher gerade der letzte war, den ich beym Einschlafen gelesen hatte.

Ich habe sagen gehört, daß Personen, die aus einer langen Ohnmacht wieder zu sich gekommen sind, eine Rede, da, wo sie dieselbe beym Ohnmächtigwerden gelassen hatten, wieder fortgesetzt haben, welches auf den vorerwähnten Fall hinausläuft. Diese Facta lehren uns, daß die Seele selbst alsdann, wenn sie keine klare sinnliche Empfindungen, und folglich auch kein Bewußtseyn hat, in keiner gänzlichen Unwirksamkeit sey. Sie behält,

behält, ob gleich dunkel, die letzten klaren Vorstellungen, die sie gehabt hatte. Inzwischen findet keine fortschreitende Handlung oder Wirkung in diesem Zustande statt. Daraus läßt sich die Folgerung ziehen, daß bloß vermittelst des Bewußtseyns ein Gedanke auf den andern folge, und daß es um so viel leichter sey, von einer Idee und Vorstellung zur andern überzugehen, um so viel deutlicher und vollständiger das Bewußtseyn ist. Ueberhaupt scheint das Vermögen zu denken mit dem Grade der Vollkommenheit, der bey dem Bewußtseyn statt findet, in einem genauen Verhältnisse zu stehen.

Nach diesen Fällen, wo das Bewußtseyn gänzlich unterdrückt ist, wollen wir diejenigen betrachten, wo es nach und nach anfängt, und immer mehr zunimmt. Wir wollen dasselbe nicht durch alle Stufen der Deutlichkeit und Vollständigkeit, die dabey statt haben können, verfolgen, sondern uns mit der Betrachtung einiger der merkwürdigsten begnügen. Doch, ich muß erst, ehe ich mich in diese Materie einlasse, kürzlich von einer Nebensache handlen, welche über das, was ich nachher von der Hauptsache zu sagen habe, mehr Licht verbreiten wird.

Alle Ideen von individuellen Dingen sind sehr unvollständig. Denn, da ein jedes Individuum nicht bloß in dem, was sein Wesen ausmachet, sondern auch in allen seinen Verhältnissen durchaus bestimmt ist, so gehöret nothwendig zur vollständigen Idee von jedem Individuo eine unendliche Menge von Dingen, welche es nach allen seinen Verhältnissen bestimmen. Dieser Baum, den ich vor mir sehe, ist nicht nur ein Birnbaum von einer gewissen Art, sondern er unterscheidet sich auch von allen Birnbäumen derselben Art durch unzählige Eigenschaften, Zufälligkeiten und Verhältnisse, die ihm eigen sind, als: durch seine Größe, durch seine besondere Gestalt, durch die Anzahl und die Anordnung seiner Theile, durch sein Alter, durch die Stelle, die er einnimmt, u. s. w.

Alle

Alle dieſe Beſonderheiten und tauſend andere gehören zu der vollſtändigen Idee dieſes Individuums. Daraus erhellet, daß wir keine vollſtändige Idee von einem einzigen Individuo haben. Von allen denen einzelnen Begriffen, die zur vollſtändigen Idee gehören, faſſen wir bald eine gröſsere, bald eine kleinere Anzahl auf. Man ſieht aber wohl, daß ſo mangelhafte Ideen unſern Urtheilen über die Individua ſehr enge Schranken ſetzen.

Nun muß man bemerken, daß die Idee von uns ſelbſt, welche zum Bewußtſeyn gehöret, da es die Idee von einem Individuo iſt, nothwendig ſehr unvollſtändig ſeyn muß. Wir ſehen uns ſelbſt niemals mit allen den Beſtimmungen, welche unſre Individualität ausmachen. Wenn wir an uns ſelbſt denken, ſo ſind wir uns nur einer kleinen Anzahl von Beſonderheiten, welche unſer Individuum beſtimmen, deutlich bewußt. Wenn es alſo darum zu thun iſt, einen auf unſern Zuſtand ſich beziehenden Entſchluß zu faſſen, oder auch nur ein Urtheil über uns ſelbſt zu fällen, ſo kann dieſer Entſchluß oder dieſes Urtheil bloß nach den wenigen Beſonderheiten, welche in dem Bewußtſeyn eine merkliche Klarheit haben, beſtimmt werden. Faſſen wir alſo einen Entſchluß, der ſich auf denjenigen Theil unſers Zuſtandes, von welchem wir alsdann keine deutliche Idee haben, beziehet, ſo kann er nicht anders als ſehr unſchicklich, ſehr unverſtändig, und dem, was wir hätten thun ſollen, ſehr zuwider ſeyn. So ergeht es, um nur ein einziges Beyſpiel davon zu geben, Perſonen, die aus ihrer Faſſung gebracht werden. Denn, da in dieſem Zuſtande die ganze Aufmerkſamkeit auf die Urſache, wodurch man aus ſeiner Faſſung gebracht worden, gerichtet iſt, ſo verliert man die deutliche Idee derjenigen Stelle unſerer Perſonalität (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) die irgend einen geſchwinden Entſchluß erfordert. Wenn es möglich wäre, daß wir alles, was zu unſerm Stande, zu unſerm Charakter, zu unſern Abſichten u. ſ. w. gehört, ſtets vor

Augen

Augen hätten, so würden wir uns selten vergehen. Man würde also dem menschlichen Geschlechte einen grossen Dienst leisten, wenn man ihm die Wissenschaft entdeckte, wodurch man die Fertigkeit erhielte, auf einmal die möglichst größte Menge von Bestimmungen, welche zu unsrer Individualität gehören, zu fassen. Diese Wissenschaft ist nichts Unmögliches, obgleich, so viel ich weiß, noch niemand darauf gedacht hat. Doch, es ist noch nicht Zeit, im Ernste darauf zu denken. Man bemerke nur, daß diejenigen Wissenschaften, Beschäfftigungen, Handwerke, Gewerbe oder Lebensarten, wodurch man sich gewöhnt, auf einmal eine große Menge zu einer einzigen Sache gehöriger Ideen zu fassen, mit Nutzen dazu dienen könnten, uns diese wichtige Kunst, der Idee von uns selbst allemal die möglichst größte Vollständigkeit zu geben, zu erleichtern. Hieraus sieht man auch, daß jene sehr abstracten Wissenschaften, wo man Schritt für Schritt einen Begriff auf den andern folgen lassen muß, jene Beschäfftigungen, welche Subtilität erfordern, jene Uebungen des Geistes, wo man die Aufmerksamkeit auf einen einzigen einfachen Begriff richtet, daß dieses alles, sage ich, der großen Kunst, wovon wir reden, sehr zuwider ist. Daher kömmt es, daß man zuweilen unter den größten Gelehrten, und unter den geschicktesten Künstlern fast blödsinnige Leute antrifft; und daß ein Mann, der in den Geschäfften des Lebens nicht einmal gesunde Vernunft hat, dennoch in einer mechanischen Kunst oder in einer andern Art von Verrichtungen, wozu ein subtiler Verstand gehört, sehr groß seyn kann.

Nach diesen allgemeinen Anmerkungen komme ich wieder auf besondere Facta. Ich bemerke also, daß es Fälle giebt, wo die Idee, die man von sich selbst hat, so unvollständig ist, und so wenig besondere und persönliche Umstände in sich fasset, daß sie sich fast in einen allgemeinen Begriff verwandelt. Dieß verdient nach

einigen

einigen besondern Beyspielen näher erwogen zu werden. Ich erinnere mich zuförderst eines sehr merkwürdigen Falles, der sich mit einem mir bekannten Manne zugetragen hat, und ich habe die besondern Umstände der Begebenheit, die ich nun erzählen will, von verschiedenen seiner Freunde erfahren, die dabey zugegen gewesen sind. Dieser Mann also hatte beym Abschießen einer Flinte das Unglück, daß er durch ein abgesprungenes Stück seiner Flinte, welche zersprang, sehr hart verwundet wurde. Die Hirnschale war ganz zerschmettert, und ein Theil des Gehirnes selbst auf der Seite der Stirne wurde nebst einem Stücke der Hirnschale mit fortgerissen. Der Verwundete fiel zu Boden, ohne das geringste Zeichen des Lebens von sich zu geben, und seine Freunde hielten ihn für todt. Unterdessen war er doch so glücklich, von dieser schrecklichen Wunde wieder geheilt zu werden. Nach seiner Genesung erzählte er seinen Freunden, daß er, als er von seiner tödtlichen Ohnmacht wieder ein wenig zu sich selbst gekommen, Winseln und Wehklagen über ein sich ereignetes Unglück gehört, aber nicht den geringsten Verdacht gehabt habe, daß dasselbe ihn betroffen hätte. Er hatte in diesem Augenblicke nicht die geringste Kenntniß von seinem äußern Zustande, er wußte nicht, wo er war, oder vielmehr war ihm die Idee von dem Orte, wo er sich befand, gar nicht beygekommen.

Diesem Falle will ich noch einen andern sehr ähnlichen aus meiner eigenen Erfahrung beyfügen. Es ist mir mehrmals begegnet, daß ich des Morgens beym Erwachen kleine Schläge hörte, welche in gleichen Zwischenzeiten auf einander folgten. Ich hielt mich mit Zählung derselben auf, um zu sehen, wie lange dieses dauren würde, dachte aber nicht daran, mich zu fragen, was es seyn möchte. Und doch waren es die Bewegungen oder Schläge einer Wanduhr, die neben meinem Bette stund. Ich wußte in diesen Augenblicken gar nicht, daß ich im Bette, und eben itzt aus dem Schlafe

der Nacht erwachet wäre; ich hatte damals nur zwo klare Ideen in meinem Kopfe, die Idee dieser Schläge und die Idee eines Wesens, welches diese Schläge zählte und welches ich mein Ich nannte; aber keinen Schatten von irgend einer andern auf meine Person, auf meinen Zustand, und auf meine Verhältnisse gegen Zeit und Ort sich beziehenden Idee.

Hier haben wir also zween Fälle, wo die individuelle Idee, die man von sich selbst hat, fast zu einer allgemeinen Idee wird. Laßt uns nun die merkwürdigen Folgen eines solchen Zustandes betrachten. Vors erste verkennt man da die sonst bekanntesten Dinge; und da alle Ideen, die zu unsrer Persönlichkeit gehören, alsdann fehlen, so ist es offenbar, daß man weder an seinen Zustand denken, noch denselben überlegen kann. Und doch scheint selbst in diesem Zustande den Kräften des Verstandes und dem Vermögen, vernünftig zu schließen, nichts zu fehlen. Denn aus den angeführten Factis erhellet, daß man dabey klare, und sogar deutliche Ideen haben, daß man seine Aufmerksamkeit darauf richten, daß man darüber nachdenken kann. Verbinden wir mit diesen Fällen noch andere sehr bekannte Fälle von starken Zerstreuungen, so sieht man, daß man dabey so gar abstrakte Materien ergründen und sehr zusammengesetzte Vernunftschlüsse sehr weit treiben könne. Auf der andern Seite ist es nicht weniger offenbar, daß man den Menschen für einen Narren halten würde, der bey einer sehr lebhaften Unterredung, die ihn selbst, oder Dinge, die vor jedermans Augen sind, beträfe, eben das laut fragete, was jener Verwundete sich selbst fragte, was nämlich doch wohl der Gegenstand dieser Unterredung seyn möge? Gewiß ein sehr paradoxer Satz, daß ein Mensch, der seine Vernunft wirklich besitzt und sogar gebrauchet, der sehr richtige und selbst tiefsinnige Schlüsse machet, doch närrisch und blödsinnig scheinen könne. Gerade in diesem Falle befand sich der Philosoph Demo-

crit.

critus, als ihn Hippocrates besuchte, wie es dieser große Arzt in seinem schönen Briefe an den Damaget erzählet.

Man sieht wohl, was diesen Schein der Narrheit oder Blödsinnigkeit verursachet; es ist die allzu unvollständige Idee von uns selbst, oder ein Mangel in dem Bewußtseyn. Doch, das Physikalische dieser Fälle ist wohl der Mühe einer nähern Untersuchung werth. Man kann in Absicht auf den erstern von den beyden angeführten Fällen fragen: woher kömmt es, daß der Verwundete, ob er gleich wieder zu seinem gesunden Verstande und zum Bewußtseyn gelangt war, sich anfänglich an nichts von dem, was er einige Augenblicke vorher gethan hatte, erinnern konnte? Und warum konnte er sich nicht auf den Ort besinnen, an welchem er wäre?

Bey der ersten Frage scheint das Factum selbst demjenigen zuwider zu seyn, was wir oben von der Fortdauer der letzten klaren Vorstellungen während der Zeit, da das Bewußtseyn unterdrückt ist, angemerkt haben. Diesen Zweifel müssen wir vor allen Dingen heben. Da in dem Zustande, wo das Bewußtseyn fehlet, alle Kräfte der Seele äußerst geschwächt sind, so behält man nur sehr schwache Eindrücke von den letzten klaren Vorstellungen die man hatte, da man in diesen Zustand gerieth. Die geringste klare sinnliche Empfindung löschet sie also aus, so wie die Sonne einen schwachen Nebel zerstreuet. Dieß ist die Ursache, warum unser Verwundeter, ob er gleich im ersten Augenblicke des wieder erlangten Bewußtseyns eine sehr schwache Idee von dem, was so eben geschehen war, hatte, dieselbe durch die stärkere sinnliche Empfindung der Stimmen, die er hörte, plötzlich verlor. Es bleibt uns also noch übrig, zu untersuchen, was ihn verhindert habe, gänzlich wieder zu sich zu kommen und sein Unglück zu erkennen. Diese Frage wird noch schwerer, wenn man diesem ersten Falle den andern entgegensetzet, wo man, bey einer ähnlichen Unwissenheit des persönli-

chen Zustandes, nach dem tiefen Schlafe, sich gar bald wieder besinnet.

Wir wollen erst sehen, was der Verwundete alles hätte thun müssen, um sich zu besinnen. Er hörete Stimmen, und er begriff, daß es Wehklagen über ein sich zugetragenes grosses Unglück waren. Um sich zu besinnen, hätte er nur eine lebhaftere Neugierde und ein stärkeres Verlangen haben müssen, sich über folgende Fragen zu belehren: aber, was sind doch das für Leute, die ich reden höre? Worüber klagen sie? warum höre ich sie, ohne sie zu sehen? Sind denn meine Augen verschlossen? Warum öffne ich sie nicht? Wo bin ich? In welchem Zustande befinde ich mich? Es erhellet aus dem Facto selbst, daß der Verwundete wenigstens einige von diesen Fragen an sich gethan habe; aber es ist zugleich sehr wahrscheinlich, daß seine Neugierde nur sehr schwach gewesen. Denn wenn er nur einige Mühe angewandt hätte, sich hierüber zu belehren, so würde es ihm ohne Zweifel gelungen seyn, da er ein klares, obgleich sehr eingeschränktes, Bewußtseyn hatte. Unsere Frage läuft also darauf hinaus: warum war seine Wißbegierde (denn Wißbegierde hatte er doch) so wenig lebhaft?

Ehe ich diese Frage so umständlich, als es die Sache erfordert, beantworte, bemerke ich, daß es ausser diesem Mittel, wieder zu sich zu kommen, noch ein anderes gab; wenn er nämlich, anstatt der sinnlichen Empfindung, welche ihm die unbestimmten Wehklagen seiner Freunde ankündigte, eine andere sich auf irgend einen Umstand des Ortes beziehende Empfindung gehabt, wenn er z. B. den Ort, wo er sich befand, gesehen, oder wenn er es gefühlet hätte, daß er auf der Erde läge. Es fehlen uns zu viele besondere Umstände dieses Verfalles, um die Ursache einzusehen, warum das Gehör dem Verwundeten mehr Dienste geleistet habe, als die übrigen Sinne. So viel ist aber gewiß, wäre noch eine andere Empfindung zu der ersten hinzugekommen, so würde dieses

ſes hinreichend geweſen ſeyn, ihn gänzlich wieder zu ſich zu bringen. Hierinnen beſteht eben der Unterſchied zwiſchen dieſem Falle und dem andern, wo es leicht war, ſich vermittelſt der auf den Ort ſich beziehenden ſinnlichen Empfindungen zu beſinnen. Ich kehre nun wieder zu der großen Frage zurücke, warum unſer Verwundeter ſo wenig Neugierde bey einer Gelegenheit gehabt habe, wo vornehmlich junge Leute (denn er war damals noch ein Jüngling) ſo lebhaft ſind?

Man bemerke vorläufig, daß man eben dieſen Mangel der Neugierde auch bey Perſonen wahrnehmen kann, die von einer langen oder ſchweren Krankheit, oder von einem großen Kummer niedergedrückt, oder einer heftigen zur Gewohnheit gewordenen Leidenſchaft unterworfen ſind. In allen dieſen Fällen ſcheint der Menſch ganz unempfindlich und zuweilen dumm zu ſeyn. Was ich nun von der phyſikaliſchen Urſache dieſer Dinge denke, iſt folgendes.

Die wahren antreibenden Kräfte in der Seele ſind vors erſte die ſinnlichen Empfindungen, dann ſo wohl die klaren, aber ſehr verworrenen, als auch die bis zu einem gewiſſen Grade dunkeln Vorſtellungen. Keine einzige deutliche Idee kann bewegen; ſie kann bloß die Aufmerkſamkeit leiten. Dieſer Satz, der in der Pſychologie von einem ſehr großen Nutzen iſt, wird denjenigen, welche über die Beſchaffenheiten der Seele gehörig nachgedacht haben, nicht fremde vorkommen. Ich kann mich hier nicht darauf einlaſſen, ihn außer Streit zu ſetzen. Um ſich von der Wahrheit deſſelben zu verſichern, darf man nur die große Stille bedenken, deren die Seele genießt, ſo lange ſie ſich mit abſtrakten Schlüſſen beſchäftiget, und die unruhige Bewegung, in welcher ſie ſich befindet, wenn ſie von irgend einer Leidenſchaft ergriffen wird. In dem erſten Falle aber hat man deutliche Vorſtellungen, und in dem andern iſt die ganze Maſſe der Vorſtellungen verworren. Man füge noch hinzu, daß die ſinn-

lichen Empfindungen und die Leidenschaften selbst alsdann, wenn sie ziemlich dunkel sind, nicht aufhören, diese Wirkung hervorzubringen. Dieß erhellet aus dem Beyspiele solcher Personen, welche das Unglück gehabt haben, durch eine starke Leidenschaft den Verstand oder die gesunde Vernunft zu verlieren. Denn diese Personen sind oft selbst in denen Augenblicken, da sich ihre herrschende Leidenschaft nicht spüren läßt, von einem wilden, auffahrischen Wesen und so, daß man gar nicht mit ihnen auskommen kann. Eben diese Bewandniß hat es auch mit den sinnlichen Empfindungen. Sehr oft fahren wir mit der Hand nach dem Gesichte, um irgend etwas, das uns beschwerlich ist, davon zu entfernen, ohne eine klare Idee von einer beschwerlichen Empfindung zu haben, die jedoch wohl wirklich seyn kann. Durch richtiges Nachdenken über alle diese Fälle wird man sich von der Wahrheit dieses Satzes versichern können, der mir hier bey der Beantwortung der vorgelegten Frage, auf welche ich wieder zurückkomme, zum Grundsatze dienet.

Eine sinnliche Empfindung also, sie sey klar oder dunkel, wenn sie nur stark genug ist, die Erschütterung einem beträchtlichen Theile des Nervensystems mitzutheilen, zieht alle Kräfte der Seele an sich.*) Alle untere Kräfte, oder das, was einige die sinnliche Seele nennen, überlassen sich diesen Eindrücken. Stellet sich in diesem Zustande ein anderer Gegenstand den Sinnen oder dem Gemüthe dar, so rührt er dasselbe entweder gar nicht, oder doch nur sehr schwach; die Seele scheint ganz entnervt und ohne alle Triebfedern zu seyn. Wir wissen aus den Wahrnehmungen der Aerzte, daß diese Richtung alles dessen, was in der Seele Wirksames ist, nach

*) Diesen Satz habe ich in einem andern, spätern Aufsatze ausser Zweifel gesetzt, in welchem ich zeige, daß uns die dunkeln Vorstellungen zuweilen zwingen, wider unsre Begierden zu handeln.

nach einem einzigen Gegenſtande oft eine Unempfindlichkeit hervorbringt, die ſich, ungeachtet der ſtärkſten Reizungen der Nerven, erhält. Ich könnte hier das Beyſpiel eines Mannes anführen, der ſich wegen der ſchlechten Aufführung ſeiner Frau einem ſo heftigen Verdruſſe überließ, daß er in eine faſt gänzliche Unempfindlichkeit verfiel, ſo, daß kein einziges Mittel, wodurch man irgend ein Zeichen der Empfindlichkeit bey ihm zu erwecken ſuchte, anſchlagen wollte. Indeſſen befand er ſich wohl, aß und trank mit gutem Appetite. Was aber beweiſet, daß die Empfindung ſeines äußerſten Verdruſſes nur dunkel war, iſt dieſes, daß er weder in ſeiner Aufführung noch in ſeinen Geberden keine Zeichen davon äuſſerte.

Man begreift nunmehr, warum ein tödtlich verwundeter Menſch, der nach der erſten Ohnmacht wieder zu ſich gekommen iſt, gar keine lebhafte Empfindung hat; und warum, insbeſondere in dem gegenwärtigen Falle, der Verwundete nicht mehr Neugierde gehabt hat, ſich über das, was er hörte, deutlicher zu belehren. Alles, was von antreibenden Kräften in der Seele vorhanden iſt, war durch die dunkle auf den gefährlichen Zuſtand des Körpers ſich beziehende ſinnliche Empfindung gleichſam gefeſſelt. Das iſt eine andere Frage, warum er, ungeachtet des Zuſtandes klarer Vorſtellungen, wozu er damals wieder gekommen war, keine klare ſinnliche Empfindung oder keinen durch die Wunde verurſachten merklichen Schmerz gehabt habe. Allein, hievon iſt hier die Rede nicht; für die gegenwärtigen Unterſuchungen iſt es genug, zu wiſſen, daß er ſein Uebel zu der damaligen Zeit nicht empfunden hat. Und dieß iſt, wo ich nicht irre, die phyſikaliſche Erklärung dieſes merkwürdigen Vorfalles.

Ich ſehe einen Einwurf, den man mir machen könnte, voraus. Ich habe geſagt, daß eine ſehr ſtarke, einem großen Theile des Nervenſyſtems mitgetheilte, ſinn-

liche Empfindung sogleich alle Kräfte der Seele einnehme und fesſele. Um das Gegentheil zu beweiſen, wird man mir erſtaunliche Beyſpiele von einigen Stoikern, von verſchiedenen Märtyrern, und von den wilden Völkern in Nordamerika anführen, aus welchen erhellet, daß die Seele, mitten unter den Martern, alle ihre Kräfte behalten und ſie frey, wie es ihr beliebt, anwenden könne.

Ich laſſe mich um ſo viel lieber in die Erörterung des Zweifels, der daraus entſtehen könnte, ein, da ſie mir Gelegenheit geben wird, einige ziemlich wichtige Anmerkungen zu machen.

Wenn es auf der einen Seite wahr iſt, daß die ſinnlichen Empfindungen mit der gröſſten Kraft auf die Seele wirken, ſo muß man auf der andern Seite erwegen, daß es keine, nur einigermaßen ſtarke Leidenſchaft giebt, zu welcher ſich nicht ſinnliche Empfindungen geſellen. Die Röthe des Geſichts bey der Schaam, eben dieſe von einer merklichen Wärme begleitete Röthe bey dem Zorne, und die Bläſſe bey dem Schrecken, beweiſen dieſes zur Genüge. Eine zur Gewohnheit gewordene, eine herrſchende, eine Lieblingsleidenſchaft nun, der man ſich ſeit langer Zeit unterworfen und die man ſo gar gepfleget hat, bemächtiget ſich der Seele dergeſtalt, daß alles darauf zurückgeführet wird, und daß faſt keine einzige Vorſtellung iſt, die nicht damit zuſammenhänge. Eine ſolche Leidenſchaft alſo zieht die ganze Maſſe unſrer klaren und dunkeln Vorſtellungen in ihrem Gefolge mit ſich. Wenn daher dieſe Leidenſchaft wirket, ſo iſt nichts in der Seele, das nicht mitwirkte. Der gröſſte Theil des Nervenſyſtems iſt dabey mit im Spiele. Iſt es denn zu verwundern, daß in einem ſolchen Falle die ungeheure Menge von ſeit vielen Jahren angehäuften Vorſtellungen, die nun alle zur Stärkung der Leidenſchaft mitwirken, die Oberhand über die ſtärkſten ſinnlichen Empfindungen gewinnen? Das ziemlich gewöhnliche Beyſpiel

ſpiel einer für eine gewiſſe Art von Kenntniſſen oder Uebungen entſchiedenen Leidenſchaft zeiget, wie ſie alles auf ihren Gegenſtand zurückführet, indem ſie alles, was man ſieht und höret, mit der großen Kette von Lieblingsvorſtellungen verbindet. Der für ſeinen Stand eingenommene Soldat ſieht in dem menſchlichen Geſchlechte lauter Recruten, und ſuchet in den verſchiedenen Ländern, welche er durchläuft, nichts als Wachpoſten, Lagerſtellen und Schlachtfelder. Dadurch gewöhnt er ſich dergeſtalt daran, alles auf ſeine Lebensart zurückzuführen, daß weder ſeine Seele noch die Nerven ſeines Körpers für etwas anders Kraft und Wirkſamkeit haben, ſo bald ſeine Leidenſchaft durch eine beſondere Gelegenheit erreget wird. Die Beyſpiele, welche dieſe Anmerkungen beſtätigen, äußern ſich bey gar zu vielen Leidenſchaften, als daß ich mich länger dabey aufzuhalten brauchte.

Unterdeſſen ſind die Wirkungen dieſer gewöhnlichen natürlichen Leidenſchaften nur ſehr ſchwach in Vergleichung mit den Wirkungen jener angenommenen, durch Kunſt hervorgebrachten, von dem Sektengeiſte genährten und durch eine ſehr ſtrenge und pünktliche Zucht, dergleichen ehemals die Disciplin der Stoiker war, unterhaltenen Leidenſchaften. Diejenigen, die nichts von einer ſolchen Disciplin der Seele wiſſen, nach welcher keine einzige Vorſtellung ihre Freyheit behält und jede, ſelbſt die geringſte, Idee gezwungen wird, ſich mit der Lieblingsidee eines gewiſſen Standes zu vereinigen, oder derſelben zu weichen, die mögen über das, was man von der Standhaftigkeit einiger ſectiriſchen Philoſophen und einiger Heiligen mitten unter den größten Martern erzählet, erſtaunen; ich verwundere mich nicht darüber, aber das weiß ich, daß diejenigen, welche die in gegenwärtigem Aufſatze beygebrachten Anmerkungen zu ergründen im Stande ſind, die Urſache dieſer Standhaftigkeit begreifen und wohl einſehen werden, daß die als Schwierigkeiten gegen die oben gegebene Erklärung angeführten

Beyſpiele nicht nur nichts gegen mich erweiſen, ſondern vielmehr dieſe ganze Theorie von den großen Wirkungen verworrener und dunkler Vorſtellungen vollends beſtätigen. Ich halte mich alſo nicht länger dabey auf, und füge nur noch überhaupt hinzu, daß dieſe Anmerkungen Grundſätze von der wichtigſten aller Wiſſenſchaften abgeben könnten, ich meyne die Theorie derjenigen Disciplin der Seele, welche ſie allen Eindrücken der Sinne und allen mit dem feſtgeſetzten Entwurfe ihres Verhaltens ſtreitenden Leidenſchaften überlegen machet. Doch es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung, wenn es anders eine iſt, wieder zurückkomme.

Ich ſchweichle mir alſo, gezeigt zu haben, wie es in dem oben vorgelegten Falle zugegangen iſt, daß der verwundete Menſch nicht zu einem vollſtändigern Bewußtſeyn habe gelangen können; und wie ſein Verſtand, der in demſelben Augenblicke ſehr geſund war, ganz verwirrt hätte ſcheinen müſſen, wenn er hätte reden können.

Laßt uns noch einen Augenblick bey dieſem Falle ſtehen bleiben. Ich habe geſagt, daß es auſſer dem Mittel, wieder gänzlich zu ſich zu kommen, welches uns zu dieſer Unterſuchung veranlaßt hat, noch andere gegeben, nämlich ſinnliche, mit einigen auf Ort oder Perſonen ſich beziehenden Vorſtellungen begleitete, Empfindungen. Es iſt offenbar, daß, wenn jemand von der Geſellſchaft darauf gefallen wäre, ihn, indem er ihn beklagte, bey ſeinem Namen zu nennen, dieſes ihn wieder würde zu ſich gebracht haben, weil er daraus erfahren hätte, daß er es ſey, den man beklagte; und dieſes würde ihn angetrieben haben, ſeine Kräfte zuſammen zu raffen, um zu wiſſen, in welchem Zuſtande er ſich befände. Eben dieſes würde auch geſchehen ſeyn, wenn er den Ort, wo er damals war, geſehen hätte.

Man erſieht hieraus, daß das Bewußtſeyn durch die Verſchiedenheit der Sinne und durch ſinnliche Empfin-

dun-

dungen, die Umſtände des Ortes und der Perſonen in ſich ſchließen, vollſtändiger und deutlicher werde. Ein Geräuſch, das ich höre, kann mich von einer Zerſtreuung, in welcher ich mich ſelbſt vergeſſen hatte, zurückbringen. Iſt jedoch dieſes Geräuſch undeutlich, bringt es in meine Seele nichts anders als die Vorſtellung eines gegenwärtigen Geräuſches, ohne beſondere nähere Beſtimmung, ſo wird vielleicht die Zerſtreuung nicht gänzlich dadurch gehoben: kömmt es hingegen von einer mir bekannten und mich zugleich intereſſirenden Urſache, ſo wird das Bewußtſeyn viel vollſtändiger werden; und kömmt zu dieſem Geräuſche noch der Anblick einiger ſich darauf beziehender Gegenſtände hinzu, ſo erkenne ich alsdann meine gegenwärtige Lage noch vollkommener. Eben ſo verhält es ſich mit allen andern ſinnlichen Empfindungen, die nach Maßgebung der Menge von beſondern Vorſtellungen, welche ſie hervorbringen, mehr oder weniger Kraft haben, uns wieder zu uns ſelbſt zu bringen. Um dieſer Bemerkung alle mögliche Klarheit zu geben, will ich einen andern Fall anführen, der die Lehre von den phyſikaliſchen Urſachen, wodurch das Bewußtſeyn mehr oder weniger vollſtändig wird, in ihr völliges Licht ſetzen ſoll.

Bey dem Nachdenken über eine gewiſſe Sache verfiel ich einsmals nach und nach in eine Zerſtreuung, die alle auf meinen äußerlichen Zuſtand ſich beziehenden Ideen aus meinem Geiſte auslöſchte. In dieſem Zuſtande hörete ich ein Geräuſch, und dieß war ein Geräuſch von den kleinen Schellen, womit man das Pferdegeſchirr zu behängen pflegt, wenn man im Schlitten fährt. Durch eine ſehr natürliche Aſſociation der Ideen denke ich an einen Schlitten, der vor meinem Hauſe vorbeyfährt: die Idee des Schlittens bringt natürlicher Weiſe die Ideen des Winters und der mit Schnee bedeckten Straßen mit ſich. Alle dieſe Ideen hatte ich im Kopfe, ohne viel darauf zu achten, da mich ein anderes ſtär-

ſtärkeres Geräuſch die Augen nach einem in meinen Garten gehenden Fenſter wenden hieß. Da ſah ich die Bäume ganz grün, fühlte den Widerſpruch, der zwiſchen meinen Vorſtellungen war, und erwachte. Ich befand mich mitten im Sommer, und es war damals ziemlich warm. Aus dieſem Beyſpiele erhellet, daß ich ohne dieſe zweyte ſinnliche Empfindung, lange in dem Gedanken, daß man damals mitten im Winter wäre, hätte bleiben können. Hätte ich meine Aufmerkſamkeit ganz an dieſe eingebildeten Ideen geheftet, ſo würde ich ſolche Handlungen haben verrichten, oder ſolche Reden führen können, die meinem Irrthume gemäß geweſen wären; ja ich würde ſehr lange darinnen haben bleiben können, wenn mir nicht eine neue ſinnliche Empfindung zu Hülfe gekommen wäre.

Solche Facta, welche zu gewöhnlich ſind, als daß man mehrere anzuführen brauchte, geben uns verſchiedene wichtige Folgerungen an die Hand. Ich will nur drey daraus herleiten, die ſich unmittelbarer auf den vornehmſten Inhalt dieſes Aufſatzes beziehen.

Erſtlich iſt es klar, daß wir ſehr geneigt ſind, unſre Einbildungen für etwas wirkliches zu halten, und daß ſo gar dergleichen Täuſchungen ſich nothwendig ſo oft zutragen müſſen, als wir während der Zerſtreuung einen klaren Eindruck erhalten, der von einer auf wenige Umſtände ſich beziehenden ſinnlichen Empfindung verurſachet wird. Dieſer Fall verdienet eine nähere Unterſuchung. So bald die Aufmerkſamkeit auf bloß idealiſche Vorſtellungen gerichtet iſt, ſo vergeſſen wir nothwendiger Weiſe alles, was zu unſerm äußern Zuſtande gehöret. Itzt werden wir durch eine ſinnliche Empfindung, die nicht recht beſtimmt iſt, ganz ſchwach gerühret, oder, um mich richtiger auszudrücken, wir empfinden nur auf eine ſehr unvollkommene Art. So bald wir die geringſte Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Vorſtellung und einer andern ganz verſchiedenen, aber weit umſtändlichern, die

uns

uns das Gedächtniß darbietet, bemerken, so bilden wir uns ein, daß es diese letztere sey, die mit der sinnlichen Empfindung übereinstimmet. Wir versichern, eine gewisse Sache gesehen oder gehört zu haben, obgleich bey unserer Versicherung nichts Wirkliches zum Grunde liegt. Eben dieses geschieht zuweilen, ohne daß die geringste sinnliche Empfindung Gelegenheit zu einer solchen Täuschung gegeben hätte. Die recht klare Idee eines sinnlichen Gegenstandes, die sich in unsre Betrachtungen mit einmischet, ist dazu hinlänglich. Ein heiliger Einsiedler, der ganz in geistlichen Betrachtungen vertieft ist und dadurch alle Localideen verliert, hat eine so klare Idee von der Erscheinung eines Engels oder eines Heiligen, daß er ihn zu sehen glaubet; und er muß es nothwendig glauben, weil er gar keine sinnliche Vorstellung von aussen erhält, und ihm also nichts aus dem Irrthume dieses Gesichtes heraushilft. Gerade eben diese Bewandniß hat es mit den Träumen. Wenn ich im Schlafe eine sehr klare Idee von einem gewissen Orte habe, so muß ich mir nothwendig einbilden, daselbst zu seyn, weil ich von keinem andern Orte, wo ich mich gegenwärtig befinden könnte, eine klare Idee habe. Eben so verhält es sich auch in Ansehung der Zeit. Wenn uns alle auf die gegenwärtige Zeit sich beziehenden sinnlichen Empfindungen fehlen, und wir denken im Traume an längst geschehene Dinge, so müssen wir nothwendig glauben, daß wir uns in der Zeit befinden, zu welcher diese Dinge gehören.

Die zweyte Folge, die wir aus den vorhergehenden Anmerkungen ziehen, ist diese: Bloß vermittelst der beständigen und mannichfaltigen sinnlichen Empfindungen erhalten wir uns in Absicht auf die Wirklichkeit unsers äußern Zustandes bey der gesunden Vernunft. Wir können über idealische Dinge richtig urtheilen und schliessen, von Folge zu Folge fortgehen, und solches genau nach den Regeln der Logik thun, und doch zugleich in

Anst-

Ansehung der wirklichen Dinge und unsrer Lage in der Welt ganz verkehrt denken und handeln. Dieses beweist, daß die Wirkungen des Verstandes, in so fern er sich deutliche Begriffe machet, und nach den Regeln des vernünftigen Denkens handelt, weder von den Sinnen noch von der Organisation des Körpers abhängen, sondern zum Wesen der Seele selbst gehören. So bald es aber auf die Wirklichkeit existirender Dinge ankömmt, so würden wir uns unaufhörlich verirren, wenn uns nicht die sinnlichen Empfindungen immer wieder auf den rechten Weg zurück brächten, und niemals würden wir ohne sie wissen, wo wir uns befinden. Diese Empfindungen, gleich denen an Scheidewegen errichteten Säulen, die uns den Ort, wohin sie führen, anzeigen sollen, sind uns zu dem Ende gegeben, damit wir nicht irre gehen. Hätten wir nur undeutliche und auf wenige Umstände sich beziehende sinnliche Empfindungen, die nichts anders als die Vorstellung von unserm Daseyn überhaupt hervorbringen könnten, so würde unser ganzes Leben ein beständiger Traum seyn; und es würde fast nichts in unsern Gedanken seyn, das mit der Wirklichkeit der Dinge dieser Welt übereinstimmte. Da es nun sehr wahrscheinlich ist, daß es viele Dinge in der materiellen Welt giebt, für welche wir keine Sinne haben, und daß wir selbst die auf unsre Sinne sich beziehenden Gegenstände nur sehr unvollkommen empfinden; so ist es nicht zu verwundern, daß wir auf der einen Seite von vielen Dingen in der Welt gar nichts wissen, und daß auf der andern Seite der verständigste Mensch immer Irrthümern und Täuschungen unterworfen ist. Nur der Unterschied findet sich zwischen den Irrthümern des schwachen Kopfes und den Irrthümern des aufgeklärten Philosophen, daß jener in Dingen, die zum gemeinen Leben gehören, und dieser in seinen Speculationen über die Physik der materiellen Welt irret. Zufolge der erstern dieser beyden Unvollkommenheiten in unsern

sern Sinnen giebt es eben so viele Dinge in der materiellen Welt, die wir mit den uns bekannten wirkenden und hervorbringenden Ursachen nicht zusammenreimen können. Alle Dinge und Veränderungen, die man in der Welt sieht und bemerket, erklären wollen, ist eine der größten Thorheiten des menschlichen Geistes; denn die Mannichfaltigkeit der Ursachen und Wirkungen, die darinn statt finden, übersteigt die Simplicität und die geringe Anzahl unsrer Sinne unendlich.

Ich komme endlich auf die dritte Folge, womit ich diesen Aufsatz schließen werde. Es ist eine für alle Geschäfte des Lebens äußerst wichtige Sache, daß man sich angewöhne, dem Bewußtseyn alle nur mögliche Vollständigkeit zu geben. Wenn sich ein Mensch auf einmal in allen seinen Verhältnissen erblickte, wenn er sich an sein ganzes voriges Leben erinnerte, und zugleich alles, was sich auf seinen gegenwärtigen Zustand beziehe, vor Augen hätte, so würde er niemals Gefahr laufen, falsche Maßregeln zu ergreifen, oder mit seinem Nutzen streitende Entschließungen zu fassen; ein solcher Mensch würde der wahre Weise seyn, und sich in alles zu finden und bey allem zu helfen wissen. Man sieht wohl, daß eine ausgebreitete Aufmerksamkeit, sehr vollkommene Organen, eine lebhafte Einbildungskraft und ein glückliches Gedächtniß am meisten zu dieser Vollkommenheit beytragen würden, welche eben das ist, was man gemeiniglich die Gegenwart des Geistes nennet. Mir kömmt es nicht unmöglich vor, diese vortreffliche Eigenschaft des Geistes, vermittelst einer beständigen Uebung, zu einem hohen Grade zu bringen. Diese Materie verdiente wohl, so weit es uns unsre physikalische Kenntniß der Seele erlaubet, gründlich untersucht zu werden; itzt ist es aber nicht Zeit, mich in diese Untersuchung einzulassen. Ich will nur noch eine einzige Anmerkung hinzufügen. Die verworrenen Vorstellungen, wenn sie sehr zusammengesetzt sind, widersetzen sich dieser glücklichen

Gegen-

Gegenwart des Geiſtes am meiſten; ſie ſind Sirenen, aber um ſo viel fürchterlichere Sirenen, da man die Wirkung ihrer Bezauberungen empfindet, ohne ſie zu ſehen und zu hören. Nun ſind aber dieſe den Einſichten und der Stärke der Seele ſo ſchädlichen Vorſtellungen meiſtentheils die Wirkung einer auffallenden Vorſtellung, von welcher man ſich unverſehens überfallen läßt, dergleichen diejenigen ſind, welche Freude, Furcht, oder irgend eine andere Leidenſchaft erregen. Wenn man ſich alſo übte, gegen die erſten Eindrücke, welche zur Erweckung dieſer ſchädlichen Eindrücke abzielen, gute Faſſung zu halten, ſo würde man dadurch die Gefahr, nur eine einzige Seite ſeines gegenwärtigen Zuſtandes zu ſehen, von ſich entfernen, und man würde die Freyheit behalten, ſeine Aufmerkſamkeit ſo weit, als es die ſinnlichen Empfindungen und das Andenken des Vergangenen zulieſſen, auszubreiten; und dieß würde eine Gegenwart des Geiſtes bewirken, die das Bewußtſeyn ſo vollſtändig machte, als es die unſern Kräften vorgeſchriebenen Schranken erlauben.

Anmerkungen

über den verschiedenen Zustand, worinn sich die Seele bey Ausübung ihrer Hauptvermögen, nämlich des Vermögens, sich etwas vorzustellen und des Vermögens zu empfinden, befindet.

So mannichfaltig auch die Wirkungen der Seele zu seyn scheinen, so laufen sie doch alle auf die Anwendung zweyer Vermögen, welche die Quellen aller ihrer übrigen Bestimmungen und Veränderungen sind, hinaus. Das eine ist das Vermögen, sich etwas vorzustellen, oder die Beschaffenheiten der Dinge zu erkennen; das andere, das Vermögen zu empfinden, oder auf eine angenehme oder unangenehme Art gerührt zu werden.

Bey der Ausübung dieser zwey Vermögen, scheint die Seele so verschieden von ihr selbst zu seyn, daß man in Versuchung geräth, die Meynung der alten Philosophen anzunehmen, daß es zwo Seelen in dem Menschen gebe, eine vernünftige und eine empfindende. Die vernünftige Seele der Alten ist das, was wir das Vorstellungsvermögen nennen, und ihre empfindende Seele ist das Vermögen, zu empfinden.

Gemeiniglich übet die Seele diese beyden Vermögen zugleich aus; doch giebt es Fälle, wo das eine oder das andere so sehr die Oberhand hat, daß es allein die ganze Wirksamkeit der Seele zu beschäfftigen scheint. Diese Fälle geben einem genauen Beobachter mancherley Facta und Umstände an die Hand, welche über verschiedene und wichtige psychologische Fragen Licht zu verbreiten geschickt

ſchickt ſind. Und dieß iſt es eben, was ich in dieſem Aufſatze zu zeigen willens bin.

Ich will vor allen Dingen die Hauptumſtände ſammeln, die ſich dabey bemerken laſſen, wenn die Seele das Vorſtellungsvermögen anwendet.

Es findet ſich zwiſchen dieſem Vermögen und dem Sinne des Geſichts eine ſo vollkommene Aehnlichkeit, daß uns die Beſchaffenheit des letztern zu einer beſſern Erkenntniß der Beſchaffenheit des erſtern behülflich ſeyn kann; und es gehöret weſentlich zu meiner Abſicht, daß ich dieſe Aehnlichkeit umſtändlicher aus einander ſetze, ob gleich die Sache ziemlich bekannt iſt.

Die ſichtbaren Gegenſtände ſtellen ſich, nach Beſchaffenheit der das Sehen begleitenden Umſtände, dem Auge mit mehr oder weniger Klarheit, Richtigkeit und Genauigkeit dar. Bey den günſtigſten Umſtänden unterſcheidet man die kleinſten Theile, ſo wohl in den Farben, als in den Geſtalten; man kann ſie alle nach der Reihe herzählen, die Aufmerkſamkeit auf jeden insbeſondere richten, und den ſichtbaren Gegenſtand gewiſſermaßen in ſeine kleinſten Theile auflöſen. Sind die Umſtände weniger günſtig, weil das Licht nicht ſtark genug iſt, oder weil die Gegenſtände zu weit entfernt ſind, oder weil ſich irgend ein Fehler im Auge findet; ſo ſehen wir nur dunkel, wir unterſcheiden bloß die großen Theile, und haben ſelbſt in Anſehung derſelben wenig Gewißheit; der Gegenſtand, ſo ſehr er auch zuſammengeſetzt ſeyn mag, kömmt uns als eine einzige Maſſe vor, an welcher wir keinen Theil von dem andern zu unterſcheiden vermögend ſind.

Eben dieſe Verſchiedenheit findet auch bey der Erkenntniß der Dinge, welche ſich die Seele ohne die unmittelbare Hülfe der Sinne vorſtellet, ſtatt. Wenn wir über eine abſtrakte Materie nachdenken, oder uns gewiſſer Begebenheiten wieder erinnern, ſo vermiſchen ſich zuweilen die verſchiedenen beſondern Gegenſtände,

woraus die ganze Masse unsrer gegenwärtigen Vorstellungen zusammengesetzt ist, dergestalt mit einander, daß uns kein einziger insbesondere beschäftiget; und zuweilen unterscheiden wir sie sehr deutlich von einander, wir können sie nach einander her erzählen, und selbst die Merkmale, welche sie bezeichnen, angeben. Und dieß ist die Aehnlichkeit zwischen dem Sehen und der Vorstellung, überhaupt betrachtet. Sie erstrecket sich aber noch weiter.

Man kann aus Grundsätzen der Optik erweisen, daß unter der großen Menge von Bildern, welche sich zugleich hinten im Auge abmalen, nur ein einziges vollkommen deutlich ist, und daß es da einen äußerst kleinen Raum einnimmt, den man als einen physischen Punkt betrachten kann. Man weiß auch, daß man, um ein ganz deutliches Bild zu erhalten, einige Bemühung anwenden muß, welche darinnen besteht, daß man die Axe des Auges nach der Mitte des Gegenstandes richtet; daß man den Augapfel erweitert, oder zusammenzieht, damit man ihn dem Grade des von dem Gegenstande herfließenden Lichtes gemäß einrichte und damit die Crystallinse die rechte Stelle einnehme. Alles dieses hat mit dem, was bey dem innern Sehen der Seele vorgeht, viel Aehnliches.

Man erinnert sich einer gewissen Begebenheit. Erst wird der Verstand von einer großen Menge Ideen zugleich gerührt, so wie das Auge, indem es sich öffnet, um ein Gefilde zu sehen. So lange man an die Begebenheit, der man sich erinnert, nur überhaupt und im Ganzen denket, so stellet sich alles dabey verworren vor, und der Verstand unterscheidet keinen einzigen Theil davon, als etwas von der ganzen Masse abgesondertes. So bald man aber einige Mühe anwendet, die Aufmerksamkeit auf einen dieser Gegenstände insbesondere zu richten, so wird die Vorstellung dieses einzelnen Gegenstandes deutlich, und die Vorstellung des Ganzen, wozu er

gehöret, mehr verdunkelt. Iſt der beſondere Gegenſtand, an den man ſich hält, zuſammengeſetzt, ſo hat die Vorſtellung deſſelben noch nicht alle mögliche Deutlichkeit; man muß ihn aufs neue auseinander ſetzen, und die Aufmerkſamkeit auf einen einzigen ſeiner Theile, der nicht weiter theilbar iſt, richten; und dann ſtellet man ſich dieſen Theil mit aller möglichen Deutlichkeit vor. Auf dieſe Weiſe gelanget man zur deutlichen Erkenntniß eines zuſammengeſetzten Gegenſtandes. So lange ſich der Verſtand mit der Zergliederung eines ſolchen Gegenſtandes beſchäfftiget, iſt in jedem Augenblicke nur ein einziger heller Punkt, nur ein einziger untheilbarer recht deutlicher Begriff in der Seele; auf die benachbarten Punkte fällt nur ein mittelmäßiges Licht, oder, man hat eine verworrene Vorſtellung der Begriffe, die mit demjenigen, auf welchen ſich das Licht concentrirt, unmittelbar verbunden ſind. Dieſe verworrene Vorſtellung der verwandten Begriffe iſt es, (um ſolches beyläufig zu melden) welche dem Verſtande den Uebergang von einer Idee zur andern öffnet.

Dieſe auf einen einzigen Punkt des Gegenſtandes concentrirte Aufmerkſamkeit veranlaßet die Zerſtreuung, welche gemeiniglich das tiefe Nachdenken begleitet. Die Wirkſamkeit der Seele ſchränket ſich dabey dergeſtalt auf einen einzigen Gegenſtand ein, daß ſelbſt die ſinnlichen Empfindungen ihre Kraft verlieren. So lange der Verſtand damit beſchäfftiget iſt, ſich einen gewiſſen einfachen Begriff mit vollkommener Deutlichkeit vorzuſtellen, ſo lange ſchlummern gleichſam die übrigen Seelenkräfte; die Seele hat weder Empfindung, noch Neigung, noch Willen: man kann ſo gar ſagen, daß ſie alsdann ſich ſelbſt nicht fühlet, daß ſie bloß ihrem Gegenſtande gegenwärtig iſt. Das unterſcheidende Merkmal dieſes Zuſtandes des Nachdenkens iſt das Vergeſſen ſeiner ſelbſt, welches allem, was die Aufmerkſamkeit von ihrem Gegenſtande abziehen könnte, den Zugang zu der Seele verſchließt.

Der

Der Verſtand befindet ſich dabey ſehr wohl, und er behandelt ſeinen Gegenſtand mit einer vollkommenen Freyheit und Leichtigkeit, weil er ſich zu nichts anders angetrieben fühlet, als ſich den Gegenſtand, den er vor ſich hat, recht genau und deutlich vorzuſtellen.

Unterdeſſen hat dieſer der Unterſuchung der Wahrheit ſo günſtige Zuſtand doch auch ſeine Unbequemlichkeiten. So lange derſelbe währet, iſt man unvermögend, über ſich ſelbſt nachzudenken; man findet ſich zu keinen auf ſeine Perſönlichkeit ſich beziehenden Handlungen angetrieben; der Menſch ſelbſt wird ein abſtraktes Weſen, das mit nichts in der Welt zuſammenhängt; alles, was in keiner Verbindung mit ſeinem Nachdenken ſteht, thut er bloß maſchinenmäßig und ohne es zu wiſſen; er hat alle Zufälle und Merkmale eines blödſinnigen Menſchen an ſich. Zum Beweiſe davon kann man die bekannten Beyſpiele von ſonderbaren Zerſtreuungen anführen, denen alle Philoſophen, die ſich tiefſinnigen Betrachtungen überlaſſen, ſo wie Archimedes unterworfen ſind. Und dieß mag zur Bezeichnung desjenigen Zuſtandes der Seele, den ich in der Folge den Zuſtand des Nachdenkens nennen werde, genug ſeyn.

Ein demſelben gerade entgegengeſetzter Zuſtand iſt der Zuſtand der Empfindung. Empfindung nenne ich jede Vorſtellung, in ſo fern ſie angenehm oder unangenehm iſt, oder in ſo fern ſie Verlangen oder Abſcheu hervorbringt. Die Empfindung iſt alſo eine Handlung der Seele, die mit dem Gegenſtande, der ſie hervorbringt, oder veranlaſſet, nichts gemein hat. Was Descartes geſagt hat, das der Schmerz nicht in der Nadel liege, die ihn hervorbringt, das gilt von allen Gegenſtänden, die eine gewiſſe Empfindung in der Seele erwecken. Nicht den Gegenſtand empfindet man, ſondern ſich ſelbſt. Bey dem Nachdenken iſt der Verſtand mit einer Sache beſchäfftiget, die er als auſſer ſich betrachtet; bey der Empfindung iſt die Seele bloß mit ſich

ſelbſt beſchäfftiget. Ohne dieſe Bedingung kann die Empfindung nicht ſtatt finden. Ich habe bereits angemerkt, daß ſelbſt die ſinnlichen Eindrücke, welche gemeiniglich die lebhafteſte Empfindung hervorbringen, bey dem tiefen Nachdenken nicht bemerkt werden; dieß beweiſt, daß die Empfindung nur in dem Zuſtande verworrener Vorſtellungen Platz hat. Man kann ſo gar ſagen, daß die Stärke der Empfindung allemal dem Grade der Verwirrung, die in den Vorſtellungen herrſchet, gemäß iſt; ſo, daß dieſelbe Sache, die man ſich auf eine doppelt verworrene Art vorſtellet, eine zweymal ſtärkere Empfindung hervorbringt, als ſie hervorbringen würde, wenn die Vorſtellungsart zweymal weniger verworren wären. Dieß wird durch dasjenige, was ich ſonſt von der Lebhaftigkeit der ſinnlichen Empfindungen bewieſen habe, beſtätiget. Ueberhaupt rühren die Gegenſtände, die wir durch den Sinn des Geſichtes bemerken, weniger, als diejenigen, die wir durch das Gehör kennen lernen, und dieſe weniger als diejenigen, die vermittelſt der übrigen, noch gröbern Sinne auf die Seele wirken. Die Urſache davon iſt, daß die Vorſtellungen, welche das Sehen hervorbringt, weniger verworren ſind, als diejenigen, welche durch den Geruch oder Geſchmack entſtehen. Die ſichtbaren Gegenſtände ſtellen ſich dem Verſtande ſo deutlich dar, daß er ihre Geſtalt, ihre Größe, ihre Farbe und den Ort, wo ſie ſind, unterſcheiden kann. Die Gegenſtände des Gehörs ſtellen ſich ſehr verworren dar; man weiß nicht einmal recht, wo der Eindruck herkömmt; der Gegenſtand ſelbſt iſt verborgen. Bey dem Geruche verſchwindet das, was die Empfindung hervorbringt, gänzlich, man fühlet nur auf die allerverworrenſte Art ſeine Wirkung.

Es ſcheint alſo auſſer Zweifel zu ſeyn, daß die Seele bey der Empfindung bloß ihren eigenen Zuſtand deutlich gewahr wird, und daß ſie den Gegenſtand, der

dieſen

dieſen Zuſtand hervorbringt, kaum bemerket; da hingegen bey dem Nachdenken die Seele ihrer ſelbſt kaum bewußt iſt, und ſich bloß an den Gegenſtand hält, der auſſer ihr zu ſeyn ſcheint.

Folgende Bemerkungen über den Uebergang aus einem Zuſtande der Seele in den andern werden dieſes noch deutlicher machen. Die bereits bemerkte Aehnlichkeit zwiſchen dem Sehen und den innern Vorſtellungen wird uns auch zur deutlichen Erklärung dieſes Ueberganges dienen. Zum deutlichen Sehen wird ſchlechterdings erfordert, daß das Licht nicht zu ſtark ſey. So lange es der Stärke des Auges angemeſſen iſt, ſieht man ohne die geringſte Beſchwerlichkeit; man fühlet das ſinnliche Werkzeug, welches gerührt wird, nicht; man iſt bloß mit dem Gegenſtande, den man ſieht, beſchäfftiget. So bald das Licht zu ſtark iſt, rühret es das Auge auf eine ihm beſchwerliche Art; es fühlet ſich geblendet und die Seele bemerket nicht mehr bloß den Gegenſtand, den ſie vor ſich hat, ſondern ſie empfindet auch den Zwang, der dem Werkzeuge des Sehens angethan wird. Der Glanz des Lichts rühret die Augennerven dergeſtalt, daß ſich das Sehen in Fühlen verwandelt. Es ſind nicht mehr die Sehenerven, welche dieſe Empfindung hervorbringen, ſondern die Nerven, die zum Sinne des Gefühls gehören. Die Seele läßt alſo den ſichtbaren Gegenſtand fahren, um ſich der Vorſtellung deſſen, was ihr beſchwerlich fällt, zu überlaſſen; und das, was ihr beſchwerlich fällt, iſt nicht der Gegenſtand ſelbſt, ſondern das Licht, oder vielmehr der Zwang, den dieſes Licht durch ſeinen Glanz verurſachet.

Ein Gleiches geſchieht allemal, wenn die Seele aus dem Zuſtande des Nachdenkens in den Zuſtand der Empfindung übergeht; es iſt allemal etwas der Blendung der Augen Aehnliches, das dieſen Uebergang bewirket. Die Urſache dieſer Veränderung iſt gemeiniglich eine Idee, die, indem ſie ſich darſtellet, plötzlich eine große

Menge anderer Ideen erreget; dieſes verwirret uns, und dann geben wir auf unſern Zuſtand Achtung: wir verlaſſen auf einmal den Gegenſtand, den wir betrachtet hatten, und gehen in den Zuſtand der Empfindung über. Man erlaube mir, eine kleine zur Erläuterung von dieſem allen dienende Begebenheit anzuführen. Ich war vor einigen Jahren bey Verſuchen mit dem Bombenwerfen zugegen. Der Mörſer war faſt ſcheitelrecht (vertical) gerichtet; die Bombe ſollte nicht weit vor dem Platze, wo die Zuſchauer ſtunden, niederfallen, und man beobachtete die Zeit des Steigens und die Zeit des Fallens. Die Zuſchauer beluſtigten ſich ganz ruhig damit, der Bombe nachzuſehen, ſo lange ſie ſtieg; man bemerkte den Augenblick, da ſie zu ſteigen aufhörte, man ſah ſie nach und nach hernieder ſinken, ein jeder war bloß mit dieſem Gegenſtande beſchäfftiget, als man auf einmal ſchreyen hörte: Sie kömmt auf uns zu. Die Ideen, die dieſes erregte, machten der Betrachtung dieſes Gegenſtandes plötzlich ein Ende; ein jeder dachte bloß an ſich ſelbſt; der eine lief rechts, der andere links, um der Gefahr zu entgehen. Dieſe Begebenheit iſt ein Bild deſſen, was allemal geſchieht, wenn der Geiſt des Menſchen aus dem Zuſtande der Betrachtung in den Zuſtand der Empfindung übergeht.

Wir müſſen hier noch einen andern ſehr merkwürdigen Umſtand in Erwegung ziehen. Während des Nachdenkens geht in dem Körper nichts vor, das die Idee von uns ſelbſt in uns erwecken könnte; alles iſt da vollkommen ſtille und ruhig; da hingegen der Zuſtand des Empfindens allemal mit irgend einer ſinnlichen Empfindung vergeſellſchaftet iſt. Der Schmerz zieht die Bruſt zuſammen, das Vergnügen hingegen erweitert dieſelbe. Es gehen merkliche Veränderungen in dem Kreislaufe des Blutes und in den Nerven der Gedärme vor, wenn die Seele eine nur einigermaßen ſtarke Empfindung hat. Bey dem Nachdenken ſcheinen nur ſehr wenige Nerven

ſchwach

ſchwach erſchüttert zu werden; bey der Gemüthsbewegung iſt die Erſchütterung der Nerven zuweilen ſo groß, daß ſie ſich dem ganzen Syſteme mittheilet. Die Naturforſcher mögen uns belehren, ob nicht eben derſelbe Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Arten von Nerven ſey, der zwiſchen den Sehenerven und zwiſchen denjenigen, welche die Blendung der Augen verurſachen, ſtatt findet.

Dieß wird wohl hinlänglich ſeyn, zu beweiſen, daß die Seele in dem Zuſtande des Empfindens ihren eignen Zuſtand deutlich warnehme, und ihre Aufmerkſamkeit darauf richte, daß ſie ſich aber den Gegenſtand, der ihn bewirkt hat, nur dunkel vorſtelle und nicht darauf Acht habe. Eine wichtige Bemerkung, die, wie ich in der Folge dieſes Aufſatzes zeigen werde, ein helles Licht über die wichtigſten Fragen der Seelenlehre verbreiten kann. Eben dieſe Wichtigkeit der Materie iſt es, die mich beweget, noch einige Zweifel zu heben, die man vielleicht gegen die itzt beſchriebene Beſchaffenheit des Zuſtandes des Empfindens erregen könnte.

Die Annehmlichkeit, die das Nachdenken begleitet, das Vergnügen, das aus den Arbeiten des Geiſtes, aus der Betrachtung alles deſſen, was vollkommen iſt, entſpringt, die Freude, die wir empfinden, wenn es uns gelingt, das, was uns erſt ſehr verwickelt vorkam, deutlich einzuſehen, alles dieſes ſcheint zu beweiſen, daß die angenehme Empfindung wirklich von der deutlichen Erkenntniß der Dinge komme; und dieß würde demjenigen, was ich über den Zuſtand des Empfindens angemerkt habe, gerade zuwider ſeyn.

Es iſt nicht ſchwer, auf dieſen Einwurf zu antworten, doch muß man, wenn dieſes geſchehen ſoll, dasjenige, was in den angeführten Fällen in uns vorgeht, ſehr genau unterſuchen. Das Vergnügen, welches das tiefe Nachdenken zu begleiten ſcheint, begleitet daſſelbe nicht, aber es kann darauf folgen. In dem Augenblicke ſelbſt, da wir damit beſchäfftiget ſind, eine Idee zu

entwickeln, machet ſie uns niemals Vergnügen, ſondern dieß geſchieht in den Augenblicken, da die Seele, nachdem ſie den Gegenſtand eingeſehen hat, wieder an ſich ſelbſt zurückdenket. Dieſe zwo Handlungen der Seele können wechſelsweiſe mit ſolcher Schnelligkeit auf einander folgen, daß man ſie für gleichzeitig hält, welches ſie doch ganz gewiß nicht ſeyn können. Eigentlich intereſſirt uns nichts, als was in uns ſelbſt iſt; nun ſcheint uns aber, wie jedermann aus eigner Erfahrung wiſſen kann, ein jeder Gegenſtand des Nachdenkens auſſer uns zu ſeyn. So lange es ſich aber ſo damit verhält, rühret er uns nicht. Eben hieraus muß man den wahren Unterſchied herleiten, der ſich zwiſchen ſpeculativen und praktiſchen Ideen findet. Jene ſind wie auſſer uns, und werden von gar keiner Rückſicht auf uns ſelbſt begleitet; dieſe ſind dergeſtalt in uns, daß wir ſie nicht anders als mit der Empfindung unſer ſelbſt, welche ihre Vorſtellung begleitet, gewahr werden. Der Meßkünſtler, der mit der Auflöſung einer Aufgabe beſchäfftiget iſt, hat nicht das geringſte Vergnügen davon, ſo lange die Wirkſamkeit ſeines Geiſtes bloß auf ſeinen Gegenſtand eingeſchränkt iſt. Wenn er aber erſt in ſeiner Entdeckung etwas weiter gekommen iſt, bringt er ſchnell die Ideen wieder zuſammen, die er bisher aus einander geſetzt hat, und deren Verbindung ihm die Richtigkeit ſeiner Auflöſung begreiflich macht. Alsdann ſieht ſeine Seele wieder auf ſich ſelbſt zurücke, und bemerket, was in ihr vorgeht. Und eben dieſes bringt die ſtärkere oder ſchwächere Gemüthsbewegung hervor, womit jede Empfindung vergeſellſchaftet iſt. Bey den Arbeiten des Geiſtes, die nicht zu den tiefſinnigſten gehören, läßt man von Zeit zu Zeit den Faden der Unterſuchung fahren, um alles, was man bis auf den gegenwärtigen Augenblick gethan hat, in eine einzige Idee zuſammen zu faſſen: und alsdann überläßt man ſich dem Vergnügen dieſer Arbeit; einem Vergnügen, welches durch die verworrene Idee

unſers

unſers Gegenſtandes und durch die klare Idee unſrer ſelbſt hervorgebracht wird. Dieſer freye Uebergang von der einen dieſer Handlungen des Geiſtes zu der andern iſt der vollkommenſte Zuſtand, worinn ſich die Seele befinden kann; und eben die Fertigkeit wechſelsweiſe, aber ſehr ſchnell, von einer zu der andern überzugehen, machet den Charakter der glücklichen Köpfe aus, die eben ſo geſchickt zur Speculation als zu Geſchäfften ſind. Die Schwierigkeit von dem Zuſtande der Betrachtung in den Zuſtand des Empfindens überzugehen, machet, daß ſich zuweilen die tiefdenkendeſten Köpfe gar nicht gut zu Geſchäfften ſchicken, und giebt ihnen ein ſo blödſinniges äußerliches Weſen, daß man ſie zuweilen mit Leuten von ganz gemeinen Fähigkeiten vermenget.

Es iſt noch ein Fall, den wir hier aus einander ſetzen müſſen. Zuweilen ſcheinen die lebhafteſten Empfindungen durch eine ſehr große Deutlichkeit in der Vorſtellung der Gegenſtände hervorgebracht zu ſeyn; und dieſes könnte ebenfalls mit meinen Bemerkungen über die Beſchaffenheit des Zuſtandes der Empfindung zu ſtreiten ſcheinen. Man hat Beyſpiele von Perſonen, die ſehr lange verſchiedenen Irrthümern des Verſtandes und des Herzens ergeben waren, und die, da ſie plötzlich von einem Lichtſtrahle getroffen worden, wieder zur Vernunft und zur Tugend zurückgekehret ſind.

Dieſe Strahlen des Lichts, welche verirrete Gemüther wieder auf den rechten Weg zu bringen vermögend ſind, haben mit denen durch einen allzugroßen Glanz verurſachten Blendungen der Augen viel Aehnliches, und der angeführte Fall iſt unſern Bemerkungen ſo wenig zuwider, daß er vielmehr zu ihrer Beſtätigung dienet. Dieſe plötzliche Veränderung, die eine gänzliche Umkehrung in dem Verſtande und in dem Herzen hervorbringt, rühret gerade von der groſſen Menge bisher verworren geweſener Ideen her, die nun durch

eine

eine einzige recht lichtvolle Idee erweckt werden. Ein Mensch, der lange ein schlechtes Leben geführt hatte, hat eine sehr dunkle Idee von den Unordnungen seines Lebens, und wird dadurch nicht gerühret. Ein glücklicher Augenblick giebt ihm eine einzige Idee an die Hand, die mehr Licht über diese dunkeln Ideen verbreitet; dann stellen sie sich ihm alle auf einmal klar genug dar, um seine Aufmerksamkeit fest zu halten; ihre Menge bringt das Erstaunen und die Gemüthsbewegung hervor, die ihn nöthigen, in sich zu gehen und sich umständlicher von seiner eigenen Häßlichkeit zu belehren; daher entsteht endlich die plötzliche Veränderung, wovon hier die Rede ist; er hat sie bloß der Empfindung seiner selbst zu danken; aber diese Empfindung wird durch die Betrachtung einer Idee veranlasset, die so lichtvoll ist, daß sie blendet.

Bisher habe ich die beyden am weitesten von einander abgehenden Zustände der Seele, den Zustand des Nachdenkens und den Zustand des Empfindens, so deutlich, als mir möglich war, beschrieben. Es giebt noch einen dritten, der zwischen diesen beyden das Mittel hält, und den ich den Zustand der Betrachtung (contemplation) nennen will. Nun will ich die vornehmsten Erscheinungen, die sich dabey bemerken lassen, in Erwägung ziehen.

In diesem Zustande scheinen die Wirkungen des Geistes so wohl vom Nachdenken, als vom Empfinden etwas an sich zu haben. Da es aber doch unmöglich ist, daß die Aufmerksamkeit zu gleicher Zeit auf zween verschiedene Gegenstände gerichtet sey, so entsteht der Zustand der Betrachtung wahrscheinlicher Weise aus einer beständigen und schnell auf einander folgenden Abwechslung des Nachdenkens und des Empfindens. Man denket an einen Gegenstand, und den Augenblick darauf, den wir gar wohl noch für eben denselben Augen-

genblick halten können, bemerket man bey sich selbst den Eindruck, den er auf uns machet. So überlassen wir uns der Betrachtung einer schönen Landschaft; das Auge durchläuft schnell die verschiedenen Gegenstände, die es darinnen unterscheidet, es verweilt sich einen Augenblick bey einem jeden derselben, ohne ihn näher zu untersuchen; und der Geist, der sich so jeden Theil insbesondere vorstellet, genießt auf einen Augenblick des angenehmen Eindrucks, den dieser Gegenstand auf ihn machet. Alles geschieht ohne Anstrengung; die Eindrücke berühren die Seele nur obenhin; man befriediget sich mit verworrenen Ideen, und verlanget nicht, sie ganz deutlich zu machen.

Dieses kann von zweyerley Ursachen herrühren: entweder daher, daß der Geist nicht aufgelegt ist, sich mit den Gegenständen, die sich ihm darstellen, genauer bekannt zu machen, oder daher, daß diese Gegenstände selbst so beschaffen sind, daß sie sich nicht genauer untersuchen lassen. Es giebt Zeiten, wo die Wirksamkeit der Seele nur mittelmäßig ist, wo man sich zu gar keiner Anstrengung aufgelegt findet, es mag nun Ermüdung, oder Weichlichkeit diese Erschlaffung der Kräfte hervorgebracht haben. Alsdann rühren uns die Dinge nur sehr schwach. Zu andern Zeiten ist es die Beschaffenheit des Gegenstandes selbst, die unsrer Wirksamkeit Schranken setzet. Wenn der Gegenstand von der Art ist, daß es auf der einen Seite nicht möglich ist, ihn zu ergründen, und daß er uns auf der andern Seite nicht sehr interessirt, so kann er höchstens nur ein Gegenstand der Belustigung oder des Zeitvertreibes seyn. Hieraus also kann der Zustand des Betrachtens entstehen.

Die Ideen, womit man in diesem Zustande beschäfftiget ist, haben weder die Klarheit noch die Genauigkeit derjenigen an sich, die uns der Zustand des

Nach-

Nachdenkens verschaffet; wir fassen sie nur überhaupt und im Ganzen; unsre Urtheile über die Beschaffenheit der Dinge sind alsdann nicht sehr zuverläßig. Die Empfindung, die man dabey hat, machet keine tiefe Eindrücke, man kennet die Ursachen, die sie hervorbringen, nur sehr unvollkommen; zuweilen ist man so gar ungewiß, ob sie angenehm oder unangenehm sey; wir befinden uns in einem behäglichen Zustande, der dem stillen Flusse eines über eine Ebene hinweglaufenden Baches gleichet. Die Seele genießt alsdann einer vollkommenen Stille; sie richtet ihre Aufmerksamkeit maschinenmäßig, aber mit Leichtigkeit, auf alle Theile des Gegenstandes, der sie unterhält. Kurz, dieß ist der Zustand, worinn wir uns am öftersten befinden, der Zustand der Mittelmäßigkeit in Ansehung aller Wirkungen der Seele.

Dieß sind die verschiedenen Zustände, in welchen sich die Seele nothwendig allemal befindet, wenn die Anwendung ihrer Kräfte mit Bewußtseyn verbunden ist. Denn, wir reden hier weder von dem Schlafe, noch von andern Zuständen der Seele, wo sie nur eine dunkle Erkenntniß ihrer selbst oder ihrer Wirkungen hat.

Aus diesen Bemerkungen folget, daß es einen Zustand giebt, wo der Mensch sehr deutlich sieht und nichts empfindet; einen andern, wo er stark empfindet und nichts sieht; und einen dritten, wo er klar genug sieht und empfindet, um das, was ausser ihm und in ihm ist, zu bemerken.

Ich habe zu Anfange dieses Aufsatzes gesagt, daß die deutliche Erkenntniß dieser drey Zustände bey der Untersuchung verschiedener psychologischen Fragen, deren Auflösung davon abhängt, sehr nützlich seyn könne. Um dieses zu beweisen, will ich nun noch einige Anmerkungen hinzufügen.

Was

Was ich über den Zuſtand des Nachdenkens bemerkt habe, lehret uns, warum ſehr oft Männer, die ſich im tiefen Nachdenken vorzüglich geübt haben, zu Geſchäfften ungeſchickt ſind. Die Gewohnheit, tief nachzudenken, vermindert die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und die Fertigkeit, eine groſſe Menge von Dingen unter einen einzigen Geſichtspunkt zu bringen; eine Fertigkeit, die zur glücklichen Ausführung der Geſchäffte unentbehrlich iſt. Das tiefe Nachdenken hat die Wirkung eines Mikroſcops, das uns die kleinſten Theile eines Gegenſtandes ſehr deutlich zeiget, aber zugleich den ſichtbaren Raum dergeſtalt vermindert, daß es uns unmöglich iſt, den ganzen Gegenſtand zu überſehen. Bey den meiſten Geſchäfften kömmt es vornehmlich darauf an, daß wir die verſchiedenen Gegenſtände, die ſich darauf beziehen, ſo weit von unſern Augen entfernen, als es nöthig iſt, wenn wir ſie alle auf einmal faſſen und ihre Verbindungen und Verhältniſſe einſehen ſollen. Man erſieht auch hieraus, daß es nicht die evidenteſten Wahrheiten ſeyn können, die den ſtärkſten Einfluß in unſre Handlungen haben. Denn die Evidenz entſteht nur aus der allmählich fortſchreitenden Betrachtung der Ideen, die dazu gehören; durch dieſe allmähliche Betrachtung wird die Aufmerkſamkeit gänzlich auf die Gegenſtände gerichtet, die man als auſſer ſich erblicket. Um aber zu handeln, muß man die Dinge in ſich ſehen, welches in einem Zuſtande, wo man ſeiner Perſönlichkeit beynahe völlig vergißt, nicht möglich iſt. Die Wahrheit, die einen Einfluß in unſre Handlungen haben ſoll, muß ohne Anſtrengung eingeſehen werden, es muß nur eine mittelmäßige Aufmerkſamkeit dazu gehören, die uns verſtatte, über uns ſelbſt nachzudenken und die Wirkung dieſer Wahrheit auf uns zu empfinden. Alles dieſes kann aus der Natur des Zuſtandes des Nachdenkens hergeleitet werden.

Die

Die Betrachtung des Zuſtandes des Empfindens giebt uns ebenfalls verſchiedene ſehr wichtige Anmerkungen an die Hand.

Zuvörderſt iſt es offenbar, daß man es niemals dahin bringt, alles, was zu den Gegenſtänden, welche die Empfindung hervorbringen, gehöret, genau zu erkennen. Man kann ſogar ſagen, je ſtärker eine Empfindung iſt, deſto ſchwerer hält es, zu einer richtigen Erkenntniß des Gegenſtandes, der ſie verurſachet, zu gelangen. Man empfindet ſeine Gegenwart, man nimmt ihn deutlich wahr; aber man hat nicht Zeit, zu bemerken, wie er auf uns wirket. Dieß kömmt daher, weil die Empfindung ſogleich die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt richtet und ſie von dem Gegenſtande abwendet. Bey ſtarken Leidenſchaften ſieht man dieſe Wirkung augenſcheinlich. Der Schrecken machet, daß man des Gegenſtandes, der uns bedrohet, vergißt, und anſtatt die Gefahr zu vermeiden, ſich derſelben nähert. Es geſchieht öfters, daß ein Menſch, der vor Zorn auſſer ſich iſt, ſich an einem Unſchuldigen rächet und den Schuldigen entwiſchen läßt. Ueberhaupt begreift man hieraus, woher die Verblendung kömmt, die gemeiniglich ſtarke Leidenſchaften begleitet. Der Grund davon iſt, weil man bey ſolchen Leidenſchaften bloß auf ſeinen innern Zuſtand Acht hat, und alles, was auſſer uns iſt, vergißt.

Es iſt eine der ſchwerſten Sachen, die Beſchaffenheit der Gegenſtände, welche ſtarke Empfindungen erregen, zu ergründen. Man entdecket zwo Urſachen davon; die erſte, weil man ſelten Zeit zum Nachdenken hat, wenn dieſe Gegenſtände angefangen haben, uns zu rühren; die andere, weil die Empfindung allezeit durch eine große Menge von Vorſtellungen hervorgebracht wird, die alle auf einmal wirken, und folglich nothwendig verworren ſind. Die zärtliche Liebe, die ein Vater für ſein Kind empfindet, iſt das Reſultat einer

ner ſehr großen Menge von Vorſtellungen, die ſich alle auf einmal darſtellen, und indem ſie ſogleich die Empfindung hervorbringen, die Aufmerkſamkeit des Geiſtes auf den innern Zuſtand der Seele richten.

Man kann ferner aus den Bemerkungen über die Beſchaffenheit dieſer drey Zuſtände der Seele zeigen, welche Verfaſſung des Geiſtes die Menſchen zum Empfinden mehr oder weniger geſchickt mache, und was man folglich bey der Erziehung thun müſſe, um die Empfindlichkeit des Herzens zu vermehren, oder zu vermindern. Denn es iſt offenbar, daß man der Empfindlichkeit des Herzens um ſo viel fähiger iſt, um ſo viel mehr Fertigkeit man hat, die Gegenſtände auf eine anſchauende Art zu erkennen; und daß man hingegen die Anlage und den Hang zu dem, was man mit dem Ausdrucke des empfindlichen Herzens bezeichnet, um ſo viel mehr vermindere, um ſo viel mehr man ſich zum tiefen Nachdenken gewöhnt hat. Man kann alſo, überhaupt zu reden, ſagen, daß die abſtrakten Wiſſenſchaften zur Verminderung der Empfindlichkeit des Herzens, und daß hingegen die ſchönen Künſte zur Vermehrung derſelben dienen können.

Artibus ingenuis — —
Pectora molleſcunt, aſperitasque fugit.'

Zuletzt bemerke ich, daß die über den Zuſtand der Empfindung gemachten Bemerkungen, uns lehren, daß es faſt nicht möglich iſt, weder ſich vor plötzlichen Eindrücken zu verwahren, noch dieſe Eindrücke in dem Augenblicke, da man ſie empfindet, durch Vernunftſchlüſſe zu ſchwächen. Ein einziger Augenblick iſt gemeiniglich hinlänglich, eine lebhafte Empfindung hervorzubringen; und wir haben geſehen, wie ſchwer es ſey, zu erkennen, wie dieſes zugehe. Wir empfinden das Verlangen, oder den Abſcheu, ohne zu wiſſen, warum; wir werden von Kräften in Bewegung geſetzt, die wir nicht kennen. Es

ist also nicht möglich, ihnen geradezu zu widerstehen. Wir fühlen die Wunde, ohne den Pfeil zu sehen, der uns verwundet hat.

Es ist also gewiß, daß der Mensch nicht Herr über die ersten Bewegungen seiner Seele ist. Es bleibt ihm nicht die geringste Freyheit übrig, zu empfinden, oder nicht zu empfinden. Alles, was man thun kann, die Wirkung der Empfindung zu verhindern, ist, daß man ihr eine stärkere Empfindung entgegensetzet. Es giebt aber unglücklicher Weise Fälle, wo unsre Vorstellungen so verwirrt sind, und so unordentlich durch einander laufen, daß man es nicht einmal herausbringen kann, was für ein Gegenstand die Empfindung hervorgebracht habe. Ich habe diesen besondern Fall in einer der Akademie vor vier Jahren vorgelesenen Abhandlung erörtert. *)

Ich schließe hieraus, daß die Empfindungen und ihre unmittelbaren Folgen unwillkührliche Handlungen der Seele sind. Man hat sie also mit Rechte Leidenschaften genannt. Denn, obgleich die Seele unstreitig bey der Hervorbringung dieser Leidenschaften handelt, so sieht sie doch nur die Wirkung davon, deren unmittelbare Ursache in dem Innersten der Seele so tief verborgen liegt, daß man sie nur sehr selten erkennen kann.

Ungeachtet der physikalischen Freyheit, wodurch der Mensch die kleinsten Handlungen seines Geistes selbst hervorbringt, genießt er doch selten seiner moralischen Freyheit, die in dem Vortheile besteht, nach Einsichten und deutlich erkannten Gründen zu handeln, und den Vorschriften und Lebensregeln zu folgen, die er selbst gewählet hat. Meistentheils kennet er weder die Gründe,

*) Sie ist vom Jahre 1759. und findet sich auch in dieser Sammlung unter dem Titel: Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes u. s. w.

de, die sein Urtheil, noch die Antriebe, die seine Handlungen bestimmen. So wie in der materiellen Welt alles nach einer physikalischen Nothwendigkeit vor sich geht, so erfolget auch in der intellektuellen Welt alles nach einer moralischen Nothwendigkeit.

Unterdessen geben uns die Fälle, wo es uns vergönnet ist, unsre Schlüsse und unsre Empfindungen zu zergliedern, Ursache, zu glauben, daß, so wie in der Körperwelt alles nach beständigen, unveränderlichen und zur Erhaltung des Ganzen abzielenden Gesetzen geschieht, es auch eben so in der intellektuellen Welt Gesetze gebe, die nicht weniger unveränderlich und nicht weniger weise als jene sind.

Zergliederung
des Begriffs der Vernunft.

Da ich in dem verwichenen Jahre einen Verſuch über das Genie vorgeleſen,*) und mich in demſelben bemühet hatte, den Begriff dieſer Eigenſchaft des Geiſtes zu zergliedern, ſo kam ich auf die Gedanken, daß man eben daſſelbe in Anſehung der Vernunft thun könnte. Dieſe Unterſuchung möchte wohl ſelbſt wichtiger ſeyn, als jene. Durch die Vernunft unterſcheidet ſich ja der Menſch vornehmlich von den Thieren: und wenn wir bis zum Urſprunge dieſes koſtbaren Geſchenkes der Natur zurückgehen, wenn wir die Urſachen, welche die Vernunft hervorbringen, und die Umſtände, welche ſie unterhalten und ſtärken, entdecken können; ſo werden wir ſehen, wodurch uns die Natur zu einer höhern Stufe als die übrigen Thiere zu erheben gewußt hat, und dieſe Kenntniß wird uns zur Entdeckung der Mittel führen, dieſes Vorrecht unſrer Natur zu erhöhen; ein Endzweck, auf welchen die Erziehung, und ein Theil der Geſetzgebung abzielen.

Niemand wird, wie ich glaube, mehr im Ernſte der Meynung des Descartes beypflichten, daß die Thiere bloße Maſchinen, und von aller innern Empfindung entblößt ſeyn. Dieß iſt einer der gröbſten Irrthümer, die ſich je in die Philoſophie eingeſchlichen haben. Die Aehnlichkeit zwiſchen dem Menſchen und den übrigen Thieren iſt zu groß und zu auffallend, als daß man es leugnen könnte, daß ſie mit den meiſten Fähigkeiten und Vermögen verſehen ſeyn, die wir unſrer Seele zuſchrei-

*) Dieſer Verſuch findet ſich auch in gegenwärtiger Sammlung.

zuschreiben. Fehlte ihnen nicht die Vernunft, der Geschmack, und das moralische Gefühl, so würden sie dem Menschengeschlechte in allem ähnlich seyn.

Es ist also wohl ausgemacht, daß es mit Empfindung begabte Wesen giebt, die fähig sind, Ideen zu haben, die Gedächtniß, Einbildungskraft und eine gewisse Urtheilskraft besitzen, und die dessen ungeachtet weder Vernunft, noch Geschmack, noch moralisches Gefühl haben. Dieß führet uns auf eine Frage, die alle unsre Aufmerksamkeit verdienet, nämlich, wovon die Vorzüge eigentlich abhängen, die uns die Natur gegeben, und den übrigen, uns sonst in so vielen Absichten ähnlichen, Thieren verweigert hat. Ich schränke mich in diesem Aufsatze bloß auf den Theil der Frage ein, der die Vernunft betrifft.

Man gebrauchet das Wort **Vernunft** in einem doppelten Sinne. Es bedeutet entweder den Zusammenhang, die Kette der allgemeinen Wahrheiten, wie es **Leibnitz** angemerkt hat, oder aber das Vermögen, vernünftig zu denken und Schlüsse zu machen, oder diesen Zusammenhang einzusehen, und in diesem Sinne hat **Wolff** dieses Wort gebraucht. In dem erstern Sinne ist die Vernunft in jedem vernünftigen Wesen die Sammlung oder die Masse von den philosophischen Kenntnissen, die es besitzt; und in dem andern, das Vermögen, sie zu erwerben. Wir haben also zweyerley zu untersuchen; das Vermögen selbst, und das, was dadurch hervorgebracht wird. Ich fange mit dem erstern an.

Ich könnte hier dasjenige voraussetzen, was der berühmte **Wolff** in seiner Psychologie über die Vernunft, das vernünftige Denken, und die verschiedenen Fähigkeiten der Seele, die dabey wirksam sind, angemerkt hat. Da ich aber weiß, daß die Schriften dieses Philosophen nicht so fleißig gelesen werden, als sie es um der darinn enthaltenen Sachen willen verdienen, und daß sie außer Deutschland beynahe unbekannt sind, so muß

ich wohl mit wenigen Worten anzeigen, was ich hier als von diesem Philosophen erwiesene Dinge voraussetze.

Die Vernunft ist, nach ihm, die Fähigkeit oder das Vermögen, die Verbindung zwischen den allgemeinen Wahrheiten mehr oder weniger zu erkennen. Denn vernünftig schließen, ist nichts anders, als erkennen, oder empfinden, daß gewisse Sätze nothwendig aus gewissen andern Sätzen folgen. Das vernünftige Denken und Schließen setzet also nothwendig allgemeine Begriffe voraus, und folglich einzelne Ideen, aus welchen die Begriffe entstehen; es setzet auch die Urtheilskraft voraus, weil man vermittelst derselben die bey den Vernunftschlüssen zum Grunde liegenden Sätze formirt. Das Urtheil setzet aber nothwendig die Aufmerksamkeit und das Nachdenken voraus, welche zum Theil von der Einbildungskraft, von dem Gedächtnisse und von dem Witze abhängen. Hieraus folget, daß die Vernunft aus dem Zusammenflusse aller Fähigkeiten des Geistes entsteht; daß sie die Vorstellungskraft der Seele, das Vermögen Ideen zu haben, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, den Witz, die Aufmerksamkeit, das Nachdenken, und die Urtheilskraft voraussetze. Dieß ist kürzlich die Zergliederung, die **Wolff** davon gemacht hat. Um sie weiter zu treiben, will ich hier die Elemente dieser Elemente zu erforschen suchen.

Die erste Eigenschaft aller empfindenden Wesen, die zugleich die Quelle aller übrigen zu seyn scheint, ist die **Vorstellungskraft**, wie sie **Leibnitz** und **Wolff** genannt haben, oder das Principium von Thätigkeit, das uns bewegt und gewissermaßen zwingt, auf die durch die Sinne in uns erweckten Eindrücke zu merken. Diese Kraft ist es, die den verständigen Wesen Thätigkeit, Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit giebt; sie ist es, die alle in dem Innern der Substanzen vorgehende Veränderungen hervorzubringen scheint. Wir haben keinen Maßstab für diese Kraft; wir wissen nicht einmal, ob

sie

sie mit mehr Stärke in dem Menschen als in dem Thiere wirket; oder ob sie, gleich der Schwere in den irrdischen Körpern, eben dieselbe in den verschiedenen Subjekten ist. Indessen wissen wir, daß sie durch den gegenwärtigen Zustand der Werkzeuge des Körpers eingeschränkt wird, so daß sie sich nicht anders als nach ihrem Verhältnisse mit diesem Zustande entwickelt. Wir sehen eben denselben Menschen bald mehr, bald weniger thätig; die Folge seiner Ideen scheint bald mehr, bald weniger schnell zu seyn. Wir wissen endlich, daß, wenn die Werkzeuge des Körpers gänzlich ruhen, wie in dem tiefen Schlafe, diese Kraft nicht die geringste merkliche Veränderung hervorbringt, und daß sie alsdann den todten Kräften der Körper, welche nur Anstrengung ohne Wirkung sind, gleichet. Hieraus ist es offenbar, daß ein Wesen mit der Vorstellungskraft, so wie sie im Menschen ist, begabet seyn kann, ohne zur Vernunft zu gelangen, weil der Körper so organisirt seyn kann, daß diese Kraft gar keine merkliche Wirkung hervorbringt.

Die Frage, wie die Einrichtung und Verfassung des Körpers die Wirksamkeit der Seele ändern kann, ist eine der schwersten Fragen. Jedermann weiß, was die verschiedenen philosophischen Schulen darüber denken. Ihre Beantwortung scheint unsere Kenntnisse zu übersteigen. Dieß verbindet uns hier anzunehmen, daß das Wesen allbereits mit dem innern Gefühl begabet ist; so, daß die Frage, die wir durch unsre gegenwärtigen Untersuchungen beantworten sollen, diese ist: **wenn wir das innere (auf eine uns unbegreifliche Art vermittelst der thätigen Kraft der Seele, und einer gewissen Organisation des Körpers hervorgebrachte) Gefühl voraussetzen, wie entstehe das Vermögen vernünftig zu denken und zu schließen?**

Man sieht sogleich, daß das Raisonnement Ideen und Begriffe von Dingen voraussetzet. Wir wollen also mit unsrer Zergliederung bey dem Vermögen, Ideen

und Begriffe zu haben, anfangen. Um vernünftig denken und schließen zu können, muß der Verstand Ideen und Begriffe, und diese Ideen und Begriffe müssen einen gewissen Grad der Klarheit haben. Das innere, von der thätigen Kraft der Seele unterstützte, Gefühl bringt unmittelbar das Vermögen, Ideen zu haben, hervor. Eine Idee haben, die dem Geiste gegenwärtig sey, heißt nichts anders, als, empfinden, daß man in dem gegenwärtigen Augenblicke auf eine gewisse bestimmte Art afficirt wird. Wenn sich die Art, wie man afficirt wird, von einem Augenblicke zum andern verändert, und wir nehmen diese Veränderungen so wahr, daß wir sie von einander unterscheiden, so folgen unsre Ideen auf einander. Um aber diese Veränderungen zu unterscheiden, wird nothwendig die freye Anwendung der thätigen Kraft erfordert. Sie treibt uns an, auf die Eindrücke zu merken, und uns einen Augenblick dabey zu verweilen, um sie von den vorhergegangenen zu unterscheiden. Wir können also von jedem Thiere, dessen Organisation so beschaffen ist, daß sie in Verbindung mit seiner thätigen Kraft das innere Gefühl hervorbringt, sagen, daß dieses Thier nothwendig Ideen habe.

Bey den Ideen können wir ihre materielle Beschaffenheit und ihre Form von einander unterscheiden. Jene und diese müssen von einer gewissen Art seyn, wenn sie zum Raisonnement dienen sollen. Denn es giebt überaus viele Ideen, worüber wir gar nicht raisonniren können. Bald ist es ihre materielle Beschaffenheit, bald ihre Form, die sie unbrauchbar zum Raisonnement machet. Ich werde dieses in der Folge deutlicher erklären.

Die materielle Beschaffenheit der Ideen ist die Art der Vorstellung, in Absicht auf die Ursache, welche sie hervorbringt; und ihre Form ist die Art der Vorstellung, in Absicht auf die Art und Weise, wie wir sie fassen.

So

So haben alle Farben, so wohl als alle Töne und alle Figuren, eben dieselbe materielle Beschaffenheit. Aber eine Farbe ist von der andern, ein Ton von dem andern, eine Figur von der andern durch die Form unterschieden, das ist, durch die größere oder geringere Deutlichkeit, Stärke und Richtigkeit, womit wir uns dieselben vorstellen. Nun sage ich, daß die materielle Beschaffenheit der Ideen einzig und allein von der Organisationsart der verschiedenen Sinne abhängt, welche die Natur dem Thiere verliehen hat.

Ich will damit sagen, daß alle Ideen, die wir von der Körperwelt, von der Ausdehnung, der Bewegung, den Gestalten, den Farben u. s. w. haben, ganz anders seyn würden, als sie gegenwärtig sind, wenn unsre Sinne anders organisirt wären. Es ist zu meiner Absicht nöthig, daß ich mich weitläufiger hierüber erkläre.

Man sieht sogleich, daß uns die Sinne nicht die Ideen von den Körpern selbst, sondern nur von einigen auf die Sinne sich beziehenden Eigenschaften derselben geben. Das Gesicht, z. B. verschafft uns nichts anders als die Ideen der Ausdehnung, der Gestalten, der Farben und der Bewegung; und wenn wir nur diesen einzigen Sinn hätten, so würden wir gar keine Idee von der Stärke eines Körpers, von der Dichtigkeit, von der Härte, von der Wärme und Kälte u. s. w. haben. Hieraus erhellet, daß, wenn die Körper Eigenschaften haben, die sich auf keinen von unsern Sinnen beziehen, wir gar keine sinnliche Idee davon haben. Lasst uns hier stille stehen, um mehr Licht über diese Anmerkung zu verbreiten.

Wir wissen, daß es Thiere giebt, die einiger Sinne, womit die Natur uns versehen hat, beraubet sind, und andere, die einige zu haben scheinen, welche uns fehlen. Diese letztere Anmerkung scheint zu beweisen, daß die Körper Eigenschaften haben, die sich auf keinen unsrer Sinne beziehen, und wovon wir folglich nicht die

geringſte Vermuthung haben. Ueberhaupt ſehen wir hieraus, daß, ſo wie wir einige ſinnliche Ideen haben, die andern Thieren fehlen, es auch unter dieſen Gattungen gebe, die in den Körpern Eigenſchaften gewahr werden, von denen wir gar keine Idee haben. Dieß betrifft die Anzahl und die Mannigfaltigkeit der ſinnlichen Ideen.

Was ihre Beſchaffenheit angeht, ſo iſt es offenbar, daß uns die Natur und Einrichtung der Organen gleichſam nöthiget, uns jede ſinnliche Eigenſchaft der Körper als ein gewiſſes Ding vorzuſtellen, oder uns ein gewiſſes Bild davon zu machen, welches ſehr verſchieden ſeyn würde, wenn eben dieſelbe Eigenſchaft einen anders organiſirten Sinn rührte. Das Geſicht z. B. bringt in Verbindung mit dem Gefühle dem Geiſte die Idee der Ausdehnung als die Idee eines Etwas bey, deſſen Exiſtenz und Möglichkeit man unabhängig von den Körpern begreifen kann. Wenn uns aber das Geſicht mangelte, ſo würde unſtreitig die durch das Gefühl hervorgebrachte Idee der Ausdehnung von dem, was ſie gegenwärtig iſt, ſehr verſchieden ſeyn. Denken wir mit Aufmerkſamkeit über dieſe Anmerkungen nach, ſo werden wir überhaupt gewahr werden, daß alle ſinnliche Ideen, ohne uns ſchlechterdings zu mangeln, von dem, was ſie gegenwärtig ſind, ſehr verſchieden ſeyn, und deſſen ungeachtet eben denſelben Beſchaffenheiten und Eigenſchaften der Körper entſprechen könnten.

Laßt uns nun dieſe Anmerkungen ihrer Abſicht näher bringen. Wir wiſſen, daß die Verwirrung, die in einigen von unſern ſinnlichen Ideen herrſchet, uns ſehr wenig Vernunftſchlüſſe über die Natur der Körper zu machen verſtattet, ſo, daß faſt alles, was wir in der Phyſik wiſſen, nichts anders als Erfahrung iſt. Unterdeſſen iſt es uns doch vergönnet, zu muthmaßen, daß uns eine verſchiedene Organiſation das Raiſonniren darüber hätte erleichtern können. Hier iſt der Grund dieſer Muth-

Muthmaßung. Nichts iſt von der Natur der Dinge weiter entfernt, als unſre Ideen von dem Lichte und von den Farben: inzwiſchen begreifen wir doch ſehr wohl, daß der Sinn des Geſichtes hätte dergeſtalt organiſirt ſeyn können, daß wir es empfunden hätten, daß die Farben von der Vibration, welche die erleuchteten Körper in einem äußerſt feinen Fluido hervorbringen, entſtehen, und daß wir die Farben durch die einer jeden eigenen Vibrationen unterſchieden hätten. Ein ſolches Geſicht aber würde uns das vernünftige Denken und Schließen über das Licht und die Farben erleichtert haben. Da ſich die übrigen Sinne in eben dem Falle befinden, ſo können wir behaupten, daß die Vernunft, in ſo weit ſie ſich auf die Körperwelt bezieht, gänzlich von der Art der jedem Sinne eigenen Organiſation abhängt. Der Sinn des Geſichts iſt ſo beſchaffen, daß wir in Abſicht auf die Figuren eine ſehr vollkommene Wiſſenſchaft haben erlangen können; eine andere Organiſation des Körpers würde uns eben ſo vollkommener Wiſſenſchaften in Anſehung anderer Eigenſchaften der Körper, als der Farben, der Töne, der Wärme und der Kälte u. ſ. w. fähig gemacht haben.

Die formellen Beſchaffenheiten der Ideen ſcheinen von der Vollkommenheit jedes Organes in ſeiner Art abzuhängen. Wenigſtens iſt es offenbar, daß diejenigen, die ein gutes Geſicht haben, deutlichere und beſtimmtere Eindrücke von den ſichtbaren Dingen erhalten, als diejenigen, deren Geſicht einen Fehler hat: und da es ſich mit den andern Sinnen eben ſo verhält, ſo kann man wohl überhaupt gewiß ſeyn, daß, bey gleichen äuſſern und innern Umſtänden, diejenigen, deren Sinne vollkommener ſind, deutlichere und beſtimmtere Ideen haben. Die erſten Ideen aber, die wir bekommen, ſind Ideen von ſinnlichen Dingen. Sind ſie recht vollkommen, ſo unterſcheiden wir die Gegenſtände beſſer von einander; wir bemerken ihren Unterſchied genauer, wir

werden

werden kleinerer Verschiedenheiten daran gewahr, unsere Vorstellungen sind zahlreicher; und wir gewöhnen uns daran, deutlicher zu sehen und genauer zu unterscheiden. Dieß führet uns, wie wir bald sehen werden, natürlicher weise zum Nachdenken, und zeuget nach und nach Genauigkeit und Gründlichkeit, selbst in Ansehung solcher Dinge, die nicht in die Sinne fallen. So führen uns vollkommene Organen natürlicher weise auf den Weg der Vernunft; da uns hingegen stumpfe Sinne durch entgegengesetzte Wirkungen davon abhalten.

Allein, ob gleich die Vollkommenheit der Sinne nothwendig ist, um zur Vernunft zu gelangen, und ob gleich sie dieselbe natürlicher weise herbeyzubringen scheint; so lehrt uns doch die Erfahrung, daß dieses alleine noch nicht genug ist, um uns vernünftig zu machen. Alle vierfüßige Thiere haben eben dieselben Sinne, welche die Natur dem Menschengeschlechte verliehen hat, und sie haben dieselben gemeiniglich vollkommener und feiner als wir. Es gehöret also etwas mehr, als recht gute Sinne dazu, um zur Vernunft zu gelangen.

Und in der That, wir wissen aus unsrer eignen Erfahrung, daß wir von Gegenständen gerührt werden, die sich in der vortheilhaftesten Lage befinden, um starke und genau bestimmte sinnliche Empfindungen in uns zu erwecken, und die doch keine recht deutliche Vorstellungen hervorbringen. Bey Zerstreuungen empfinden wir das, was unsre Sinne rühret, fast gar nicht, und Dinge, die vor unsern Augen vorgehen, erwecken nur sehr schwache Vorstellungen. In einem solchen Zustande würden uns die vollkommensten Sinne von keinem großen Nutzen seyn. Es ist aber offenbar, daß es uns alsdann bloß an der Aufmerksamkeit fehlet. Diese Handlung des Geistes ist also höchstnothwendig, wenn uns unsre Vorstellungen stark rühren sollen.

Die Aufmerksamkeit scheint eine so einfache Handlung zu seyn, daß es vielleicht unmöglich ist, sie anders

als nach ihren Wirkungen zu beſchreiben. Ihre merklichſten Wirkungen aber ſind folgende: ſie läßt uns eine Idee, oder Vorſtellung von jeder andern, dem Geiſte zugleich gegenwärtigen, unterſcheiden; ſie bringt uns dieſelbe gewiſſermaßen näher als die übrigen, und machet ſie ſtärker und intereſſanter; ſie erwecket die Wirkſamkeit des Geiſtes; und verurſachet, daß ſich dieſe Wirkſamkeit alsdann auf die einzige Vorſtellung einſchränkt, auf welche wir die Aufmerkſamkeit richten. Sie wird von zweyerley Urſachen hervorgebracht; die eine iſt die vorzügliche Stärke, womit uns gewiſſe Ideen rühren, und die andere die Deutlichkeit. Die erſtere Urſache bringt eine erzwungene und dumme, mit Erſtaunen vermiſchte; die andere eine freywillige und mit Nachdenken begleitete Aufmerkſamkeit hervor. Wir erfahren die Wirkungen der erzwungenen Aufmerkſamkeit, wenn uns ein Gegenſtand ſo ſtark rühret, daß unſre Seele dadurch in Bewegung geräth, als wie bey dem Schmerze, und bey der Empfindung eines dringenden Bedürfniſſes. Eine ſolche ſinnliche Empfindung zieht alle unſre Aufmerkſamkeit an ſich, und hält ſie ſo feſte bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Seele, daß ihre Wirkung aufgehalten und in ein bloßes Beſtreben verwandelt zu ſeyn ſcheint. Die Vorſtellungen können nicht auf einander folgen, weil wir bey einer ſolchen ſinnlichen Empfindung nichts unterſcheiden; das, was uns afficirt, iſt nur eine einzige untheilbare Maſſe. Und da dieſe ſtarken Vorſtellungen allemal von Luſt oder Unluſt, Vergnügen oder Mißvergnügen, begleitet werden, ſo überläßt ſich die Seele ganz und gar dieſen Empfindungen.

Die durch die Deutlichkeit der Vorſtellungen verurſachte Aufmerkſamkeit iſt von jener ſehr verſchieden. Sie richtet die Wirkſamkeit der Seele auf einen genau ausgedrückten Gegenſtand, deſſen verſchiedene Theile wir von einander unterſcheiden. Dieß treibt uns an, ſie alle, einen nach dem andern, zu betrachten, und ihre Verbin-

bindungen, ihre Verhältniſſe, ihre gegenſeitige Abhängigkeit zu bemerken. Wir ſind weder erſtaunt, noch bewegt; und der Verſtand behält alle Freyheit, den Gegenſtand zu betrachten.

Es iſt ſehr klar, daß die von der erſtern Urſache erregte Aufmerkſamkeit dem vernünftigen Denken und Schließen nicht nur nicht günſtig iſt, ſondern daſſelbe vielmehr zerſtöret. Denn, wie könnten wir über einen Gegenſtand nachdenken, der, nachdem er uns bewegt hat, uns weiter nichts darſtellet, das wir aus einander ſetzen könnten? Ein ſtarker Schall trifft unſer Ohr. Die über dieſe ſtarke und plötzliche Empfindung erſtaunte Seele richtet ihre Aufmerkſamkeit darauf; aber was unterſcheidet ſie dabey? wie kann ſie dieſe Maſſe, die weder Geſtalt noch Theile hat, bearbeiten? Alles, was ſie, nachdem ſie ſich von ihrem erſten Erſtaunen erholt hat, thun kann, beſteht darinnen, daß ſie dem angenehmen, oder unangenehmen Eindrucke, den dieſe ſinnliche Empfindung hervorgebracht hat, nachhängt; dieß verſchafft ihr aber keine einzige neue Vorſtellung. Die freywillige Aufmerkſamkeit hingegen erwecket natürlicher Weiſe Nachdenken. Denn, nachdem wir den Gegenſtand im Ganzen gefaßt haben, können wir ihn zergliedern, weil wir ſeine Theile ſehen. Wir hängen nach und nach den einzelnen Vorſtellungen nach, woraus die Vorſtellung des ganzen Gegenſtandes zuſammen geſetzt iſt; wir vergleichen ſie mit einander, um ihre Verhältniſſe und ihre Verſchiedenheiten zu entdecken. Und da wir ohne Gemüthsbewegung ſind; ſo bemerken wir den Gang des Geiſtes bey der Zergliederung, die wir von der ganzen Vorſtellung machen; wir ſehen, was wir jeden Augenblick thun, was wir in dem Augenblicke vorher gethan haben, und was wir den Augenblick nachher thun wollen. Kurz, wir behandeln dieſen Gegenſtand auf eben dieſelbe Art, wie man einen Körper wendet und drehet, um ihn von allen Seiten zu betrachten. Wenn ſich die

Ein-

Einbildungskraft und das Gedächtniß zu dieſer Aufmerkſamkeit geſellen, ſo vergleichen wir die gegenwärtigen Ideen mit andern, die ſich auf irgend eine Art darauf beziehen; und dadurch ergründen wir die Dinge. Laßt uns hier länger verweilen und den Urſprung und die Beſchaffenheit der freyen Aufmerkſamkeit näher zu entdecken ſuchen. Dieß iſt das weſentliche Stück unſrer Unterſuchung, indem dieſe Aufmerkſamkeit der wahre Grund der Vernunft iſt.

Man ſieht ſogleich, daß ſie die Freyheit des Geiſtes vorausſetzet, die uns erlaubet, nach Belieben zu handeln, und einer von unſern gegenwärtigen Vorſtellungen den Vorzug vor allen andern zu geben, uns dabey aufzuhalten und ſie wieder fahren zu laſſen, ſo wie wir es für gut finden. Dieſe Freyheit des Geiſtes ſetzet aber zwo Bedingungen voraus, ohne welche ſie nicht ſtatt haben kann. Die eine iſt der Zuſtand der Seele, den Wolff den Zuſtand klarer Vorſtellungen nennet, und den ich den Zuſtand des vollkommenen Wachens nennen möchte, weil er mir dem Zuſtande des tiefen Schlafes gerade entgegengeſetzt zu ſeyn ſcheint. Die andere Bedingung iſt eine hinlängliche Stille in der Seele, die Abweſenheit deſſen, was uns beweget, und alles deſſen, was unſrer Aufmerkſamkeit wider unſern Willen Gewalt anthut. Es iſt nöthig, daß ich mich etwas weitläufiger über dieſe beyden Bedingungen erkläre.

Was die erſtere betrifft, ſo iſt es offenbar, daß, wenn ſich unſer Geiſt in einem finſtern Zuſtande befindet, wenn wir z. B. ſchläfrig oder ſehr ermüdet ſind, wir nicht die geringſte Aufmerkſamkeit weder auf uns ſelbſt, noch auf das, was um uns her vorgeht, richten. Der Geiſt ſcheint alsdann gar keine Kraft zu haben; und wenn uns auch irgend ein Gegenſtand rühret, ſo überlaſſen wir den Lauf unſrer Vorſtellungen dem Zufalle; die leichteſten Spiele der Einbildungskraft leiten ihn. So iſt der Zuſtand des Geiſtes beym Träumen beſchaffen; er iſt ſo veränderlich

derlich als die Lage einer Pflaumfeder, die der geringſte Hauch ohne einigen Widerſtand fortkreibt. Und ob wir gleich in dieſem Zuſtande zuweilen ziemlich klare Vorſtellungen haben, ſo halten wir ſie doch ſo wenig feſte, daß wir ſie um der kleinſten und unbedeutendeſten Umſtände willen wieder fahren laſſen. In dem Zuſtande des vollkommenen Wachens hängt die Folge von Ideen durch ſtärkere und feſtere Bande zuſammen; der Uebergang von einer Idee zu der andern geſchieht vermittelſt einer wirklichen Gleichförmigkeit zwiſchen zwo benachbarten Ideen, weil der Verſtand bloß eingebildete Verbindungen verwirft. Im Traume hingegen veranlaſſen die unnatürlichſten Verbindungen den Uebergang von einer Idee zu der andern; und man machet dabey keinen Unterſchied zwiſchen dem, was wirklich iſt, und dem, was zu ſeyn ſcheint. Die Flügel einer Windmühle, die eine ſehr entfernte Aehnlichkeit mit zween ungeheuren zum Schlagen aufgehobenen Armen haben, werden für wirkliche Arme gehalten, und durch eine andere eben ſo ſeichte Folgerung iſt die Windmühle ſelbſt ein Rieſe. Man ſieht hieraus, daß in dieſem Zuſtande die Folge der Ideen nicht ohne Verbindung iſt, daß aber die Verbindungen ſehr leicht und unbedeutend ſind, weil ſie von dem ungefähren Zufalle herrühren.

Dieſer Zuſtand hat allemal ſtatt, wenn die Empfindung unſer ſelbſt ſehr ſchwach iſt, oder wenn wir das, was wir ſind, und was wir thun, nur ſehr verworren und ſchwach empfinden. Denn alsdann empfinden wir unſre eignen Kräfte nicht, und folglich geben wir ihnen auch nicht die Richtung; wir haben weder Abſichten noch Endzwecke. Dieß begegnet uns in der erſten Kindheit, in den Augenblicken, da wir zu ſchlafen anfangen, in dem Schlafe ſelbſt, und bey ſtarken Zerſtreuungen. In allen dieſen Fällen wirken die am beſten eingerichteten Organen nur ſchwach, indem die Nerven gleichſam ſtumpf ſind. Hieraus folget, daß aus der vereinigten

Wir-

Wirkung aller Sinne eine allgemeine Empfindung unſers Zuſtandes entſteht, die nur ſehr wenig Klarheit hat. In der ganzen Maſſe unſrer Vorſtellungen iſt nur ein einziger heller Punkt; und dieß verhindert uns eben, die Idee, die uns am gegenwärtigſten iſt, mit andern, die faſt unbemerklich ſind, zu vergleichen.

Um dieſe Bemerkungen ſo deutlich zu machen, als es nur möglich iſt, müſſen wir erwägen, daß wir in jedem Augenblicke eine ſehr große Menge von Vorſtellungen zugleich haben. Wir erhalten beſtändig Eindrücke von allen Sinnen; alles, was wir vor dem gegenwärtigen Augenblicke empfunden und gedacht haben, bleibt in uns, obgleich auf eine Art, die ſich nicht erklären läßt. Aus dieſer Menge von Ideen, bildet ſich in jedem Augenblicke eine aus den auf einmal gegenwärtigen Vorſtellungen zuſammengeſetzte Maſſe. Je mehr Licht ſich über die ganze Maſſe verbreitet, deſto leichter iſt es, die einzelnen Vorſtellungen mit einander zu vergleichen, und zu bemerken, mit wie vielen andern diejenige zuſammenhängt, die uns in dem gegenwärtigen Augenblicke vornehmlich beſchäfftiget. Wir wiſſen aber, daß dieſe Maſſe von Vorſtellungen bey dem Wachen mehr Klarheit hat als in dem Schlafe. Bey Zerſtreuungen iſt viel Licht in der Seele, aber es iſt bloß auf eine ſehr geringe Anzahl von Vorſtellungen eingeſchränkt. Dieß läßt uns begreifen, wie der Geiſt in dem Zuſtande des vollkommenen Wachens eine größere Freyheit zu handeln beſitze, als in den andern vorhin erwähnten Zuſtänden.

Nun lehret uns die Erfahrung, daß es zwo Haupturſachen giebt, die uns aus dem Schlafe erwecken, und aus Zerſtreuungen reiſſen. Starke ſinnliche Empfindungen, die eine Erſchütterung in den Nerven verurſachen, und ſich dem ganzen Syſteme mittheilen, und rührende, auffallende Ideen, die auf einmal eine Menge von Ideen erwecken. Die erſte dieſer Urſachen iſt zu

bekannt, um uns dabey aufzuhalten. Wir wollen nur bemerken, daß das Erwachen um ſo viel geſchwinder und vollkommener geſchieht, um ſo viel allgemeiner dieſe Erſchütterung iſt. Eine einzige ſinnliche Empfindung iſt oft nicht hinlänglich, uns vollkommen wach zu machen. Es geſchieht zuweilen, daß wir bey dem Erwachen deutlich ein Geräuſch hören, das unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, und doch iſt dieſes nicht hinlänglich, uns völlig aus dem Schlafe zu bringen. Sobald aber ein anderer Sinn, das Geſicht oder das Gefühl, dem Gehör zu Hülfe kömmt, ſo geſchieht das Erwachen ſchnell und vollkommen. Was die andere von jenen Urſachen betrifft, ſo erfahren wir ihre Wirkung in denen Träumen, die uns auf ſo rührende Ideen bringen, daß ſie eine gewiſſe Leidenſchaft, als Schrecken, Freude oder Erſtaunen, in uns erwecken: dann fahren wir plötzlich auf und erwachen, weil ſich die Empfindung durch die groſſe Menge auf einmal erregter Vorſtellungen gewiſſermaßen der ganzen Seele mittheilet.

Dieß ſind alſo zwo Urſachen, die den Zuſtand des vollkommenen Wachens bewirken, oder unterhalten: empfindliche ſinnliche Werkzeuge, die eine freye Gemeinſchaft mit dem ganzen Nervenſyſtem haben, und ſtark rührende Ideen, die mit einer großen Menge von Vorſtellungen, die ſie auf einmal erregen, zuſammenhängen. Dieß giebt uns einige in Abſicht auf den Endzweck dieſes Aufſatzes wichtige Folgerungen an die Hand. Die erſte iſt: daß eine zu einfache Organiſation, die nur ſehr wenige, und ſehr wenig von einander unterſchiedene ſinnliche Empfindungen zuläßt, das Thier in einer beſtändigen, dem Schlafe ziemlich ähnlichen, Dummheit erhält. Dieſes wird unmittelbar durch die Erfahrung beſtätiget. Jene Thiere, die der ſcharfſichtige Hr. Trembley ſo berühmt gemacht hat, nehmen die letzte Stelle in der Claſſe der empfindenden Weſen ein, und ſcheinen an das Pflanzenreich zu gränzen. Ihre Organiſation

gehö-

gehöret auch wirklich zu den einfachsten. Das ganze Thier ist nichts als ein einziger Darm, der sich in einem Munde und einigen Armen endet. Dieß läßt uns vermuthen, daß sich die sinnlichen Empfindungen dieses Thieres darauf einschränken, daß es hungert, und dann seinen Raub in seiner Gewalt fühlet. Diese sinnlichen Empfindungen alleine sind aber nicht hinlänglich, viel Licht in der Seele dieses Thieres zu verbreiten. Und dieß ist die Ursache seiner Dummheit. Ueberhaupt scheint es, daß diejenigen Thiere, deren Organisation der Organisation des Menschen am nächsten kömmt, die verständigsten sind; und daß sich der Schatten von Vernunft, der sich in den mit unsern fünf Sinnen begabten Thieren zeiget, nach dem Grade vermindert, nach welchem sich ihre Organisation von der Organisation des Menschen, welche die vollkommenste zu seyn scheint, entfernet.

Die zweyte Folgerung aus den vorhergehenden Bemerkungen ist diese: wenn gleich die Organisation des Thieres vollkommen ist, so bleibt doch die Seele, so lange sie nur eine sehr kleine Anzahl von erworbenen Ideen hat, in der Dummheit. Denn, wenn die Anzahl der Ideen überhaupt sehr klein ist, so können jene stark rührenden Ideen, von welchen wir geredet haben, nicht statt finden. Diese Folgerung wird auch durch das, was man in der Kindheit des Menschen von dem fortschreitenden Wachsthume der Vernunft bemerket, bestätiget.

Dritte Folgerung: alle Unordnungen in dem Nervensysteme, welche die freye Gemeinschaft zwischen seinen verschiedenen Theilen verhindern, machen, daß der Zustand klarer Empfindungen seltener statt hat, und daß man schwerer dazu gelanget. Denn, so stark auch eine sinnliche Empfindung bey einer solchen Unordnung seyn mag, wird sie doch nur eine einzige Vorstellung hervorbringen, die, wie wir gesehen haben, nicht hinlänglich ist, das vollkommene Erwachen zu bewirken.

Vierte und letzte Folgerung: der Zuſtand klarer Vorſtellungen kann nicht ſtatt haben, es ſey denn, daß ein hinlänglicher Grad von Kraft und Empfindlichkeit in dem Nervenſyſteme vorhanden ſey, damit die ſinnlichen Empfindungen Stärke genug haben, lebhafte Eindrücke zu verurſachen. Wenn das Nervenſyſtem erſchlafft oder ſtumpf worden iſt, wie ſolches gemeiniglich in dem hohen Alter geſchieht, ſo fällt die Seele mehr oder weniger in einen Zuſtand der Dummheit zurücke. Und dieß iſt es, was ich von den Urſachen habe entdecken können, die den Zuſtand in der Seele hervorbringen, ohne welche keine mit Nachdenken begleitete Aufmerkſamkeit ſtatt haben kann.

Wir haben ferner vorhin angemerkt, daß die zu dieſem Nachdenken erforderliche Freyheit des Geiſtes eine hinlängliche Stille in der Seele, oder die Abweſenheit alles deſſen, was ſie bewegen und beunruhigen kann, vorausſetze. Ich darf es wohl nicht beweiſen, daß die Gemüthsbewegungen und die ſtarken Leidenſchaften dem Nachdenken zuwider ſind; jedermann iſt aus eigener Erfahrung genugſam davon überzeugt. Allein das iſt nicht ſo durchgängig bekannt, daß ein Gegenſtand, der das Herz intereſſirt, eben dieſelbe Wirkung auf den Verſtand haben kann, ohne daß wir es wiſſen. Ueber dieſe Bemerkung, die wichtig genug iſt, muß ich mich näher erklären.

Ich bemerke alſo, daß es, auſſer den Augenblicken, da wir bewegt oder von einer Leidenſchaft eingenommen ſind, noch andere giebt, in welchen wir zerſtreut und aller Anſtrengung unfähig ſind, ohne daß wir die Urſachen dieſer Unfähigkeit wüßten; und ich ſage, daß ſie von einer Leidenſchaft herkömmt, die wir nur dunkel empfinden. Wer gewohnt iſt, ſich ſelbſt zu beobachten, weiß, daß man wohl oder übel aufgeräumt ſeyn kann, ohne daß man die Urſachen davon errathen könnte. Inzwiſchen geſchieht es zuweilen, daß man ſie, nach langem Su-

chen,

chen, auf einmal entdecket, und ſo gar gewahr wird, daß ſie lange einen Einfluß auf unſre Gemüthsfaſſung gehabt haben, ohne daß wir es bemerkt hätten. Dieß beweiſt, daß dunkle Vorſtellungen ſehr merkliche Wirkungen haben können, und daß ſich die Seele mit einer beträchtlichen Angelegenheit beſchäfftigen kann, ohne eine recht klare Erkenntniß davon zu haben. Das ſind die in dem Innerſten der Seele verborgenen Angelegenheiten, die uns zuweilen auf einmal, ohne alle Veranlaſſung und auf eine unſchickliche Art, handeln oder reden, und ohne daß wir daran denken, Dinge ſagen laſſen, die wir ſchlechterdings verbergen wollten. Aus eben dieſer Urſache fallen die Verrückten, die man von ihrer Narrheit hergeſtellt zu ſeyn glaubte, plötzlich wieder in dieſelbe zurücke. Man kann hieraus ſo gar den Urſprung der Narrheit begreifen. Sie entſteht gemeiniglich aus einer ſtarken Leidenſchaft, die ſich der Seele bemächtiget. Anfänglich läßt ſie ihr Gegenwart des Geiſtes genug, um ſich zu erkennen, um das, was ſie niederſchlägt, deutlich zu bemerken, und nicht weiter, als man ſelbſt will, davon zu reden. Nach und nach gewöhnet ſich die Seele daran, an nichts anders als an dieſe Sache zu denken; ſie verliert die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und auf das, was ſie von auſſen umgiebt; einzig und allein mit ihrer Leidenſchaft beſchäfftiget, zieht ſie alles dahin. Unvermerkt vergißt ſie das, was den Kummer, der ſie beunruhiget, veranlaßt hat; ſie wird es nicht mehr gewahr, daß ſie ſich in einem gewaltſamen Zuſtande befindet, weil ihr derſelbe gewöhnlich geworden iſt; und dadurch verliert ſie das Nachdenken über dieſen Zuſtand, und beobachtet nicht mehr die nöthige Vorſichtigkeit, um ſich zu beſinnen. Etwas dieſem ſehr ähnliches geht bey lange anhaltenden Schmerzen vor. Jedermann weiß, daß man ſich dergeſtalt daran gewöhnet, daß man ſie vergeſſen kann; dieß hindert aber nicht, daß man nicht, ohne daran zu denken, mit der Hand nach dem leidenden

Theile fahre und mancherley Handlungen vornehme, die von der dunkeln Empfindung des Schmerzes herrühren. So geht ein Blinder, selbst in denen Augenblicken, da er den Mangel des Gesichts gänzlich vergessen zu haben scheint, allemal mit einer gewissen Behutsamkeit einher.

Was wir über die Wirkungen der verborgenen Gemüthsbewegungen und Leidenschaften angemerkt haben, führet uns zur Entdeckung von zwo neuen Ursachen, die sich der Vernunft entgegensetzen. Die erste ist eine Anlage oder ein Hang zu gar zu häufigen Anfällen von Leidenschaften; und die andere eine beständige Empfindung eines dringenden Bedürfnisses oder einer im Verborgenen wirkenden Leidenschaft. Beyde verdienen eine nähere Betrachtung.

Die erste dieser beyden Ursachen findet statt, wenn das Thier gar zu empfindliche Nerven hat. Es giebt Menschen, die fast niemals mittelmäßig starke sinnliche Empfindungen haben: alles, was sie rühret, rühret sie heftig; sie gerathen bey solchen Dingen ausser sich, die andere nur mittelmäßig afficiren. Dieß machet sie geschwinde, auffahrisch, unbesonnen, zur Entrüstung geneigt, und unfähig, demjenigen, was sie rühret, eine mit Nachdenken begleitete Aufmerksamkeit zu verleihen. Witzige Einfälle nehmen bey ihnen die Stelle gründlicher Ideen ein, und der Enthusiasmus vertritt bey ihnen die Stelle der Vernunft. Geht dieses bis zu einem gewissen Grade der Ausschweifung, so setzet man sie in die Classe der Narren. Sie sind in der That von diesen Unglücklichen, die man aus der Gesellschaft ausschließt, nur darinnen unterschieden, daß ihre Narrheiten kurz und mannichfaltig sind; da hingegen die Narrheiten der andern beständig und immer dieselben sind. Ueberhaupt ist ein jeder Mensch närrisch, so lange er von einer starken Leidenschaft eingenommen ist; er sieht und thut das Gegentheil dessen, was er thun sollte. Diese Anlage und dieser Hang aber zu plötzlichen und heftigen Bewegungen hängen

hängen einzig und allein von der Verfassung des Nervensystems ab.

Das beständige Gefühl eines gewissen Bedürfnisses ist der Fall, in welchem sich die unglücklichen Menschen befinden, denen eine heftige Leidenschaft den Kopf verrückt hat, wie wir solches allbereits angemerkt haben. Die meisten Thiere scheinen sich noch in einem diesem ziemlich ähnlichen Zustande zu befinden. Es ist bekannt, daß die verschiedenen Gattungen der Thiere ein weit bestimmteres Genie haben als die Menschen. Nur sehr wenige Gegenstände afficiren die unvernünftigen Thiere, da hingegen der Mensch auf alles, was seine Sinne rührt, merket. Da nun die vierfüßigen Thiere mit eben denselben Sinnen, wie wir, begabet, und doch gegen eine so große Menge von Dingen, die sich auf diese Sinne beziehen, unempfindlich sind: so ist es wahrscheinlich, daß, anstatt der Art von Gleichgewicht, das wir zwischen unsern verschiedenen Sinnen bemerken, eine jede Thierart mit einem herrschenden Sinne versehen ist, dem alle übrige und das ganze Nervensystem untergeordnet sind; und dieß muß auch eine herrschende sinnliche Empfindung hervorbringen, welche die ganze Wirksamkeit des Thieres auf eine einzige Art von Dingen richtet. Dieß zeiget uns, warum die unvernünftigen Thiere nicht die ausgebreitete Aufmerksamkeit haben, die uns gegen eine so große Mannichfaltigkeit von Dingen empfindlich machet. Laßt uns nun alle diese Bemerkungen unter einen einzigen Gesichtspunct bringen, um diesen Schluß daraus zu ziehen: daß die für die Vernunft am vortheilhaftesten eingerichtete Organisation diejenige ist, nach welcher das Nervensystem so mannichfaltig ist, daß das Thier die größte Mannichfaltigkeit von Eindrücken erhält; diejenige, welche jedem Theile dieses Systems den gehörigen und dergestalt gemäßigten Grad der Empfindlichkeit giebt, daß kein einziger Theil über die andern herrschet; und welche endlich eine freye Gemeinschaft

eines jeden Theiles des Systems mit allen übrigen verstattet.

Ich habe mich über die Ursachen und Hindernisse der Freyheit des Geistes so umständlich erkläret, weil ich glaube, daß diese Materien wichtig und noch nicht genug untersucht sind. Uebrigens werden, wie ich hoffe, diejenigen, die über das Gesagte nachdenken wollen, wohl einsehen, warum die Thiere, die doch dieselben Sinne, wie wir, haben, nicht zu der mit Nachdenken begleiteten Aufmerksamkeit gelangen. Laßt uns nun unsre Zergliederung fortsetzen. Wenn die mit Nachdenken begleitete Aufmerksamkeit ohne die Freyheit des Geistes nicht statt finden kann, so befördert sie die Vernunft nicht viel ohne die Hülfe der erworbenen Ideen, der Einbildungskraft und des Gedächtnisses. Ein deutliches Beyspiel wird zum Beweise und zur Erläuterung dieser Bemerkung dienen. Ich nehme an, daß verschiedene Personen ihre Augen auf ein vortreffliches historisches Gemälde richten. Diejenigen, die gar keine Kenntniß weder von der Mahlerey noch von der Geschichte haben, können von dem Glanze und der Mannichfaltigkeit der Farben, und von den verschiedenen Gegenständen, woraus das Gemählde zusammengesetzt ist, gerührt werden, ohne daß dieses viel Licht in ihren Geist bringe. Da sie nichts weder von dem Inhalte, noch von der Kunst wissen, so werden sie es bald müde, dieses Gemählde zu betrachten. Andere, welche die Geschichte verstehen, erkennen sogleich den Inhalt des Stückes. Dieß reizet sie natürlicher weise ihre Aufmerksamkeit auf das Gemälde zu richten, um den rechten Augenblick der Handlung, die es vorstellet, zu entdecken, die Zusammensetzung und Anordnung mit dem, was sie von der Sache wissen, zu vergleichen, und zu sehen, ob die Charaktere und die Stellungen der Wahrheit gemäß seyn, u. s. w. Andere endlich, die nicht nur die Geschichte, sondern auch die Kunst kennen, die Hindernisse, die man dabey zu

über-

überſteigen, und die Schwierigkeiten, die man zu überwinden hat, die geben auf dieſes alles Acht; ihre Aufmerkſamkeit wird von einer gröſſern Menge von Dingen feſtgehalten, und von einer gröſſern Menge von Ideen geleitet. Eben dieſes muß ſich allemal ereignen, der Gegenſtand unſrer Aufmerkſamkeit ſey, welcher er wolle: je unbekannter er uns iſt, und je weniger er mit unſern erworbenen Ideen zuſammenhängt, deſto weniger beſchäfftiget er uns. Hieraus iſt klar, daß die mit Nachdenken begleitete Aufmerkſamkeit erworbene Ideen vorausſetzet.

Man ſieht zugleich hieraus, was die Einbildungskraft und das Gedächtniß zu ihrer Unterſtützung beytragen, da wir uns vermittelſt dieſer zwey Vermögen der erworbenen Ideen wieder erinnern, und ſie erkennen. Daß ſie uns die Verbindung zwiſchen dem gegenwärtigen Gegenſtande und den Ideen, womit er zuſammenhängt, zu empfinden geben, das iſt eben die Urſache, warum uns eine gegenwärtige Idee intereſſant werden, unſre Neugierde erregen und uns bewegen kann, unſre Aufmerkſamkeit darauf zu richten. Aus dieſem allen erhellet, daß die Einbildungskraft und das Gedächtniß ſehr weſentliche Eigenſchaften des Weſens ſind, das zur Vernunft gelangen ſoll. Wir ſehen auch wirklich, daß die Perſonen, die wenig von jenen Eigenſchaften beſitzen, gemeiniglich ziemlich dumm ſind.

Wenn wir die Zergliederung des Begriffs der Vernunft bis zu den erſten Elementen fortführen wollten, ſo müßten wir alſo auch den Urſprung dieſer zwey Vermögen entdecken. Allein hier ſo wohl als in der Phyſik kömmt man niemals bis auf die erſten Elemente der Dinge. Alles, was wir hier über dieſe Materie ſagen können, läuft auf die einzige Anmerkung hinaus, daß ſehr gute ſinnliche Werkzeuge, welchen ſich die äuſſern Gegenſtände leicht und mit groſſer Genauigkeit eindrücken,

dem Gedächtniſſe ſo wohl als der Einbildungskraft vortheilhaft ſind.

Ich komme endlich zur letzten Stütze der mit Nachdenken begleiteten Aufmerkſamkeit, und dieſe iſt die Sprache. Dieſe wichtige Materie verdienet nach ihrem ganzen Umfange beſonders abgehandelt zu werden: unterdeſſen will ich nur das Weſentliche davon anzeigen. Jedes Wort iſt, wie jedermann weiß, das Zeichen einer Idee; ſo daß, ſo bald man ein Wort von einer bekannten Bedeutung höret oder ſich deſſen erinnert, man ſich zu gleicher Zeit wieder an die Idee, die es bezeichnet, erinnert. Die Sprache gehöret alſo überhaupt zu den Mitteln, ſich an Ideen, die man ſchon gehabt hat, wieder zu erinnern.

Unter der Menge unſrer Ideen giebt es einige, die ſinnlich ſind, das heißt, die gewiſſen ſinnlichen Empfindungen, die wir gehabt haben, entſprechen: andere ſind bloß intellectualiſch; es entſpricht ihnen nichts Sinnliches, und man faſſet ſie nur dadurch, daß man verſchiedene Gegenſtände mit einander vergleicht, und das, was ſie mit einander gemein haben, bemerket. Es iſt ſehr leicht, ſich an ſinnliche Ideen zu erinnern, ohne ſie durch Zeichen feſtzuſetzen. Wir erinnern uns ohne Schwierigkeit aller ſichtbaren Gegenſtände, mit denen wir recht bekannt ſind. Die abſtrakten Ideen hingegen ſcheinen bloß vermittelſt ihrer Zeichen in dem Verſtande zu exiſtiren. Wenn wir z. B. gar kein Zeichen hätten, um die Zahl Zehn zu bemerken, ſo würde uns der Begriff dieſer Zahl niemals einfallen, als wenn wir uns zehn ähnliche Dinge vorſtellten, und zu gleicher Zeit unſre Aufmerkſamkeit auf ihre Vielheit richteten, und über die allmähliche Verminderung nachdächten, die daraus entſtehen würde, wenn man eins dieſer Dinge nach dem andern von der Maſſe wegnähme. Man ſieht hieraus, daß die abſtrakten Ideen eben ſo wenig in dem Verſtande exiſtiren würden, als ſie außer uns exiſtiren,

wenn

wenn wir keine Zeichen hätten, um ſie feſtzuhalten. Da dieſe Zeichen ſinnliche Gegenſtände, Figuren oder Töne ſind, die unſre Organen rühren, ſo erinnern wir uns derſelben mit Leichtigkeit; und dadurch geben wir den abſtrakten Begriffen eine Art von Exiſtenz.

Dieſe Anmerkung zeiget uns, daß ohne den Gebrauch der Sprache, oder der Zeichen überhaupt, der Kopf ſehr leer ſeyn würde, weil nichts anders als die Bilder der Dinge, von denen wir eine ſinnliche Empfindung gehabt haben, darinnen ſeyn würden. Vermittelſt der Sprachen hingegen ſetzen wir uns, inſonderheit wenn ſie reich ſind, in den Beſitz einer unendlichen Menge von Ideen. Fügen wir hierzu noch das, was wir oben von der Nothwendigkeit der erworbenen Ideen geſagt haben, ſo ſind wir geneigt zu glauben, das die Sprache das weſentlichſte Mittel iſt, Licht in der Seele zu verbreiten, die mit Nachdenken begleitete Aufmerkſamkeit zu unterſtützen, und uns näher zur Vernunft zu bringen. Dieſe Anmerkung wird durch ſo viele allgemeine Facta beſtätiget, daß es überflüßig ſeyn würde, ſie hier anzuführen.

Mich dünkt alſo, daß das groſſe Hinderniß, warum die Thiere nicht zur Vernunft gelangen, der Mangel der Sprache iſt. Wir kennen die Struktur des thieriſchen Körpers nicht genug, um deutlicher zu begreifen, wie das Reden in dem Munde des Menſchen entſteht, und was die andern Thiere verhindert, eben deſſelben Vortheils zu genießen. Indeſſen können wir behaupten, daß die Thiere nicht aus Mangel des Genies oder der Geiſteskraft dieſes koſtbaren Vorzuges, der ſie vernünftig machen könnte, beraubet ſind. Verſchiedene ſehr bekannte Facta beweiſen, daß die Thiere, wenigſtens die vierfüßigen Thiere nnd die Vögel, fähig ſind, einige Begriffe mit willkührlichen Zeichen zu verbinden; und dieß machet das Weſentliche der Sprachen aus. Da die Werkzeuge des Gehörs der vierfüßigen Thiere den menſch-

menſchlichen ſehr ähnlich ſind, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß das vornehmſte Hinderniß von der Unfähigkeit der Werkzeuge des Redens, der Zunge, der Lippen, der Muskeln des Halſes und des Geſichts herkomme. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo wird man doch einſehen, daß der Mangel der Sprache, nebſt den Urſachen, welche die mit Nachdenken begleitete Aufmerkſamkeit verhindern, es ziemlich deutlich erkläre, warum die Thiere nicht zum Gebrauche der Vernunft gelangen, ihr Genie und ihre Sagacität mögen übrigens beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen.

Bisher habe ich nur vier von den Vermögen unterſucht, aus deren gemeinſchaftlichen Wirkungen die Vernunft entſteht; und ich habe mich genöthiget geſehen, dabey auf eine langweilige Art umſtändlich zu ſeyn. Das, was ich noch zu thun habe, iſt weniger ſchwer. Das fünfte Vermögen, das wir nun betrachten wollen, iſt die Urtheilskraft, oder diejenige Handlung des Geiſtes, wodurch wir uns verſichern, daß ein gewiſſer abſtrakter Begriff einem gewiſſen Subjekte oder einer gewiſſen Art von Subjekten zukomme oder zukommen könne, oder aber, daß er denſelben nicht zukomme, oder nicht zukommen könne. Es ſetzet alſo abſtrakte Ideen und allgemeine Begriffe voraus. Wir machen uns die abſtrakten Ideen, wenn wir bey einer ſinnlichen Empfindung, oder einer zuſammengeſetzten Vorſtellung, einen Theil dergeſtalt von den andern unterſcheiden, daß wir vergeſſen, daß er als ein Theil zu einer ſinnlichen Empfindung, oder als Eigenſchaft oder Zufälligkeit zu einem Subjekte gehöret, und ihn bloß für ſich betrachten. Wenn wir z. B. einen ſphäriſchen Körper ſehen, ſo iſt dieſe ſinnliche Empfindung zuſammengeſetzt; ſie ſchließt die Figur, die Größe, die Farbe u. ſ. w. des Körpers in ſich. Richte ich meine Aufmerkſamkeit dergeſtalt auf die Figur, daß die andern Theile der ſinnlichen Empfindung nicht mehr von mir bemerkt werden, ſo erlange ich

den

den abſtrakten Begriff der ſphäriſchen Figur, den ich betrachten und über den ich räſonniren kann, ohne weiter an den Körper zu denken, der mir ihn an die Hand gegeben hat. Dieſe Handlung, wodurch wir uns abſtrakte Ideen machen, entſteht aus der Fertigkeit, das, was bey einer ſinnlichen Empfindung, oder bey irgend einer andern Vorſtellung, verſchiedenes iſt, von einander zu unterſcheiden. Um es noch deutlicher einzuſehen, woher ſie ihren Urſprung nehmen, wollen wir einen einzelnen Fall betrachten. Ich halte einen Stein in der Hand. Dieß erwecket eine ziemlich zuſammengeſetzte ſinnliche Empfindung in mir, in welcher die Wirkung ſeiner Schwere, der Kälte oder der Wärme, der Härte ſeiner glatten oder rauhen Oberfläche u. ſ. w. gehöret. Was mag mich nun wohl bewegen, die verſchiedenen Theile dieſer ſinnlichen Empfindung aus einander zu ſetzen, um mir abſtrakte Ideen von der Schwere, von der Härte, von der Kälte zu machen, oder dieſe Eigenſchaften als von dem Steine ſelbſt verſchiedene Weſen zu betrachten? Man kann, wie ich glaube, zuverſichtlich behaupten, daß wir das erſtemal, da wir dieſe verſchiedenen mit einander vermiſchten Empfindungen haben, nicht darauf fallen werden, ſie aus einander zu ſetzen. Wir werden gewiß dieſe ſo zuſammengeſetzte Empfindung als aus einem Stücke beſtehend betrachten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Dieß beſtätigen ſehr viele Exempel, welche beweiſen, daß wir niemals von Dingen, die uns ſchlechterdings neu ſind, urtheilen. Es geſchieht öfters, daß ſehr verſtändige und aufgeklärte Perſonen, wenn ſie ſolche Gegenſtände ſehen, gar nicht wiſſen, was ſie dazu ſagen, oder davon urtheilen ſollen. Man muß ihnen Zeit laſſen, ſich damit bekannt zu machen, wenn ſie das, was verſchieden daran iſt, unterſcheiden ſollen. Ein Menſch, der niemals darauf gefallen iſt, über die Schönheit eines Gebäudes nachzudenken, wird lange ein Meiſterſtück von dieſer Gattung ſehen, ehe er gewahr wird, wel-

welches die verschiedenen Stücke sind, die man betrachten muß, um ein Urtheil über ihre Schönheit und ihre Vollkommenheit zu fällen. Der geschickteste Logiker, der seine Urtheilskraft in Dingen, die zum Geschmacke, zur Zeichnung und Bildhauerey, gehören, niemals geübt hätte, würde die Meisterstücke eines Phidias ansehen, ohne zu bemerken, wodurch sie sich von den gemeinsten Werken unterscheiden; er würde sich so gar darüber verwundern, daß die Kenner so viel daran zu bewundern fänden.

Es scheint, daß wir solche sinnliche Empfindungen oft, und in mancherley Umständen, gehabt haben müssen, ehe wir das, was verschieden daran ist, unterscheiden lernen. Die Verschiedenheit der Sinne, welche eben derselbe Gegenstand afficiren kann, führet uns natürlicher Weise auf diese Operation. Wenn wir den Stein sehen, so entdecken wir nichts an demselben als die Ausdehnung, die Figur und die Farbe; wenn wir ihn berühren, so finden wir, daß er dichte, glatt oder rauh ist; wenn wir ihn in die Hand nehmen, so fühlen wir, daß er schwer ist. Und so lernen wir das, was an diesem Steine Verschiedenes ist, von einander unterscheiden.

Aus dem, was ich itzt angemerkt habe, erhellet, daß wir nur nach vielen Erfahrungen dahin gelangen, uns abstrakte Begriffe zu erwerben; und dabey wird noch eine besondere Aufmerksamkeit dazu erfordert. Denn je fester man seine Aufmerksamkeit auf einen Theil der Vorstellung richten kann, desto mehr verliert man die übrigen aus dem Gesichte, um jenen davon abzusondern. Es begegnet mir öfters, (und andere werden eben dasselbe erfahren haben) daß ich, indem ich die Aufmerksamkeit auf den Laut eines Wortes richte, die Idee seiner, sonst sehr bekannten, Bedeutung gänzlich verliere. Inzwischen geschieht es nicht gerade auf diese langsame Art, daß wir zu abstrakten Begriffen kommen. Da sich ihre Zeichen schon in den Sprachen befinden, so machen

wir

wir uns die von andern gemachten Abstraktionen zu Nutze, indem wir die Wörter, womit sie dieselben bezeichnet haben, lernen. Wenn man uns sagt: da ist ein großer und sehr schwerer Stein, so zeiget man uns schon die abstrakten Ideen seiner Größe und der Schwere an. So geschieht es, daß auch Personen, die vielleicht von sich selbst niemals dahin gekommen wären, sich abstrakte Begriffe zu machen, dieselben doch, wenigstens auf eine verworrene Art, durch den Gebrauch der Sprache, erhalten.

Die allgemeinen Begriffe der Arten, der Gattungen, der Classen, kann man sich nicht anders als nach einer langen Erfahrung erwerben. Um sie zu machen, muß man viele Dinge, die einander zum Theil ähnlich sind, und die sich doch so von einander unterscheiden, daß man sie nicht mit einander vermengen kann, gesehen haben. Richtet man die Aufmerksamkeit auf das, was diese Dinge mit einander gemein haben, so vergißt man ihre Verschiedenheiten; und dadurch erlanget man eben den Begriff einer Art. Dieß geschieht also durch die gemeinschaftliche Wirkung eben derselben Fähigkeiten, die, wie wir gesehen haben, zur Bildung der abstrakten Begriffe überhaupt nothwendig sind. Doch sind die Begriffe der Arten gemeiniglich am schwersten zu erlangen, weil man sich zuweilen eine große Menge von Dingen auf einmal vorstellen muß, um alles, was sie mit einander gemein haben, davon abzusondern; man muß folglich die Fähigkeiten, die dabey mit wirken, in einem vorzüglichen Grade besitzen.

Aus dem, was wir von den abstrakten Ideen und den allgemeinen Begriffen gesagt haben, scheint zu folgen, daß die unvernünftigen Thiere nicht fähig sind, sie zu erlangen, und daß hier die Stelle ist, wo sich das Menschengeschlecht von den übrigen Thieren absondert, und wo die Vernunft anfängt.

Und

Und in der That, so bald man abstrakte Ideen hat, kann man sich nicht mehr enthalten, zu urtheilen. Das bejahende Urtheil ist nichts anders als die Handlung, wodurch wir den Begriff, den man vermittelst der Abstraktion von einem Subjekte abgesondert hatte, wieder mit demselben verbinden; das verneinende Urtheil ist die Empfindung, oder die Erklärung, daß ein gewisser Begriff nicht mit einem gewissen Subjekte verbunden werden könne. Jenes und dieses geschieht durch eine Handlung, die derjenigen, welche die abstrakten Ideen zeuget, entgegengesetzt ist. So bald man zu der Fertigkeit gelangt ist, abstrakte Ideen zu bilden, wird man sich nicht mehr enthalten können, zu urtheilen.

Man bemerke hier, daß es möglich ist, das, was eine Vorstellung Verschiedenes in sich fasset, zu empfinden, ohne daß man sich diese Vorstellung zur Bildung abstrakter Ideen zu Nutze mache. Daraus kann bey den Thieren eine Art von Urtheil entstehen, welche Leibnitz die Erwartung ähnlicher Fälle nennet, und welche oft bey dem Menschen statt findet. Wenn wir einen Gegenstand sehr oft mit denselben Umständen gesehen haben, so verbinden oder vereinigen sie sich dergestalt mit der Vorstellung dieses Gegenstandes, daß wir, so oft sich dieser wieder zeiget, erwarten, zugleich dieselben Umstände wieder zu sehen. Dieß ist eine Art von Urtheil, dem man um so viel mehr unterworfen ist, um so viel weniger Fertigkeit zu abstrahiren man besitzet.

Nachdem wir den Ursprung des Urtheilens erklärt haben, müssen wir noch zwo Fragen über diese Materie beantworten. 1. Was wird dazu erfordert, wenn das Urtheil wahr und richtig seyn soll? 2. Woher entsteht die Ueberzeugung?

Was die erste dieser beyden Fragen betrifft, so will ich zuerst von Urtheilen über geschehene Dinge und über Erfahrungen reden. Mich dünkt, daß es drey Ursachen

chen des Irrthums bey dieſer Art von Urtheilen giebt. Die erſte iſt ein Fehler in den ſinnlichen Werkzeugen, der eine falſche ſinnliche Empfindung hervorbringt, als, wenn man die Dinge doppelt ſieht. Eine vollkommen gute Beſchaffenheit der Sinne kann uns vor den Irrthümern dieſer Art bewahren. Die zweyte Urſache des Irrthums iſt die Uebereilung, welche die Wirkung mit der Urſache vermenget. Zween verſchiedene Gegenſtände können eben dieſelbe ſinnliche Empfindung hervorbringen. Ein auf eine gewiſſe Art geſehener Cirkel bringt auf der Netzhaut des Auges daſſelbe Bild hervor, das eine Ellipſe hervorbringt. Wenn wir nun unſer Urtheil von der ſinnlichen Empfindung ſelbſt auf den Gegenſtand, der ſie hervorbringt, übertragen, ſo wird es oft falſch ſeyn. Wir verwahren uns vor dieſem Irrthume, wenn wir den Geſichtspunkt verändern, oder wenn wir uns der Hülfe eines andern Sinnes zur Beurtheilung eben deſſelben Gegenſtandes bedienen; als, wenn wir einen gemalten Gegenſtand, der uns erhoben zu ſeyn ſchien, berühren. Je gröſſer überhaupt die Anzahl der Sinne iſt, wodurch wir zur Kenntniß einer Sache gelangen können, und von je mehr Seiten wir ſie betrachten können, deſto ſicherer werden unſre Urtheile. Die dritte Urſache des Irrthums bey den Urtheilen über ſinnliche Dinge iſt die allzulebhafte Einbildungskraft, welche ſelbſt erzeugte Bilder mit wirklichen ſinnlichen Empfindungen verwechſelt; oder allzuſchwache ſinnliche Empfindungen, die ſich von den Spielen der Einbildungskraft nicht genugſam unterſcheiden laſſen. Beydes verführet uns, Einbildungen für Wirklichkeiten zu halten. Gegen dieſe Irrthümer ſchützet uns auf der einen Seite ein ruhiger Geiſt, das in der Seele herrſchende Gleichgewicht; und auf der andern Seite die zur Erweckung hinlänglich ſtarker Empfindungen erforderliche Munterkeit und Kraft in den ſinnlichen Werkzeugen.

Was wir von der Wahrheit und Falschheit der Urtheile in Dingen, welche sinnliche Empfindungen betreffen, gesagt haben, kann auch auf die Urtheile über bloß intellektuelle Gegenstände angewandt werden. Denn es giebt hier drey Quellen von Irrthümern, die mit den vorhin erwähnten viel Gleichförmigkeit haben: die falschen Begriffe, die Uebereilung in dem Urtheile und die Täuschungen. Die Anlagen und Umstände, die uns deutlicher Begriffe und einer mit Nachdenken begleiteten Aufmerksamkeit fähig machen, und diejenigen, die einen lichtvollen Zustand in der Seele hervorbringen, zielen alle dahin ab, uns vor diesen verschiedenen Irrthümern zu bewahren. Und da wir alle diese Anlagen und Fähigkeiten allbereits hinlänglich aus einander gesetzt haben, so brauchen wir uns hier in keine umständlichere Erklärung davon einzulassen. Wir gehen also zur andern Frage über.

Die Ueberzeugung ist eine klare und positive Empfindung, daß es uns unmöglich ist, die Dinge anders zu begreifen, als wir sie begreifen. Sie setzet also voraus, daß wir die zween Begriffe, die zu dem Urtheile gehören, genau unterscheiden, daß wir zu gleicher Zeit das, was wir thun, recht innig empfinden, daß wir uns einige Mühe geben, uns das Gegentheil vorzustellen, und daß wir sehr deutlich die Unmöglichkeit, solches zu thun, gewahr werden. Es gehöret also, ausser den deutlichen Begriffen, die größte mögliche Klarheit in der Seele, und die vollkommenste Freyheit des Geistes bey der Richtung seiner Kräfte dazu.

Diese Zergliederung des Begriffs des Urtheils zeiget uns, daß das Vermögen zu urtheilen nothwendig aus den Anlagen und Fähigkeiten entstehe, von welchen wir oben geredet haben; und dieß versichert uns, daß unsre Zergliederung des Begriffs der Vernunft bis hieher vollständig sey. Es bleibt uns noch übrig, die

Hand-

Handlung des Räsonnirens zu betrachten. Dieß wird uns nicht lange aufhalten, weil das, was bey dem Urtheile, und das, was bey dem Räsonnement geschieht, viel Gleichförmigkeit mit einander hat. Bey dem Urtheile vergleicht man zwo Ideen mit einander, und versichert sich davon, daß sie mit einander übereinstimmen und einem und demselben Subjekte zukommen können, oder aber, daß sie mit einander streiten und nicht zugleich Platz haben können. Bey dem Räsonnement vergleicht man zween Sätze mit einander, und versichert sich davon, daß eine solche Verbindung zwischen ihnen ist, daß daraus nothwendig ein dritter folget, der mit den beyden andern zusammenhängt; oder aber, daß es unmöglich ist, sie mit einander zu verbinden, um daraus einen dritten herzuleiten. Ich brauche mich also wohl nicht umständlicher auf das Vermögen zu räsonniren einzulassen. Bey dem geringsten Nachdenken darüber wird man sehen, daß das Räsonnement aus eben denselben Fähigkeiten und Fertigkeiten entstehe, welche zum Urtheile gehören; daß aber jenes einen höhern Grad von allen voraussetze, weil es eine mehr zusammengesetzte Handlung ist. Das bisher Angemerkte kann uns also genugsam begreiflich machen, welches die Anlagen, die Vermögen und Fertigkeiten sind, wodurch wir des Gebrauchs der Vernunft oder des Räsonnirens fähig werden.

Nachdem wir so den Begriff des Vermögens zu räsonniren zergliedert haben, müssen wir noch die Vernunft in Leibnitzens Bedeutung untersuchen. So wie man alle zu einem großen Tonkünstler erforderlichen Anlagen und Fähigkeiten haben kann, ohne es wirklich zu seyn, so kann man auch das Vermögen vernünftig zu denken besitzen, ohne viel Vernunft zu haben. Ein Wesen hat mehr oder weniger Vernunft, nach dem es mehr oder weniger von der Verknüpfung der allgemeinen Wahrheiten einsieht. Das Wesen, das alle diese

Wahrheiten in ihrem Zusammenhange einsieht, besitzt allein die Vernunft nach ihrem ganzen Umfange; dasjenige, das nur einen Theil davon einsieht, besitzt nach dem Umfange seiner Kenntnisse mehr oder weniger Vernunft. Wir müssen also noch das, was den Umfang der Vernunft betrifft, untersuchen.

Es giebt Menschen, die das Vermögen vernünftig zu denken und zu schließen, in einem vorzüglichen Grade besitzen, und dasselbe doch nur in einem sehr eingeschränkten Umfange auszuüben wissen; sie denken und schließen unvernünftig, so bald es auf die gemeinsten außer ihrer Sphäre liegenden Dinge ankömmt. Die Sache verdient, näher untersucht zu werden, und das, was ich oben über den Ursprung des Urtheils gesagt habe, kann zur Erläuterung derselben dienen. Die Absicht dieses Aufsatzes nöthiget mich, mich bloß auf die Untersuchung dieser allgemeinen Frage einzuschränken: **Wovon hängt, bey vorausgesetztem Vermögen vernünftig zu denken, der größte Umfang der Vernunft ab?**

Man sieht sogleich, daß der Umfang der Vernunft von dem Umfange des Geschmackes abhängt. Ein Mensch, der nur für einen einzigen Zweig von Kenntnissen Geschmack hat, kann in seinem Fache sehr ausgebreitete und in andern sehr eingeschränkte Kenntnisse besitzen. Um hier nicht zu weitläufig zu werden, verspare ich die Frage über den Umfang des Geschmackes auf ein andermal, und begnüge mich, gegenwärtig zu untersuchen, wovon der Umfang der Vernunft in einer gewissen bestimmten Gattung abhänge. Und um auch diese Frage von allem, was sie unnöthiger Weise verwirren könnte, zu befreyen, wollen wir zween Menschen annehmen, die in der Kunst zu räsonniren gleich geschickt sind, dieselbe Erfahrung erlangt, und sich gleich lange geübt haben; und die Vortheile zu entdecken suchen, die der eine

ne vor dem andern, in Absicht auf den Besitz dieser Wissenschaft, haben kann.

Um den Innhalt der Frage recht deutlich zu machen, will ich mich einer Vergleichung bedienen, die uns das, was ich nur sehr unvollkommen ausdrücken könnte, wird empfinden lassen. Die Vernunft gleicht den Gütern, die sich auf die Bedürfnisse des Lebens beziehen. Man kann diese Güter auf zweyerley Art besitzen. Man kann sie in einer guten Ordnung um sich her versammelt haben, so daß man, so bald man einer Sache bedarf, dieselbe bey der Hand und sie zum Gebrauche völlig zubereitet vorfindet; oder aber man besitzt sie ohne sie zu ordnen, läßt eine jede Sache da, wo man sie findet, und begnüget sich zu wissen, daß man sie im Nothfall gewiß finden werde, wenn man sie suche: oder man hat, ohne diese Dinge wirklich zu besitzen, das Vermögen, sich dieselben, wenn man ihrer bedarf, anzuschaffen. In dem erstern Falle ist man vollkommen ruhig, weil man jeden Augenblick versichert ist, alles zu haben, was man brauchet, ohne daß die Geschäffte die geringste Verzögerung darunter leiden. In dem andern Falle hingegen muß man alle Augenblicke die Geschäffte unterbrechen, um das zu suchen, was man zur Fortsetzung derselben nöthig hat: die Gelegenheit, etwas zu thun, kann vorbeygehen, ehe man die Mittel dazu zusammengebracht hat; alles geht viel langsamer, viel schwerer von statten, und oft ist man nicht im Stande, das zu thun, was man thun wollte, weil die Gelegenheit vorbey ist, ehe man sich dazu gerüstet hat. In dem ersten dieser beyden Fälle befindet sich der Mensch, der, nachdem er eine gewisse Menge von Wahrheiten entdecket hat, dieselben zu ordnen, zu behalten, und sich ihrer, so bald er will, wieder zu erinnern weiß, um Gebrauch davon zu machen. Man findet ihn in allem, was er sagt und was er thut, immer vernünftig; er ist niemals verlegen, wie er seine Kenntnisse benutzen soll, und stets bereit, sie

anzuwenden. Er beſitzet ſie dergeſtalt, daß ihn ein einziger Blick auf die ganze Maſſe deſſen, was er ſich zu eigen gemacht hat, in den Stand ſetzet, dasjenige davon zu entdecken, was er brauchet. In dem andern Falle befindet ſich der Menſch, der eben dieſelben Wahrheiten gefunden, aber ſie nicht zu ordnen gewußt hat. Er wird oft in Verlegenheit gerathen, wenn er über eine Sache, die keinen Verzug leidet, entſcheiden ſoll; er wird oft unrichtig urtheilen, weil er bey der Verwirrung ſeiner Kenntniſſe dasjenige nicht ſogleich findet, was er nöthig hätte, um richtig zu urtheilen.

Man kann alſo ſagen, daß ein Menſch das Maaß der Vernunft, welches ihn ſeine Fähigkeiten und ſeine Erfahrung haben erlangen laſſen, vollkommen beſitzt, wenn er erſtlich ſich der einmal erkannten Wahrheiten mit Leichtigkeit wieder erinnert, und ſie zweytens in eine ihrer gegenſeitigen Abhängigkeit und ihrem Zuſammenhange gemäße Ordnung bringt.

Die Leichtigkeit, ſich der Wahrheiten, die man einmal entdeckt, oder von andern gelernt hat, wieder zu erinnern, hängt eigentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniſſe ab. Da wir aber vorausſetzen, daß dieſe beyden Vermögen in zween Menſchen gleich ſeyn, ſo iſt es doch noch wohl möglich, daß ſich der eine leichter als der andere der ihm bekannten Wahrheiten erinnere. So wie man ſich niemals einer abſtrakten Idee deutlich erinnert, es ſey denn, daß man ſie durch irgend ein ſinnliches Zeichen, ſo zu reden, fixirt habe; ſo erinnert man ſich auch der Sätze nicht ohne die Redensarten, welche ſie auf eine ſinnliche Art ausdrücken. Wir wiſſen aber, daß die kräftigen Ausdrücke dem Gedächtniſſe ſehr zu ſtatten komme. Je mehr Kraft oder Nachdruck man alſo den Sätzen geben kann, deſtomehr erleichtert man ſich ihr Andenken. Körnichte, lichtvolle, wohl geſagte Ausdrücke, und inſonderheit ſolche, die man in Bilder einkleidet, vergißt man faſt niemals. Wer kann

wohl,

wohl, wenn er den Geiſt der Geſetze des berühmten Montesquieu aufmerkſam geleſen hat, die große Wahrheit vergeſſen, die in dem Bilde enthalten iſt: daß der deſpotiſche Monarch den Baum fällt, um ſeine Früchte einzuſammeln? Wenn man alſo alle Sätze in ſinnliche und rührende Bilder einkleiden könnte, ſo würde man ſich derſelben, ſo bald man ſie einmal gedacht hätte, ſehr leicht wieder erinnern. Auf eine ähnliche Art haben die Meßkünſtler ihre Wiſſenſchaft völlig in ihrer Gewalt, vermittelſt der Figuren und der algebraiſchen Formeln, die eben ſo viele Zeichen ſind, welche oft ſehr verwickelte Verhältniſſe in ſich faſſen.

Nun iſt aber offenbar, daß viel Witz und eine glückliche Einbildungskraft dazu gehöret, einen Satz in ein Bild, das ihn vorſtellet, zu verwandeln. Wir können alſo ſagen, daß es, wenn alle übrige Umſtände einander gleich ſind, dem Menſchen, der am meiſten Witz hat, und in einer an Bildern reichen Sprache denket, leichter als einem andern fallen wird, ſeine Kenntniſſe völlig in ſeiner Gewalt zu haben, und ſie nach Belieben zu gebrauchen. Es iſt zur Beförderung der Vernunft ſehr viel daran gelegen, daß die Sprachen wohl cultivirt werden, und daß ſich die Perſonen, die am meiſten Witz haben, auf die Wiſſenſchaften legen, um die Wahrheiten unter den einnehmendeſten Geſtalten zu verbreiten. Wenn auf der andern Seite die Bezeichnungskunſt zu dem Grade der Vollkommenheit gebracht wäre, daß man das, was ſich nicht durch Bilder ausdrücken läßt, durch Formeln, die den algebraiſchen ähnlich wären, ausdrücken könnte, ſo würde dadurch der Beſitz der Wahrheiten viel ſicherer und ihr Gebrauch viel leichter werden. Man bemerke endlich überhaupt dieſe Regel: Hat man es dahin gebracht, eine Wahrheit zu entdecken, oder zu erkennen, ſo muß man dabey ſtille ſtehen und ſie in den vollkommenſten Ausdruck einzukleiden ſuchen, wenn man gewiß ſeyn will, ſie zu behalten.

Es ist nur noch ein Stück zu betrachten übrig; ich meyne die allgemeine Anordnung der Wahrheiten, die man besitzt. Diese ist das Werk des wahren systematischen Geistes, der ihre Verbindungen und ihre gegenseitige Abhängigkeit einsieht. Ein vollkommenes System ist ein Ganzes, dessen Theile so geordnet sind, daß es dadurch eine vollkommene und angenehme Gestalt erhält. Die organisirten von der Natur gebildeten Körper, und insbesondere die göttlich schöne Gestalt des Menschengeschlechts, geben uns Beyspiele davon. Wer den systematischen Geist besitzt, der weiß die Wahrheiten so zu ordnen, daß daraus ein einziger Körper von einer vollkommenen Gestalt entsteht. Welches sind aber die Gaben, und welches sind die Vermögen der Seele, die uns dieses systematischen Geistes fähig machen? Diese Fragen verdienen recht ausführlich untersuchet zu werden. Da dieser Aufsatz schon zu lang geworden, so begnüge ich mich damit, die Hauptsachen bloß anzuzeigen. So wie man sich durch die Bemerkung dessen, was mehrere Dinge mit einander gemein haben, allgemeine Begriffe machet, so muß man, um ein System zu machen, alle einzelne Sätze, die dazu gehören, zusammenbringen, einsehen, was sie mit einander gemein haben, und was einer jeden Classe eigen ist. Dadurch entdecket man die allgemeinen Principia und bestimmt die Ordnung, in welche die Wahrheiten gebracht werden müssen. Dieß erfordert die ausgebreiteteste Aufmerksamkeit, den lichtvollesten Zustand der Seele und die gröste Sagacität. Und da die Materien, die man ordnen soll, zu zahlreich sind, um sie sich auf einmal vorzustellen, so muß man fähig seyn, sich Hauptbegriffe, die uns zum Leitfaden dienen, und fruchtbare Ideen zu machen, vermittelst welcher man die Ordnung und die Folge derjenigen, die davon abhängen, leicht entdecket. Man muß sich sehr zusammengesetzte und mit Geschmack angeordnete Bilder machen. Hieraus erhellet, daß man alle Fähigkeiten und Erkenntniß-

ver-

vermögen, von welchen wir bisher geredet haben, in einem vorzüglichen Grade beſitzen muß, um einen ſyſtematiſchen Geiſt zu haben.

Ich bleibe hier ſtehen, und überlaſſe es denen, die dieſe Materien intereſſant finden, dieſe Unterſuchungen weiter zu treiben. Aus dem, was ich davon geſagt habe, kann man viele ſehr wichtige Folgen herleiten, die zur Entdeckung der verſchiedenen Mittel, die Vernunft anzubauen, dienen können. Ich will alſo nur eine einzige Anmerkung über die Seelen der Thiere hinzufügen. Sie haben ſo viel Gleichförmigkeit mit der vernünftigen Seele des Menſchengeſchlechts, daß ich nicht abgeneigt bin, zu glauben, daß der ganze Unterſchied zwiſchen dieſen zwo Arten von Seelen bloß von der Organiſation des Körpers herkomme. Ich möchte alſo wohl die Muthmaßung wagen, daß die Thiere aus einem Zuſtande in den andern übergehen, daß ſie in ihren künftigen Zuſtänden beſſer organiſirte Körper haben, und zuletzt zur Vernunft gelangen werden.

Pſychologiſche Betrachtungen

über

den ſittlichen Menſchen.

In einem vor einigen Jahren der Akademie überreichten Aufſatze habe ich es verſucht, die Vernunft gleichſam in ihre erſten Grundtheile aufzulöſen: nun bin ich willens, einen ähnlichen Verſuch in Abſicht auf die Tugend zu machen. Die Moraliſten betrachten gemeiniglich die Tugend in ihren Wirkungen, und faſt alle Philoſophen haben ſich bey ihren Unterſuchungen über den Urſprung und die Urſachen der Tugend bloß darauf eingeſchränkt, einen allgemeinen Grund (Principium) aller freyen, guten oder böſen, Handlungen zu entdecken. Einige haben dieſen Grund in dem Nutzen, andere in der Eigenliebe, noch andere in einem gewiſſen unerklärlichen Triebe, dem ſie den Namen des moraliſchen Sinnes oder Gefühls gegeben haben, zu finden geglaubt. Es ſey aber welcher Grund es wolle, der den Menſchen zu handeln beſtimmet, ſo bleibt noch immer die Frage übrig, welches muß die beſondere Beſtimmung dieſes Grundes ſeyn, wenn die Handlungen tugendhaft ſeyn ſollen. Der Böſewicht handelt eben ſo ſehr als der Tugendhafte in Abſicht auf ſeinen Nutzen, oder aus Eigenliebe; man kann alſo fragen: welches iſt die phyſikaliſche Verfaſſung, ſowohl der tugendhaften Seele, als derjenigen, die es nicht iſt? oder welches ſind die natürlichen oder erworbenen Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche den Charakter des tugendhaften Menſchen ausmachen?

So viel ich weiß, hat niemand als Wolff ein vollſtändiges Syſtem zur Beantwortung dieſer Frage gegeben. Hier iſt ein kurzer Abriß dieſes Syſtems.

Das

Das allgemeine Geſetz, welches, nach dieſem Philoſophen, alle freye Handlungen des Menſchen beſtimmen muß, iſt das Geſetz der Vollkommenheit. Der Menſch hat eigentlich keine andere wichtige Angelegenheit, als alle ſeine natürlichen Fähigkeiten und Vermögen, ſo viel möglich, vollkommner zu machen. Nachdem er dieſen Grundſatz erwieſen, zeiget er ausführlich, worinnen die Vollkommenheit eines jeden Vermögens beſtehe, und läßt ſich ſehr umſtändlich auf alle beſondere zur Erlangung dieſer Vollkommenheit nöthige Handlungen ein. Die Verbindlichkeit, welche die Natur dem Menſchen auflegt, alle dieſe Handlungen zu thun, iſt die natürliche Schuldigkeit des Menſchen. Nachdem Wolff auf dieſe Weiſe das Syſtem oder das Geſetzbuch der Pflichten feſtgeſetzt hat, forſchet er nach allen Urſachen, welche zuſammenkommen, um dem Menſchen die Fähigkeiten und Neigungen zu geben, wodurch er zur genauen Erfüllung aller, ſelbſt der geringſten, dieſer Pflichten geſchickt wird. Und aus dieſen Fähigkeiten und Neigungen zuſammengenommen entſteht die Tugend.

Dieß iſt ein ſehr wohl zuſammenhängendes Syſtem, welches die Sache zu erſchöpfen ſcheint. Indeſſen möchte es doch wohl kein beſſeres Schickſal haben, als ein ähnliches Syſtem des Ariſtoteles von den Vernunftſchlüſſen gehabt hat. Jedermann weiß, daß der griechiſche Philoſoph durch ſeine bewundernswürdige Theorie von den Vernunftſchlüſſen ſehr wenig zur Vervollkommnung der Vernunft beygetragen hat; und ich zweifle daran, ob das moraliſche Syſtem des deutſchen Philoſophen der Tugend weſentlichere Dienſte leiſten werde.

Das philoſophiſche Genie hat nicht nöthig, der von dem Ariſtoteles ſo genau gezeichneten Bahn Schritt für Schritt zu folgen, um das Wahre zu entdecken; und der ehrliche Mann findet den Weg der Tugend, ohne ihn auf eine ſo methodiſche Art, als Wolff, geſucht zu haben. Das Genie iſt in allen Stücken ein Führer, der einen

weit kürzern Weg als den Weg der Vorschriften einschlägt; und es giebt ein moralisches Genie, so wie es ein philosophisches und ein poetisches Genie giebt. Die Natur dieses moralischen Genies zu entdecken, und zu wissen, wodurch es erweckt und gestärkt wird, ist wichtiger, als alle Vorschriften der Moral umständlich zu beschreiben.

Wie entsteht die Tugend in dem Innersten der Seele? Wie erhält sie da ihr Wachsthum? Welches ist der eigenthümliche Charakter dieser vortrefflichen Eigenschaft; oder welches sind die Fähigkeiten und Vermögen der Seele, welche dieselbe stärken und vollkommener machen? Dieß sind die Fragen, die ich zu untersuchen willens bin.

Es ist nöthig, daß ich vors erste die Idee der Tugend festsetze und ihre Wirklichkeit darthue. Dieser letztere Punkt scheint noch nicht ausser allem Streite zu seyn. Es giebt Philosophen, welche bemerkt haben wollen, daß es nichts löbliches noch Tadelhaftes bey irgend einem Volke gebe, das nicht nach den Ideen eines andern Volkes die entgegengesetzte Eigenschaft habe; daß alles, was bey den einem Tugend ist, bey dem andern Laster sey. Ich weiß nicht, ob diese Bemerkung wahr sey; mich dünkt aber, daß sie es seyn könnte, ohne daß die daraus gezogene Folgerung richtig wäre. Denn, wenn ein von einem bejaheter Satz von einem andern verneinet wird, so folget nicht daraus, daß er weder wahr, noch falsch sey. Wenn es gar keine allgemein für tugendhaft gehaltene Handlung giebt, so folget eben so wenig daraus, daß eine jede Handlung schlechterdings gleichgültig sey. Doch, ich muß mich wohl hierüber umständlicher erklären.

Wir kennen kein Volk, welches nicht einige Handlungen für löblich und andere für tadelnswürdig hielte. Die Menschen empfinden es also, daß etwas Gutes oder Böses in den freyen Handlungen ist; aber sie stimmen

nicht

nicht alle in Anſehung der Beſchaffenheit deſſen, was ſie für gut oder für böſe halten, mit einander überein, es ſey nun, daß ſie nicht alle nach denſelben Gründen urtheilen, oder, daß ſie nicht alle eine richtige Anwendung davon zu machen wiſſen. Eben dieſes geſchieht auch in Abſicht auf das Wahre, worüber die Philoſophen ſelten einſtimmig ſind. Es iſt viel Gleichförmigkeit zwiſchen dem Wahren und dem Guten; und ſo wie die Secte der Pyrrhonier heutzutage unter den aufgeklärten Nationen ausgeſtorben iſt, ſo wird, wie ich glaube, dereinſt auch der moraliſche Pyrrhoniſmus ein Ende nehmen. Die Philoſophen erkennen es, daß es Wahres und Falſches in unſern Kenntniſſen giebt, ohne daß man deswegen die Furchtſamkeit der alten Akademiker tadle, die es ſelten wagten, in einem entſcheidenden Tone zu reden. Eben ſo können die Moraliſten noch oft die zweifelhafte Sprache dieſer Akademiker führen, ohne daß ſie deswegen Tadel verdienen. Ich ſuche hier nur den moraliſchen Pyrrhonismum zu beſtreiten. Ich glaube ſo gar, daß es leichter iſt, ſich von der Wirklichkeit der Gründe der Moral, als von der Wirklichkeit der Gründe unſrer übrigen Kenntniſſe zu überzeugen. Dieſe hängen von der Natur unſrer Vorſtellungen, und jene von der Natur unſrer Empfindungen ab, deren Stimme ſtärker und vernehmlicher iſt, als die Stimme der Vorſtellungen.

Wir leugnen einen Satz, weil wir die Unmöglichkeit, ihn zu begreifen, einſehen, oder weil wir es einſehen, daß der Verſtand, um ihn zuzugeben, zu gleicher Zeit zwo Handlungen verrichten müßte, die ſich wechſelsweiſe aufheben. So wie es unmöglich iſt, zu gleicher Zeit und vermittelſt eben derſelben Bewegung vorwärts und rückwärts zu gehen, ſich zur Rechten und zur Linken zu wenden; ſo iſt es auch dem Verſtande unmöglich, auf einmal zwo entgegengeſetzte Handlungen zu verrichten, und eine und dieſelbe Sache für wirklich und nicht wirklich zu halten. Hierauf gründet ſich der Satz des Widerſpruchs,

ſpruchs, der uns bey unſern Urtheilen über die nothwendigen Wahrheiten leitet. Eben ſo ſchieben wir auch unſer Urtheil auf, wenn es uns an beſtimmenden Gründen, daſſelbe zu fällen, fehlet; weil es uns nicht möglich iſt, zu gleicher Zeit den Einfluß der beſtimmenden Gründe und auch ihren Mangel zu fühlen. Hierauf gründet ſich der Satz des zureichenden Grundes. Alle Wahrheiten beruhen, wie bekannt, auf einem von dieſen beyden Sätzen.

Mit unſern Urtheilen von dem, was moraliſch gut oder böſe iſt, verhält es ſich gerade eben ſo. Giebt es mögliche und unmögliche Vorſtellungen, ſo giebt es auch ſolche Empfindungen; und eben hierauf gründet ſich die Moralität.

Man kann nicht daran zweifeln, daß die weſentliche Natur und Beſchaffenheit der Menſchen, ungeachtet der durch ihren perſönlichen und den Nationalcharakter verurſachten Verſchiedenheiten, allenthalben eben dieſelbe und daß ſie unveränderlich ſey. Alle Werke der Natur haben ihren eigenthümlichen und unauslöſchlichen Charakter, der zwar verſtellt und ein wenig verändert, aber nicht zerſtöret werden kann. Der Menſch hat zwey Vermögen, die unveränderlichen Geſetzen unterworfen ſind. Das Vorſtellungsvermögen folget, wie wir geſehen haben, ſtets den Geſetzen, aus welchen man die beyden erwähnten Principia unſrer Kenntniſſe hergeleitet hat. Das Empfindungsvermögen hat auch ſeine unveränderlichen Geſetze. Eines von dieſen Geſetzen iſt, daß man nichts begehren kann, was unangenehm iſt, und daß man ſich gegen alles dasjenige ſetzet, was unſrer Natur zuwider iſt. Aus dieſem Geſetze kann man ohne die geringſte Ungewißheit dieſen moraliſchen Satz herleiten: daß der Menſch verbunden iſt, alle diejenigen Handlungen zu thun, ohne welche ſeine natürliche Verfaſſung in Unordnung gerathen würde, und diejenigen zu vermeiden, deren Folgen ſeinen natürlichen und unveränderlichen

chen Neigungen widersprechen. Man kann dieses den Satz der Weisheit nennen; er ist eben so wohl in der Natur unsrer Empfindungen gegründet, als der Satz des Widerspruchs in der Natur unsrer Vorstellungen gegründet ist. Beyde Sätze haben dieselbe Evidenz, und bey ihrer Anwendung zeigen sich dieselben Schwierigkeiten.

Aus der Verbindung dieses Satzes mit den Grundsätzen unsrer Kenntnisse entsteht mit eben derselben Evidenz das andere moralische Principium, welches wir den Satz der Gerechtigkeit nennen wollen. Er gründet sich auf die natürliche Gleichheit der Menschen; eine so unleugbare Gleichheit, daß man gezwungen ist, die Wahrheit derselben als ein Axiom anzunehmen. Aus diesem Axiom folget unmittelbar der Satz: was ein Mensch sich selbst vermöge seiner Natur schuldig ist, das ist sich auch jeder andrer Mensch schuldig. Was der Mensch nöthig hat, um demjenigen, was er sich schuldig ist, ein Genüge zu thun, darauf hat er einen gerechten Anspruch: der Mensch hat also Ansprüche, auf welche er nicht Verzicht thun kann. Die Wirklichkeit dieser Ansprüche machet das, was man Recht nennet, aus. Aus der Verbindung aller dieser Ideen leitet man das Principium oder den Satz der Gerechtigkeit her: daß ein jeder verbunden ist, das Recht, worauf er selbst, vermöge seiner Natur, Anspruch machet, einem jeden andern zu verstatten. Da die Gründe auf beyden Seiten gleich sind, so würde es ungereimt und widersprechend seyn, entgegengesetzte Schlüsse daraus zuziehen. Und dieß ist das Principium der Gerechtigkeit, welches eben so gegründet und gewiß ist, als das Principium der Weisheit.

Es giebt also wirklich wahre Principia, welche die freyen Handlungen des Menschen regieren müssen; Folglich giebt es Pflichten, und Handlungen, die ihrer Natur nach gut oder böse sind. Seine Pflichten nach ihrem ganzen Umfange kennen, und alle zur genauen Erfüllung

der-

derſelben nöthige Fähigkeiten und Neigungen haben, das hieße, vollkommen tugendhaft ſeyn.

Die Wirklichkeit dieſer Idee iſt es eben, die ich erſt feſtſetzen wollte, ehe ich mich in die Unterſuchungen einließe, denen dieſer Aufſatz eigentlich beſtimmt iſt. Dieſe vorläufige Erörterung der Sache verſichert uns von der Wirklichkeit des Gegenſtandes unſrer Unterſuchungen, und zeiget uns zugleich den Weg, den wir dabey betreten müſſen.

Nun iſt es darum zu thun, den Urſprung und den Fortgang der Tugend genau zu erkennen, und ſo wohl die Urſachen, welche ſie hervorbringen, als die Hinderniſſe, welche ſie in ihrem Fortgange aufhalten, deutlich einzuſehen. Ich fange mit dem an, was ſich auf die Pflichten des Menſchen gegen ſich ſelbſt bezieht.

Wie gelanget der Menſch zur Erkenntniß ſeiner Pflichten, und wie gewinnt er ſie lieb?

Die Erkenntniß der Pflichten iſt ſo, wie die Erkenntniß einer jeden andern Sache, die Wirkung des Nachdenkens. Der ganz rohe, von dem Vermögen nachzudenken entblößte, Menſch kennet nichts; es iſt keine Spur von Tugend in ſeiner Seele. Dieß iſt der Punkt, von welchem wir ausgehen, um der Tugend von ihrem erſten Keime an bis zu ihrer völligen Entwicklung nachzuſpüren.

Der wilde Menſch hat keine andere Ideen, als die ſich auf ſinnliche Empfindungen beziehen, und keine andere Bedürfniſſe, als alle unangenehme ſinnliche Empfindungen von ſich zu entfernen. In dieſem Zuſtande gründen ſich ſeine Handlungen eben ſo wenig auf Nachdenken, als die Handlungen der Thiere. Iſt er gleich der Stimme der Natur ſehr getreu, ſo hat er doch noch nicht den geringſten Grad der Tugend. Kömmt er zum Nachdenken, ſo fängt er an die Verbindung zwiſchen ſeinen Bedürfniſſen und ſeiner Erhaltung zu entdecken, und die Nothwendigkeit der Handlungen zu erkennen, wozu

ihn

ihn bisher bloß der Instinkt angetrieben hat. Wenn diese Entdeckung seine Aufmerksamkeit an sich zieht, wenn er bemerket, daß es, ohne Absicht auf die sinnlichen Empfindungen, Gründe gebe, gewisse Dinge zu suchen und andere zu vermeiden, und wenn diese Gründe Bestimmungsgründe bey ihm werden, die sich mit dem Instinkte verbinden; so fängt er an, tugendhaft zu seyn, so eingeschränkt auch immer seine Moral seyn mag.

Die Tugend ist also, bey ihrem Entstehen, nichts anders, als die Fähigkeit und die Neigung das, was der wilde Mensch aus Instinkt thut, aus Kenntniß der Sache und aus Vernunft zu thun. So bald sich die Stimme der Vernunft hören läßt, und man sich derselben unterwirft, fängt man an tugendhaft zu seyn. Diese Tugend ist eigentlich noch nichts anders, als erstlich die zur Betrachtung der natürlichen Bedürfnisse angewendete Vernunft, und zweytens die Neigung, den Einsichten, welche sie uns von diesen Bedürfnissen giebt, zu folgen.

Nach dem Maaße, nach welchem die Vernunft vollkommner wird, vermehret sich die vorhin erwähnte so einfache und so unvollkommene Moral, und befördert den Wachsthum der Tugend. Die Gewohnheit nachzudenken zeiget so gar dem halb wilden Menschen, daß er gewisse Dinge suchen oder vermeiden müsse, ohne daß solches irgend eine gegenwärtige sinnliche Empfindung erfordere. Der erste etwas strenge Winter wird ihm die Nothwendigkeit, die künftigen Bedürfnisse voraus zu sehen, zu empfinden geben; und wenn ihn die hitzige Verfolgung eines Thieres an Oerter mit fortgerissen hat, wo er umzukommen gedachte, oder wenn er aus Unmäßigkeit krank geworden ist, so wird er bald begreifen lernen, daß er sich den gegenwärtigen Eindrücken nicht anders, als mit Vorsichtigkeit überlassen darf. So bald er fähig ist, diesen Bemerkungen einen hinlänglichen Grad der Gewißheit zu geben, so wird er seine Moral

durch Hinzufügung neuer Vorschriften erweitern. Erst wird er sie bloß auf die besondern Fälle, woraus sie entstanden sind, anwenden; aber mehr Erfahrung und ein verhältnißmäßiger Fortgang der Vernunft werden ihn in den Stand setzen, sie allgemein zu machen. So wird der Mensch seine Moral immer vollständiger machen, und zuletzt zur Erkenntniß aller auf die physikalischen Bedürfnisse sich beziehenden Pflichten gelangen.

Er wird des Beystandes der Vernunft nicht lange genossen haben, ohne eben so lebhafte und interessante Empfindungen zu erfahren, als selbst die sinnlichen Empfindungen sind; ich meyne das Bedauren und die Reue. Diese beyden Empfindungen folgen dem Grade der Vernunft, der dem Menschen den Einfluß des Vergangenen auf das Gegenwärtige zu erkennen vergönnet, bald nach. Dieß wird ihn zur Entdeckung einer andern Art von eben so natürlichen Bedürfnissen leiten, als die physikalischen sind; ich meyne die Bedürfnisse, mit sich selbst zufrieden zu seyn, sich nichts vorwerfen zu dürfen, seine Fähigkeiten vollkommener zu machen, und von einem Tage zu dem andern geschickter, stärker, verständiger, vernünftiger und vorsichtiger zu werden. Endlich wird sich, bey stets zunehmender Erfahrung und Ueberlegung, auch die Erkenntniß seiner moralischen Bedürfnisse erweitern; er wird gewahr werden, daß es mit zu seinen Bedürfnissen gehöret, sich die Hochachtung, das Wohlwollen, die Freundschaft derjenigen, mit welchen er lebet, zu erwerben.

So nimmt die mit Ueberlegung begleitete Kenntniß der Bedürfnisse zugleich mit der Vernunft und der Fertigkeit im Nachdenken zu. Von dieser Kenntniß hängt die Kenntniß der Pflichten des Menschen gegen sich selbst ab, so daß das bisher bemerkte hinlänglich erklären kann, wie und durch welche Stufen der Mensch zur Kenntniß dieses Theils seiner Pflichten gelanget. Sie hat keine andere Schranken, als die ihr die Erfahrung

und

und die Vernunft geben; sie kann also ins Unendliche gehen. So lange sich die Erfahrung und die Vernunft, in ihrer Anwendung auf unsre Bedürfnisse, vermehren, so lange erweitert sich auch die Kenntniß unsrer Pflichten, und die Moral wird immer weitläufiger, ob gleich die Principia, auf welche sie sich gründet, sehr einfach sind. Es verhält sich also mit der Moral wie mit den Wissenschaften, deren keine festgesetzte Gränzen haben kann.

Dieß giebt mir Gelegenheit zu bemerken, daß die Philosophen, die der Moral Gränzen vorschreiben wollen, sehr wenig Grund dazu haben. Sie betrachten den Menschen gern in einem Zustande, der nur sehr wenige Verhältnisse mit sich bringt, und wo seine Kenntnisse in einen sehr engen Kreis eingeschlossen sind. Sie sagen, daß es leicht seyn würde, die Pflichten eines solchen Zustandes zu erfüllen, und in demselben sehr glücklich zu seyn. Sie bilden sich ein, daß dieser Zustand das von den Dichtern so gepriesene goldene Zeitalter seyn würde. Von diesen Ideen eingenommen, ermahnen sie die Menschen zu der glücklichen Unwissenheit und zu der simplen Moral derjenigen Völker zurückzukehren, die keine andere Verhältnisse kennen, als die unmittelbar in der Natur gegründet sind.

Diese Ideen sind sehr angenehm und so gar verführerisch; indessen findet man doch, daß es bloße Einbildungen sind, so bald man sie näher zu untersuchen anfängt. Dieser Zustand der Kindheit, in welchem man die Menschen erhalten möchte, ist der Natur des menschlichen Geistes zuwider, der seinem Nachdenken und seinen Untersuchungen keine Gränzen zu setzen fähig ist. Es ist eben so unmöglich, ein ganzes Volk in dem Zustande der Einfalt, als einen Menschen bey einer ewigen Jugend zu erhalten. Was mit dem Individuo vorgeht, das geht auch mit dem ganzen Geschlechte vor. So lange der Mensch seine Kräfte und seine Munterkeit behält, vermehret er seine Erfahrung und seine Bemerkun-

gen; und eben dadurch entdecket er neue Verhältniſſe, neue Bedürfniſſe und vorher unbekannte Pflichten. Ein ganzes Volk befindet ſich in demſelben Falle. Seine Kenntniſſe, ſeine Künſte, ſeine Verhältniſſe, ſeine Bedürfniſſe vervielfältigen ſich: die Pflichten vervielfältigen ſich ebenfalls, die Schwierigkeit, ſie zu erfüllen, wird gröſſer, und das glückſelige Leben wird endlich eine ſehr ſchwere, und wohl gar unmögliche Sache. Doch, dieß iſt das Loos der Menſchheit, das wir nicht zu ändern vermögend ſind. Die Wiſſenſchaften leiden, ſo wie die Moral, keine Gränzen: entweder muß man ſie gänzlich aufgeben, oder man muß ſie alle, bis auf die kleinſten Zweige, woraus immer neue hervorſproſſen, umfaſſen.

Haben wir bisher geſehen, durch was für Mittel und durch was für Stufen der Menſch nach und nach die Kenntniß ſeiner Bedürfniſſe und der daraus entſtehenden Pflichten erweitert; ſo müſſen wir nun unterſuchen, wie die Liebe zu dieſen Pflichten und die Fertigkeit, ſie zu erfüllen, geſtärket wird.

Es iſt vorhin bemerkt worden, daß die Liebe zur Pflicht aus der Evidenz entſtehe, womit man ihre Wahrheit oder ihre Nothwendigkeit einſieht. Dieſes müſſen wir hier umſtändlicher unterſuchen.

Der groſſe Abſtand, den man zwiſchen der Erkenntniß einer Wahrheit, und zwiſchen der kräftig auf die Seele wirkenden Art, dieſelbe wahrzunehmen, bemerket, hat alle philoſophiſche Moraliſten befremdet. Dieß hat die groſſe Aufgabe veranlaßt: von welcher Beſchaffenheit muß die Erkenntniß ſeyn, die einen Einfluß in unſre Handlungen haben ſoll? Ich habe es verſucht, die Auflöſung dieſer Aufgabe in einem der Akademie vorgeleſenen Aufſatze zu geben *); es geſchah aber nur gelegentlich, daß ich damals davon redete. Hier will

*) In der Erklärung eines pſychologiſchen paradoxen Satzes ꝛc.

will ich also das, was an dem angeführten Orte an der Auflösung dieser Aufgabe mangelte, vollends hinzusetzen.

Die Natur des Bewegungsgrundes besteht darinnen, daß er ein Verlangen in der Seele erreget. Das Verlangen setzet allemal einen Zwang oder eine Unbequemlichkeit voraus, wovon man sich zu befreyen suchet. Von dieser Unbequemlichkeit oder diesem Zwange entlehnet der Bewegungsgrund seine Kraft. Hieraus folget, daß eine Wahrheit, die ein Bewegungsgrund werden soll, die Empfindung eines gewissen Zwanges oder einer gewissen Unbequemlichkeit in dem Geiste hervorbringen müsse. Nun müssen wir untersuchen, wie dieses zugehe.

Diese Untersuchung hängt von der genauen Entwicklung der beyden Handlungen des Geistes ab, die man durch die Wörter erkennen und empfinden ausdrücket. Wir werden nämlich sehen, daß die Wahrheit, die man bloß begreift, niemals zum Bewegungsgrunde wird, und daß diejenige, die man empfindet, Einfluß in unsre Handlungen hat. Ich habe die Beschaffenheit dieser beyden Handlungen der Seele in einem der vorhergehenden Aufsätze *) weitläufig aus einander gesetzt, und werde aus demselben die hieher gehörigen Erläuterungen entlehnen.

Wenn wir über einen Gegenstand, welcher es auch sey, nachdenken, so sehen wir ihn als ausser uns, als eine von uns abgesonderte Sache; wenn wir ihn empfinden, so sehen wir ihn in uns und als eine Modification unsrer Seele. In dem ersten Falle richten wir alle unsre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, und wir vergessen gewissermaßen uns selbst; in dem andern Falle wird die Aufmerksamkeit auf uns selbst gerichtet, wir kehren in uns zurücke, um die gegenwärtigen Modificationen unsers innern Zustandes zu bemerken. Dort ist der Ge-

*) Ueber die verschiedenen Zustände der Seele.

genſtand, den wir ſehen, ein Gegenſtand der Wißbegierde, und alle thätige Kräfte des Geiſtes zielen dahin ab, ihn zu erkennen; hier iſt er ein Gegenſtand des Genuſſes, deſſen Wirkung auf uns wir bemerken. Wir wollen, um dieſes zu erläutern, annehmen, daß in einer Geſellſchaft vom Tode und von dem zukünftigen Leben geredet werde. Ein ganz geſunder und munterer Mann, der ſtillſchweigend vorausſetzet, daß dieſe Hauptveränderung, der wir alle unterworfen ſind, noch weit von ihm entfernt ſey, höret dieſes Geſpräche, und wendet es auf die Kranken und Alten, die er kennet, an, ohne die geringſte Anwendung davon auf ſich ſelbſt zu machen; der Tod iſt ihm ein Gegenſtand, den er wie in einer groſſen Entfernung ſieht; er begreift das, was man ſaget, aber er empfindet es nicht. Ein Kranker, oder ein Menſch, der mit der Idee ſeiner Sterblichkeit vertraut iſt, höret eben daſſelbe Geſpräche; er geht in ſich, er ſtellet ſich ſich ſelbſt als ſterbend vor; alle Ideen des Todes und des zukünftigen Lebens ſind in ſeiner Seele Modificationen, die eine Veränderung darinnen zu wirken bereit ſind; er verliert die Redenden und das Geſpräche ſelbſt aus dem Geſichte, und richtet ſeine Aufmerkſamkeit auf das, was in ihm vorgeht. Er empfindet die Idee des Todes wie in ſich, er betrachtet den Tod als einen nahe bevorſtehenden Zuſtand, der bald für ihn entſtehen wird, und dieß rühret und beweget ihn. Und dieß heißt eine Sache ſehen, und ſie empfinden.

Auf dieſe beyden Arten können ſich die moraliſchen Wahrheiten dem Geiſte darſtellen. Wenn man ſie nur ſieht, ſo bringen ſie nichts anders, als ein bejahendes oder verneinendes Urtheil hervor; wenn man ſie empfindet, ſo modificiren ſie die Seele dergeſtalt, daß ſie eine Veränderung des Zuſtandes in ihr hervorbringen: die Seele bekömmt eine Neigung, nicht zu urtheilen, ſondern ſich von einem unangenehmen Zuſtande zu entfernen, oder zu einem angenehmen Zuſtande zu gelangen.

Die

Die Wahrheit, die man empfinden will, muß die Seele gleichsam berühren, und sich ihr einverleiben, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dann machen die Ideen, welche sie in sich fasset, einen Theil von uns selbst aus; wir bemerken ihre Verbindung mit der Verfassung, worinn wir gegenwärtig sind, und dieß bringt die völlige Bereitwilligkeit und Neigung zu handeln hervor. Warum rühret uns die Erzählung eines in einem entfernten Lande vorgefallenen Unglückes gemeiniglich so wenig? Eben weil wir es uns als weit von uns vorstellen. Hat es sich in der Stadt, wo wir wohnen, in unsrer Nachbarschaft, in dem Augenblicke, da wir die Nachricht davon vernehmen, zugetragen, so bringt dieses gemeiniglich eine starke Bewegung hervor, weil uns die Umstände der Zeit und des Ortes gewissermaßen zwingen, in uns zu gehen, und die Anwendung davon auf uns zu machen; wir setzen uns an die Stelle der leidenden, wir sind in der Verfassung, die uns am fähigsten machet, die Wirkung des geschehenen Unglücks in uns zu empfinden; und dieß verursachet die Bewegung, vermöge welcher wir Bemühungen anwenden, die zu unsrer Erleichterung abzielen.

Man muß hier wohl bemerken, daß die Ideen, die keine unmittelbare Beziehung auf unsern Zustand haben können, und die sich folglich zu der Einverleibung, wovon ich geredet habe, nicht schicken, zwar gesehen, aber niemals empfunden werden können. Eine niedrige Privatperson, die den unermeßlichen Abstand, der zwischen ihr und dem Throne ist, empfindet, sieht die Größe und Majestät, die den Selbstbeherrscher umgeben; es ist für sie ein Gegenstand der Neugierde, oder auch der Bewunderung. Allein, da es nicht möglich ist, daß sie sich etwas von diesem allen zu eigen mache, indem alles ausser ihrer Sphäre ist, so wird sie gar nicht eifersüchtig darauf. Ein kleinerer Fürst hingegen kann sich sehr wohl in die Gemüthsfassung setzen, die ihn fähig ma-

chet, die Wirkung alles deſſen, was zu dieſer Hoheit und Größe gehöret, in ſich ſelbſt zu empfinden; und dieß kann ſehr leicht ſeinen Ehrgeiz aufbringen.

Dieſe Bemerkungen ſetzen uns in den Stand, die Bedingungen näher zu beſtimmen, unter welchen die Wahrheit einen Einfluß in unſre Handlungen hat. Es gehöret dazu 1. daß wir ſie mit einem einzigen Blicke deutlich faſſen und überſehen können. Dieß iſt nöthig, damit die Aufmerkſamkeit, die auf uns ſelbſt gerichtet ſeyn ſoll, nicht von uns abgewendet und auf die Sache gerichtet werde. 2. Daß dieſe Ideen dergeſtalt unſerm Wirkungskreiſe angemeſſen ſeyn, daß wir ſie auf uns anwenden können. Das will ſagen, daß dieſe Ideen eine unmittelbare Beziehung auf unſre Empfindungen haben müſſen. Ein in der Knechtſchaft gebohrner Menſch, der niemals einen Augenblick der Freyheit genoſſen hat, kann die Idee der Freyheit gar nicht empfinden oder auf ſich zueignen. 3. Daß wir in dem Augenblicke, da ſich uns die Wahrheit darſtellt, in der gehörigen Gemüthsverfaſſung ſeyn, um in uns zu gehen, und die Wirkung, welche ſie auf uns machen kann, zu erfahren. Denn eben derſelbe Menſch kann nach den verſchiedenen vorübergehenden Gemüthsverfaſſungen, worinn er ſich befindet, von einer und derſelben Wahrheit gerührt oder nicht gerührt werden. So iſt, nach Beſchaffenheit des Zuſtandes, worinn wir uns jedesmal befinden, eben dieſelbe Sache für uns bald etwas, das wir zu kennen, bald etwas, das wir zu haben wünſchen. Dieſe dritte Bedingung findet ſtatt, wenn uns in dem Augenblicke, da ſich uns die Wahrheit darſtellet, etwas zwinget, irgend einer Empfindung, welche es auch ſeyn mag, Gehör zu geben, wodurch wir genöthiget werden, die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt zu richten. So geſchieht es, daß eben dieſelben Worte, die uns, wenn ſie mit warmen Herzen ausgeſprochen werden, rühren, nicht die geringſte Wirkung auf uns haben, wenn man ſie auf eine kaltſinni-

ſinnige Art ausſpricht. Der Ton der Stimme iſt es, der die Kraft hat, Empfindung in uns zu erregen, und der uns zwingt, ſchnell in uns ſelbſt zu kehren.

Nach dieſer nothwendigen Ausſchweifung, komme ich wieder zur Hauptſache zurücke. Ich habe geſagt, daß man, um ſeine Pflicht zu thun, dieſelbe kennen und lieben müſſe. Ich habe gezeigt, wie der Menſch zur Kenntniß aller Pflichten gegen ſich ſelbſt gelanget; und die vorhergehenden Bemerkungen werden es uns begreiflich machen, wie er ſie liebgewinnen kann, oder, welches auf eins hinausläuft, wie die Kenntniß der Pflicht ein Bewegungsgrund zu handeln wird.

Der Menſch, der ſich ſeine Pflichten recht bekannt gemacht hat, der gewohnt iſt, alle Gegenſtände, die ſich nach ſeinen Ideen wirklich auf ihn ſelbſt oder auf ſeinen Zuſtand beziehen, geſchwinde darauf anzuwenden; dem es dadurch leicht fällt, den Eindrücken, welche dieſe Gegenſtände auf ihn machen, nachzugeben, und ſich in die zum handeln erforderliche Gemüthsverfaſſung zu ſetzen; dieſer Menſch, ſage ich, hat die nöthigen Fähigkeiten, Neigungen und Fertigkeiten, um tugendhaft zu ſeyn. Wenn man ſeine Pflicht auf dieſe Art empfindet, ſo erreget die Idee ihrer Verabſäumung nicht nur einen Widerſpruch, den der Verſtand einſieht, ſondern einen Widerſtand, oder eine Widerſetzlichkeit, eine Art von Streit in den Modificationen der Seele, der einen beträchtlichen Zwang, oder eine ſehr merkliche Unbequemlichkeit hervorbringt. Man empöret ſich bey der Idee ſeine Pflicht zu verabſäumen.

Man ſieht hieraus, daß man, um tugendhaft zu ſeyn, auſſer der geſchwinden und richtigen Einſicht in das Verhältniß der Dinge, noch zweyerley an ſich haben muß: 1. die gründliche Denkungsart der Seele, nach welcher man alles, nicht mit einem ſpeculativen Geiſte, ſondern von der Seite ſeines Verhältniſſes auf unſre phyſikali-

ſchen oder moraliſchen Bedürfniſſe betrachtet, *) und 2. die Empfindlichkeit, um geſchwinde gerührt oder bewegt zu werden.

Die der Tugend zuwiderlaufenden Gemüthsbeſchaffenheiten und Neigungen ſind: 1. Ein ſtumpfer oder langſamer Verſtand, nach welchem man die Verhältniſſe der Dinge weder geſchwinde noch deutlich genug faſſet. 2. Die Flüchtigkeit des Geiſtes, die aus allem, was man ſieht, bloß einen Gegenſtand der Neugierde machet, und nach welcher man den Dingen, die man ſieht oder die auf uns wirken, niemals oder ſehr ſelten ſo nachhängt, daß man die Eindrücke, die ſie auf uns machen, bemerkte. 3. Der ſpeculative Geiſt, der die Dinge nur als Gegenſtände der Wißbegierde, oder als eine zur Uebung ſeines Verſtandes dienende Sache, zu ergründen ſuchet, der alles aus einander ſetzet und nichts anſchauend empfindet, der bloß Verſtand iſt und die Empfindungen des Herzens nicht kennet.

Bisher habe ich den Urſprung, den Fortgang und die pſychologiſchen Urſachen der Tugend in Abſicht auf einen ihrer Hauptheile, den man die Weisheit nennen kann, erkläret. Nun will ich ſie noch in ihrer höchſten Vollkommenheit betrachten.

Die Pflichten gegen uns ſelbſt zielen alle zu demſelben Endzwecke, nämlich zur Befriedigung unſrer phyſikaliſchen ſowohl als moraliſchen Bedürfniſſe ab. Der Menſch würde glücklich ſeyn, wenn er dazu gelangen könnte. Bemerkungen, die leicht zu machen ſind, können

*) Ich fühle es, daß ich das, was ich hier denke, nicht deutlich genug ausdrücke. Die moraliſche Gründlichkeit gehet gerade zur Sache, ohne ſich bey der Speculation aufzuhalten. So wie die Kinder in ihrer erſten Kindheit ſelbſt die Spielſachen, die man ihnen giebt, nach dem Munde bringen, ſo nimmt der Weiſe alles, was er ſieht, zu Herzen, wendet es auf ſich ſelbſt an, bringt es ſeiner Seele nahe und denket über den Eindruck nach, den ſie davon erhält.

nen ihn davon überzeugen, daß die vollkommene Glückseligkeit eine Einbildung ist. Er vergeht sich nicht nur oft aus Schwachheit gegen seine Pflichten, sondern seine Glückseligkeit wird noch von andern Ursachen, über welche er gar keine Gewalt hat, gestöret. Viele Uebel sind unvermeidlich; und es geschieht auch wohl, daß Umstände, die nicht von uns abhängen, uns außer Stand setzen, unsern Bedürfnissen ein Genüge zu thun. Da also die Uebel unvermeidlich sind, so muß man sie dadurch vermindern, daß man sie ertragen lernet. Daraus entsteht ein neues Bedürfniß, sich nämlich über diejenigen Bedürfnisse, die man nicht zu befriedigen vermögend ist, zu erheben. Die mit der Menschheit verbundene Unvollkommenheit läßt uns die Nothwendigkeit der Tugenden begreifen, die man Mäßigung, Geduld, Stärke des Geistes nennet. Es ist nur einer geringen Anzahl vorzüglich beglückter Seelen gegeben, sich zu dem Gipfel der Weisheit zu erheben, der sie den unvermeidlichen Uebeln überlegen machet. Es ist bekannt, daß sich die Stoiker aus diesem Theile der Moral ein besonderes Studium gemacht, und daß es verschiedene von ihnen darinnen sehr weit, bis zum Erstaunen weit gebracht haben. Welches ist der Weg, der zu dieser hohen Stufe der Weisheit führet? Es ist ebenfalls die lebhafte anschauende Erkenntniß der Wahrheit.

Erst erkennen, und dann auf die vorhin beschriebene Art empfinden, daß wir viel zu eingeschränkte Wesen sind, als daß wir schlechterdings allen unsern Bedürfnissen ein Genüge thun könnten; folglich die unvermeidliche Nothwendigkeit der Uebel empfinden; und die Vergeblichkeit aller Bemühungen, wodurch man sich denselben entziehen möchte, empfinden; das bringt die Geduld hervor. Ferner, die Weisheit und Güte, die man in allen allgemeinen Anordnungen der Natur und in der Regierung der Welt entdecket, erst erkennen, und dann lebhaft empfinden; die schöne Ordnung, die sich, ungeachtet

der

der ſcheinbaren Unordnungen, in dem Ganzen zeiget, erkennen und empfinden; und ſich darauf bis zu der erhabenen Idee eines unendlich vollkommenen Weſens erheben, welches unſtreitig der Urheber der Einrichtung dieſes unermeßlichen Ganzen iſt, und welches dabey unſtreitig nach den Regeln der größten Vollkommenheit zu Werke gegangen iſt; dieß kann jene Tugenden hervorbringen, die den höchſten Grad der Weisheit ausmachen. Man muß aber, wie ich ſchon geſagt habe, ſich dieſes alles mit einer ſo großen Leichtigkeit und Klarheit vorſtellen, daß die daraus entſtehende Empfindung ſtärker als die ſinnliche Empfindung der uns drückenden Uebel ſey; oder daß wenigſtens die durch das Anſchauen dieſer erhabenen Wahrheiten hervorgebrachte Empfindung fähig ſey, die ſchmerzhaften ſinnlichen Empfindungen merklich zu ſchwächen. Darinnen beſteht der höchſte Grad der Weisheit. Den Bedürfniſſen ſeines Zuſtandes, ſo viel möglich, abhelfen, und ſich über diejenigen, denen man unmöglich genug thun kann, erheben, das iſts, was Horaz in jenen ſchönen Verſen ausdrücket:

Rectius occupat nomen beati
Qui deorum muneribus ſapienter uti
Duramque callet pauperiem pati

Und dieß iſt das Bemerkenswürdigſte bey dem Urſprunge und dem Wachsthume der Weisheit.

Der andere Hauptzweig der Tugend, die Gerechtigkeit, giebt uns beſondere Betrachtungen an die Hand, die wir umſtändlicher erwegen müſſen.

Der Grund der Gerechtigkeit iſt, wie ich vorhin angemerkt habe, das Axiom, daß alle Menſchen dieſelben natürlichen Anſprüche und Forderungen haben, und die Moral, die daraus herfließt, iſt in dieſer Regel enthalten: daß man niemanden in der Verfolgung ſeines Rechtes ſtören müſſe. Dieß iſt es, was die Rechtsgelehrten durch jene Grundregel der Gerechtigkeit ausdrücken: neminem laedere.

Man

Man ſieht leicht ein, daß die Anzahl der Vorſchriften oder der beſondern Pflichten, die der Menſch aus dieſem allgemeinen Geſetze der Gerechtigkeit herleiten kann, allemal dem größern oder kleinern Umfange ſeiner erlangten Weisheit gemäß iſt. Man muß ſeine Rechte gründlich kennen, um von den Rechten der andern überzeugt zu ſeyn. Denn die Anſprüche, die wir für uns ſelbſt machen, ſind gerade diejenigen, welche die andern für ſich machen. Der halb wilde Menſch, der auf nichts anders als auf das, was zu ſeinen phyſikaliſchen Bedürfniſſen gehöret, Anſpruch machet, kann auch den übrigen Menſchen keine andere Anſprüche geſtatten. Die Gerechtigkeit erſtrecket ſich alſo niemals weiter, als die Weisheit, und alles, was wir von dem Fortgange dieſer Tugend bemerkt haben, kann auf die Gerechtigkeit angewendet werden.

Allein man kann weiſe und doch nicht gerecht ſeyn. Es iſt alſo nöthig, daß wir insbeſondere unterſuchen, welche Urſachen dieſe Tugend hervorbringen. Das bloße Nachdenken iſt hinlänglich, uns zur Weisheit zu leiten; aber es iſt nicht hinlänglich, die Tugend der Gerechtigkeit zu zeugen. Sie nimmt zwar ihren Urſprung aus einem ſehr einfachen Vernunftſchluſſe, man muß aber doch dieſen Vernunftſchluß gemacht haben, wenn man nach Grundſätzen gerecht ſeyn ſoll. Hier iſt dieſer Vernunftſchluß: alle Menſchen ſind einander gleich; folglich haben ſie alle dieſelben natürlichen Anſprüche. Nun habe ich dieſe oder jene Anſprüche; alſo hat ſie ein jeder anderer auſſer mir auch; alſo würde es ungereimt und widerſprechend ſeyn, ihm dieſelben ſtreitig zu machen.

Man muß hier bemerken, daß es, auſſer den dummgebohrnen Menſchen, nicht leicht andere giebt, die nicht nachdenken ſollten; denn ihre ſinnlichen Empfindungen nöthigen ſie, die Aufmerkſamkeit auf die Dinge, welche ſich darauf beziehen, zu richten; aber nicht alle Menſchen machen Vernunftſchlüſſe, weil dieſe Operation des Geiſtes

ſtes nicht mit der ſinnlichen Empfindung zuſammenhängt. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es Menſchen giebt, die niemals räſonniren. Ohne von den faſt ganz wilden Nationen, dergleichen die Grönländer ſind, zu reden, findet man unter geſitteten Völkern einzelne Perſonen, die, ohne eben dumm zu ſeyn, gar keinen Vernunftſchluß faſſen; die nicht den geringſten Widerſtand bey ſich fühlen, offenbar widerſprechende Sätze zuzugeben.

Solche Menſchen können ganz wohl zu einer niedrigen Stufe von Weisheit gelangen; aber es iſt unmöglich, daß ſie nur die unterſte Stufe der Gerechtigkeit erreichen. Sie können Empfindungen der Menſchlichkeit und der Billigkeit haben, die bey Leuten, welche nicht räſonniren, oft genug die Stelle der Gerechtigkeit vertreten. Allein hier iſt nicht von dieſem Schatten der Gerechtigkeit die Rede. Es iſt offenbar, und die Erfahrung beweiſet es genugſam, daß der allerungerechteſte Menſch, der allergrauſamſte Tyrann,

Qui negat jura ſibi data,

Regungen des Mitleidens empfinden kann. Jener Tyrann von Pherä kann hievon zum Beyſpiele dienen, der bey der Vorſtellung eines Trauerſpiels ſo bewegt wurde, daß er, da er ſich ſeines Mitleidens ſchämte, ſich genöthiget fand, wegzugehen, ob er gleich die Ungerechtigkeit ſeiner Tyranney niemals erkannt hatte. *)

Was ich itzt angemerkt habe, beweiſet, daß es ſchwerer iſt gerecht als weiſe zu ſeyn, weil man durch das bloſſe Nachdenken zu einem gewiſſen Grade der Weisheit gelangen kann, da man hingegen räſonniren muß, um zu dem kleinſten Grade der Gerechtigkeit zu gelangen. Doch, das Räſonnement allein iſt nicht hinlänglich, die Gerechtigkeit in dem Herzen des Menſchen zu zeugen. Man muß ſich hier wieder an die vorhin beygebrachten Bemerkungen über das, was die Wahrheit wirkſam machet, erinnern. Dann wird man begreifen, daß man nicht eher

*) S. Plutarchum in ſeiner Abh. über das Glück Alexanders.

eher gerecht seyn kann, bis man zu dem Grade der Vernunft gelangt ist, der die Vorstellung oder die Erkenntniß des Wahren in Empfindung verwandelt. Jene Wahrheit, welche den Grund der Gerechtigkeit ausmachet, muß der Seele dergestalt einverleibet seyn, daß sie sich da als eine ihrer Modificationen empfinden lasse; daß bey allem, was dieser Wahrheit zuwider zu seyn scheint, nicht nur der Verstand den Widerspruch bemerke, sondern auch die Seele den Zwang oder die Gewalt, die ihr dadurch angethan wird, so empfinde, wie sie dieselben alsdann empfindet, wenn sie von einer sinnlichen Empfindung gezwungen wird, etwas, das ihrer Natur zuwider ist, zuzugeben. Nur durch eine lange Gewohnheit und Uebung bringt man es dahin, daß man die Stärke der Evidenz empfindet, insonderheit wenn sie Wahrheiten betrifft, die geradezu nicht uns, sondern bloß andere interessiren. Es ist unendlich leichter, starke Eindrücke von Ideen, die sich unmittelbar auf unsre eignen Bedürfnisse beziehen, zu erhalten, als eben diese Wirkung von Ideen zu erfahren, die sich auf die Bedürfnisse anderer beziehen. Gemeiniglich sind die Menschen zu sehr mit sich selbst beschäfftiget, um sich ernstlich um andere zu bekümmern. Höchstens wird man von den Rechten seiner Freunde lebhaft gerührt; die Rechte der übrigen Menschen erkennet man nur in der Theorie, das heißt, man erkennet sie, aber man empfindet sie nicht.

Dieß läßt uns begreifen, warum es so selten ist, wahrhaftig gerechte Menschen zu finden; und warum es hundert mitleidige und wohlthätige Personen gegen eine einzige gerechte Person giebt.

Diese Anmerkungen sind wahr, wenn man auch die Gerechtigkeit bloß in ihren ersten Anfängen betrachtet; alle diese Gründe aber werden noch weit stärker, wenn es auf einen höhern Grad und einen beträchtlichen Umfang der Gerechtigkeit ankömmt. Es giebt Personen genug, die es wohl einsehen, daß gewisse Classen von Menschen

Recht

Recht haben, das, was sich auf ihre physikalischen Bedürfnisse bezieht, zu fordern, und die es doch nicht einsehen, daß eben dieselben Menschen den geringsten Anspruch auf solche Güter haben, die sie selbst für eben so wesentlich halten, als diejenigen, welche zur Befriedigung der physikalischen Bedürfnisse erfordert werden. Die Welt ist voll von Leuten, die auf alle andere Güter des Lebens den lächerlichen Anspruch des Geizigen im Moliere machen, welcher glaubte, daß seine Hausgenossen gesättiget wären, wenn er eine gute Mahlzeit gethan hätte. Sie verleihen andern selbst das Nöthigste nur so, wie ein Kind seinem Hunde ein Stück Brodt hinwirft; sie thun es so, als ob sie ihnen eine Gnade erwiesen, oder eine Wohlthat erzeigten, oft thun sie es gar, sich damit zu belustigen.

So offenbar und gewiß auch die Wahrheit ist, die der Gerechtigkeit zum Grunde dienet, so ist doch nichts schwerer, als sie in ihrem ganzen Umfange zu empfinden; denn der Mensch befreyet sich eher von allen andern Vorurtheilen, als von demjenigen, nach welchem er sich heimlich gewisse ausschließende Vorrechte zueignet.

Die vollkommene Gerechtigkeit findet nur alsdann statt, wenn der Mensch die vier folgenden Bedingungen erfüllet: wenn er erstlich den ganzen Umfang seiner Pflichten gegen sich selbst genau kennet; wenn er zweytens recht deutlich einsieht, daß alle diese Pflichten aus der Beschaffenheit seiner Natur herfließen, und wenn ihm die anschauende Erkenntniß dieser Wahrheit recht leicht und geläufig ist; wenn er drittens das, was andere sich selbst schuldig sind, mit eben derselben Evidenz und auf dieselbe anschauende Weise einsieht und betrachtet; und wenn viertens die Idee von der Gleichheit der Menschen seine Seele dergestalt eingenommen hat, daß er, so bald er etwas damit streitendes erblicket, dadurch beunruhiget oder beleidiget wird. So wie es eine Tugend giebt, die gleichsam das Uebermaaß der Weisheit aus-

ausmachet, ſo giebt es auch eine, welche die Gerechtigkeit übertrifft. Dieß iſt die Großmuth, deren Urſprung und Urſachen uns noch zu betrachten übrig ſind.

Die Gerechtigkeit kann als eine ſich leidend verhaltende Tugend betrachtet werden; ſie zielet mehr dahin ab, das Böſe zu verhindern, als das Gute zu bewirken. Die Großmuth iſt thätiger; ſie zielet gerade dahin ab, das Gute zu bewirken, und das Böſe, welches ſelbſt die Gerechtigkeit duldet, zu vermindern. Die Gerechtigkeit will die Menſchen einander gleich, die Großmuth will ſie alle zu einem einzigen Individuo machen; denn ſie iſt eigentlich nichts anders als der Hang und die Neigung, ſeinen Vortheil und ſein Beſtes bloß in dem Vortheile und in dem Beſten des ganzen menſchlichen Geſchlechts zu ſehen und zu empfinden. Humani nil alienum a ſe putat.

Wie entſteht die Neigung oder das Verlangen in uns, die Anſprüche der andern geltend zu machen? Was bewegt uns, ihr Recht eben ſo zu treiben und zu befördern, als ob es das unſrige wäre?

Wir haben geſehen, daß die Gerechtigkeit mit der Liebe des Wahren zuſammenhängt; die Großmuth ſcheint mit der Liebe der Ordnung und der Vollkommenheit zuſammen zu hängen. Ich rede hier nicht von der Großmuth, die eine Folge des Temperaments iſt; ich betrachte ſie, ſo wie die Weisheit und die Gerechtigkeit, als eine Wirkung vernünftiger Gründe, und dieſe Gründe finde ich in dem, was ich ſo eben geſagt habe. So wie die Weisheit ihre Vollkommenheit nicht anders erreichet, als wenn ſich der Weiſe bis zur Betrachtung der allgemeinen Einrichtungen und Anordnungen der Natur erhebt; ſo erſteigt auch der Gerechte den Gipfel der Gerechtigkeit, welcher die Großmuth iſt, nicht anders als vermittelſt einer lebhaften Empfindung der bewundernswürdigen Ordnung, wodurch alles in der Welt ſo eingerichtet iſt, daß ſich nichts Unzuſammenhängendes oder von dem übri-

gen Abgesondertes darinnen findet, sondern daß ein jedes Individuum zur Vollkommenheit des Ganzen abzielet, und daß kein Wesen seine Bestimmung bloß durch sich allein erreichen kann. Diese Betrachtungen sind viel schwerer zu fassen, als diejenigen, welche der Gerechtigkeit zur Stütze dienen. Und wenn man sie auch gefaßt hat, so muß man sich dieselben noch so sehr zu eigen machen, daß sie aus bloßen Speculationen wirksame Principia werden. Auch giebt es nur wenige, mit besondern Vorzügen begabte, Seelen, die zu der erhabenen Tugend gelangen, daß sie aus Grundsätzen wahrhaftig großmüthig sind.

Dieß ist alles, was ich über den psychologischen Ursprung und über die Ursachen der Tugend habe entdecken können. Ich hatte mir erst vorgenommen, auch zu untersuchen, welches die Ursachen der Verderbniß der Seele seyn, woraus die Bosheit und alles der Tugend entgegengesetzte moralische Uebel entsteht, und zu sehen, ob es, ausser der Abwesenheit der Tugend, noch andere positive Ursachen des Lasters gebe. Endlich, wollte ich mich, so weit es nöthig seyn würde, auf die praktischen Folgerungen einlassen, welche aus diesen Untersuchungen gezogen werden können. Allein, ich muß mir die Abhandlung dieser Materien auf eine andere Zeit vorbehalten.

Entwickelung des Begriffs vom Genie.

Von allen Kräften und Fähigkeiten der Seele ſcheint mir das Genie die meiſte Aufmerkſamkeit zu verdienen; denn das Genie iſt es, was dem einen Menſchen über den andern einen phyſiſchen Vorzug giebt, und was alle die großen Thaten und alle die meiſterhaften Werke in Künſten und Wiſſenſchaften hervorbringt, durch welche etliche wenige Menſchen über dem großen Haufen der übrigen hervorragen, und die Bewunderung aller Zeiten werden. Wenn es nützlich und angenehm iſt, die Natur und die Eigenſchaften der Körper zu unterſuchen; ſo iſt es ohne Zweifel noch angenehmer und nützlicher, in das Innerſte der Seele einzudringen, um die Kräfte und Fähigkeiten, wodurch ſie ſo viel wichtige Thaten bewirkt, zu ergründen. Die Naturlehre der Körper hat nur mit der äußern Schale der Welt zu thun; die Naturlehre der Seele dringt bis zum Kern.

Im allgemeinen kennet man die Kräfte und Fähigkeiten der Seele ſchon längſt aus ihren Wirkungen; aber nur von ſehr wenigen kennt man ihre Natur recht gründlich, nur von ſehr wenigen hat man den Urſprung im Innerſten der Seele entdeckt. Ich habe hier zur Abſicht, die Natur des Genies zu unterſuchen, und es auf ähnliche Art zu zergliedern, als ein Chymiſt die Mineralien in ihre Beſtandtheile auflöſt. Wenn mir auch dieß Unternehmen bey ſeiner Neuheit und Schwierigkeit nicht ſonderlich glücken ſollte, ſo iſt doch ſchon eine Art von Verdienſt bey der bloßen Unterſuchung ſchwerer Materien, wenn ſie auch zu weiter nichts diente, als glücklichern Nachfolgern in etwas den Weg zu bahnen.

Das Wort Genie ist, wie manche andre, von so vielfacher und schwankender Bedeutung, daß ich vor allen Dingen den Sinn, worinn ich es hier nehme, festsetzen muß. Der berühmte Abbt du Bos, deucht mir, hat die eigentliche Bedeutung dieses Ausdrucks ganz gut bestimmt.*) Genie, sagt er, nennt man die Geschicklichkeit, die ein Mensch von der Natur empfangen hat, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, die von andern, auch mit vieler Mühe, nur sehr schlecht pflegen gemacht zu werden. In der That legt man auch jedem, der in irgend einer Kunst oder Unternehmung besser als der große Hause der andern fortkommt, die sich auch darauf legen, mehr Genie als den andern bey. Der Name eines großen Genies ist den ganz vorzüglichen Menschen gewidmet, die sich in allem, was den Gebrauch der intellektuellen Fähigkeiten der Seele erfordert, vor ihren Mitstreitern merklich hervorgethan haben; den großen Künstlern, den Dichtern vom ersten Range, denen, die schwere Wissenschaften über ihre gewöhnlichen Gränzen erweitert, oder sich als große Staatsmänner und Helden erwiesen. Und das größte Genie würde dasjenige seyn, das in allen hier genannten verschiedenen Gattungen den Vorzug behauptete. Nun ist es aber klar, daß jede von diesen Gattungen den Gebrauch aller intellektuellen Fähigkeiten der Seele ohne Ausnahme erfordert. Demnach muß zur Hervorbringung eines großen Genies alles zusammenkommen, Aufmerksamkeit, Reflexion, Einbildungskraft, Witz, Gedächtniß und Urtheilsvermögen.

Hieraus erhellet gleich Anfangs, daß das Genie keine eigene, von den übrigen unterschiedene, Eigenschaft der Seele ist, sondern vielmehr alle andren beherrschet. Metaphysisch zu reden, würde es heissen: Das Genie ist keine

*) In seinem vortrefflichen Werke: Betrachtungen über die Poesie und Malerey.

keine beſondere Fähigkeit der Seele, ſondern eine allgemeine Beſchaffenheit aller ihrer Fähigkeiten. Es iſt gewiſſermaßen in Abſicht der Erkenntnißkräfte eben das, was in Abſicht der Begehrungsvermögen das Temperament oder der Humor iſt. Das Temperament, das ich hier verſtehe, (ich rede vom Temperament der Seele) iſt weder eine Neigung, noch eine Leidenſchaft; aber es modificirt alle Empfindungen des Herzens, und eben ſo modificirt das Genie alle Fähigkeiten der Erkenntniß. Daher unterſcheiden ſich auch die Menſchen in Abſicht auf den intellektuellen Charakter eben ſo durch das Genie, wie ſie ſich in Abſicht auf den moraliſchen Charakter hauptſächlich durch das Temperament unterſcheiden. Weiter unten werden wir ſehen, daß das Genie hauptſächlich in dem Vermögen beſteht, ſich aller intellektuellen Fähigkeiten der Seele mit Geſchicklichkeit und Leichtigkeit zu bedienen. Gegenwärtig will ich etwas näher unterſuchen, was jede dieſer Fähigkeiten zur Bildung des Genies beyträgt.

Alle Fähigkeiten der Seele entſpringen aus derjenigen Grundkraft, die nach der Bemerkung des großen Leibnitz, das Weſen aller Subſtanzen, und insbeſondre das Weſen der Seele ausmacht. Dieſe thätige Kraft die man leichter in ſich empfinden als erklären kann, bringt alle Ideen hervor, oder treibt uns wenigſtens unaufhörlich an, ſie zu entwickeln und zu vervielfältigen. In ihr iſt auch der erſte Urſprung des Genies zu ſuchen. Ein gewiſſer Grad der innern Stärke dieſer Kraft macht die Lebhaftigkeit des Geiſtes aus, die vom Lukrez vivida vis animi genannt wird, und die er für das Genie ſelbſt hält, da ſie doch in der That nur die Grundlage deſſelben iſt. Ich treffe hier auf einen Punkt, der in dieſer Unterſuchung ſehr wichtig iſt, und will mich alſo über dieſe erſte Anmerkung etwas weitläuftiger erklären, um ſie auſſer allen Zweifel zu ſetzen und von aller Zweydeutigkeit zu befreyen.

Ein jeder, der auf ſich ſelbſt Achtung giebt, empfindet in ſich einen beſtändigen Trieb zu denken, ſich alles deſſen, was ihm Ideen verſchaffen kann, zu bemächtigen, und bey denen, die ihm fruchtbar ſcheinen, ſtehen zu bleiben und ſie zu verfolgen. Dieſe unaufhörliche Begierde nach neuen Ideen iſt die Wirkung der urſprünglichen Kraft der Seele, davon ich geredet habe. Dieſe Kraft nun, die niemand in ſich verkennen kann, kann mehr oder weniger innere Stärke haben, und die Begierde, die ſie erweckt, kann mehr oder weniger dringend ſeyn. Iſt ihre innere Stärke beträchtlich, ſo äußert ſie ſich als diejenige Lebhaftigkeit des Geiſtes, die ich ſo eben für die Grundlage des Genies erklärt habe. Die Erfahrung beſtätiget dieſe Anmerkung ſattſam; denn Leute von Genie ſind immer, wenigſtens im Innern der Seele, die lebhafteſten und wirkſamſten. Es iſt immer ein Keim von Genie da, wo dieſe Lebhaftigkeit des Geiſtes iſt; dahingegen iſt Unthätigkeit und ein geringer Grad der Empfindlichkeit für die Gegenſtände, die ſich den Sinnen oder dem Geiſte darbieten, gemeiniglich ein Kennzeichen der Dummheit, die eine dem Genie gerade entgegengeſetzte Eigenſchaft des Geiſtes iſt.

Dieſe Anmerkung wird ihre völlige Gewißheit erhalten, wenn wir uns in eine etwas mehr beſondre Unterſuchung über die Wirkung eines ſolchen höhern Grades der thätigen Kraft der Seele einlaſſen. Die unmittelbare Folge davon iſt eine größere Empfindlichkeit oder eine größere Begierde nach den dahingehörigen Gegenſtänden, und das nennt man, für eine Sache Geſchmack haben. Begehrt man nur ſchwach, ſo wird man auch nur ſchwach gerührt, und verfällt alſo in Gleichgültigkeit. Diejenigen aber, die etwas mit Heftigkeit begehren, ſtellen ſich die Gegenſtände ihrer Begierden, als große Güter vor, und werden bis zur Leidenſchaft dafür eingenommen. Daher der entſchiedene und unwiderſtehliche Geſchmack für dieſe oder jene Kunſt und Wiſſenſchaft, der alle-

allezeit mit einem auſſerordentlichen Genie verbunden iſt. Daher die unbezwingliche Neigung des berühmten Pascal zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften, die ſein Vater vergebens in ihm auszulöſchen bemüht war. Alle Schwierigkeiten und alle Hinderniſſe vermögen bey wahren Genies gegen dieſe Leidenſchaft nichts. Ohne alle Aufmunterung legen ſie ſich auf die ihnen entſprechenden Künſte und Wiſſenſchaften, und werden trotz allen Hinderniſſen, die ſich ihnen in den Weg legen, Maler, Dichter, Redner, Geometer und Krieger. Dieſem Geſchmacke haben die Römer den Namen Ingenium gegeben, den man gemeiniglich gebraucht, das Wort Genie im Lateiniſchen auszudrücken. Ingenium, wie wir nur eben geſehen haben, gehört zum Genie; aber es iſt nicht das Genie ſelbſt, ſondern nur das, wodurch das Genie ſich zu zeigen anfängt.

Der höhere Grad der thätigen Kraft der Seele erregt nun eine ſtarke Aufmerkſamkeit auf alles, was ſich Sinnen oder Einbildungskraft darſtellt, wenn es nur einigermaßen mit den Gegenſtänden, die man vorzüglich liebt, in Verwandſchaft ſteht. Ich habe nicht nöthig, mich lange beym Beweiſe dieſer Anmerkung aufzuhalten. Man weiß zur Genüge, daß die Leidenſchaft für die Künſte und Wiſſenſchaften von dem, was man im eigentlichſten Verſtande Leidenſchaft nennt, nur durch den Gegenſtand unterſchieden iſt. Wenn man irgend etwas liebt, ſo heftet man ſeine Aufmerkſamkeit auf alles, was damit in Verbindung ſteht. Auch iſt dieß einer der weſentlichen Züge im Charakter wahrer Genies. Nichts entgehet ihrer immer wachſamen und nach allen Seiten hin gerichteten Aufmerkſamkeit. Wenn ſo ein Menſch eine Begebenheit erzählt, wovon er ſelbſt Zeuge geweſen, ſo findet man in ſeiner Erzählung eine Menge kleiner Züge, die einem andern entwiſcht ſeyn würden. Die Erzählungen des Tacitus haben an Zügen dieſer Art einen Ueberfluß, und die Beſchreibungen großer Dich-

ter oder die Schildereyen großer Maler ſind voll von beſondern Umſtänden, die die Gegenſtände als lebendig darſtellen. Ein großes Genie, das eine abſtrakte und ſchwere Materie behandelt, verfährt bey ſeinen Räſonnements nicht anders, als ein geringers Genie; aber ſeine allenthalben hin gerichtete Aufmerkſamkeit läßt es Umſtände und Verbindungen entdecken, die jedem andern entgehen; und eben dadurch iſt es in ſeinen Unterſuchungen glücklicher, ob es gleich im Grunde keine andere Logik hat, als wir alle haben.

Dieſe Betrachtungen zeigen genugſam, daß der höhere Grad der thätigen Kraft der Seele die Grundlage des Genies iſt. Man muß aber bemerken, daß nach der Bedeutung, die wir dem Worte beylegen, dieſer höhere Grad allein das Genie noch nicht ausmacht, ſondern ihm nur zum Anfange dient. Es iſt ſichtbar, daß der bloße Geſchmack für eine Sache, wie lebhaft er immer ſeyn mag, doch nicht hinreicht, ſie ſo vollkommen auszuführen, daß man den Namen eines Genies verdiene. Man kennet Künſtler und Schriftſteller, die bey aller Leidenſchaft für ihre Kunſt oder Wiſſenſchaft doch nichts, als etwas ſehr Gemeines hervorbringen. Ihr unglücklicher und unüberwindlicher Geſchmack treibt ſie zu Arbeiten an, die über ihre Kräfte gehen, und eben aus Mangel an Genie werden ſie auch nicht gewahr, wie weit ſie hinter der kleinen Anzahl derer, die um den erſten Rang buhlen, zurückbleiben.

Es kömmt alſo darauf an, diejenigen Fähigkeiten der Seele zu entdecken, die ſich zur Hervorbringung des Genies mit dieſem Geſchmacke vereinigen müſſen. Die erſte dieſer Fähigkeiten iſt meines Erachtens der Scharfſinn, alles, was mit einer Sache in Verbindung und Beziehung ſteht, ausfindig zu machen. Und hierinn beſteht ohngefähr diejenige Fähigkeit, die man gemeiniglich Witz nennt, wenn man dieſes Wort in ſeiner eigenthümlichſten Bedeutung nimmt. Sie entſpringe

aus

aus der Reflexion, vermöge welcher man die Ideen entwickelt, um sie sich klar und deutlich zu machen, und aus der Einbildungskraft, wodurch man sich des Aehnlichen und Unähnlichen und der Verhältnisse der Dinge wieder erinnert. Je lebhafter die Einbildungskraft ist, und je leichter ein glückliches Gedächtniß eine große Menge ehemals gehabter Ideen wieder hervorbringt, desto vollkommener ist diese Fähigkeit. Man untersuche die Werke des Genies nur aufmerksam, und man wird darinn die Wirkung dieser Fähigkeit vor allen andern entdecken. Durch den Witz, in diesem Verstande genommen, bereichert der Mann von Genie sein Werk mit allem, was es angenehm und gründlich machen kann, und versorgt es mit einem Ueberflusse mannichfaltiger Ideen, die mit dem Hauptgegenstande in Verbindung stehn und die Wirkung des Ganzen zu vermehren dienen. Durch den Witz entdecken die guten Genies alles, was ihnen zu ihrem Endzwecke verhelfen kann; sie mögen nun mit Geschäfften oder mit bloßen Speculationen zu thun haben. Mit einem Worte, durch diesen Witz oder diesen Scharfsinn erfinden und vereinigen die Genies alle Materialien ihrer Werke, und alle Mittel zum glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen. Der Mangel dieser Fähigkeit verräth sich sowohl in Werken als in Unternehmungen durch die Unfruchtbarkeit und Trockenheit des Plans, durch das Gemeine der Gegenstände und der Mittel; durch viel Zwang und Härte in den Verbindungen, oder durch unnütze und übelangebrachte Theile, die zur Wirkung des Ganzen nichts beytragen. Es würde mir leicht seyn, durch eine kritische Zergliederung der Werke des Genies diese Anmerkungen zu bestätigen; aber da mich das zu weit führen würde, so begnüge ich mich, in Erzählung der Fähigkeiten der Seele fortzufahren, deren Einfluß ein jeder, der von solchen Werken zu urtheilen im Stande ist, darinn gewahr werden muß.

Zu dem Witze, der alles, was mit einem Vorwurfe in Beziehung ſteht, entdeckt, muß ſich nothwendig noch eine andre Fähigkeit geſellen, nämlich die Gründlichkeit des Urtheils, um die Größen ſolcher Beziehungen richtig zu ſchätzen. Man verzeihe mir dieſen Ausdruck, der freylich ein wenig zu geometriſch iſt, für den ich aber hier keinen andern und ſchicklichern wüßte. Ich will mich deutlicher zu erklären ſuchen. Jedes Ding ſteht gemeiniglich mit unzählich andern Dingen im Zuſammenhange; dieſer Zuſammenhang aber iſt nicht allenthalben gleich genau und innig. Eins iſt mit dem Dinge unmittelbarer und weſentlicher verbunden, als das andre; eins hat damit größere, das andre geringere Aehnlichkeit: durch die eine Vergleichung wird die Sache, die ich begreiflich machen will, deutlicher als durch die andre vorgeſtellt, und durch das eine Mittel gelange ich zu meinem Endzwecke ſichrer und geſchwinder, als durch das andre. Dieſes nun läßt ſich mit einem aus der Algebra entlehnten Ausdrucke die Gröſſe der Beziehung nennen: und die Fähigkeit, dieſe Gröſſe zu beurtheilen, iſt offenbar eine ſehr weſentliche Eigenſchaft des Genies. Denn durch ſie wird in den Werken deſſelben gerade das Schätzbarſte hervorgebracht; die Gründlichkeit, die Schönheit des Plans und der Anordnung, die Wirkſamkeit der gewählten Mittel; die Richtigkeit und Leichtigkeit der Verbindung; die ſchöne Subordination der Theile, die den gleichen Fortgang bewirkt, die den Geiſt in einer beſtändigen, aber mannichfaltigen Beſchäfftigung erhält und die groſſen und weſentlichen Schönheiten eben ſo angenehm und nothwendig, als die untergeordneten macht. Durch ſie erhält jeder beſondere Gegenſtand, jeder beſondere Zug ſeinen ihm zugehörigen Platz, wo er die Wirkung des Ganzen am meiſten befördern kann. Durch ſie endlich gelangt das Genie in ſeinen Werken zu der edlen Einfalt, die alles Ueberflüßige abſchneidet und nur wenig Mittel zur Hervorbringung der

gröſ-

größten Wirkungen anwendet, wie wir das in einigen Werken der größten Genies des Alterthums zu unſrer Bewundrung gewahr werden.

Fehlt hingegen dieſe Fähigkeit einem Künſtler oder Schriftſteller, ſo ſey übrigens ſeine Einbildungskraft noch ſo reich, und die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes noch ſo groß; ſeine Werke werden immer nur mittelmäßig bleiben und von allen den Fehlern, die den obgenannten ſchönen Eigenſchaften entgegenſtehen, verunſtaltet werden. Das Ganze wird übel angeordnet, und mit unnützen, nichtsbedeutenden ſchlechtgewählten Zierrathen überladen ſeyn; wie denn auch in der That die Werke aller derer beſchaffen ſind, die Witz genug, aber gründliche Beurtheilungskraft zu wenig haben. Beyſpiele ſolcher Vergehungen ließen ſich aus den Schriften und Werken der Neuern unzählige angeben; beſonders ließe ſich die Kritik in dieſem Stücke an den Werken der Muſik und Malerey üben, wenn hier Zeit und Ort dazu wäre.

Die dritte zur Bildung des Genies erforderliche Fähigkeit der Seele iſt eine gewiſſe Faſſung, eine gewiſſe Gegenwart des Geiſtes (contenance), die nöthigen Falls das Feuer der Einbildungskraft mäßigt und von Ausſchweifungen zurückhält; vornehmlich aber der Seele die Freyheit verſchafft, ihre Aufmerkſamkeit allenthalben hinzuwenden, um den Gegenſtand im Ganzen zu überſehen. Es iſt parador, aber wahr, daß zur Auflöſung einer geometriſchen Aufgabe dieſe Gegenwart des Geiſtes eben ſo nöthig, als zur Ausführung eines gefährlichen Unternehmens iſt. Ein lebhafter Geiſt, dem dieſe Eigenſchaft mangelt, wird von den Gegenſtänden, die ſich ihm zuerſt als Mittel zu ſeinem Endzwecke darbieten, allzuſehr eingenommen. Er ergreift und verfolgt ſie hitzig, ohne ſich um andere zu bekümmern, die vielleicht ſichrer und leichter wären. So iſt man mit allem Scharfſinne und aller Urtheilskraft in Gefahr, wichtige Fehler zu begehen; indem man der einen Idee zu hitzig nachſetzt, läßt man ſich viele

andere

andere dafür entwischen, und verliert den Vortheil, den Werth dieser Ideen abzuwägen. Gemeiniglich aber giebt es bey Unternehmungen von irgend einigem Umfange unzählige Dinge zu bedenken; unzählige Mittel zu übersehen, die alle zu einerley Zwecke führen, deren einige sich gleichsam von selbst darbieten, andre nur durch anhaltendes Nachforschen herausgebracht werden: und insgemein sind diese letzten die vorzüglichern. Der Maler kann zu einerley Ausdrucke durch Veränderung der Stellungen, Gesichtszüge und Gebährden, auf unendlich verschiedene Weise gelangen, und eben so können Dichter und Redner auf unzählig mannichfaltige Art einerley Gedanken sagen. Sogar in der Geometrie, wo doch alles weit bestimmter als in den Künsten ist, giebt es der Methoden, einerley Problem aufzulösen, sehr viele. Alle diese verschiedenen Wege nun zu übersehen, um den besten darunter auswählen zu können, wird gewiß sehr viel Ruhe und Gegenwart des Geistes erfordert. Selbst wenn es zur Ausführung kömmt, bieten sich noch eine Menge Nebenideen dar, die auf die Güte des Werkes Einfluß haben: und der Künstler muß seine Waage beständig mit fester Hand halten, um den Werth einer jeden abwägen zu können. Er muß gewissermaßen von Zeit zu Zeit aus dem Labyrinthe seiner Meditation herausgehn, um gleichsam von ferne und seiner selbst uneingedenk sein Werk zu betrachten und mit größerer Freyheit zu beurtheilen. Sobald sich aber die Einbildungskraft unter der Arbeit nur einigermaßen erhitzt, so verliert der Geist nur allzuleicht diese ihm so nöthige Freyheit des Urtheils. Man weiß, daß von jeher die größten Künstler, eben weil sie mit zu vieler Hitze arbeiteten, die größten Fehler begangen haben. Zwar verlangen gemeiniglich die praktischen Lehrer der Künste, daß ein Künstler mit Feuer arbeiten soll; aber wenn sie mit dieser Regel in einem Verstande recht haben, so haben sie gewiß damit in einem andern Unrecht. Das Werk eines Künstlers, der

immer

immer mit Feuer arbeitete, könnte vielleicht mit glänzenden und erhabnen Zügen prangen; aber im Ganzen würde es sicher große Fehler enthalten. Eine Leidenschaft sey, welche sie wolle, sie bringt allemal falsche Urtheile hervor. Warum verlangte auch sonst Horaz, dieser große Kenner der Werke des Genies und selbst ein großes Genie; warum verlangte er von den Dichtern, daß sie die Ausgabe ihrer Werke bis ins neunte Jahr verschieben sollten? Er wußte, wie schwer man von den Irrthümern, die man in der Begeisterung begangen hat, zurückkömmt, und wie nothwendig man erst die Hitze, womit man gearbeitet, muß verkühlen lassen, ehe man über alle Theile seines Werkes ein freyes Urtheil zu fällen im Stande ist.

Aus diesen Anmerkungen ziehe ich die Folge, daß das, was ich Fassung oder Contenance genannt habe, eine nothwendige Eigenschaft des Genies sey, weil ohne sie die Geschicklichkeit, gewisse Dinge leicht und gut zu machen, die ein unterscheidendes Merkmal des Genies ist, nicht statt finden würde. Wenn der Künstler seinen Entwurf gemacht und alles angeordnet und vertheilt hat; dann ist es sehr gut gethan, wenn er bey der Ausführung sich erhebt, sich erhitzt und in die heilige Wuth geräth, wodurch sich die Gegenwart der ihn begeisternden Gottheit ankündigt. Aber auf diesen Sturm muß dann wieder die Stille folgen, und mit ruhiger Seele muß er auf das, was er im Anfalle der Begeisterung hervorgebracht, wieder zurücksehn, muß er untersuchen, ob ihn seine Hitze nicht vielleicht über die von der Vernunft vorgezeichneten Gränzen getrieben. Auf andre Art kann ein Werk des Genies zu keiner Vollkommenheit gelangen.

Zu den drey Eigenschaften, die, wie wir bewiesen haben, zum Genie unentbehrlich sind, kann man noch eine vierte setzen, nämlich die Stärke der Seele und des Körpers, die den Menschen fähig macht, eine lange und mühsa-

mühsame Arbeit auszudauren. Gewisse Unternehmungen erfordern durchaus ein langes und anhaltendes Arbeiten, und wer dazu entweder zu ungeduldig oder zu schwach ist, der kann damit nie zu Stande kommen. Demnach müssen sich vorzügliche Kräfte der Seele und des Körpers mit allen übrigen von uns angegebenen Eigenschaften nothwendig vereinigen, wenn jene großen Genies, jene seltnen Erscheinungen entstehen sollen, deren es oft in ganzen Jahrhunderten keine gegeben hat. Wir dürfen uns über die Seltenheit derselben nicht wundern, wenn wir die Vielheit glücklicher Gemüthsfähigkeiten erwägen, die sich zu ihrer Hervorbringung vereinigen müssen.

Dieß sind, so viel ich bisher habe wahrnehmen können, die Eigenschaften und Fähigkeiten, deren Vereinigung zum Genie erforderlich ist. Ich gebe diese Zergliederung nicht für vollständig aus. Mein Zweck ist erreicht, wenn scharfsinnigere Philosophen, als ich, sich durch diesen Versuch bewogen finden, meine Zergliederung fortzusetzen und vollkommner zu machen.

Ehe ich aber schließe, muß ich doch noch die Frage untersuchen, die vielleicht durch die oben festgesetzten Grundsätze einiges Licht erhalten könnte: Ob das Genie einzig und allein ein Geschenk der Natur sey, oder ob es sich, wenigstens zum Theil, erwerben lasse? Diese Frage kömmt so ziemlich mit der von den physischen und moralischen Ursachen überein, die zur Bildung großer Genies zusammentreffen müssen: und diese hat der berühmte Abbt du Bos in seinem angezogenen Werke bereits mit so viel Gelehrsamkeit als Geschicklichkeit untersucht. Er scheint durch die Induktion zu schliessen, daß die moralischen Ursachen auf die Bildung grosser Genies, die gleich Kometen zu gewisser Zeit und in gewissen Ländern zum Vorschein kommen und wieder verschwinden, nur wenig Einfluß haben; aber ich zweifle sehr, ob Leser, die an gründliche Untersuchungen gewöhnt

sind,

ſind, durch ſeine angeführten Beweisgründe mögten überzeugt werden. Doch dem ſey, wie ihm wolle; ſo ſehe man hier einige Folgen aus unſrer Zergliederung des Genies.

Zuerſt iſt es klar, daß der innere Grad der thätigen Kraft der Seele, der dem Genie zur Grundlage dient, einzig und allein ein Geſchenk der Natur iſt, das durchaus durch keine Uebung erlangt werden kann: und wahrſcheinlicher Weiſe hängt er gröſtentheils von der Beſchaffenheit des Körpers ab. Es verhält ſich mit der Kraft der Seele, wie mit den Kräften der Körper. Die Philoſophen ſchreiben jedem Körper eine Bewegungskraft zu: dieſe iſt aber nach der Stärke des Stoßes, den ein Körper bekommen hat, verſchieden. Eben ſo empfindet und handelt auch die Seele nur nach Proportion der Eindrücke, die ſie durch den Körper erhält; ſind die Sinne ſtumpf, ſo iſt auch ihre Wirkung nur ſchwach. Der lebhafteſte Menſch kann in einen Zuſtand der Dummheit verfallen, wenn ſeine Sinne von irgend einer Urſache beraubt und benebelt werden. Es kömmt alſo bey der thätigen Kraft der Seele ſehr viel auf die natürlichen Urſachen an, die zuſammengenommen das Temperament und die Beſchaffenheit des Körpers beſtimmen; vornehmlich auf Geburt, Klima und Nahrungsmittel.

Auch der beſondre Geſchmack, der aus der thätigen Kraft der Seele entſteht, hängt groſſentheils von der körperlichen Beſchaffenheit ab. Nur durch den Körper ſieht die Seele mit der Welt in Verbindung, und nur durch ſeine Werkzeuge erhält ſie alle ihre Kenntniſſe von allen Dingen. Man ſieht alſo, daß die innere Einrichtung dieſer Werkzeuge auf ihre thätige Kraft nothwendig Einfluß haben muß, indem ſie durch dieſelbe mehr auf dieſe als auf jene Gegenſtände gerichtet wird. Nascuntur poëtae, non fiunt, iſt ein altes Sprichwort, das ſich auf alle Arten von Genies ausdehnen läßt. Nur vergebich würde man jemanden einen Geſchmack einflößen wollen, der ſeiner Natur entgegen wäre. Dieſe Anmerkung

wird

wird durch die häufige Erfahrung bestätigt, daß der Sohn seinem Vater auch in Absicht des Geschmackes nachartet. Denn wie gemeiniglich ein Sohn dem Vater in den Gesichtszügen ähnlich ist, so ist ers ihm wahrscheinlicher Weise auch im Temperamente oder in der allgemeinen Beschaffenheit des Körpers. Und wenn er es ist, so hat er auch allemal gewiß das Genie und den Geschmack des Vaters; woraus erhellet, daß dieser Geschmack eine Folge des körperlichen Temperaments ist. Doch tragen ohne Zweifel auch die moralischen Ursachen zur Entwickelung dieses natürlichen Geschmackes nicht wenig bey. Ein Kind, das die Natur zum Geschmacke an der Malerey bestimmt hatte, wird doch niemals mit aller seiner natürlichen Anlage ein Maler werden, wenn es ihm an Gelegenheit fehlt, sich mit den Gegenständen dieser Kunst näher bekannt zu machen. In der Seele des jungen Achilles, der am Hofe des Lykomedes unter dem Frauenzimmer steckte, lag schon die ganze Anlage zu einem entscheidenden Geschmack für den Krieg verborgen. Erst mußte ihm aber Ulysses Waffen vorhalten, ehe dieser Geschmack zum Ausbruche kam. Mancher große Dichter würde hingestorben seyn, ohne auch nur einen Vers gemacht zu haben, wenn er unter Menschen gelebt hätte, die von der Dichtkunst gar keine Begriffe gehabt. Hieraus scheint mir klar zu seyn, daß die moralischen Ursachen auf das Genie viel Einfluß haben: und eben dieß ist ohne Zweifel auch die Ursache, warum sich zu gewissen Zeiten mehrere große Genies zusammengefunden, so wie dieß der Fall im Jahrhunderte Leo des Zehnten war.

Der Witz und die gründliche Beurtheilung, diese zum Genie so unentbehrlichen Eigenschaften, hängen gleich sehr von der Uebung und von der Natur ab. Es ist bekannt, und der berühmte Wolff hat es in seiner Seelenlehre erwiesen, daß Gedächtniß und Einbildungskraft sich durch öftere Uebung ausnehmend verstärken lassen.

ſen. Dieſe beyden Fähigkeiten aber tragen viel bey zum Witze. Nicht weniger iſt es gewiß, daß auch die Urtheilskraft durch eine anhaltende Uebung erhöht wird. Ein im Räſonnement ungeübter Menſch ſchließt weit weniger richtig, als ein anderer, der mit nichts größern natürlichen Fähigkeiten mehrere Uebung verbindet. Aus alle dem nun erhellet, daß in gewiſſen Abſichten das Genie eben ſo ſehr von Erziehung, Unterricht und Uebung, als von den natürlichen Anlagen des Geiſtes abhängt. Daraus erkennt man denn auch, warum unter rohen Völkern vorzügliche Genies nur ſo ſelten aufſtehn, unter geſitteten hingegen von Zeit zu Zeit ihrer etliche zum Vorſcheine kommen.

Was ich in dieſem Verſuche Gegenwart des Geiſtes (countenance) genannt habe, ſcheint bloß von der Natur herzurühren. Mir wenigſtens däucht ſie die Wirkung eines gewiſſen Gleichgewichtes in den Säften des Körpers und einer Kaltblütigkeit zu ſeyn, die ihren Grund im Temperamente hat. Die Zerſtreuung rühret daher, daß die Säfte des Körpers gar zu leicht nach Einer Seite hin beſtimmt werden. Wenn z. B. ein einziger Sinn in die Seele wirkt, ſo fallen wir in Träumereyen und Abweſenheiten, worinn wir auch beſtändig verharren würden, wenn nicht andere Sinne uns zu Hülfe kämen, und uns herausriſſen.

Die letzte Folge aus dieſem allen ſcheint mir zu ſeyn: daß das Genie zwar vornehmlich ein Geſchenk der Natur ſey, durch Ausbildung und andere moraliſche Urſachen aber geſtärkt und vermehrt werde; und daß ein Menſch, den ſonſt die Natur weniger begünſtiget, ſich durch Hülfe dieſer moraliſchen Urſachen über ein größeres Genie, das den Einfluß derſelben nicht ſo genoſſen, erheben könne. Aus dieſer Urſache haben ſich einige große Genies, die in finſtern Jahrhunderten lebten, nicht ſo ſehr in den Künſten und Wiſſenſchaften hervorgethan,

gethan, als andere nicht so große Genies, die einer bessern Kultur genossen. Im Ganzen sind die Trauerspiele des Corneille unter den Trauerspielen des Racine, obgleich dieser unstreitig kein so großer Geist war, als sein Vorgänger. Und aus gleicher Ursache hat auch Raphael, ob er gleich am Genie kleiner scheint gewesen zu seyn, als Michel Angelo, in seinen meisten Werken diesen weit übertroffen. Dieß allein beweiset schon, daß Uebung und Fleiß das Genie vermehren und erheben können; wenn man nämlich das Genie für die Geschicklichkeit nimmt, in Werken, die vom Gebrauche der Seelenkräfte abhängen, mit Glück zu arbeiten: und in diesem Sinne allein habe ich das Wort hier genommen.

Verſuch
über die Glückſeligkeit verſtändiger Weſen.

Die Aufſchrift dieſer Abhandlung ſcheint eine ſehr gemeine Materie anzukündigen; denn ſeit dem erſten Anfange der Philoſophie bis jezt hat man noch nicht aufgehört, über die Glückſeligkeit zu ſchreiben. Ich will aber hier die unzählige Menge von Schriften nicht vermehren, die moraliſche Maximen und Vorſchriften zur Erlangung einer vollkommnen Glückſeligkeit enthalten; dieſe müſſen entweder bereits erſchöpft ſeyn, oder ſie werden es niemals werden. Ich will mich vielmehr nur über zwey allgemeine Punkte dieſer wichtigen Materie einlaſſen. Nämlich zuerſt will ich die nothwendigen Bedingungen, die zur vollkommnen Glückſeligkeit eines verſtändigen Weſens erfordert werden; und zweytens die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieſer Bedingungen unterſuchen.

Ich ſchmeichle mir, durch dieſe Unterſuchung manche Zweifel über die moraliſche Einrichtung der Welt und die Wege der Vorſicht zu zerſtreuen; Zweifel, die die Philoſophen von jeher in groſſe Verlegenheit geſezt haben. In der That, wenn man auf der einen Seite erwägt, mit welcher Begierde alle vernünftigen Weſen nach einer vollkommenen Glückſeligkeit trachten, und auf der andern, wie wenig Glückſeligkeit gleichwohl unter den Menſchen zu finden iſt; ſo mögte man faſt das höchſte Weſen beſchuldigen, als ob es zur Befriedigung ſeiner Geſchöpfe nicht die beſte von allen möglichen Einrichtungen getroffen hätte; es ſey nun aus Mangel an Macht, oder an gutem Willen geſchehen. Dergleichen Zweifel müſſen nothwendig jeden nachdenkenden Verſtand ſehr beun-

ruhigen. Die Bemühungen der größten Philosophen, das höchste Wesen dagegen zu rechtfertigen, haben sie bisher noch nicht ganz zerstreuen können: und dieß allein ist genug, um einen neuen Versuch nicht nur zu entschuldigen, sondern so gar lobenswürdig zu machen.

Wenn man zum Urheber der Welt ein unendliches Wesen, von eben so unbegränzter Macht als Güte, annimmt, so muß man glauben, daß jedes verständige Wesen gerade so glücklich sey, als es seiner Natur nach seyn könne, wenn auch gleich sein Daseyn mit gewissen Schmerzen und Leiden vergesellschaftet wäre. Könnte man annehmen, es sey auch der Allmacht unmöglich, irgend ein endliches Wesen glücklich zu machen, ohne es vorher einen Zustand des Leidens und des Schmerzens durchgehen zu lassen; so würden dann alle die Zweifel und Klagen verschwinden, die sich die Menschen gegen den Schöpfer erlauben, wenn sie leidende Geschöpfe sehen. Dieß hat mich gereizt, die Natur der endlichen verständigen Wesen mit der größten Aufmerksamkeit zu untersuchen, um daraus zu lernen, ob für sie eine Glückseligkeit möglich sey, die völlig rein und von allen unangenehmen Empfindungen unvermischt wäre.

Darüber ist man gemeiniglich eins, daß die Empfindung des Vergnügens glücklich, und die Empfindung des Schmerzens unglücklich mache. Ein Leben, in welchem jeder Augenblick eine angenehme Empfindung hervorbrächte, und kein Schmerz sich zwischen eindränge; so ein Leben würde ohne Zweifel ein vollkommen glückliches Leben seyn. Die Vorstellung eines solchen Lebens nimmt uns sehr ein, und wir wünschen, daß es möglich seyn möchte. Man ist aber gemeiniglich gewohnt, das Vergnügen oder den Schmerz nur aus äußern Ursachen herzuleiten. Man bildet sich ein, daß durch tausend willkührliche Mittel, die aber oft sehr ungereimt ausgedacht sind, den Begebenheiten der Welt ganz eine andre Wendung hätte gegeben werden, und dadurch ein Leben entstehn kön-

können, das von allem Schmerze frey, und worüber nur Vergnügen und Annehmlichkeiten verbreitet wäre. Allein eine unordentliche und schwärmerische Einbildungskraft ist nicht die schicklichste Richterinn von der Möglichkeit und der Natur einer vollkommnen Glückseligkeit. Nur dem ruhigen Verstande kömmt es zu, darüber zu urtheilen.

Außer den äußern Ursachen der Glückseligkeit, giebt es auch in uns selbst eine Menge Dinge und Umstände, durch deren Zusammentreffen das Vergnügen und der Schmerz entstehn oder auch verhindert werden kann. Die Begebenheiten der Welt sind zufällig und könnten ohne Zweifel auch ganz anders seyn, als sie wirklich sind. Aber das Innere eines Dinges, dasjenige, was eigentlich sein Wesen, seine Natur ausmacht; dieß kann gar nicht verändert werden, ohne daß das Ding selbst aufhöre dasjenige zu seyn, was es war. Wenn nun die Natur eines endlichen Wesens so eingerichtet ist, daß es nothwendig Schmerz erfahren muß, wenn es so glücklich seyn soll, als es werden kann; so ist die höchste Glückseligkeit desselben ohne diese Vermischung mit dem Uebel nicht möglich. Auf die Untersuchung der Natur eines endlichen Wesens also kömmt es hier vorzüglich an, wenn die Frage, von der hier die Rede ist, soll entschieden werden. Sie muß uns lehren, wie Vergnügungen und Schmerzen entstehen, und wie man jene vervielfältigen und erhöhen, diese aber entfernen könne.

Wir wollen zuerst untersuchen, unter welchen Umständen und nach welchen Bedingungen ein verständiges, endliches Wesen von allem Schmerze könnte befreyet seyn. Obgleich der Schmerz auf tausend verschiednen Wegen in die Seele kommen kann, so lassen sich doch alle auf zwey Hauptwege zurückbringen. Die eine Art von Ursachen des Schmerzens liegt in dem verständigen Wesen selbst; die andre außer ihm in der Einrichtung der Begebenheiten der Welt. Die innern Ursachen sind:

1) Die Schwäche und eingeschränkte Fähigkeit des Geistes, welche ihm nicht erlaubt in allen seinen Untersuchungen so glücklich fortzugehn, wie er wünscht. Ich will eine Idee entwickeln, eine Schwierigkeit auflösen, eine Begebenheit erklären, einen Plan oder einen Entwurf machen. Alle meine Anstrengung aber ist vergeblich; ich finde nicht was ich suche, entweder, weil es wirklich meine Fähigkeiten übersteigt; oder weil ich nicht den besten Weg gewählt habe, es zu finden: der Gang meiner Gedanken wird also aufgehalten; und die Seele wird gezwungen, den Gegenstand, womit sie sich beschäftigte, zu verlassen. Dieß muß nothwendig eine unangenehme Empfindung erwecken. Hieher kann man auch die Irrthümer rechnen, die aus unrichtigen Urtheilen über die Dinge, und den Vorurtheilen, die sich nach und nach erzeugen, entstehen. Dieß muß eine oft sehr schmerzhafte Empfindung verursachen, sobald wir unsre Irrthümer gewahr werden; und diese Empfindung kann oft sehr lange fortdauern.

2) Eine Unvollkommenheit des moralischen Charakters, aus welcher Empfindungen und Handlungen entspringen, die den ewigen Gesetzen der Ordnung und der moralischen Schönheit zuwider sind. So oft wir gewahr werden, daß wir diesen Gesetzen zuwider gedacht oder gehandelt haben; so empfinden wir Unzufriedenheit und Schaam.

Ich halte mich hier nicht bey dem Beweise auf, daß in den Fällen, welche ich genannt habe, der Schmerz ganz unvermeidlich sey; weil ich in den vorhergehenden Theilen gezeigt habe, daß diese Art des Schmerzens eine Folge der Natur eines jeden denkenden Wesens sey, welche, so oft die Ursache, der moralische Fehler, da ist, nicht ausbleiben kann. Diese Art des Schmerzens zu vermeiden, würden folgende Stücke nothwendig erfordert werden: 1) die verständigen Wesen müßten Stärke und Größe des Geistes genug haben, um in allen ihren Un-

ter-

terſuchungen glücklich zu ſeyn. 2) Sie müßten ſicher ſeyn, daß ſie ſich niemals in ihren Urtheilen irrten, oder wenigſten niemals dieſe Irrthümer gewahr würden. 3) Sie müßten eine ſo richtige Vernunft haben, daß niemals irgend eine ihrer Empfindungen oder Handlungen den Geſetzen der Ordnung oder moraliſchen Schönheit zuwider liefe; oder ſie müßten auch dieſe Fähigkeit in einem ſo auſſerordentlich niedrigen Grade beſitzen, der ſie ganz unfähig machte, ihre Handlungen und Empfindungen mit jenen Geſetzen zu vergleichen. Es iſt ganz einleuchtend, daß nach dem Maaße, wie etwas an dieſen Bedingungen fehlt, das verſtändige Weſen vor dieſer Art innerer Schmerzen auch nicht geſichert ſey. Wir wollen es weiter unten unterſuchen, ob dieſe Bedingungen jemals können ganz erfüllt werden, oder nicht.

Die äuſſeren Urſachen des Schmerzens oder des Mißvergnügens können gleichfalls unter zwey Hauptarten gebracht werden. Denn dieſe Urſachen liegen 1) in den äuſſern Gegenſtänden, an denen wir eine wirkliche oder eingebildete Diſformität oder Unvollkommenheit gewahr werden; oder die in uns einen körperlichen Schmerz durch ſolche Eigenſchaften hervorbringen, welche der Erhaltung unſers geſunden und behaglichen Zuſtandes zuwider ſind; oder die durch phyſiſche oder moraliſche Fehler einen geiſtigen Schmerz in uns erwecken: 2) in den Begebenheiten der Welt, welche unſern Wünſchen, unſern Abſichten und Entwürfen widerſprechen.

Wenn verſtändige Weſen von unangenehmen Empfindungen, die durch äuſſere Urſachen hervorgebracht werden, völlig frey ſeyn ſollten; ſo müßten 1) die äuſſern Gegenſtände, welche ſie durch ihre Sinne gewahr werden, gar keine Diſformität, keine phyſiſche oder moraliſche Unvollkommenheit haben, oder die verſtändigen Weſen müßten wenigſtens gar nicht davon gerührt werden. 2) Alle ihre Wünſche, Abſichten und Entwürfe müßten auf das vollkommenſte mit den Begebenheiten

der Welt zusammenstimmen; oder wenn sich irgend ein Widerspruch zwischen ihnen fände, so müßte derselbe gar nicht bemerkt werden können.

Alle diese Bedingungen, und auch alle diejenigen, von denen ich oben geredet habe, könnten auf eine einzige zurückgebracht werden, nämlich diese, daß die verständigen Wesen ganz unempfindlich und gedankenlos wären. Ich habe an einem andern Orte bewiesen, daß der innere Grad einer schmerzhaften Empfindung, wenn alle übrigen Umstände gleich angenommen werden, allemal dem Grade der Aufmerksamkeit und Ueberlegung vollkommen angemessen seyn müsse. Diese Bemerkung wird durch die Erfahrung bestätigt. Je dümmer ein Thier ist, desto weniger ist es für den Schmerz empfindlich. Wenn alle verständige Wesen sich ihres Daseyns nur auf eine so unvollkommne Art bewußt wären, als die Thierpflanze; so würde sehr wenig Schmerz in der Welt seyn.

Um aber nun zu urtheilen, ob diese Bedingungen möglich oder unmöglich sind, müssen wir auch die Bedingungen erwägen, welche eben so nothwendig erfodert werden, wenn die verständigen Wesen angenehme Empfindungen haben sollen. Nicht die bloße Abwesenheit des Schmerzens macht glücklich; es wird noch weit mehr dazu erfodert, wenn das Leben eine ununterbrochne Reihe angenehmer Augenblicke seyn soll. Wenn nun die nothwendigen Bedingungen des Vergnügens denen eben so nothwendigen, welche die Befreyung von allem Schmerze fodert, widersprächen; so könnten wir ganz sicher behaupten, daß die vollkommne Glückseligkeit unmöglich sey.

Ich habe oben *) schon ausführlich genug von den Bedingungen geredet, welche jede Art des Vergnügens erfo-

*) In der Untersuchung über den Ursprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

erfodert; ich darf alſo hier meinen Leſer nur auf jene Ausführung zurückweiſen. Was die ſinnlichen Vergnügungen betrifft, die auf die Organiſation des Körpers beruhen; ſo habe ich bewieſen, daß ſie Ordnung und Regelmäſſigkeit in den Bewegungen, welche die Nerven der Sinne berühren, erfodern. Da unſer Körper ein Theil der materiellen Welt iſt, ſo wird er auch durch alle Bewegungen, die in der Welt vorgehn, modificirt. Wenn alſo ein jedes verſtändige Weſen von den äuſſern Gegenſtänden ununterbrochen angenehme Eindrücke erhalten ſollte; ſo müſte alle Bewegung in der Welt, den Geſetzen der Schönheit und Ordnung, welche für alle Weſen dieſelben ſind, angemeſſen ſeyn.

Die intellektuellen Vergnügungen ſetzen nothwendig Kenntniſſe, Reflexion, überhaupt Bildung des Geiſtes, und einen unaufhörlichen Fortgang von einem Grade der Einſicht zum andern voraus. Denn die Ideen, wenn ſie auch noch ſo angenehm ſind, verlieren doch durch die öftere Widerholung etwas von ihrem Reize; die alten müſſen immer durch neue und noch mehr zuſammengeſetzte erſetzt werden. Die vollkommne intellektuelle Glückſeligkeit kann alſo nicht ohne ſehr ausgebreitete Kenntniſſe und ohne eine ſehr groſſe Fertigkeit im Denken beſtehen. Dieſe werden wenigſtens in einem ſolchen Grade nöthig ſeyn, daß das verſtändige Weſen nicht in Gefahr iſt, ſich zu irren und daß es Wahrheit und Vollkommenheit in den Dingen gewahr werden kann, von welcher Seite ſie ſich ihm darſtellen mögen. Da das Ganze oder die Natur der Gegenſtand iſt, mit dem ſich die Seele unaufhörlich beſchäftigt; ſo müſſen Ordnung und Schönheit allenthalben über ſie ihren Glanz verbreiten, um die verſtändigen Weſen unaufhörlich mit ſolchen Gegenſtänden ihrer Betrachtung zu verſorgen, die ihnen angenehme Empfindungen verurſachen.

Die moralischen Vergnügungen setzen weniger Kenntnisse voraus, als die intellektuellen, aber mehr Thätigkeit. Sie fodern eine beständige aufmerksame Sorgfalt, den Zustand andrer verständiger Wesen kennen zu lernen, und eine Fähigkeit in dieselben wirken zu können. Dieß setzt in den verständigen Wesen selbst eine vollkommne moralische Güte und die genaueste Verbindung zwischen ihnen voraus. Denn ohne diese Verbindung könnte sich die moralische Güte gar nicht äußern. Es ist auch noch ferner nöthig, daß diese Verbindungen sich beständig vermehren und immer weiter ausbreiten. Denn das moralische Vergnügen muß unaufhörlich wachsen, wenn es nicht bald aufhören soll.

Dieß sind die Bedingungen, welche nothwendig erfodert werden, um von allem Schmerze frey zu seyn, und unaufhörlich von einem Vergnügen zum andern überzugehen. Man muß wohl bemerken, daß alle diese Bedingungen sich nicht bloß auf die besondre Natur des Menschen, sondern auf das Wesen eines jeden denkenden Geistes gründen; und daß sie daher auch bey allen diesen Arten verständiger Wesen, sie mögen seyn, welche sie wollen, dieselben seyn müssen. Mensch, Engel oder Erzengel haben am Ende doch alle eine Natur; und wenn sie höchstglücklich seyn sollen; so werden dazu immer eben dieselben Bedingungen erfodert, eine Klasse der Geschöpfe mag übrigens von der andern noch so sehr verschieden seyn.

Vergleicht man diese Bedingungen mit denen, welche nothwendig erfodert werden, wenn ein verständiges Wesen von allem Schmerze befreyet seyn soll; so kann man folgende Beobachtungen machen: 1) daß die Art der Beraubung, welche auf eine vollkommne Unempfindlichkeit, auf eine Erniedrigung aller intellektuellen Fähigkeiten zu den thierischen, und auf ein Unvermögen Wahrheit und moralische Schönheit zu bemerken und zu empfinden, beruht; daß diese Beraubung nicht seyn kön-

könne, ohne daß auch die Bedingungen, welche zum Vergnügen erfodert werden, darunter leiden. Denn man muß, wenn man auf diese Art dem Schmerz entweichen will, nothwendig alle die Fähigkeiten eines Wesens zerstören, die es in Stand setzen, sinnliches, intellektuelles und moralisches Vergnügen zu genießen. 2) daß folglich die übrigen nothwendigen Bedingungen zur Vermeidung des Schmerzens beynahe völlig dieselben sind, als die, welche zum Genuß des Vergnügens erfodert werden, deren Wesentliches auf der einen Seite die Vollkommenheit der intellektuellen Fähigkeiten und der Empfindsamkeit des Herzens, verbunden mit ausgebreiteten Kenntnissen; auf der andern eine vollkommne Ordnung in der Einrichtung und den Begebenheiten der Welt ist.

In diesen Bedingungen finden wir nun gar keinen Widerspruch, um dessen willen wir leugnen müßten, daß eine vollkommne Glückseligkeit möglich sey. Vielmehr da der Mensch fähig und dazu eingerichtet ist, seine intellektuellen und moralischen Fähigkeiten immer zu vervollkommnen, so scheint er vielmehr dazu bestimmt zu seyn, immer weiter und weiter zu der höchstvollkommnen Glückseligkeit fortzuschreiten. Und wenn man ferner annimmt, die Einrichtung der Welt sey das Werk eines unendlich weisen, allmächtigen Wesens; so ist es unmöglich, daß dieses Wesen nicht sollte den Gesetzen der Ordnung und Schönheit gemäß gehandelt haben. Denn es hätte ja sonst seinem eignen Wesen zuwider gehandelt. Ist aber die Welt nach diesen Gesetzen gebildet; so kann es schlechterdings weder in den Theilen noch im Ganzen irgend einen wirklichen Fehler geben; und wenn ein endlicher Geist solche Fehler zu bemerken glaubt, so müssen sie allemal nur anscheinend seyn. Da aber seine Fähigkeiten sich unaufhörlich von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern erheben; so ist es möglich, oder vielmehr wahrscheinlich, daß er auf irgend

einer

einer dieſer Stufen einmal die Dinge ſehn wird, wie ſie wirklich ſind. Dann kann alſo kein Schmerz von auſſen her dieß verſtändige Weſen mehr rühren; durch die Vollkommenheit ſeiner Fähigkeiten iſt es auch keinem Schmerz, deſſen Quelle in ihm ſelbſt liegt, mehr unterworfen; alſo vom Schmerz überhaupt befreyet.

Die Vorausſetzung eines unendlichen Weſens, das Urheber der Welt iſt, führt uns auch in Abſicht des Vergnügens zu eben ſo angenehmen und beruhigenden Folgerungen. Man wird, wenn man nur ein wenig nachdenkt, ſich leicht überzeugen, daß alle nothwendige Bedingungen, die zum Vergnügen erfodert werden, den Geſchöpfen eines ſolchen Weſens nicht entſtehen können.

Aus allem, was ich bisher geſagt habe, läßt ſich folgender Schluß ganz natürlich ableiten: Wenn man ein unendliches, höchſtvollkommnes Weſen annimmt, das die Urſache alles deſſen iſt, was exiſtirt; ſo iſt es nicht nur möglich, ſondern höchſtwahrſcheinlich, daß alle endliche verſtändige Weſen bey dem beſtändigen Fortgange ihrer Vollkommenheit, in irgend einem Zeitpunkte, endlich einmal einen ſolchen Zuſtand erreichen werden, wo ſie vor allem Schmerz geſichert, von einer angenehmen Empfindung zur andern übergehen werden. Dann wird jedes empfindende und verſtändige Weſen ganz glücklich ſeyn, dann wird von allen in allen Theilen der Welt nur Ordnung, Harmonie und Schönheit wahrgenommen werden.

Hier nun kömmt eine Frage vor, die wichtig und unſrer Aufmerkſamkeit allerdings ſehr würdig iſt, nämlich dieſe: Wenn es möglich war, daß die Welt dieſen höchſten Grad der Vollkommenheit erreichen konnte, warum gab ihn ihr das unendliche Weſen nicht gleich vom Anfange? Warum mußten die verſtändigen Weſen auf einem ſo unangenehmen und ſchmerzhaften Wege zur Vollkommenheit gelangen? Warum ſo vielen Schwachheiten, ſo vielen Irrthümern, ſo vielem Elende

unter-

unterworfen seyn, um die Absicht ihres Daseyns zu erreichen? In der That ist dieß eine Untersuchung, die noch mehr, als bisher, von den Philosophen durchdacht zu werden verdiente. Wenn von dem Nichtseyn zur höchsten Stufe des Daseyns ein unmittelbarer Uebergang möglich wäre, ohne daß die verständigen Wesen dabey etwas verlören; so scheint es, als wäre eine solche Einrichtung vorzüglich würdig gewesen, von dem höchstgütigen Wesen beliebt zu werden. Da dieß aber nicht geschehn ist, könnten wir denn nicht auch eben so natürlich zurückschließen, daß eine solche Einrichtung nicht möglich war?

Allein worauf gründet sich denn diese Unmöglichkeit? Auf die Natur des Urhebers oder des Werkes? Wollte die Weisheit und Güte des unendlichen Wesens den endlichen verständigen Wesen so viele Uebel etwa nicht ersparen? Oder war die Natur dieser Wesen selbst keiner ganz reinen, mit keinem Uebel gemischten Glückseligkeit fähig? Ich wage es zu sagen, daß die Philosophen diese Fragen bisher etwas zu sehr obenhin beantwortet haben. Es sollte in der That bey dem ersten Anblicke scheinen, daß, da Gott den endlichen Wesen das Daseyn gab, er auch ihre Natur und ihre Eigenschaften nach seinem Belieben habe bestimmen und daher gar kein Hinderniß von Seiten der Geschöpfe finden können. Nach dieser Voraussetzung hätte er sie untrüglich und vollkommen gut machen können, ohne irgend einige Vermischung mit dem Bösen. Man wagt es nun hieraus zu folgern, daß, weil Gott nicht so, wie man glaubt, daß er hätte handeln können, gehandelt hat, seine eigne Natur Ihn müsse davon abgehalten haben. Und man geht so weit, daß man auch gerne wissen möchte, welche besondre Eigenschaften Ihn vermocht haben, dem Bösen einen Eintritt in seine Welt zu erlauben? Man hat geglaubt, hieben eine unendliche Weisheit zu entdecken, welche das wirkliche

Uebel

Uebel zugelaſſen habe, um dadurch gröſſeres zu vermeiden, und das möglichſte Gute hervorzubringen.

Wenn man dieß Räſonnement etwas genauer unterſucht; ſo findet man, daß es zwar dem Scheine nach das Uebel einer Zulaſſung der göttlichen Weisheit beymißt, in der That aber vorausſetzt, das Uebel ſey durch die Natur der endlichen Weſen nothwendig, weil ja die höchſte Weisheit nichts anders thun ſoll, als das Uebel vermindern, ſo viel es möglich iſt; das heißt, ſo weit es die natürliche Unvollkommenheit der Geſchöpfe zuläßt. Wenn eine Welt, in der alle verſtändige Weſen zu allen Zeiten die höchſte Glückſeligkeit genöſſen, möglich geweſen wäre; ſo würde ſie ohne Zweifel auch durch die höchſte Weisheit wirklich geworden ſeyn. Ich habe aber bewieſen, daß eine ſolche Welt möglich ſey, wenn man vorausſetzt, daß das erſte Weſen allen ſeinen verſtändigen Geſchöpfen gleich anfangs den höchſten Grad von Vollkommenheit des Verſtandes und Herzens hätte geben können, den ſie, bey der itzigen Einrichtung nach und nach, und erſt nach gewiſſen Zeitperioden erreichen. Wollte man behaupten, daß die göttliche Weisheit einen ſolchen Sprung nicht habe zulaſſen können; ſo wäre man verbunden, zu beweiſen, was daraus für Uebel würden entſtanden ſeyn. Da ein ſolcher Beweis gewiß nicht wird geführt werden können; ſo bleibt nichts, als der Gedanke übrig, daß dieſer Sprung mit der Natur endlicher Weſen nicht beſtehen könne. Dieß angenommen ſiehet man deutlich ein, daß das Uebel durch gar keine Veranſtaltung habe verhindert werden können, wenn endliche Weſen exiſtiren ſollten.

Ich habe alſo nun bewieſen, daß nicht irgend eine Eigenſchaft des unendlichen Weſens, ſondern die Natur der endlichen Weſen ſelbſt es unmöglich mache, daß dieſe ganz vollkommen glücklich ſeyn können. Dieſe Unmöglichkeit iſt eigentlich dieſe: Die Natur eines endlichen Weſens erlaubt nicht, daß es denjenigen Grad von Vollkom-

kommenheit, welcher zu der höchſten Glückſeligkeit nothwendig iſt, erreiche, ohne vorher eine gewiſſe Anzahl niedrigerer Grade, wo es bald Vergnügen, bald Schmerz empfand, durchgegangen zu ſeyn. Dieß iſt alſo nicht nur dem menſchlichen Geſchlechte, ſondern auch allen verſtändigen endlichen Weſen überhaupt eigen, daß ſie die höchſte Glückſeligkeit nicht genießen können, ohne vorher Schmerz und Unannehmlichkeiten erfahren zu haben.

Die Gründe, auf welchen wir dieſen wichtigen Grundſatz gebauet haben, beruhen theils auf die Erfahrung, da wir ſehen, daß alle endliche Weſen, die wir kennen, noch nicht den höchſtmöglichen Grad ihrer Glückſeligkeit erreicht haben; theils auf die Eigenſchaften Gottes, da wir uns den Gedanken nicht erlauben können, daß eine beſſere und vollkommnere Einrichtung der Dinge möglich geweſen ſey, als die iſt, welche wir wirklich geworden ſehn. Wir können aber auch noch auf einem andern Wege uns die Wahrheit, von der wir reden, beweiſen. Man kann nämlich aus der Natur eines endlichen Weſens ſelbſt zeigen, es ſey unmöglich, daß es auf einmal, das heißt ohne alle Folge, das werde, was es durch den ſtufenweiſen Fortgang ſeiner Vollkommnung werden kann. An dieſen Beweis hat, ſo viel mir bekannt iſt, noch kein Philoſoph gedacht; und er kann doch, wenn er wohl geführt und mit andern Beweiſen verbunden wird, allen Zweifeln gegen die höchſte Güte Gottes und gegen die Vollkommenheit der Welt völlig abhelfen. Denn da Gott das Weſen der Dinge nicht ändern kann, ſo konnte er auch den endlichen Weſen nicht zu allen Zeiten den höchſten Grad der Glückſeligkeit geben, weil das weſentlich unmöglich iſt.

Ich geſtehe gern, daß es mir nicht leicht ſcheint, aus der Natur endlicher Weſen demonſtrativiſch zu beweiſen, es ſey unmöglich, daß dieſe Weſen durch einen Sprung und ohne Folge ſo glücklich ſeyn können, als ſie es zu wer-

werden fähig ſind. Doch glaube ich, man könnt hierüber ſo viel ſagen, als zur Einſicht der Wahrheit dieſes Grundſatzes, und zur Unterdrückung aller Arten von Zweifel und Klagen hinlänglich iſt. Ich will alſo meine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand vortragen, und hoffe, daß die Neuheit und Schwierigkeit mich entſchuldigen werden, wenn das, was ich ſagen will, meinen Leſern nicht ſo einleuchtend und überzeugend ſchiene, als ich es wünſchte.

Es ſey mir erlaubt, den Gründen, womit ich meine Behauptung beweiſen will, noch eine allgemeine Bemerkung voranzuſchicken. Es iſt ſehr einleuchtend, daß eine vollkommen beruhigende Unterſuchung dieſer Art eine ganz deutliche, genaue und vollſtändige Einſicht in die Natur der endlichen verſtändigen Weſen erfodere. Denn erſt muß man das Weſen des Dinges, wovon die Rede iſt, bis auf den Grund kennen, ehe man deutlich einſehen kann, ob etwas mit dieſem Weſen übereinſtimme, oder ihm widerſpreche, das heißt, möglich oder unmöglich ſey? Nun haben wir aber gewiß keine ſolche ordentliche und vollſtändige Einſicht von der Natur verſtändiger Weſen; man darf ſich alſo auch nicht ſchmeicheln, jemals mit vollkommner Gewißheit ſagen zu können, dieſes oder jenes ſey in Abſicht dieſer Weſen möglich oder unmöglich. Wir mögen noch ſo viel über dieſe Gegenſtände denken; es bleibt doch immer ein gewiſſer Grad der Ungewißheit übrig.

Dieſe Bemerkung ſoll nicht nur die Unvollkommenheit, welche man in dem folgenden Räſonnement finden wird, entſchuldigen; ſie ſoll auch zugleich diejenigen vorſichtig machen, welche bey dieſer Unterſuchung Einwürfe gegen die höchſte Güte Gottes machen wollen. Es iſt ihnen nicht erlaubt, dieſen Einwürfen ein beſonderes Gewicht beyzulegen, wenn ſie nicht überzeugend beweiſen können, es ſey Gott möglich geweſen, die verſtändigen Weſen auf einem kürzern Wege, als er gethan hat, glücklich

lich zu machen. Man darf auch dieſe Möglichkeit nicht als etwas annehmen, das ſchon durch ſich ſelbſt gewiß wäre. Es werden unendlich ausgebreitetere und vollſtändigere Einſichten als wir itzt haben, dazu erfodert, um hierinn ganz ſicher urtheilen zu können. Nichts iſt unter den Menſchen gewöhnlicher, als daß ſie die allgemeine Einrichtung der Welt tadeln; und nichts iſt gleichwohl ſchwerer, als hierüber mit Kenntniß der Sache reden zu können. Ich werde einen ſo erhabnen und ſo ſchweren Gegenſtand nicht ohne eine gewiſſe Schüchternheit behandeln, und alle mögliche Vorſicht anwenden, um nicht an die Klippen zu ſtoßen, die ſo ſchwer zu vermeiden ſind.

Kein endliches verſtändiges Weſen kann eher glücklich ſeyn, bis es eine gewiſſe Reihe deutlicher Ideen gehabt hat. Man hat ſchon lange bewieſen, es ſey ein unterſcheidendes Kennzeichen des unendlichen Weſens, daß es alles, was es ſeyn kann, zu gleicher Zeit iſt; da hingegen ein endliches Weſen nur ſtufenweiſe die höchſte Vollkommenheit ſeines Daſeyns erreichen kann. Wir finden auch hier davon ein ſehr merkwürdiges und beſonderes Beyſpiel. Ich habe ſchon weiter oben geſagt, daß die vollkommenſte Glückſeligkeit ausgebreitete Einſichten und deutliche Ideen vorausſetzt; und mithin alles dasjenige, was nothwendig iſt, dieſe Einſichten und dieſe Ideen zu erwerben. Wenn wir aber die Natur eines endlichen Weſens erwägen, ſo finden wir, daß es nur in einer gewiſſen Zeit ſich Kenntniſſe erwerben kann; und daß je vollkommener und mannichfaltiger die Kenntniſſe, je mehr und je deutlicher die Ideen ſind, auch deſto längere Zeit erfodert wird, ſie zu erwerben. Wir wollen einmal annehmen, ein endliches verſtändiges Weſen hätte in dem erſten Augenblicke ſeines Daſeyns alle mögliche Ideen, das heißt, ein anſchauendes Bild von dem Ganzen. Müßte nicht dieſe Idee nothwendig ſehr verwirrt ſeyn? Denn ſollte ſie

deutlich seyn; so müßte das endliche Wesen durch eine einzige Handlung des Verstandes alles, was da ist, und alle unzählbaren Arten des Daseyns umfassen und sich vorstellen können; es müßte ganz deutlich und vollständig das Daseyn der Welt mit allem, was davon abhängt, kennen. Dieß aber ist gerade der unterscheidende Vorzug des unendlichen Wesens. Ein endliches Wesen kann nur wenige Gegenstände auf einmal umfassen; es gehören verschiedne und wiederholte Handlungen seines Verstandes dazu, wenn es seine Einsichten erweitern, und sie bis zu einem vorzüglichen Grade von Deutlichkeit erhöhen soll. Da es seiner Natur nach unmöglich in einem Zeitpunkte auf alle einzelne Ideen, welche die Idee des Ganzen in sich schließt, eine gleich große Aufmerksamkeit wenden kann; so muß es nothwendig seine Aufmerksamkeit nach einander bald auf diesen bald auf jenen Theil richten. So muß also ein endliches Wesen, es mag auch noch so viel Stärke des Geistes besitzen, nothwendig Zeit dazu gebrauchen, um alle besondere Ideen, welche eine zusammengesetzte Idee enthält, sich deutlich zu machen.

Noch weniger aber kann dieses Wesen eine Kenntniß von wirklichen Begebenheiten, von Wirkungen der Ursachen ohne eine Folge von Ideen haben. Denn gehört zu dieser Kenntniß nicht nothwendig Erfahrung, und zu der Erfahrung Zeit?

Noch mehr. Wenn wir mit etwas Aufmerksamkeit überlegen, wie das endliche Wesen deutliche Begriffe erwerben könne; so wird es uns ganz einleuchtend, daß dazu auf einanderfolgende Handlungen des Verstandes erfodert werden, die so sehr von einander verschieden sind, daß sie schlechterdings nicht zu gleicher Zeit geschehen können. Was für verschiedne Aeußerungen des Geistes sind nicht die Aufmerksamkeit, die Reflexion, das Gedächtniß, die Abstraktion, das Verbinden oder Trennen der Ideen u. s. w.? Ist es wohl möglich, daß ein endliches

liches Wesen zu gleicher Zeit sich auf so ganz verschiedne Arten äussern könnte?

Alles dieses, dünkt mich, beweiset genugsam, daß ein endliches Wesen gründliche und ausgebreitete Einsichten nicht anders als in einer gewissen Zeit erwerben kann; und daß es also Gott selbst unmöglich war, Wesen zu schaffen, die gleich in dem ersten Augenblicke ihres Daseyns alle die Kenntnisse hatten, die zu der höchsten Glückseligkeit nothwendig erfodert werden. Ich weiß sehr wohl, daß man gemeiniglich glaubt, die Allmacht könne durch eine einzige Handlung auch die rohesie Seele erleuchten. Aber es kömmt hier nicht auf das an, was man sich ohne alle Kenntniß der Sache einbildet. Ein Mensch, der gar nichts von Geometrie weiß, kann sich einbilden, es sey nichts leichter, als ein Dreyeck zu verfertigen, das zwey rechte Winkel hätte, ob dieß gleich ein völliger Widerspruch ist. Da die Voraussetzung, deren ich vorher erwähnt habe, der wesentlichen Natur eines endlichen Wesens ganz zuwider ist, so wenig es auch beym ersten Anblicke den Schein hat; so ist sie auch unmöglich, weil Gott dem endlichen Wesen nicht die Eigenschaften des unendlichen beylegen kann.

Ich habe oben bemerkt, und auch schon anderswo bewiesen, daß je gründlicher und ausgebreiteter die Kenntnisse, je vollkommner die Fähigkeiten eines endlichen Wesens sind; desto gesicherter es vor dem Schmerze, und desto fähiger es zum Genuße jeder Art von Vergnügen ist. Hieraus folgt also, (wenn alle übrigen Umstände gleich sind) daß je mehr Zeit es angewandt hat, seine Kenntnisse vollkommner zu machen, desto mehr nähert es sich der höchsten Glückseligkeit. Nur in einer gewissen Zeitfolge also kann das endliche Wesen dasjenige werden, was ihm seine eingeschränkte Natur nicht erlaubt in dem ersten Augenblicke seines Daseyns zu seyn. Jeder, der nur irgend eine Idee von dem hat, was Erkenntniß und Wahrheit ist, muß sich sehr leicht überzeugen können,

daß das Reich der Wahrheit ganz unermeßlich und unbegränzt sey. Es ist ein Meer ohne Grund, aus welchem die verständigen Wesen unaufhörlich neue Ideen, neue Kenntnisse, neue Vergnügungen schöpfen. Nie werden sie aufhören, an Vollkommenheit und Einsichten zu wachsen.

Diese Betrachtung muß uns noch auf eine Folgerung leiten, welche alle die Dunkelheiten, durch welche die menschliche Vernunft so oft aufgehalten wird, wenn sie über die Wege und Absichten Gottes nachdenken will, zerstreuen kann. Wenn bey dem endlichen Wesen alles successiv ist; so kann es unmöglich schon in dem ersten Augenblicke seines Daseyns vollkommen glücklich seyn. Es kömmt aus den Händen seines Schöpfers begabt mit allem, was es bedarf um so glücklich zu seyn, als es nach seinen Verbindungen und Verhältnissen mit allen übrigen Wesen seyn kann. Aber eh es das wird, muß es erst nach und nach seine Fähigkeiten entwickeln. Sein Daseyn fängt mit einer sehr dunkeln und höchstschwachen Empfindung desselben an. Seine ersten Ideen sind ganz natürlich sehr verwirrt, und nur von sehr schwachen Empfindungen begleitet. Unterdessen werden die angebornen Fähigkeiten immer mehr geübt, immer weiter vervollkommnet; und also wird das Wesen selbst immer aufgeklärter. Seine Vergnügungen werden immer häufiger, und auch immer ausgebreiteter und gründlicher; ohne daß sie deswegen jemals aufhören müßten; denn sie sind eines Wachsthumes ins Unendliche fähig. So wird also dieses Wesen, das in dem ersten Augenblicke seines Daseyns nur eine gedankenlose und unempfindliche Monade war, in entferntern Zeitperioden ein erhabner Geist, der sich dem unendlichen Wesen unaufhörlich nähert, so nähert, wie sich ein endliches Wesen dem unendlichen nähern kann. Dieß ist eine kurze Abbildung seines Fortganges, der auf die unveränderliche Einrichtung seiner Natur gegründet ist.

Nach-

Nachdem ich als einen vorläufigen Grundſatz feſtgeſetzt habe, „daß die endlichen Weſen nicht auf einmal ſondern nur in einer gewiſſen Zeitfolge vollkommen glücklich werden können;“ ſo unterſuche ich nun auch die Frage: „ob es nothwendig war, „daß ſie vorher einen Zuſtand unangenehmer Empfindungen durchgehen mußten?“ Hier, dünkt mich, kann man ſchon vorherſehen, daß eine kurze Unterſuchung hinreichen werde, dieſe Frage bejahen zu laſſen. Denn wenn man allen Urſachen des Schmerzens nachgeht; ſo ſieht man ſie endlich in einer gemeinſchaftlichen Quelle, nämlich in den Schranken und der Unvollkommenheit der endlichen Weſen vereiniget. Eben deswegen, weil alle endliche Weſen nothwendig unvollkommen ſind, ſind ſie auch ganz nothwendig dem Schmerz unterworfen, und können ſchlechterdings nicht eher von ihm befreyt werden, als bis ſie den obgedachten Grad der Vollkommenheit erreicht haben; welches aber ſchwerlich eher als in einem Zeitpunkte geſchehen kann, der von ihrer Entſtehung ſehr weit entfernt iſt. Eine etwas genauere Zergliederung der Begriffe, welche bey dieſer Frage zum Grunde liegen, wird dieſes vorläufige Urtheil noch weiter beſtätigen.

Wir haben es als eine ſehr nothwendige Bedingung zur Vermeidung des Schmerzens befunden, daß die verſtändigen Weſen alle ihre Begierden, Wünſche und Entwürfe den Begebenheiten der Welt vollkommen gleichmäßig einrichten. Daß die Begebenheiten der Welt unſern Wünſchen zuwider laufen, iſt ohne Zweifel die gewöhnlichſte Urſache unſrer Schmerzen. Es iſt alſo vorzüglich wichtig, daß wir unterſuchen, ob die endlichen Weſen von dieſer Art Schmerzen befreyet ſeyn können, oder nicht?

Die Welt iſt ein Syſtem, welches durch das unendliche Weſen hervorgebracht und geordnet iſt. Dieſe Wahrheit lege ich hier als ausgemacht zum Grunde. Alle

Theile dieſes Syſtems, die gleichzeitigen und die auf einanderfolgenden, müſſen demnach ſo mit einander verbunden ſeyn, daß ſie ein regelmäßiges Ganze ausmachen, deſſen Theile nach den allgemeinen Geſetzen der Vollkommenheit und Schönheit, die das Weſen dieſes Syſtems beſtimmen, eingerichtet ſind. Es bedarf nur einer ſehr geringen Aufmerkſamkeit, um einzuſehen, daß jede andere Vorſtellung von der Welt ſich mit dem Begriffe eines unendlichvollkommnen Urhebers ſchlechterdings nicht vertrage. Wenn aber dem ſo iſt, ſo hängt nun jede einzelne Begebenheit von dem Ganzen ab, und um zu beurtheilen, ob eine gewiſſe Sache ſich in der Welt begeben ſolle, muß man von dieſen Ganzen eine deutliche Vorſtellung haben.

Nun iſt es aber ganz einleuchtend, daß ein verſtändiges Weſen gar keine andern Entwürfe und Wünſche haben könne, als die ganz natürliche und nothwendige Folgen ſeiner Ideen ſind. Wenn mir z. B. etwas gut ſcheint, ſo iſt es ganz unmöglich, daß ich nicht eine Begierde empfinden ſollte, dieſes Gute zu beſitzen; und eben ſo unmöglich iſt es, daß ich wünſchen ſollte, etwas zu beſitzen, wovon ich gar keinen Begriff habe. Die Wünſche und Begierden eines jeden verſtändigen Weſens müſſen alſo nothwendig aus der Beſchaffenheit ſeiner Ideen entſpringen, und durch ſie beſtimmt werden. Dieſe Ideen werden nun wieder durch die Stelle, welche ein Weſen in dem Ganzen einnimmt, durch den Grad ſeiner Fähigkeit, und durch die Zeit, in welcher es dieſelbe hat vervollkommnen können, bey jedem einzelnen Weſen ganz verſchieden beſtimmt. Sie ſind alſo eine lange Zeit hindurch nur ſehr eingeſchränkt; ſo lange nehmlich das verſtändige Weſen nur einen gewiſſen Theil des Ganzen zu überſehen fähig iſt. Nach und nach lernt es immer mehr überſehn, und ſeine Ideen werden alſo auch immer mehr erweitert und berichtigt. Hieraus folgt nun, daß die Wünſche des endlichen Weſens unmöglich immer

mit

mit den Begebenheiten der Welt, welche die Resultate der Gesetze des Ganzen sind, übereinstimmen können. Dieß wäre nur dann möglich, wenn das endliche Wesen einen deutlichen Begriff von dem Ganzen hätte; und alle Triebfedern der Begebenheiten kennte. Dann würde es einsehn, was und warum alles geschehn und geschehn müßte; es würde empfinden, daß alles, was geschieht, den Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit ganz angemessen sey. Es würde mit allem, was ihm begegnete, gerne zufrieden seyn; und sich mit Vergnügen dem Laufe der Natur überlassen.

Was ich hier gesagt habe, bestätiget die Erfahrung. Je ausgebreiteter und richtiger die Einsichten eines verständigen Wesens sind; desto seltener betrügt es sich in seinen Erwartungen des Künftigen, desto weniger wünscht es sich unmögliche Dinge. Der Begriff des Ganzen ist unendlich mannichfaltig und zusammengesetzt. Er ist anfangs nur sehr dunkel; nach und nach wird er mehr entwickelt und erhält mehr Deutlichkeit. Je mehr die Vernunft an Stärke gewinnt; desto mehr werden auch ihre Vorstellungen von den Dingen dem Wesen derselben angemessen, und in eben dem Maße werden die Schmerzen vermindert. So nimmt also die Vollkommenheit und Glückseligkeit der verständigen Wesen immer in gleichem Verhältnisse zu. Wenn dieß Ganze nicht unendlich ist, sondern gewisse Schranken hat; so ist es möglich, daß ein endliches Wesen einmal eine deutliche Idee von dem Ganzen erhalte, und dann, wie es eine natürliche Folge ist, von allen Schmerzen befreyt bleibe. Frohe und reizende Aussicht, die jeden denkenden Wesen den Wunsch, unsterblich zu seyn, abdringen muß!

Aus allem dem, scheint es mir nun ganz offenbar zu seyn, daß ein endliches Wesen unmöglich von allen Schmerzen frey seyn könne, welche aus dem **Mangel der Uebereinstimmung seiner Wünsche**

und Begierden mit den Begebenheiten der Welt entſpringen.

Was ich hier geſagt habe, läßt ſich ſehr leicht auch auf eine andere Quelle des Mißvergnügens anwenden, welche die Mißhelligkeit zwiſchen den Geſinnungen und Handlungen, und überhaupt dem moraliſchen Charakter eines verſtändigen Weſens und zwiſchen den ewigen Geſetzen der Ordnung iſt, in welchem der moraliſche Charakter der Welt beſteht. Wenn ein verſtändiges Weſen in die Welt tritt; ſo kann es den Charakter derſelben nur erſt nach einer langen Erfahrung und nach vielem Nachdenken kennen lernen. Selbſt das höchſte Weſen kann es nicht von dieſen Lehrjahren befreyen, weil es ganz unmöglich iſt, wie ich ſchon oben bewieſen habe, daß ein endliches Weſen alles zu gleicher Zeit wiſſe. So lange es nun aber die Geſetze der moraliſchen Ordnung, der Billigkeit, der Güte nicht kennt; ſo lange kann es auch ſchlechterdings nicht nach dieſen Geſetzen denken und handeln. Da es nur einen unendlich kleinen Theil des Ganzen einigermaßen überſieht, ſo müſſen ſeine Urtheile dadurch ſehr beſchränkt und einſeitig werden; und da es mit ſich ſelbſt am meiſten bekannt iſt, ſo müſſen auch ſeine Handlungen ſich vorzüglich nur auf ſein eigenes Ich beziehen, und daher oft den allgemeinen Geſetzen des Ganzen zuwiderlaufen. Um ſich hievon recht gewiß zu überzeugen, darf man ſich nur den Fall denken, wo ein Menſch ſich ſelbſt zuwiderhandelt; welches ein ſehr gewöhnlicher und ſehr bekannter Fall iſt. Er muß ſchon ſehr viel Zeit haben, ehe er nur ſeine eigne Natur recht kennen lernet; und wenn er ſie kennt, ſo muß er ſich erſt lange üben, um ſich dieſe Vorſtellung davon immer recht gegenwärtig zu erhalten. So lange er das noch nicht kann, ſo widerfährt es ihm ſehr oft, wie die Erfahrung durch manche Beyſpiele zeigt, daß er wider ſich ſelbſt handelt.

Jedes endliche denkende Wesen ist also im Anfange seines Daseyns nothwendig der Gefahr ausgesetzt, wider die Gesetze der Ordnung zu handeln, und sich sogar Neigungen zu erwerben, die diesen Gesetzen gänzlich entgegen sind. Denn in diesem ersten Zustande muß nothwendig ein solches Wesen nur einen sehr geringen Grad von Kraft besitzen, und nur sehr eingeschränkte Grundsätze und Triebfedern seiner Handlungen haben. Es kann also auch unmöglich von den Schmerzen, die aus dieser Unvollkommenheit erwachsen, frey bleiben, oder es müßte niemals seine moralischen Unvollkommenheiten bemerken können. Aber durch dieses Mittel würde es weit mehr von der Seite des Vergnügens verlieren, als es von der Seite des Schmerzens gewönne; denn eine deutliche Kenntniß seines eignen innern Zustandes und seines Charakters ist zur Glückseligkeit schlechterdings unentbehrlich. Bey den Thieren verhält es sich wirklich so, daß sie oft der moralischen Ordnung der Welt zuwider handeln, und ähnliche Ausschweifungen, wie die Menschen begehen, aber kein moralisches Mißvergnügen darüber empfinden, weil sie gar nicht fähig sind, über ihre Handlungen nachzudenken. Allein ohne dieses Nachdenken kann denn auch eben so wenig moralisches Vergnügen als Mißvergnügen Statt finden. Dieß widerlegt (im Vorbeygehen zu sagen,) die Scheingründe gewisser beredter Philosophen, die den Zustand der Thiere über den menschlichen erheben, weil sie von einer Menge Schmerzen, die den Menschen quälen, befreyt bleiben. Es ist wahr, die Thiere empfinden in ihrem itzigen Zustande weniger Schmerz als die Menschen; aber kann wohl die Glückseligkeit eines Thieres nur einigermaßen mit derjenigen in Vergleichung gestellt werden, die ein Wesen genießt, das Empfindung und Vernunft besitzet; das denken kann?

Aus diesem Räsonnement scheint es also nun ganz deutlich zu folgen, daß ein verständiges endliches

Wesen schlechterdings nicht den höchsten Grad der Glückseligkeit, deren es fähig ist, erreichen könne, ohne vorher einen Zustand mannichfaltiger Schmerzen und Leiden durchzugehen; und daß wenn man ein endliches Wesen von allem Schmerz befreyen wollte, man ihm auch zugleich alle Glückseligkeit rauben müßte. Diese Wahrheit muß uns nun dazu dienen, daß wir alle Zweifel gegen die höchste Güte des unendlichen Wesens fahren lassen, und uns über unsre künftige Glückseligkeit keine Unruhe machen. Wenn überhaupt kein endliches verständiges Wesen, so vollkommen es auch immer seyn mag, nur die erste Stufe der Glückseligkeit erreichen kann, ohne sich vorher in einem Vorbereitungszustande zu befinden, der es allen Arten unangenehmer Empfindungen aussetzt, so darf man sich warlich nicht wundern, wenn ein Wesen, wie der Mensch, das lange nicht die erste Stelle unter den endlichen Wesen einnimmt, durch Schmerz und Leiden zu der höchsten Glückseligkeit durchdringen muß.

Es ist freylich wahr, unsre zu beschränkten Einsichten erlauben nicht, daß wir in allen einzelnen Fällen begreifen, wie schlechterdings nothwendig die Uebel sind, deren einige alle Menschen ohne Ausnahme, andre nur einige einzelne Menschen betreffen. Wenn wir aber einmal wissen, daß die Uebel überhaupt unvermeidlich sind; so müssen wir uns dann auch in Absicht der besondern Vertheilung derselben, ganz durch die unendliche Güte des höchsten Wesens beruhigen. Unsre Erfahrung zeigt uns nur die ersten Anfänge unsers Daseyns, nur einen unendlich kleinen Theil desselben. Denn ein Jahrhundert ist so viel als nichts, gegen die Ewigkeit. Wenn man aus dem Geschrey des neugebornen Kindes weissagen wollte, daß sein Leben eine ununterbrochne Reihe von Klagen und Seufzern seyn würde; so würde das sehr unbündig geschlossen seyn. Das gegenwärtige Leben des Menschen aber ist nur der erste Augenblick seines Daseyns, der unmöglich

schlech-

ſchlechterdings vollkommen ſeyn kann: aber die Unvollkommenheit deſſelben giebt keinen Grund zu glauben, daß ſein Daſeyn beſtändig unglücklich ſeyn werde. Vielmehr, je länger, je aufmerkſamer wir die Natur der verſtändigen Weſen unterſuchen; je mehr wir auf das, was uns ſelbſt die Erfahrung darüber lehret, aufmerkſam ſind, deſto mehr werden wir überzeugt, daß alle Fähigkeiten dieſer Weſen ſich unaufhörlich von einem Grade der Vollkommenheit zum andern erheben; deſto mehr wird unſre Hoffnung geſtärkt, daß ihre künftige Glückſeligkeit ganz vollkommen ſeyn werde.

So finden wir alſo von der einen Seite, daß eine unumſchränkte Güte den verſtändigen Weſen das Daſeyn gab, und von der andern, daß die Natur dieſer Weſen ſelbſt ſie einer unaufhörlichen Vervollkommung fähig mache. Da aber die höchſte Glückſeligkeit nicht ohne die höchſte Vollkommenheit beſtehen kann; ſo muß es auch unſre angelegentlichſte Sorge ſeyn, uns immer vollkommener zu machen. So lange wir empfinden, daß wir noch vollkommner ſeyn könnten, als wir ſind; ſo lange können wir auch gewiß noch glücklicher ſeyn, als wir ſind. Gerade in dem Maaße, wie wir an Vollkommenheit wachſen, werden ſich auch unſre Schmerzen vermindern, und unſre Vergnügungen vermehren. Die frohe Hoffnung, daß unſere Vollkommenheit und Glückſeligkeit unaufhörlich wachſen werde, muß uns auch ermuntern, mit Vergnügen auf der Bahn fortzugehn, die vor uns eröffnet iſt; ſie muß uns mit Liebe und Ehrfurcht für das unendlich gütige Weſen erfüllen, das alle verſtändigen Geſchöpfe aus dem Nichts hervorzog, um ſie ſo glückſelig zu machen, als ſie nur werden können.

Gedanken

über einige Eigenschaften der Seele, in sofern sie mit den Eigenschaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Systems des Materialismus.

Es giebt in allen Wissenschaften Wahrheiten, welche wir durch ein gewisses anschauendes Gefühl empfinden, noch ehe wir im Stande sind, sie mit der gehörigen Schärfe zu beweisen. Selbst in der Geometrie, welche unter allen Wissenschaften der strengsten Beweise fähig ist, findet man Wahrheiten dieser Art. Der Mathematiker nimmt sie ohne Beweis an und rechtfertiget eben dadurch den Philosophen, wenn dieser gewisse Sätze als wahr gelten läßt, deren Wahrheit wir durch Hülfe des natürlichen gesunden Gefühls einsehen, ohne sie durch auseinandergesetzte Vernunftschlüsse beweisen zu können. Man nimmt diese Sätze indessen an — als wahrscheinliche Hypothesen, in der Hoffnung, dereinst die wahren Gründe ihrer Erweislichkeit zu entdecken.

Dieß sind ohne Zweifel diejenigen Wahrheiten, welche Cicero Urtheile der Natur nennet, und von denen er sehr richtig sagt, daß die Zeit sie immer mehr und mehr bestätigt, welche hingegen jene willkührlich und ohne Grund angenommenen Hypothesen nach und nach vernichtet. Opinionum commenta delet dies, naturae iudicia confirmat. Und wir sehen auch wirklich, wie durch die Länge der Zeit und durch den immer richtigern Gebrauch des gesunden Verstandes, eine Menge falscher und unter den Alten ziemlich herrschender Meinungen, sind vernichtet worden, da sich hingegen gewisse Wahrheiten jener Art, welche schon von den alten Weltweisen

als

als Wahrheiten erkannt wurden, nicht nur bis auf unsere Zeiten erhalten, sondern auch durch Bemerkungen und Entdeckungen der Neuern immer mehr bestätigt haben.

Zwo der allerwichtigsten Wahrheiten sind Beyspiele dieser Dauerhaftigkeit: das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Es ist ausgemacht, daß der gesunde Verstand hinreicht, diese beyden Wahrheiten zu erkennen; denn alle Völker haben sie angenommen, welche nur einen gewissen Grad der Vernunft erreicht hatten. Dessen ungeachtet aber kann man dennoch nicht sagen, daß auch die größten Philosophen des Alterthums zureichende Beweise davon gegeben hätten. Aber doch ist die Glaubwürdigkeit dieser Wahrheiten durch den Fortgang der Philosophie unter den neuern nicht nur nicht vermindert, sondern vielmehr bestätigt worden. Und man kann hoffen, die Philosophie dereinst auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit zu sehen, wo sie uns dann für diese Wahrheiten eben so einleuchtende Beweise geben wird, als die Geometrie in ihrer vollkommensten Evidenz.

So lange die Philosophie diese Vollkommenheit noch nicht erreicht hat, müssen wir alle Bemerkungen sorgfältig sammeln, welche diesen Wahrheiten einen neuen Grad der Glaubwürdigkeit geben können. Und in dieser Absicht will ich itzt einige unleugbare Eigenschaften der Seele entwickeln, und mit gewissen ähnlichen Eigenschaften der Materie vergleichen, um zu entdecken, was darinnen für, oder wider das System des Materialismus enthalten ist.

Wenn wir auf das, was in uns vorgeht, genau Acht haben, so können wir überzeugt werden, daß wir thätige Wesen sind. Wir fühlen eine Kraft, eine Energie in uns, welche sich beständig bestrebt, in uns oder außer uns eine Veränderung hervorzubringen. Und eben diese Thätigkeit scheint die wesentlichste Eigenschaft unserer

Seele

Seele zu seyn, woraus man alle ihre Veränderungen erklären könnte. Aus dieser Thätigkeit entstehen gewiß unsere Neigungen und Leidenschaften, und es setzt uns nichts in eine stärkere Bewegung, als alles dasjenige, was sich eben dieser wesentlichen Thätigkeit, entweder in uns selbst, oder ausser uns zu widersetzen scheint. Nichts ist in unserer Natur so beständig, nichts bringt so große Wirksamkeiten darinnen hervor, als der Trieb unsere innern Kräfte thätig und in einer freyen Wirksamkeit zu erhalten. Auch das Vergnügen und der Schmerz sind Wirkungen dieser Thätigkeit. Jenes, das Vergnügen, entspringt aus der freyen Aeußerung unserer thätigen Kräfte, welche durch ein nun überwundenes Hinderniß in ihrer Thätigkeit unterbrochen wurden. Und der Schmerz ist im Grunde nichts anders, als die Wirkung angestrengter vergeblichen Bemühungen, unsere Thätigkeit zu äußern, wo unüberwindliche Hindernisse die Aeußerung unmöglich machen.

Die Thätigkeit der Seele giebt sich nicht nur in den Bewegungen des Vergnügens und des Schmerzens zu erkennen, sondern man kann überhaupt annehmen, daß der Mensch seiner wesentlichen Natur nach, beständig nach neuen Vorstellungen begierig ist und sich unabläßig bemühet, seinen Zustand immer zu verändern. Kaum haben wir das, wornach wir strebten, gesehen oder empfunden, so folget auf dieses Vergnügen der Befriedigung, schon wieder eine neue Bestrebung nach andern Empfindungen. Daher kömmt der unerträgliche Zustand der Langeweile in welchem wir uns befinden, wenn die wesentliche Thätigkeit der Seele aus Mangel der Gegenstände, außer Wirksamkeit gesetzt ist.

Es würde überflüßig seyn, wenn ich mich noch länger bey den Beweise dieser Wahrheit aufhalten wollte, von welcher sich ein jeder überzeugen kann, der nur fähig ist, sich selbst zu beobachten. Aber was noch hier

eine

eine Unterſuchung verdient, das iſt der Urſprung oder die Urſache dieſer unleugbaren Thätigkeit unſerer Seele.

Iſt ſie wirklich der Seele an und für ſich eigen, oder iſt ſie die Folge der materiellen Kräfte, welche auf die Werkzeuge des Körpers wirken? Es iſt nicht zu leugnen, daß einige Erfahrungen dieſe letztere Meinung zu begünſtigen ſcheinen. Wir ſehen, daß mit der Wirkung der Organen auch die innere Thätigkeit aufzuhören ſcheint. Wäre ein thätiges und von jenen materiellen Kräften, welche in die Organen wirken, unabhängiges Weſen in uns, ſo könnten wir, ſcheint es, niemals in dieſen Zuſtand der Nichtthätigkeit verſetzt werden, welche allezeit auf die gänzliche Unwirkſamkeit der körperlichen Werkzeuge erfolgt. Dieſer Zuſtand ſcheint demnach ein klarer Beweis zu ſeyn, daß unſere ganze Thätigkeit nichts anders iſt, als die Folge eines gewiſſen Reizes der körperlichen Werkzeuge, und daß man folglich keinen Grund hat, dieſelbe einem thätigen Weſen zuzuſchreiben, welches in uns wohnte und uns weſentlich eigen wäre.

Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, mich über dieſe ſcheinbare Nichtthätigkeit der Seele, oder des thätigen Weſens zu erklären, welche auf die Unwirkſamkeit der Organen erfolgen ſoll. Ich begnüge mich für itzt, einige allgemeine Anmerkungen zu machen, welche zu beweiſen ſcheinen, daß die Thätigkeit unſrer Seele von der Apperception, oder von dem was Deſcartes Bewuſtſeyn nennt, unabhängig iſt, und daß die Seele ihre Energie haben kann, wenn ſie ſich auch gar keiner Empfindung bewuſt iſt.

Wenn man die Natur dieſer thätigen Kraft genau betrachtet, ſo ſieht man, daß ihr Weſen in einer Beſtrebung beſteht, unſre Empfindungen zu verändern, ſie nach unſern Abſichten zu bilden, das, was uns darinn unangenehm iſt, umzuſchaffen, und Folgen daraus zu ziehen, welche unſerer Denkungsart, und unſerm Geſchmacke angemeſſen ſind. Hierauf ſchränkt ſich unſere

Selbſt-

Selbstthätigkeit ein. Sie setzt also klare Vorstellungen voraus; und wenn uns diese mangeln, so ist sie natürlicher Weise unwirksam, weil es ihr an Materie, oder an Gegenständen fehlt, mit welchen sie sich beschäftigen könnte. Aber deswegen ist sie eben so wenig ganz unwirksam, als die Schnellkraft in einem Körper vernichtet ist, dessen Theile sich itzt alle im Zustande des Gleichgewichts befinden. Die Schnellkraft aber ist nur allein darauf gerichtet, dieses Gleichgewicht in elastischen Körpern zu erhalten, und so lange dieses Gleichgewicht nicht beunruhigt wird, ist sie nichts als eine Wirksamkeit ohne sichtbare Wirkung. Ob nun also gleich diese Kraft nur alsdann in eine sichtbare Thätigkeit ausbricht, wenn eine Außenursache jenes Gleichgewicht in einem elastischen Körper störet, so wird doch kein Mensch sagen, daß die Schnellkraft nichts als eine Folge des Stoßes wäre, den der elastische Körper von einem andern Körper empfängt. Denn das wäre völlig ungereimt, weil die Schnellkraft zugleich mit dem äußern Stoße wirkt, und zwar in einer demselben entgegengesetzten Richtung, so daß er sie folglich nicht hervorbringen kann. Der Stoß thut nichts, als daß er die Schnellkraft zur Aeußerung auffordert.

Eben dieser Fall findet bey unserer innern Selbstthätigkeit statt, welche sich nicht äußert, so lange wir keine klaren Vorstellungen haben. Denn wie sollte die Seele in Ideen wirken, welche sie nicht hat?

Die Sensationen bringen in unserer Seele Empfindungen von irgend einer in dem Körper gemachten Veränderung hervor. Das Wesen, welches sich diese Veränderung vorstellet, ist das, was wir die Seele nennen. Schränkte sich die Thätigkeit der Seele auf die Wahrnehmung dieser Veränderung ein, so könnte man mit einigem Grunde schließen, daß sie bloß die Folge der Wirksamkeit der Organen wäre. Aber so ist es mit der Seele nicht; sie interessirt sich für die empfangenen Ideen, ent-

entweder um ſich daran zu vergnügen, oder um ſich ihren beſorglichen Folgen zu widerſetzen. Nun frage ich, ob die thätigen Bemühungen, welche die Seele in dem einen, oder in dem andern Falle anwendet, die Wirkungen der in den Organen gemachten Eindrücke ſeyn können, welche dieſe Empfindungen in der Seele hervorbrachten? Es iſt augenſcheinlich, daß dieſes nicht ſeyn kann, und daß die ganze Wirkung der organiſchen ſinnlichen Veränderungen in der Erweckung dieſer Empfindungen beſtehet. Die Lebhaftigkeit, mit welcher wir dieſelben auffaſſen, oder von uns zu entfernen trachten, muß nothwendig das Werk einer andern Kraft ſeyn. Denn die Wirkſamkeit der Organen kann doch nicht auch zugleich jene andere Kraft erzeugen, welche ſich ihr widerſetzt. Folglich iſt alſo noch eine höhere und von der Wirkung der Organen unabhängige Kraft in uns, indem wir etwas in uns wahrnehmen, was die Wirkungen der organiſchen Bewegungen zu verändern trachtet.

Nach dem Syſtem des Materialismus kann man dieſe Thätigkeit, welche die Seele über die Vorſtellungen äuſſert, auf keine Weiſe erklären, als indem man eine gewiſſe überall verbreitete, herrſchende Materie annimmt, welche auf das Senſorium oder auf denjenigen Theil unſers Körpers, welcher die ſinnlichen Eindrücke empfängt, beſtändig drückt, und ſich einigen Eindrücken widerſetzt, andere hingegen vermittelſt einer gewiſſen Harmonie aufnimmt, und daß nun davon die Abneigung oder die Beruhigung entſtehe, die wir bey den verſchiedenen Vorſtellungen in uns empfinden.

Ich will dieſe Erklärung auf einen Augenblick gelten laſſen, ohne zu fragen, wie durch das Wirken und Zurückwirken dieſer beyden Kräfte, die Empfindung entſtehe: denn der Materialiſt wird auf dieſe Frage gewiß nicht antworten, ſondern ich will nur anmerken, daß die Kraft, welche ſich bey unſern Vorſtellungen äußert,

keine Bewegkraft ist und nicht seyn kann. Mein Beweis ist dieser.

Nach dem System des Materialismus sind die Empfindungen nichts anders, als Bewegungen gewisser materiellen Theilchen in dem Sensorium, oder in der materiellen Seele. Wir haben vorhin gesehen, daß in der Seele noch eine Kraft befindlich ist, welche diese Empfindungen oder Bewegungen zu verändern trachtet. Dennoch aber kann diese Kraft, aller Anstrengung ungeachtet, in den äußerlichen Empfindungen selbst nichts verändern. Ich sehe eine unangenehme Farbe, oder ich höre einen sehr unharmonischen Ton: alles dieses ist also nichts anders, als eine gewisse Bewegung in irgend einem Theile meines Gehirns. Aber in demselbigen Punkte des Gehirns ist (nach der Hypothese) wieder eine Kraft, welche in diese Gehirntheilchen wirkt, und dennoch geht die Bewegung derselben auf die nämliche Art fort, denn unsere Vorstellung von der Farbe bleibt immer dieselbe. Folglich ist die Kraft, welche sich bestrebt, in unsere Empfindungen zu wirken, keine Bewegkraft. Denn eine jede Bewegkraft, sie sey stark, oder schwach, wenn sie in bewegte materielle Theile wirkt, muß die Bewegung selbst mehr oder weniger verändern, und das müßte also auch die Seele thun können, wenn ihre Kraft eine Bewegkraft wäre. Da sie aber dieses nicht kann, so schließe ich daraus, daß die in unsere Ideen wirkende Kraft, keine Bewegkraft ist, und daß die Ideen selbst, in welche sie wirkt, etwas mehr seyn müssen, als eine bloße Bewegung materieller Theile.

Diese Betrachtungen sind, wie ich glaube, hinreichend zu beweisen, daß die Seele ein thätiges Wesen ist, welche, unabhängig von den Einwirkungen der materiellen Welt, in sich selbst Kräfte besitzt, vermittelst derer sie sich bestrebt, die empfangenen Ideen durch neue Verhältnisse einzuschränken, und dadurch ihren eigenen Zustand zu verändern.

Ich merke hier beyläufig an, daß Ariſtoteles und alle ſeine Nachfolger ohne Grund die Seele mit einer wächſernen Tafel, oder mit einem unbeſchriebenen Papiere vergleichen, welches willig und leidend alle Eindrücke oder Charaktere aufnimmt, die man darauf machen will. Dieſer groſſe Philoſoph hat darinnen ſehr recht, daß alle unſere Ideen urſprünglich aus der ſinnlichen Empfindung entſtehen, aber darinnen geht er zu weit, daß auſſer den Ideen ſonſt nichts in der Seele ſeyn ſoll. Die Selbſtthätigkeit, von der ich hier rede, iſt keine Empfindung, und um dieſer Thatigkeit willen können wir die Vergleichung der Schelaſtiker nicht gelten laſſen. Die Seele gleicht einem unbeſchriebenen Papiere, in wie fern ſie keine Ideen hat, ehe ihr die Sinne welche geben; aber ſie iſt dabey keinesweges leidend oder gleichgültig, ſo daß ſie einen Eindruck wie den andern aufnehmen ſollte. Sie verhält ſich nicht leidend, indem ſie die Ideen empfängt, denn einige faßt ſie willig auf, andern widerſetzt ſie ſich. Von den ſinnlichen Organen kann man ſagen, daß ſie die Eindrücke der materiellen Welt mit Gleichgültigkeit aufnehmen. Die häßlichſte Geſtalt, die unangenehmſte Farbe, der widrigſte Ton — alles geht mit einer gleiche- leichtigkeit in das Senſorium, wo die Seele dieſe Vorſtellungen empfindet. Die Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit der Empfindungen, entſteht nicht von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit welcher etwan die Ideen von den Organen aufgenommen würden, ſondern von etwas, was vor den Ideen ſchon in der Seele war. Schon dieſes einzige machet das Syſtem des Materialismus wenigſtens ſehr verdächtig. Die Materie oder die Organen ſind in Anſehung der Beſchaffenheit der Eindrücke völlig gleichgültig. Sie nehmen dieſelben willig auf, ſie mögen angenehm oder unangenehm ſeyn, und überliefern ſie mit eben dieſer Leichtigkeit der Seele. Sollte der Materialiſt daraus nicht muthmaßen, daß

in der Seele noch sonst etwas, als eine innere Bewegung materieller Theile seyn muß?

Also ist in dem Menschen ein Wesen, welches, unabhängig von den körperlichen Organen, eine Kraft besitzt, in seine Ideen zu wirken. Ich will itzt untersuchen, ob man auch der Materie eine dieser Thätigkeit ähnliche Eigenschaft zuschreiben könne.

In der materiellen Welt ist alles in einer beständigen Bewegung, und es ist wahrscheinlich, daß kein Theilchen, kein Element darinnen, in einer wirklichen Ruhe ist. Dem ersten Ansehen nach scheint daraus zu folgen, daß die Materie sehr thätig sey, und die Bewegung eine ihrer natürlichen Eigenschaften ausmache, wie Democrit, Epikur und einige andere gelehrt haben. Indessen haben sehr viele unter den Alten angemerkt, daß die Materie, bey dieser beständigen Bewegung, dennoch diesem Gesetze unterworfen ist, daß sich kein Körper bewegt, wo er nicht vorher von einem andern gestoßen worden ist. Diesem Gesetze zu folge hat Aristoteles gelehrt, daß man, um die Bewegung zu erklären, auf ein Wesen zurückgehen müsse, welches seine Bewegung von keinem andern empfangen, aber dieselbe der Materie mitgetheilt habe. Aristoteles nennt dieses Wesen den ersten Beweger. Andre alte Weltweise, wie z. B. Plato, haben der Seele, um sie von der Materie zu unterscheiden, diesen eigenthümlichen Charakter beygelegt, daß sie sich selbst in Bewegung setze, welches nach ihrer Meinung kein Theil der Materie thun könnte. Unterdessen hatten die Alten die Gesetze der Bewegung noch nicht bis auf den Grund erforscht, um daraus die Unmöglichkeit einer selbst beweglichen Materie erweisen zu können. Also war dieser Satz in ihrer Philosophie nichts als eine Hypothese, und es war den Neuern aufbehalten, sie außer allen Zweifel zu setzen.

Es ist, wie man wissen wird, ein Grundgesetz der Dynamik, daß sich die Materie in Ansehung der Bewegung

wegung ganz leidend verhält, und daß allezeit eine fremde Kraft erfodert wird, um auch die allergeringste Veränderung in ihrer Bewegung, oder in ihrer Ruhe hervorzubringen. Es ist nicht zu leugnen, daß man diesen Grundsatz nur durch die Induktion entdeckt hat, aber deswegen ist er nicht minder zuverläßig. Die Dynamik, oder die Wissenschaft, welche die Bewegungen der Körper berechnen lehret, ist großentheils auf diesen Grundsatz gebauet. Und um die Gründlichkeit dieser Wissenschaft zu erweisen, ist schon dieses einzige hinreichend, daß keine Maschine zu denken ist, deren Wirkung sie nicht genau berechnet, ja daß sie sogar hinreichet, die Bewegungen der Himmelskörper, der Cometen, Planeten und ihrer Trabanten zu berechnen. Alle Meßkünstler sind darinn einig, daß die Dunkelheiten, welche sich noch in einigen Problemen der Dynamik befinden, nicht von den Grundsätzen dieser Wissenschaft, sondern von der Schwierigkeit, so verwickelte Rechnungen aus einander zu setzen, entstehen. Es ist kein Problem in der Dynamik, welches die großen Mathematiker unserer Zeiten nicht durch die Analysin aufgelöset hätten. Aber es giebt Fälle, wo bey der Auflösung, so wahr und vollständig sie auch ist, die analytischen Rechnungen so verwickelt sind, daß man noch nicht im Stande gewesen ist, sie aus einander zu setzen.

Also beweist die Bewegung keinesweges, daß die Materie thätig ist, sondern vielmehr, daß sie gar keine Selbstthätigkeit hat. Und die Bewegung eines Körpers, oder irgend eines Theils der Materie sey auch wie sie wolle, so ist doch dieses ein herrschendes Gesetz der Natur, daß eine äußere Kraft erfodert wird, um die Bewegung zu verändern: ja noch mehr, daß diese äußere Kraft gleich stark seyn muß, um einen gewissen Grad der Bewegung hervorzubringen, und um die Bewegung, wenn sie eben diesen Grad erreicht hat, aufzuhalten. Wäre die Beweglichkeit etwas der Materie Wesentliches, das heißt,

wäre sie zur Bewegung in sich selbst mehr geneigt, als zur Ruhe, so würde es leichter seyn müssen, einer in Ruhe liegenden Masse Bewegung mitzutheilen, als sie von der Bewegung in die Ruhe zu bringen. Nun aber sind die Kräfte, welche zur Mittheilung, und zur Aufhaltung der Bewegung erfodert werden, in gleichen Graden einander vollkommen gleich. Also hat die Materie, weder zur Bewegung noch zur Ruhe eine vorzügliche Neigung. Sie empfängt den Stoß, der sie treibt, und den Widerstand der sie aufhält, mit der nämlichen leidenden Gleichgültigkeit. Was verlangt man weiter für einen Beweis, daß sie in Ansehung der Bewegung völlig gleichgültig ist?

Wir bemerken diese Gleichgültigkeit selbst in denenjenigen Fällen, wo ihr die Bewegung natürlich zu seyn scheint. Einige neuere Philosophen behaupten, daß der Nisus der Schwere vermittelst welcher eine Masse sich einer andern Masse zu nähern bestrebt, eine wesentliche Eigenschaft jedes materiellen Theilchens sey. Dennoch aber ist die Bewegung, welche aus diesem Nisus entsteht, ebenfalls jenen allgemeinen Bewegungsgesetzen unterworfen. Man läßt z. B. einen schweren Körper von einem hohen Thurme herunterfallen. Dieß ist, wird man sagen, ein natürliches Bestreben, nach welchem er sich der Erde so bald als möglich zu nähern trachtet. Wenn uns nun aber der Mathematiker sagt, daß gerade die nämliche Kraft erfordert wird, den Fall zu befördern, welche nöthig ist, den fallenden Körper aufzuhalten? Werden wir alsdann nicht einsehen, daß dieser fallende Körper, gegen diese, dem Anscheine nach, ihm natürliche Bewegung sehr gleichgültig ist? Wir können demnach sagen, daß die Materie eben so sehr sucht in Ruhe zu bleiben, als sich zu bewegen, und daß ihr, wenn sie sich bewegt, jede Richtung gleichgültig ist. Oder besser, die Materie sucht gar nichts — sie ist ganz leidend.

Wie denn aber die organisirte Materie? Könnten nicht materielle Theile, welche auf eine gewisse Art unter einander verbunden und geordnet sind, diese Thätigkeit, welche sie vorher nicht hatten, eben durch diese neuen Einschränkungen empfangen?

Hierauf antworte ich: die Organisation kann wohl die Bewegung einer Maschine regelmäßig bestimmen, aber niemals die Gesetze der Bewegung ändern. In der allerkünstlichsten Maschine bleibt die Materie noch gleichgültig für die Bewegung. Der unwidersprechlichste Beweis hievon ist dieser; daß man die Wirkungen der Maschinen aus eben denselben Grundsätzen berechnen kann, deren man sich zu der Berechnung der Kräfte unorganischer Körper bedient. Und diese Grundsätze nun sind, wie wir eben gesehen haben, auf den Satz gegründet: die Materie ist in Ansehung der Bewegung gleichgültig. Die Organisation giebt den Maschinen keine besondern Kräfte, sondern sie giebt nur denen, welche in der Maschine angebracht sind, eine gewisse Richtung.

Alles dieses beweist unwidersprechlich, daß die bewegliche Materie, aus welcher alle Körper zusammengesetzt sind, ihrer Natur nach für die Bewegung gleichgültig ist, und daß es also nothwendig, außer der Materie, eines oder mehrere Wesen geben muß, in welchen die thätigen Bewegkräfte enthalten sind — ein Satz, den, seit dem Thales, fast alle alte Weltweise angenommen haben.

Diejenigen aber, welche nichts als Materie in der Welt annehmen, werden nun sagen, daß es, außer der groben Materie, woraus die Körper zusammengesetzt sind, eine andere unendlich feinere Materie gebe, welche kein Bestandtheil der Körper selbst sey, sondern sie nur durchdringe, wie z. B. das Feuer; daß diese der groben Materie die Bewegung mittheile, und daß sie den bekannten Gesetzen der Bewegung nicht unterworfen sey,

ſondern daß vielmehr dieſe von der Thätigkeit jener ſubtilen Materie abhängen: und endlich daß einige Philoſophen wahrſcheinlicher Weiſe dieſe ſeine belebende Materie verſtanden haben, wenn ſie ſagten; das Feuer ſey das thätige Weſen der ganzen Natur. Nach dieſer Meinung alſo, wäre die gemeine grobe Materie, welche der Stoff der Körper iſt, das überhaupt in der Welt, was die Chymiſten Caput mortuum nennen, und die feinere Materie theilte dieſer die Thätigkeit und die Bewegkräfte mit.

Dieſe Meinung verdient auf das genaueſte unterſucht zu werden; und das um ſo viel mehr, weil wir in dem Feuer wirklich etwas dieſer angenommenen Materie und ihren vorgegebenen Wirkungen ähnliches wahrnehmen, wodurch das Syſtem des Materialismus einige Wahrſcheinlichkeit bekommen könnte. Und in der That, ohne Feuer ſcheint alles in der Natur todt und ſeiner innern Bewegung beraubt zu ſeyn. Aber mit der Wärme bekommt alles wiederum Leben und Thätigkeit.

Dieſes Syſtem wird noch ſcheinbarer, wenn man das Grundgeſetz betrachtet, woraus man alle Veränderungen der Bewegung erkläret. Dieſes Grundgeſetz, welches die Mathematiker durch folgende Equation ausdrücken $P\,dx = v\,dv$, iſt hinreichend, alle Bewegungen zu erklären, durch welche die Veränderungen der Materie geſchehen. In dieſer Equation aber, zeigt P eine Kraft an, welche auf alle Theile eines beweglichen Körpers beſtändig drückt; die übrigen Buchſtaben v, x zeigen nur die Verhältniſſe des Raums und der Geſchwindigkeit an. Hieraus iſt alſo klar; daß zur Erklärung aller Bewegungen nichts weiter erfodert wird, als der Begriff einer durch die ganze Welt verbreiteten Materie, welche ſelbſt keine Bewegung hat, aber auf die Urſtoffe der todten, leidenden Materie unaufhörlich drückt. Das wäre denn alſo auch die Materie, welche den thieriſchen Körper belebte, und durch ihren Druck auf die in-

nern

nern Organen jene der Seele zugeſchriebenen Veränderungen und Empfindungen hervorbrächte.

Dieß iſt nun, wie mich dünkt, das allerſcheinbarſte, was der Materialiſt zur Unterſtützung ſeines Lehrgebäudes anführen kann. Aber wir wollen es itzt genauer unterſuchen.

Wir wollen alſo annehmen, es gäbe in der Welt eine ſolche feinere Materie, in welcher jene drückende Kraft, die in der obigen Equation P heißt, enthalten wäre. Dieſe Materie wird immer, wie die grobe und todte Materie, eine Menge von Elementen ſeyn müſſen, deren ein jedes auſſer ſeiner Ausdehnung, Figur und Dichtigkeit, eine thätige Kraft in ſich hätte, und durch die Vereinigung aller Kräfte dieſer Atomen würde denn nun alſo jener Druck entſtehen, welcher als die Urſache der Bewegung angeſehen werden könnte.

Dieſe thätige Kraft nun müßte nothwendig in einem jedem einzelnen Elemente als eine ſubſtanzielle Eigenſchaft enthalten ſeyn. Denn es würde ungereimt ſeyn, zu ſagen, daß dieſe thätige Kraft aus den gemeinſchaftlichen Eigenſchaften der zwo ganz verſchiedenen Elementarten, aus den gemeinſchaftlichen Eigenſchaften der thätigen und der leidenden Materie reſultirten, z. B. aus der Dichtigkeit, Ausdehnung, Figur u. ſ. w. Eben ſo wenig könnte man ſagen, daß die Thätigkeit dieſer Materie von ihrer Subtilität, d. h. von der äuſſerſten Kleinigkeit ihrer Theilchen herkäme. Denn die Größe, oder Stärke eines Elements iſt nichts anders, als eine relative Eigenſchaft; folglich kann ein Atom, man denke ſich ihn ſo klein als man wolle, durch dieſe Verminderung der Größe, in ſeinen Eigenſchaften keine Wirkſamkeit erhalten, welche er auſſerdem nicht hat. Durch dieſe Verminderung der Maſſe kann der Atom nichts anders als neue Einſchränkungen ſeiner leidenden Eigenſchaften erhalten; z. B. die Fähigkeit, in die Zwiſchenräume der Körper leichter einzudringen. Aber es iſt augenſcheinlich, daß dieſe gröſſere

Eindringlichkeit nicht den Begriff derjenigen Kraft mit einschließt, vermittelst welcher der Atom in einen andern Körper eindringt. Wenn man ein Messer schleift, so wird es durch die Schärfe, die es nun bekommt, fähig, Holz zu zerspalten, das ist aber nichts, als eine leidende Eigenschaft. Aber nun ist außer dieser noch immer eine thätige Kraft nöthig, welche jene in Thätigkeit setzen muß.

Ist nun aber die in der seinen Materie angenommene thätige Kraft von der Ausdehnung, Dichtigkeit, Größe und Figur der Atomen unabhängig, so muß sie die Folge einer immateriellen Eigenschaft seyn, welche mit der Materie verbunden und ihr beygesellet ist. Folglich muß der Materialist in der Materie ein thätiges Wesen gelten lassen, welches nicht materiell ist.

Nun bleibt ihm also für sein System nichts weiter übrig, als dieses, daß er sagt: dieses selbstthätige nicht materielle Wesen kann nicht anders, als in der Materie existiren, so wie sich Bewegung nirgend anders, als in einem Körper gedenken läßt. Wir wollen auch diese Hypothese näher betrachten.

Kann das thätige Wesen außer der Materie für sich nicht existiren, so ist es dann nichts anders, als eine Modification derselben, so wie die Figur von der Ausdehnung, welche nicht ohne diese seyn kann. Nun aber haben wir schon erwiesen, daß diese Behauptung keine Statt findet, und daß ein leidender Atom, durch alle mögliche Modificationen, nicht selbstthätig werden kann. Folglich müssen die thätigen Kräfte etwas Wirkliches und von der Materie unabhängig für sich Bestehendes seyn.

Und in der That, wenn wir den Begriff der Kraft, oder des Nisus, genau betrachten, so werden wir finden, daß er nichts von den materiellen Eigenschaften in sich schließt. Ich habe eine ganz klare Vorstellung von einem Nisus, wenn ich mich mit einem gewissen Nisus bestre-

beſtrebe etwas zu thun. Indeſſen aber empfinde ich, daß dieſe Idee weder die Idee der Ausdehnung, noch der Figur, noch der Dichtigkeit und noch weniger der Zuſammenſetzung einſchließt.

Der Fehler der Materialiſten liegt hier ohne Zweifel in der für einen Philoſophen gefährlichen Neigung, reine Begriffe der Vernunft mit der Einbildungskraft zu faſſen. Da dieſe keiner andern, als materiellen Ideen fähig iſt, ſo iſt ſie freylich nicht im Stande, einen Begriff, der nichts materielles hat, bildlich vorzuſtellen; und dieß iſt der Fall mit dem Begriffe von der thätigen Kraft. Ich habe angemerkt, daß in der Equation, welche das Grundgeſetz der Dynamik ausdrückt, $P\,d\,x = v\,d\,v$, die Bewegkraft durch den Buchſtaben P bezeichnet iſt, und ich bin überzeugt, daß der Mathematiker, der ſich bey ſeiner Berechnung dieſer Equation bedient, mit dem durch P angedeuteten Begriffe weder die Idee der Ausdehnung noch einer andern materiellen Eigenſchaft verbindet, ſondern daß er ſich begnügt, ſich bey der durch dieſen Buchſtaben angezeigten Idee eine Kraft oder Energie zu denken, bey der er ſich weiter nichts Abſolutes denkt, als eine ſtärkere, oder ſchwächere Anſtrengung. Dieſes beweiſt, daß diejenigen, welche geübt ſind, reine Begriffe der Vernunft zu denken, wirkliche Begriffe, ohne Hülfe der Einbildungskraft haben. Aber wiederum zur Sache.

Nachdem ich bewieſen hatte, daß die gröbere Materie, welche den Stoff der Körper ausmacht, keine ſelbſtthätige Kraft beſitzen könne, ſo habe ich den Gegnern indeſſen zugeſtanden, daß die thätigen Kräfte in einer feinern Materie enthalten ſeyn, und darinnen durch einen gewiſſen Druck wirken. Daraus nun habe ich den Schluß gezogen, daß dieſe in jedem Elemente der feinern Materie angenommene thätige Kraft nothwendig eine immaterielle Eigenſchaft ſeyn müſſe, in ſo fern ſich darinnen nichts von Ausdehnung, Figur oder Zuſammenſetzung

ſetzung, gedenken läßt. Ich komme nun itzt auf den Hauptgegenſtand meiner Schrift, auf die genauere Unterſuchung der Natur unſerer Seele.

Da dieſes Weſen, welches wir Seele nennen, zuverläßig ein thätiges Weſen iſt, ſo laſſen ſich von ſeiner Natur nur zwo Hypotheſen gedenken. Die erſte, und das iſt die, welche der Materialiſt anzunehmen gezwungen iſt: die Seele iſt ein aus wirkſamen thätigen Atomen, welche die ſinnlichen Eindrücke aufnehmen und in dieſelben wirken, zuſammengeſetztes Ganzes. Die andere gedenkbare Meinung iſt dieſe: die Seele iſt kein aus mehrern thätigen Atomen zuſammengeſetztes Ganzes, ſondern eine Einheit, ein untheilbares Weſen, oder auch ein einziger Atom, welcher in ſeiner untheilbaren Einheit diejenigen Kräfte enthält, welche der Materialiſt der ganzen Maſſe von Atomen zuſammen zuſchreibt.

Aus denen Gründen aber, aus denen ich die Wirklichkeit immaterieller Kräfte erwieſen habe, iſt klar, daß dieſe beyden Hypotheſen im Grunde nur darinnen unterſchieden ſind, daß man, nach der einen, das in einem einzigen Weſen ſucht, was man, nach der andern, mehrerern zuſammen zuſchreibt.

Demnach wäre es, dünkt mich, ſehr vernünftig, wenn man die Streitfrage zum Vortheil der Einheit unſeres thätigen Weſens entſchiede, und ſich dabey an klare Erfahrungen hielte. Denn alle Menſchen werden darinnen einig ſeyn, daß wir unſer Selbſt nicht anders empfinden, als wie ein einziges untheilbares Weſen, und wenn daſſelbe ſelbſtthätig wirkt, wir keine Idee von Zuſammenſetzung und Vielheit dabey haben. Dieſes Zeugniß der Erfahrung iſt ſo unveränderlich und ſo zuverläſſig, daß der Materialiſt, wenn er nur ein wenig über ſeine Hypotheſe nachdenken will, betroffen ſeyn muß, daß, indem er ſeine eigene Seele empfindet, dieſe Empfindung allezeit nur in einem einzigen derer Atomen iſt, aus deren Verbindung, ſeiner Meinung nach, die Seele zuſammengeſetzt

geſetzt iſt. Hat jeder dieſer Atomen das Vermögen, ſein eigenes Daſeyn wahrzunehmen, ſo läßt ſich nicht begreifen, warum aus der Zuſammenkunft aller Empfindungen dieſer vielen Atomen nicht mehr als eine einzige und untheilbare Empfindung entſteht, wie doch gewiß die Empfindung iſt, welche wir vom Daſeyn unſerer Seele haben; und hat jeder Atom ſeine eigene Selbſtempfindung, ſo wird man niemals einſehen können, warum alle dieſe Selbſtempfindung gerade zu einer Zeit haben. Weil demnach unſerer innern Empfindung nichts ſo ſehr widerſpricht, als dieſe Mehrheit in uns empfindender Weſen, ſo muß man daraus ſchließen, daß die Seele eine Einheit, ein untheilbares Weſen iſt.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man an dieſer ſo augenſcheinlichen Wahrheit niemals gezweifelt haben würde, wenn man nicht geſehen hätte, daß mit der gänzlichen Unwirkſamkeit der ſinnlichen Organen, die Seele in einen Zuſtand der Nichtthätigkeit verſetzt zu ſeyn ſcheinet. Daher iſt ganz gewiß die Meinung entſtanden, daß das, was wir Seele nennen, nichts anders, als das Reſultat der mechaniſchen Bewegung iſt. Ich habe eben geſagt, daß ich dieſe ſcheinbare Nichtthätigkeit genauer unterſuchen wollte. Und dazu iſt nun hier der Ort.

Was das Faktum betrifft, ſo ſind wir mit dem Materialiſten einig, daß mit der Wirkſamkeit der körperlichen Organen die Empfindung aufhört, und daß die Seele ſogar das Bewußtſeyn ihres eigenen Daſeyns verliert; aber wir behaupten, daß der Materialiſt nicht richtig ſchließt, wenn er daraus erweiſet, daß mit der Wirkſamkeit der Organen auch die Thätigkeit und die ganze Exiſtenz der Seele aufhöre — ein Schluß, den ich dem Materialiſten aus zwey Gründen nicht zugeſtehen kan, — erſtlich weil ich die Folge nicht einſehe, zweytens weil verſchiedene Erfahrungen das Gegentheil glaubwürdig machen. Beydes verdient etwas aus einandergeſetzt

zu

zu werden. Ich kann dem Materialiſten erſtlich deswegen ſeinen Schluß nicht einräumen, weil ich nicht ſehe, wie er aus der Sache ſelbſt, aus der ſcheinbaren Unthätigkeit der Seele, folgt. Jederman weiß, daß ein Schlußſatz nur alsdann wahr iſt, wenn er aus den Vorderſätzen ſchlechterdings folgt. Dieß iſt auſſer Zweifel. Nun aber folgt daraus gar nicht nothwendig, daß eine Kraft aufhöret zu ſeyn, wenn ſie aufhört, auf eine gewiſſe Art zu wirken. Ich ſage mit Fleiß auf eine gewiſſe Art, weil ich ſehe, daß der Materialiſt nicht anders ſchließen kann, als ſo:

Ein jedes Weſen, welches das verliert, wodurch es wirkt und exiſtirt, verliert damit ſeine Exiſtenz.

Nun aber exiſtirt oder wirkt jede Kraft durch ihre Thätigkeit.

Eine Kraft alſo, welche ihre Thätigkeit verliert, verliert dadurch ihre Wirkſamkeit und ihre Exiſtenz.

Dieſer Schluß iſt an ſich ſehr richtig, aber ich leugne ſeine Anwendung auf den gegenwärtigen Fall, denn ich behaupte, daß dieſe thätige Kraft, welche wir Seele nennen, wirken kann, ohne es zu wiſſen. Iſt dieſes, ſo wird das aufgehobene Selbſtbewußtſeyn noch keine gänzliche Nichtthätigkeit ſeyn. Und das will mein Satz ſagen: daß eine Kraft nicht aufhört, thätig zu ſeyn, oder zu exiſtiren, wenn ſie aufhört, auf eine gewiſſe Art zu wirken. Nun aber iſt der Aktus des Selbſtbewußtſeyns nicht die einzige Aeußerung der Thätigkeit unſerer Seele, ſondern nur eine gewiſſe Art dieſer Aeußerung; die Seele iſt mehrerer fähig. Dieſes ſoll erwieſen werden. Erſtlich wird kein Menſch die Möglichkeit zu leugnen wagen, daß eine Subſtanz thätig ſeyn könne, ohne es zu wiſſen. Der Materialiſt wird mir hier nicht widerſprechen dürfen. Denn da er, nach ſeinem Syſtem, denen Atomen der Materie eine beſtändige Thätigkeit zuſchreibt, ohne jedem dieſer Atomen die Eigenſchaft des Selbſtbewußtſeyns beyzulegen, ſo muß er auch zugeben,

daß

daß Thätigkeit oder Aeußerung der Kraft nicht nothwendig den Aktus des Selbstempfindens mit einschließt. Folglich muß er mir einräumen, daß die Seele noch eine Thätigkeit behalten kann, wenn sie auch aufhört, sich ihrer selbst bewußt zu seyn. Da nun itzt von weiter nichts, als von der in diesem bewußtlosen Zustande fortdauernden Thätigkeit, oder Existenz der Seele die Rede ist, so ist dieses Beweises genug, und es ist also klar, daß man nicht so schließen kann: die Seele empfindet nichts; also wirkt sie nicht, also existirt sie itzt nicht.

Den ersten Grund wider den Schluß des Materialisten, hätte ich denn nun befestiget. Ich gehe zu dem andern.

Ich sagte nämlich 2) daß verschiedene Erfahrungen glaubwürdig machen, daß die Seele thätig seyn kann, ohne es zu wissen, oder, um mich bestimmter auszudrücken, daß sie bisweilen wirkt, wenn sie nicht in dem Zustande der Apperception, oder des klaren Bewußtseyns ist, wie es Descartes nennte. Es ist mir leid, daß ich diesen Satz nicht mit der umständlichen Ausführlichkeit abhandeln kann, welche erfodert wird, ich will nicht sagen, um ihn glaubwürdig zu machen, sondern, um ihn bis zur völligen Evidenz zu beweisen. Ich will das, worauf man zu sehen hat, auszugsweise andeuten.

Erstlich lehrt uns die Erfahrung, daß wir uns nie so lebhaft unsrer bewußt sind, als wenn wir uns anstrengen, aus dem gegenwärtigen Zustande unserer Empfindung in einen andern überzugehen, z. B. wenn wir etwas lebhaft begehren. Die Anstrengung, welche wir uns da geben, wird allezeit durch einen gewissen merklichen Zwang hervorgebracht, der unsere Kraft zur Thätigkeit reizt. Wenn unsere Vorstellungen ohne unsere Anstrengung auf einander folgen, so sind wir uns unseres Daseyns kaum bewußt. Dieses ist durch eine ganz allgemeine Erfahrung bekannt. Alle diejenigen, welche eine gewisse Zeitlang von den unwillkührlichen unangestreng-

ten Vorſtellungen irgend einer Ideenreihe dahingeriſſen werden, oder welches einerley iſt, diejenigen, welche träumen, pflegen hernach zu ſagen, daß ſie ſich dieſe Zeit über vergeſſen haben. Man unterbreche einen Menſchen, deſſen Aufmerkſamkeit itzt von irgend einer Idee geheftet wird, und man frage ihn alsdann, woran er gedacht habe. Er wird ſagen, er wiſſe es nicht, er habe ſich vergeſſen. Man ſieht alſo, daß das klare Bewußtſeyn unſrer ſelbſt nur ein zufalliger Zuſtand der Seele iſt. Sie kann deſſelben beraubt ſeyn, ohne daß ſie deswegen aufhört thätig zu ſeyn, oder zu exiſtiren.

Aber, wird man ſagen, man weiß doch, daß man in jenem Zuſtande der Zerſtreuung exiſtirt habe, weil man eine Idee von irgend etwas gehabt hat, ob gleich die Idee unſeres Daſeyns verſchwunden iſt. Darauf antworte ich, ſo wie die Idee von unſerm Daſeyn verſchwinden kann, ohne daß wir deswegen aufhören zu ſeyn, ſo könne es auch mit den übrigen Ideen ſeyn. Z. B. Ein Menſch, welcher in einen Gedanken, oder in einen angenehmen Traum vertieft iſt, wird von keinem Gegenſtande gerührt, welcher während dieſer Zeit auf ſeine Organen wirkt. Er ſieht nicht, er hört nicht, und mit den übrigen Sinnen verhält es ſich eben ſo. Wer wollte aber leugnen, daß er während dieſer Zeit eine Menge ſinnlicher Eindrücke durch die Organen empfange? Er empfängt alſo zwar Gegenſtände der Empfindung, aber die Ideen, in welche er gegenwärtig vertieft iſt, beſchäfftigen ihn dergeſtalt, daß er keine dieſer Vorſtellungen auffaſſet, er empfängt ſie, ohne ſich ihrer bewußt zu ſeyn, weil ſie mit einem ſo ſchwachen Eindrucke in die Seele kommen.

Hieraus iſt klar, daß weder das klare Bewußtſeyn unſer ſelbſt, noch die klare Vorſtellung deſſen, was auſſer uns iſt, zu unſerm thätigen Daſeyn erfordert wird, weil es, wie wir geſehen haben, Fälle giebt, wo wir thätig exiſtiren, ohne jenes Bewußtſeyns, noch dieſer klaren Vorſtellungen theilhaftig zu ſeyn. Alſo kann die

Seele

Seele wirken, ohne irgend eine klare Idee zu haben. Dieß iſt gewiß auch der Fall im feſten Schlafe, und in den tiefen Ohnmachten, wo unſere Kraft in einer völligen Nichtthätigkeit zu ſeyn ſcheint. Indeſſen wird niemand ſagen können, worinnen zu der Zeit die Thätigkeit der Seele beſteht, weil man in dieſem Zuſtande nichts von ihrer Aeußerung empfindet.

Man weiß, daß in einer vollkommenen Ohnmacht alle Lebensbewegungen aufhören. Das Herz ſchlägt nicht. Der Umlauf des Blutes iſt unterbrochen, und die Werkzeuge der äuſſerlichen Sinne verrichten ihre Dienſte nicht. Dieſer Zuſtand der Ohnmacht iſt von dem Tode nur darinnen unterſchieden, daß noch keines von den weſentlichen Lebensorganen völlig zerrüttet iſt, und daß alſo die Bewegung des Herzens, welche die Fortdauer des Lebens anzeigt, wieder hergeſtellt werden kann. Der menſchliche Körper iſt alſo hier anzuſehen, wie eine Maſchine, die ſich nicht bewegt, in der aber doch nichts von den weſentlichen Bewegwerkzeugen zerſtört iſt, ſo daß ſie ſich wiederum bewegen kann. Aber wenn der Menſch todt iſt, ſo iſt ſeine Maſchine ſo zerrüttet, daß ſie nun nicht wieder in Bewegung geſetzt werden kann, weil die dazu erfoderlichen Theile gänzlich verdorben ſind.

Nach dem Syſtem des Materialiſten iſt die Seele während einer tiefen Ohnmacht ganz nichtthätig, ſo nichtthätig, als eine Bewegkraft im Zuſtande der völligen Ruhe. Sie iſt gar nicht. Daß der Materialiſt ſo denkt, das wird er nicht leugnen.

Demnach, wenn der Menſch aus der tiefen Ohnmacht wieder zu ſich kommt, wird alſo die Seele von neuen hervorgebracht. Es iſt alſo gerade wie in den Maſchinen. Wenn man eine abgelaufene Uhr aufzieht, wer wird ſagen, daß die Bewegung, die ſie itzt wieder empfängt, eine Fortſetzung jener Bewegung ſey, in der ſie vorher war? Die gegenwärtige Bewegung iſt wieder

eine neue Bewegung, und ſteht mit der vorigen in keiner Verbindung. Und in dieſer neuen Bewegung iſt nun nichts, weder in dem Grade noch in der Richtung, was von den vorigen Bewegungen abhängig wäre. Der Weiſer geht zwar von dem Punkte fort, wo er ſtehen geblieben war. Aber durch den gegenwärtigen Stand des ruhenden Weiſers bekommt die neuangefangene Bewegung der Uhr mit der vorherigen kein Verhältniß. Eben ſo, wenn ich einen Stein aufhebe und damit nach etwas werfe. Dieſer Stein kann ſchon tauſendmal auf dieſe Art geworfen worden ſeyn; aber die Bewegungen, in die er vorher zu verſchiedenen malen geſetzt worden iſt, haben mit der Bewegung, die ich durch den gegenwärtigen Wurf in dem Steine mache, keinen mechaniſchen Zuſammenhang.

Das müßte aber, nach dem Syſteme des Materialiſten, in einer Seele ſo ſeyn, welche itzt von einer tiefen Ohnmacht erwachet und neue Vorſtellungen bekommt. Iſt die Seele nichts anders, als das Reſultat der mechaniſchen Bewegungen, und werden dieſe Bewegungen, welche während der Ohnmacht gänzlich ruheten, nachdem erſt wieder von neuem hervorgebracht, ſo iſt die Seele, welche aus dieſen neuerweckten Bewegungen itzt reſultirt, ein von neuem hervorgebrachtes Weſen. Nun aber iſt dieſes unſerm Selbſtgefühl gänzlich zuwider, welches uns unwiderſprechlich bezeugt, daß wir nach der Ohnmacht noch das nämliche Weſen, das nämliche Selbſt ſind, das wir vorher waren.

Das einzige, was der Materialiſt hier wird ſagen können, um ſich aus der Verlegenheit zu ziehen, iſt dieſes, daß die gegenwärtigen Vorſtellungen das Reſultat der gegenwärtigen mechaniſchen Bewegungen ſeyn, und daß in dem Augenblicke, da dieſe Bewegungen nach der Ohnmacht erneuert werden, die Theile der Ideenmaſchine in einer gewiſſen beſtimmten Stellung waren; daß dieſe Stellung die letzte Wirkung der vor der Ohnmacht vorher-

hergegangenen und hernach aufgehaltenen Bewegung sey; und daß folglich die nach der Ohnmacht erneuerten Empfindungen mit den vorigen einen mechanischen Zusammenhang haben. Wir wollen diese Idee untersuchen.

Um zu prüfen, ob diese Erklärung statt finden kann, so dürfen wir nur einmal folgenden Fall annehmen.

Man setze, es fällt ein Mensch in eine Ohnmacht, und das in dem Augenblicke, da alle Theile der Ideenmaschine so gestellt sind, daß wenn die mechanischen Bewegungen noch einen Augenblick fortgedauert hätten, ihm das oder jenes Verbrechen eingefallen seyn würde, welches er irgend einmal begangen hatte, und daß ihm dieser Gedanke sehr bittere Empfindungen der Reue verursachet haben würde. Wir wollen setzen, es würde während der Zeit, da dieser ohne Bewußtseyn da liegt, (auf welche Art das ist hier gleichgültig) ein anderer Mensch hervorgebracht, der jenem Ohnmächtigen in der Beschaffenheit und Anwendung der körperlichen Theile vollkommen ähnlich wäre, so daß in diesen beyden menschlichen Maschinen auf denselbigen Stoß dieselbige Bewegung erfolgen müßte. Der Materialist muß die Denkbarkeit dieses Falles nothwendig zugeben. Werden wir ihm aber die daraus zu ziehenden Folgen zugeben können?

Unsere beyden Maschinen haben in dem Augenblicke da sie erwachen, vollkommen die nämlichen Empfindungen. Der andere neuerlich gebildete Mensch wird sich also in dem Augenblicke, da er anfängt zu empfinden, eben so wohl des Verbrechens erinnern, als jener, der es wirklich begangen hat. Er wird also eine Erinnerungsidee haben, ohne jemals eine Ideenfolge gehabt zu haben. Dieses aber ist eine offenbare Ungereimtheit; denn eine Erinnerungsidee setzt nothwendig eine vergangene Ideenreihe voraus. Noch mehr, dieser andere Mensch, welcher dem andern, der in die Ohnmacht gefallen war, ähnlich ist, würde, wie dieser, Neigungen, Fertigkeiten, Erfahrung und andere Beschaffenheiten

haben müſſen, da doch alles dieſes nichts anders als die Wirkung oft und unter verſchiedenen Umſtänden wiederholter Empfindungen und Ideen ſeyn kann. Ich glaube nicht, daß der allerhartnäckigſte Materialiſt dieſe Ungereimtheiten gelten laſſen würde. — Aber ſein Syſtem bringt ſie mit ſich.

Dieſes alſo beweiſt offenbar, daß die Seele während der Schlafſucht nicht vernichtet iſt, weil daſſelbe Gedächtniß, und dieſelben Fertigkeiten der Seele und andere Dinge mehr, welche ohne die Seele, in der ſie ſind, nicht hätten fortdauern können, während dieſer ſcheinbaren Nichtthätigkeit exiſtirt und alſo gewirkt haben.

Aber noch einmal zu unſern beyden Maſchinen. Wir können dem Materialiſten zugeſtehen, daß in dem Augenblicke, da beyde anfangen ſich zu bewegen, in beyden zu der Zeit einerley Empfindungen ſeyn können. Die ſichtbaren Außendinge, welche der eine ſieht, ſieht der andere auch. Aber iſt wohl zu glauben, daß die gegenwärtigen Senſationen auch einerley Eindruck auf ſie machen werden. Der, welcher ſchon gelebt hat, wird davon nothwendig auf eine andere Art bewegt werden, weil er Erinnerungsideen und Vorherempfindungen hat, die der andere nicht haben kann. Wollte uns der Materialiſt hier antworten, daß dieſe Erinnerungsideen und Vorherempfindungen ebenfalls durch die Bewegung und Anordnung gewiſſer Theilchen der Maſchine hervorgebracht würden, ſo würde er uns leere Worte ſagen, dabey ſich nichts denken läßt. Denn es iſt gar zu augenſcheinlich, daß dieſe Arten der Vorſtellungen vorhergegangene Ideen vorausſetzen, und daß ſie eben aus dieſem Bewußtſeyn unſerer Fortdauer entſtehen.

Demnach ſage ich mit Grund, daß die Seele nicht aufhört zu wirken, nicht vernichtet wird, wenn die mechaniſchen Bewegungen des Leibes gänzlich unterbrochen ſind. Sie empfindet in dieſem Zuſtande nicht mehr ihre Thätigkeit; aber ſie fährt fort, thätig zu ſeyn, weil ſie

ſich ihre Begriffe und Anlagen erhält, welche ohne eine gewiſſe fortdauernde Thätigkeit nicht erhalten werden könnten.

Ich könnte noch anführen, daß die Seele Fertigkeiten, moraliſche Geſinnungen, die aus Erfahrung und Reflexion entſtanden waren, auch in der tiefſten Schlafſucht behält. Ich könnte zeigen, daß die Organiſation einer Maſchine, ſie ſey auch eingerichtet wie ſie wolle, Fertigkeiten niemals hervorbringen kann, und daß ſie durch die Ruhe eines Augenblicks ſchlechterdings alles verliert, was ihr die Bewegung gegeben hatte. Doch es würde zu weitläuftig werden, dieſes aus einander zu ſetzen, und übrigens iſt, wie mich dünkt, das, was ich geſagt habe, hinreichend, zu beweiſen, daß mit der Bewegung der thieriſchen Maſchine nicht auch die Thätigkeit der Seele aufhört, ſondern daß ſie in dieſem Zuſtande nur nicht ſo wirkt, daß dadurch klare Vorſtellungen entſtehen.

Alles was wir demnach dem Materialiſten zugeſtehen können, iſt dieſes: daß die Seele ohne die Beyhülfe der körperlichen Organen keine klaren Vorſtellungen, und kein Bewußtſeyn ihres Daſeyns haben kann.

Aber, wird man ſagen, iſt das nicht das nämliche; die Seele hört auf zu empfinden, und die Seele hört auf zu wirken und zu ſeyn? Ich antworte, Nein. Denn dieſe beyden Fälle ſind ſehr verſchieden. Im erſtern kann die Empfindung und das Bewußtſeyn wieder kommen, im andern nicht.

Es kommt hier noch eine ſehr wichtige Frage zum Vorſchein, welche verdienet, unterſucht zu werden. Wenn ich nun auch zugäbe, wird der Materialiſt ſagen, daß dieſes Weſen, welches ihr Seele nennet, nicht vernichtet ſey, wenn die organiſchen Bewegungen unterbrochen ſind, wenn ich auch gar zugeſtünde, daß die gänzliche Zerſtörung der körperlichen Maſchine die Vernich-

tung dieſes thätigen Weſens nicht nach ſich zöge; was würdet ihr dadurch gewinnen, da nach eurem eigenen Eingeſtändniß die Seele alsdann zu empfinden aufhört, wenn der Körper zerſtöret iſt. Was könnet ihr in den ewigen Finſterniſſen, die euere Seele in dieſem empfindungs- und bewußtloſen Zuſtande, nach dem Tode bedecken werden, was könnet ihr da beſſers hoffen, als die gänzliche Vernichtung?

Finſterniſſe, die unſere Seele nach dem Tode bedecken dürften, gebe ich im Ganzen als möglich zu. Aber wenn ich die Einrichtung der Natur genauer betrachte, ſo verſpreche ich mir, daß ſie, dieſe Finſterniſſe, nicht ewig ſeyn werden. Es kommt vornehmlich auf folgende Begriffe an.

Iſt die Wirklichkeit der Seele von dem mechaniſchen Leben des Körpers unabhängig, ſo wird es dadurch noch wahrſcheinlicher, daß meine Seele eher exiſtiret hat, als ſie mit dieſem der Zerſtörung unterworfenen Körper verbunden war. Der ordentliche Lauf der Natur hat ihr den Weg gezeigt, den ſie nach und nach gehen mußte, um mit meinem Körper vereinigt zu werden. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt ſie vorher mit einem Körper, oder mit einem Körperchen (denn die Maſſe thut hier nichts zur Sache) verbunden geweſen, deſſen Organiſation keiner Eindrücke des Lichts, des Schalles, der Ausdünſtung noch irgend einer Senſation fähig war; folglich hat ſie in dieſem Zuſtande nicht empfunden. Inzwiſchen iſt dieſer Körper, welchen die Seele vorher bewohnte, entweder durch die eigene Wirkſamkeit der Materie, aus welcher er zuſammengeſetzt iſt, oder durch den Mechanismus der Organiſation, mit dem allgemeinen Syſtem der Materie in ſolche Verhältniſſe gebracht worden, daß er nach den beſtändigen Geſetzen der materiellen Welt, diejenige Lage oder Stellung in derſelben bekommen hat, wo er mit dieſem neuen und gröbern Körper vereinigt werden konnte; und wodurch er, jener erſte Körper, fä-

hig

hig wurde, ſelbſt die Eindrücke dieſes neuen Körpers zu empfangen und der Seele mitzutheilen.

Dieſes erfoderte kein anderes Wunder, als dasjenige, wodurch die unveränderlichen Geſetze der Natur beſtimmt worden ſind. Es iſt nicht möglich, daß dieſe Geſetze unſern Augen entgehen können. Denn wir ſehen, daß alles, was durch die Erzeugung hervorgebracht worden iſt, daß Pflanzen und Thiere, ſich von einer Geſchlechtsreihe zur andern erhalten, und in einer ſo gleichförmigen Fruchtbarkeit erhalten, daß noch bis itzt keine Art untergegangen iſt, und daß dieſelben Arten, welche vor Jahrhunderten fruchtbarer waren, als andere, es noch heutiges Tages in eben dem Verhältniſſe ſind. Dieſes dringet uns, zu glauben, daß dieſe von Seelen, die nichts empfinden, belebten materiellen Theilchen (molecules) nicht einem blinden Zufalle Preiß gegeben ſind, ſondern daß für ſie eben ſo unveränderliche Geſetze wachen, als die Geſetze der Schwere, des Lichtes, des Schalles u. d. g. Sollte man dieſe bewundernswürdige und alles erhaltende Ordnung der Natur ſehen, und dennoch glauben können, daß das edelſte und koſtbarſte in der Natur, dieſer Ueberreſt der zerſtörten Wohnung unſerer Seele, daß eben dieſe materiellen Theilchen, welche noch itzt von dieſer Seele belebt werden, von einem Weſen, welches vormals, da es den menſchlichen Körper bewohnte, erhabene Kenntniſſe und edle Geſinnungen erworben hat, die jeden Augenblick bereit ſind, ſich wieder zu entwickeln, ſo bald dieſes Weſen wiederum anfangen wird, zu empfinden, daß dieſe koſtbaren Theilchen, ſage ich, dem Zufalle Preiß gegeben, und mit dem Staube der unempfindlichen Materie vermiſcht werden ſollten? Nein, ſo wie dieſe materiellen Theilchen, mit denen die Seele vorher verbunden war, nach den unveränderlichen Geſetzen der Natur Gelegenheit bekommen haben, mit dem thieriſchen Körper in Gemeinſchaft zu treten, ſo werden nach

der Zerstörung dieses Körpers ähnliche Gesetze sie durch neue Verhältnisse der Stellung, mit einem neuen Körper vereinigen, der anders als der vorige organisirt andere Vorstellungen empfangen und der Seele mittheilen und ihr die Welt von einer andern Seite zeigen wird. Die Seele wird wieder anfangen, sich zu erinnern, sich ihres vorigen Zustandes zu erinnern, und dann werden sich ihre erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten in einem neuen Wirkungskreise ausbreiten. Dieß ist die Idee, welche man sich von der Unsterblichkeit der Seele machen muß, eine große und erhabene Idee, welche, wie wir gesehen haben, allem denjenigen, was wir von den ordentlichen Lauf der Natur wissen, vollkommen angemessen ist.

Entwickelung
des
Begriffs vom ewigen Weſen.

Obgleich der Begriff, deſſen Entwickelung ich hier unternehme, eben ſo alt iſt, als die Philoſophie ſelbſt, ſo hat er doch mit den meiſten abſtrakten Begriffen das Schickſal gemein gehabt, daß man ihn lange aus der Acht gelaſſen. Die Metaphyſik, oder die Kunſt, dieſe Begriffe nach ihrer Realität zu prüfen und zu entwickeln, ward vom Ariſtoteles auf die Bahn gebracht; aber ſie gewann bey den Alten nur wenig Fortgang. Alle erkannten die Realität des Begriffs von einem ewigen Weſen; aber keiner ſah die großen Folgen ein, die daraus herfließen. Sie würden ſonſt alle Grundſätze einer vernünftigen Gotteslehre darinn gefunden, und die Einheit nebſt der Immaterialität des ewigen Weſens erkannt haben; ſie würden überzeugt worden ſeyn, daß die Materie nicht, wie ſie ohne Ausnahme glaubten, unerſchaffen ſeyn könne.

Indem ich mich hier in eine gründliche Unterſuchung dieſes Begriffes einlaſſe; ſo verſpreche ich damit nicht, eine neue und bisher unbetretene Bahn zu eröffnen; ich weiß nur zu gut, daß viele Philoſophen die daraus herfließenden wichtigen Wahrheiten ſchon vor mir erkannt haben. Nur haben ſie mir dieſe Wahrheiten noch nicht in das volle Licht zu ſetzen geſchienen, das alle Zweifel zerſtreute: denn ich finde immer noch Philoſophen, die dem Syſtem des Epikurs ergeben ſind, und die Ewigkeit der Materie und der Bewegung lehren, ja die ſogar ſich überreden, daß außer dieſen beyden Dingen in der Welt nichts reelles vorhanden ſey.

Ich habe alſo nur das zum Endzweck: wichtige Wahrheiten, die ſchon andere vor mir eingeſehen, nach der eigenen Art vorzutragen, wie ich ſie einſehe. Mich hat dieſe eigene Art auf das vollkommenſte befriedigt. Ich bin durch ſie überzeugt, daß ein Weſen da iſt, welches alles, was außer ihm exiſtirt, erſchaffen hat und erhält; daß dieſes Weſen in ſeiner Art das Einzige iſt, und daß es durchaus keine Eigenſchaft hat oder haben kann, die zu gleicher Zeit der Materie zukäme. Schon die Wichtigkeit dieſer Wahrheiten rechtfertiget jeden neuen Verſuch, ſie in ihr völliges Licht zu ſetzen.

Ob ich gleich die Realität des Begriffs vom ewigen Weſen als ausgemacht vorausſetzen könnte; da ſie von allen alten und neuen Philoſophen einmüthig erkannt worden: ſo will ich doch meine Unterſuchung mit dem Beweiſe anfangen, den ſchon die Alten von dem Satze gegeben haben: daß ein Weſen da iſt, welches keinen Anfang genommen. Dieſer Beweis gründet ſich auf den Grundſatz der Erfahrung: daß etwas exiſtirt, und auf den Grundſatz der Vernunft: daß aus nichts nichts wird; ein Grundſatz, den niemand jemals in Zweifel gezogen. Aus beyden zuſammen genommen folgt, daß von jeher etwas exiſtirt hat: denn wollte man gegentheils behaupten, daß wenn man von Jahrhundert zu Jahrhundert hinaufſtiege, man endlich an eine Epoche käme, vor welcher noch nichts exiſtirt hätte; ſo würde dieſe Vorausſetzung ganz offenbar zu der nothwendigen Folge führen: daß alſo heutiges Tages noch nichts exiſtire, weil das Nichts, das man vor jener Epoche annimmt, unmöglich etwas hervorbringen können. Dieſe Vorausſetzung iſt alſo ſchlechterdings zu verwerfen, und mithin iſt von jeher etwas da geweſen. Auch hat noch nie ein Menſch dieſe Wahrheit in Zweifel gezogen.

Mit dieſem Satze aber muß man nothwendig auch den folgenden zugeben: daß wenigſtens Ein Weſen exiſtirt oder exiſtirt hat, deſſen Daſeyn von keiner

außer

außer ihm befindlichen Urſache bewirkt worden. Denn was von jeher exiſtirt hat, iſt nicht hervorgebracht worden; mithin iſt ſeine Exiſtenz keine Wirkung von irgend einer Urſache außer ihm. Man kann auch dieſe Wahrheit unmittelbar beweiſen. Sagt man nehmlich, daß alles, was exiſtirt und exiſtirt hat, durch eine äuſſere Urſache zur Exiſtenz gebracht worden; ſo ſagt man damit, daß nichts, oder daß das Nichts dieſe Urſache iſt. Denn außer dem, was exiſtirt und was exiſtirt hat, giebt es durchaus weiter nichts, als das Nichts.

Nachdem alſo die Realität des Begriffs von einem ewigen Weſen, oder von einem Weſen, das von jeher exiſtirt hat und durch keine äußere Urſache gewirkt worden, auf dieſe Art bewieſen iſt; ſo kömmt es nun darauf an, ihn gehörig zu entwickeln, und alle nothwendig daraus herfließenden Folgen zu entdecken.

Daſeyn, und unabhängig von einem andern Weſen daſeyn; das ſind zwey Eigenſchaften, die wir dem ewigen Weſen durchaus zuerkennen müſſen. Was heißt nun aber, daſeyn oder exiſtiren? Hier iſt es, wo die Schwierigkeiten ihren Anfang nehmen. Die Exiſtenz ſcheint beym erſten Anblick einer von den einfachen Begriffen zu ſeyn, die ſich unmöglich erklären, und mithin auch unmöglich entwickeln laſſen. Ich verſpreche hier nicht eine eigentliche Erklärung von dieſem Begriffe zu geben; aber doch empfinde ich klar und ohne Ungewißheit, daß ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen einem wirklich exiſtirenden Weſen und einem ſolchen iſt, das bloß in meiner Idee exiſtirt, und das ich ein Weſen der Einbildung nennen werde. Ich will jetzt unterſuchen, worinn dieſer Unterſchied eigentlich liegt.

Das Weſen der Einbildung ſtellt ſich uns in der Geſtalt eines Phantoms dar; es iſt gleichſam ein Schatten ohne Körper. Wir können damit machen, was uns gefällt; wir können es modificiren und von einem Ort zum andern verſetzen, ohne daß es gegen unſre Wirkungen

gen den geringsten Widerstand äußerte; es ist ein Wesen, dessen Gegenwart nichts verändert, das auf nichts Einfluß hat, das in der Welt nicht die geringste Folge hervorbringt. Das wirklich existirende Wesen ist ganz anders beschaffen; wir müßten, um es zu modificiren, zu versetzen, Veränderungen darinn hervorzubringen, wirkliche Kräfte anwenden; auch wäre es zu seiner Zerstörung nicht genug, daß wir es aus unsrer Einbildung verbannten, sondern es müßten dazu Hindernisse von Seiten seiner selbst überwunden werden. Ein Wesen aber, das thätigen Kräften Hindernisse entgegenstellt, muß nothwendig selbst thätige Kräfte besitzen. Hieraus schließe ich, daß das wirklich existirende Wesen etwas Effektives oder ein Etwas ist, das von Kräften oder von einer gewissen Energie herrührt.

Die Idee der Existenz schließt also augenscheinlich die Idee einer wirksamen Kraft in sich, durch welche das Ding existirt. Dieß ist so wahr, daß selbst die Wahrheit, die diesen Untersuchungen zum Grunde liegt, nur vermöge des Grundsatzes wahr ist, daß die Existenz von einer wirksamen Kraft abhängt. Der Satz nemlich: aus nichts wird nichts, setzt offenbar voraus, daß nichts ohne eine wirkende Ursache existirt.

Wir haben gesehen, daß das ewige Wesen, unabhängig von allen Dingen außer ihm, seine Existenz hat. Verbinden wir diese Wahrheit mit dem Grundsatze: nichts existirt ohne eine wirkende Ursache; so folgt, daß das ewige Wesen durch die eigene Energie, durch die eigene Kraft seiner Natur existirt, oder daß es existirt, weil es seine Natur ist, zu existiren; mithin, daß es nothwendiger Weise existirt.

Diese Idee setzt in Erstaunen; denn ein solches Wesen ist über alle unsre Begriffe unendlich erhaben. Sie ist indessen der wesentliche Punkt, worauf sich alle unsre Begriffe vom höchsten Wesen gründen, und es ist also von größter Wichtigkeit, ehe ich weiter gehe, einen gewissen

gewiſſen Zweifel, der hier entſtehen könnte, zu widerlegen.

Wir haben uns durch die vorhergehenden Schlüſſe überzeugt, daß es ein Weſen giebt, welches durch die Energie ſeiner eigenen Natur, und mithin nothwendiger Weiſe exiſtirt. Nun wiſſen wir auch, daß es widerſprechend ſey anzunehmen, es exiſtire etwas nicht, das doch nothwendig iſt. Die Vorausſetzung alſo, daß das, was exiſtirt, nicht exiſtire, muß einen Widerſpruch enthalten, weil wenigſtens ein Weſen da iſt, das auf eine nothwendige Weiſe exiſtirt. Es ſcheint alſo, man könne von mir einen direkten Beweis des Widerſpruchs oder der Unmöglichkeit dieſer Vorausſetzung fordern. Was ſollte denn, wird man vielleicht einwenden, in der Vorausſetzung Widerſprechendes ſeyn, daß alles, was jetzt wirkt, nicht wirkte? Sobald es aber möglich iſt, daß alle Wirkung aufhöre, ſo giebt es nichts, das nothwendiger weiſe wirkte: und alsdann giebt es auch kein nothwendiges Weſen, weil das eine nothwendige Wirkung vorausſetzt.

Zur Auflöſung dieſer Schwierigkeit antworte ich; daß wenn man einen Widerſpruch inne werden ſoll, nothwendig zwey poſitive Begriffe dazu gehören, wovon der eine den andern aufhebt. Alsdann empfindet man die Unmöglichkeit, ſie zu verbinden. Wir haben die Idee eines Zirkels, die etwas Poſitives iſt; und die Idee eines Vierecks oder irgend eines andern Polygons, die auch poſitiv iſt. Bilden wir die Idee des Zirkels, ſo zerſtören wir die des Polygons; und eben dadurch begreifen wir die Unmöglichkeit, daß dieſe beyden Ideen in einerley Subjekt könnten verbunden ſeyn. Nur auf dieſe Art läßt ſich ein Widerſpruch direkte gewahr werden. Nun enthält aber die Idee der Nicht-Exiſtenz nichts Poſitives; mithin können wir nicht empfinden, daß ſie widerſprechend iſt. Wenn wir uns eine Wirkung vorſtellen, die nach und nach ſchwächer wird, und endlich

lich völlig aufhört, so setzen wir dieser Wirkung nichts Positives entgegen, das wir mit ihr zu gleicher Zeit subsistirend annähmen. Es kann also aus der Voraussetzung, daß die Wirkung aufhöre, kein Widerspruch herauskommen. Mithin ist es sichtbar, daß die Idee des Möglichen und Unmöglichen sich hier nicht einmal anwenden läßt, weil eine wie die andere zwey positive Dinge erfordern, die entweder sich mit einander vereinigen oder nicht vereinigen lassen. Im erstern Falle entstehet die Möglichkeit; im andern die Unmöglichkeit. Man kann also von einer bloßen Verneinung, oder von einer Sache, die gar nichts Positives hat, weder die Möglichkeit, noch die Unmöglichkeit behaupten; diese beyden Ideen lassen sich hier durchaus nicht anwenden. Ich sage also, die beyden Sätze: das Nichts ist möglich und das Nichts ist unmöglich, sind weder wahr noch falsch; es sind bloße leere Worte ohne Bedeutung.

Wer also vorgäbe, er begreife die Möglichkeit eines absoluten Nichts, oder des nicht Existirens dessen, was in der That existirt, der verbände durchaus keinen Sinn mit diesen Worten, und machte damit keine reelle Einwendung gegen die Wahrheit, daß ein nothwendig existirendes Wesen da ist. Die indirekte, oder wie man zu reden pflegt, die a posteriori bewiesene Realität dieses Wesens, ist eben so ungezweifelt wahr, als wenn sie direckte, oder a priori wäre bewiesen worden.

Es existirt also ein Wesen, dessen Nicht-Existenz einen Widerspruch enthält, ob wir gleich unfähig sind, diesen Widerspruch zu empfinden oder direkte zu erkennen.

Es kann dieser Wahrheit durchaus nicht schaden, daß sie unbegreiflich ist; es ist eine Erfahrungswahrheit, eben wie die von unserm eigenen Daseyn, das uns eben so unbegreiflich ist. Wer kann sich wohl rühmen, daß er begreife, wie und wodurch er eigentlich existirt? Und wer hat doch je deswegen, weil er die Art, wie er existirt, nicht

nicht begreift, an seiner wirklichen Existenz gezweifelt? Wenn wir also nicht begreifen, woher die Nothwendigkeit der Existenz entsteht, so kann das über die Realität eines Wesens von nothwendiger Existenz, worauf uns die Erfahrung führt, keinen Zweifel erwecken.

Eben aus dieser großen Idee der nothwendigen Existenz können wir nun einige der Eigenschaften des göttlichen Wesens herleiten. Ich will hier nicht die natürliche Gottesgelahrheit in ihrem ganzen Umfange vortragen; ich will mich bloß auf die Entwickelung der wichtigsten Folgen einschränken, die aus der von mir erwiesenen Wahrheit herfließen.

Zuerst ist es deutlich, daß das ewige Wesen noch existirt und nie zu existiren aufhören kann. Denn da seine Existenz eine Folge seiner Natur oder seiner Möglichkeit ist, so würde die Voraussetzung, daß es könne vernichtet werden, einen offenbaren Widerspruch in sich schließen.

Ferner läßt sich aus der absoluten Nothwendigkeit der Existenz auch die Unveränderlichkeit des ewigen Wesens abnehmen. Es ist augenscheinlich, daß alles, was zu seiner Existenz gehört, und alles, was nothwendig daraus herfließt, von einer absoluten Nothwendigkeit, und mithin schlechterdings unveränderlich ist. Es ist also widersprechend anzunehmen, daß dieses Wesen auf mehr als eine Art existire; daß es zum Beyspiel zu anderer Zeit und an andern Orten habe existiren können; daß es andere Eigenschaften hätte haben können, als die es hat; daß es größer oder kleiner hätte seyn können, als wie es ist. Die Nothwendigkeit des Daseyns schließt alles Zufällige von dem Daseyn aus: das Wesen kann durchaus nichts anders seyn, als das, was es ist.

Ich merke hier an, daß dieser Satz der wesentlichste Punkt in diesen Untersuchungen ist. Wer meine noch folgende Sätze mit aller nur möglichen Strenge prüfen will, der darf nur auf diesen aufmerksam seyn: denn

wenn

wenn er gegen dieſe Unveränderlichkeit des ewigen Weſens nichts einwenden kann, ſo muß er auch die Wahrheit alles folgenden ohne Widerrede einräumen.

Das ewige Weſen iſt in ſeiner Art einzig, oder, es iſt widerſprechend, mehr als Ein ewiges Weſen anzunehmen, wie etwa die Alten Gott und die Materie annahmen. Das Weſen eines jeden von beyden würde in der nothwendigen Exiſtenz beſtehen; mithin könnten ſie, wie ich bereits angemerkt habe, nicht auf zweyerley Art exiſtiren; mithin enthält ihre Mehrheit einen Widerſpruch.

Dieſe Wahrheit muß für jeden, der eine metaphyſiſche Idee zu faſſen im Stande iſt, die höchſte Evidenz haben. Nur der gemeine Haufen ſieht keinen Widerſpruch in der Vorausſetzung zweyer ewigen Weſen. Eingeſchränkte Geiſter bilden ſich ein, weil ſie nichts Widerſprechendes darinn finden, wenn ſie noch eine der jetzigen völlig gleiche und ähnliche Welt annehmen, die in einer andern Gegend des eingebildeten Raums exiſtirte, ſo könnten ſie auf ähnliche Art auch zwey ewige und einander gleiche Weſen ſetzen. Aber die ſich dergleichen Hirngeſpinſte machen, bedenken nicht, was hier weſentlich iſt, nemlich, daß die Nothwendigkeit der Exiſtenz alle Zufälligkeit von der Exiſtenz ausſchließt. Dieß feſtgeſetzt, iſt es augenſcheinlich, daß alles, was von dem Einen dieſer Weſen gilt, auch von dem andern gelten muß, oder um den Ausdruck den gemeinen Begriffen anzumeſſen, das Eine würde nothwendig mit dem andern in einerley Orte exiſtiren müſſen.

Das ewige Weſen beſteht aus keinen Theilen. Denn alles, was aus Theilen zuſammengeſetzt, iſt nothwendig auf eine gewiſſe Weiſe zuſammengeſetzt. Wie aber auch die Anordnung der Theile beſchaffen ſeyn mag, ſo iſt immer möglich, ſich eine andre zu denken; mithin iſt ein zuſammengeſetztes Weſen kein ſolches, bey welchem alle Veränderung in der Art der Exiſtenz widerſprechend

wäre.

wäre. Alſo weder die Materie noch die Welt iſt das ewige Weſen.

Ueberhaupt beſitzt das ewige Weſen durchaus keine Eigenſchaft, die in ihrer Natur veränderlich wäre oder Grade zuließe. Denn da es widerſprechend iſt anzunehmen, daß es auf eine andere Art, als wie es exiſtirt, hätte exiſtiren können, ſo ſind nothwendig alle ſeine Eigenſchaften abſolute Realitäten, die weder Modifikationen noch Grade zulaſſen. Es iſt hier von größter Wichtigkeit, daß man den Begriff des Abſoluten recht faſſe. Es iſt dem Relativen entgegengeſetzt; bey dem Relativen finden Vergleichungen und Ausmeſſung ſtatt; alſo bey dem Abſoluten finden ſie nicht ſtatt. Die beſtimmte Größe, zum Beyſpiel, iſt etwas Relatives; ſie kann gemeſſen werden, und man kann von einer Größe ſagen, daß ſie kleiner oder größer iſt, als eine andre. Die Quantität, als Quantität, iſt etwas Abſolutes, denn man kann von zwey Quantitäten nicht ſagen, daß die eine mehr Quantität ſey, als die andre. Man muß hier wohl bemerken, daß dieſe Eigenſchaft des ewigen Weſens, da es lauter abſolute Realitäten beſitzt, alle ſolche Eigenſchaften unmöglich und widerſprechend macht, die nothwendig Beſtimmungen zulaſſen, durch welche ſie meßbar werden. Es wäre z. B. widerſprechend, ihm Ausdehnung beyzulegen, denn die Ausdehnung läßt vermöge ihrer Natur Beſtimmungen oder Gränzen zu, die ſie meßbar machen.

Aus dieſen Anmerkungen ergiebt ſich, daß das ewige Weſen das reelle Unendliche iſt. Dieß will nicht allein ſagen, daß es in keiner ſeiner Eigenſchaften irgend einige Schranken giebt, ſondern daß es auch unmöglich iſt, ſich Schranken darinn vorzuſtellen. Denn ſobald man ſich in einer der Eigenſchaften dieſes Weſens Schranken denken könnte, ſo wäre es nicht mehr widerſprechend, daß ſie eingeſchränkt wären.

Man muß ſich ja in Acht nehmen, daß man dieſen Begriff von dem reellen Unendlichen nicht mit dem eingebildeten Unendlichen der Mathematiker verwechſele. Dieſes eingebildete Unendliche entſteht aus einer unaufhörlichen Vermehrung oder Verminderung; es iſt alſo nicht ſchlechterdings oder nothwendiger Weiſe ohne Grenzen, weil es nicht widerſprechend iſt, daß es in der That welche hätte. Nur deswegen hat es keine, weil man keine darinn annimmt, ob man ſie gleich darinn annehmen könnte. So nennet man eine Progreſſion von Zahlen unendlich, der man kein Ziel ſetzen will. Ueberhaupt iſt eine Größe, die man ſich vorſtellen kann, als aus einer beſtändigen Addition entſtehend, nicht das wahre Unendliche; man kann die Reyhe, wo man will, unterbrechen: und wenn man ſie auch nicht unterbricht, ſo iſt doch dieſe für unendlich angenommene Größe immer etwas Relatives, das man meſſen und mit andern Gröſſen vergleichen kann. Was aber kann gemeſſen werden, das iſt nicht wirklich unendlich. So iſt die unendliche Progreſſion der einfachen Zahlen $1+2+3+4$ u. ſ. w. nur die Hälfte der Progreſſion der doppelten Zahlen $2+4+6+8$ u. ſ. w. Ein Unendliches aber, das die Hälfte von einem andern ſeyn kann, iſt nicht ohne Grenzen; mithin iſt es nur ein eingebildetes Unendliche. Das wahre Unendliche iſt nicht theilbar, weil es nicht zuſammengeſetzt iſt; es läßt keine Grenzen zu, weil es aus keiner Anhäufung von Theilen entſteht; es iſt in Einem Augenblicke und durch Eine unzertrennliche Wirkung alles, was es ſeyn kann. Da dieſe Wirkung ſelbſt die Folge einer abſoluten Nothwendigkeit iſt, ſo kann nichts darinn weder durch Hinzuthun, noch durch Theilung, noch durch Vergeſchwinderung, noch durch irgend eine andere Modifikation geändert werden; mit einem Worte, es iſt unmöglich, die geringſte Veränderung, ſie ſey welche ſie wolle, darinn anzunehmen. Dieß iſt der wahre Begriff von dem reellen Unendlichen.

Eben

Eben dieſes muß auch auf den Begriff der Ewigkeit, die man dem unendlichen Weſen zuſchreibt, angewandt werden; ſie iſt eben ſo abſolut, als andere Eigenſchaften. Sie iſt alſo ganz und gar von der Ewigkeit verſchieden, die wir uns als eine unendliche Folge von Jahrhunderten denken. Die Ewigkeit dieſes Weſens iſt nur Ein Augenblick, der keine Theile zuläßt; es iſt die abſolute Dauer, deren Theile nicht können gemeſſen werden.

Jede Größe, in welcher ſich Grade, oder Vermehrung und Verminderung denken laſſen, widerſtreitet dem Begriff des reellen Unendlichen, und kann ohne Widerſpruch dem ewigen Weſen nicht beygemeſſen werden.

Dieß ſind, wo ich nicht irre, ſichre und nicht zu erſchütternde Grundſätze, um ein Syſtem der natürlichen Theologie darauf zu erbauen. Ich will mich über die Folgen, die aus den hier feſtgeſetzten Grundſätzen herfließen, nicht weiter ausbreiten. Nur eine einzige Bemerkung will ich noch hinzuthun; nämlich: daß der Spinoziſmus, ein Irrthum, der vielleicht gefährlicher als ſelbſt der Atheismus iſt, keiner Widerlegung mehr bedarf, wenn dieſe Grundſätze wahr ſind. Der Welt muß man nothwendiger Weiſe eine Menge Theile, oder Zuſammenſetzung, Ausdehnung, Kräfte, die erſt nach und nach wirken und ſich entwickeln, beymeſſen. Da aber alle dieſe Beſchaffenheiten ſich mit dem Begriffe des unendlichen Weſens durchaus nicht vereinigen laſſen, ſo iſt die Welt nothwendig ein Weſen, das von dem Erſten der Weſen verſchieden iſt.

Wahrſcheinlicher Weiſe iſt der Spinoziſmus nicht ſowohl eine Folge aus falſchen Schlüſſen, als eine Wirkung der Verzweiflung, das Entſtehen einer Welt zu

begreifen, die außer ihrem Schöpfer da iſt. Aus einer ähnlichen Verzweiflung läugnete Zeno von Elea die Exiſtenz oder die Realität aller Bewegung, weil er nicht begreifen konnte, wie die Bewegung in einem ruhenden Körper ihren Anfang nähme. Wenn dieſe Art zu denken vernünftig wäre, ſo müßte man damit anfangen, daß man überhaupt alle Exiſtenz geradezu läugnete; indem nichts unbegreiflicher und unerklärlicher, als die Erfahrung iſt, daß etwas exiſtirt. Auch hat Zeno, wenn man einigen alten Philoſophen glauben darf, dieſe Abgeſchmacktheit wirklich behauptet.

Versuch

einen festen Grundsatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts zu unterscheiden.

Es ist keinem, der über das natürliche Recht geschrieben hat, er mag Philosoph oder Rechtsgelehrter gewesen seyn, die Bemerkung entwischt, daß die Pflichten des Menschen sehr von einander verschieden sind. Bey einigen derselben schien die Verbindlichkeit, sie zu beobachten, so vollkommen, so wohl gegründet, daß man denjenigen, der sich weigern wollte, sie zu erfüllen, auch mit Gewalt dazu anhalten zu können glaubte; dagegen schienen andre Pflichten weit weniger verbindend, und schlechterdings keiner Art des Zwanges unterworfen zu seyn. Man sahe ein, daß diese letztern allein der Empfindung und dem freyen Willen eines jeden überlassen werden müßten. Die Bemerkung eines solchen Unterschiedes unter unsern Pflichten setzt in der That nicht viel Ueberlegung voraus. Man kann z. B. sehr leicht einsehen, daß jemand eine vollkommene Verbindlichkeit habe, einem andern das wiederzugeben, was er von ihm geliehen hat; und daß derjenige, der diese Verbindlichkeit nicht erfüllt, vor Gericht deswegen belangt werden könne, oder (wenn man die Menschen in dem natürlichen Zustande außer der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet) daß der Gläubiger das Recht habe, seinem Schuldner die geliehene Sache mit Gewalt abzunehmen. Von der andern Seite ist es eben so einleuchtend, daß niemand einen andern mit Gewalt zwingen kann, ihm einen Dienst zu leisten, oder ihm eine Wohlthat zu erzeigen; so sehr er derselben auch bedürftig seyn, und so wenig sie auch dem andern kosten mag.

Diese sehr auffallende Verschiedenheit unter unsern Pflichten, hat die zwey verschiednen Wissenschaften, die Sittenlehre und das Naturrecht, hervorgebracht. Jene enthält die Pflichten, deren Verbindlichkeit unvollkommen ist, oder wie man sie auch nennt, die Pflichten der Menschlichkeit (der Liebe); dieses begreift die Pflichten, die vollkommen verbindend sind. So gewiß und ausgemacht diese Verschiedenheit ist; so ist es doch den Philosophen bisher nicht leicht gewesen, dieselbe auf so deutliche und so allgemeine Grundsätze zurück zu führen, die auf alle Fälle angewandt werden könnten. Sie haben niemals deutlich und genau genug einen Grundsatz festgesetzt, der die wesentliche Nothwendigkeit dieser Verschiedenheit zeigte, und eine allgemeine Vorschrift für alle Fälle seyn könnte.

Ein sehr würdiger Mann, der sehr ausgebreitete Kenntnisse von den natürlichen und bürgerlichen Gesetzen besitzt, zeigte mir, wie wichtig es für die Gesetzgebung sey, einen festen Grundsatz zu haben, der diese beyden Arten der Pflichten unterschiede. Ich wurde dadurch veranlasset, die Bücher der berühmtesten Weltweisen und Rechtsgelehrten über diese Materie nachzuschlagen, und wunderte mich nicht wenig, von denselben eine so wichtige Sache mit nicht mehr Gründlichkeit behandelt zu finden.

Die meisten Rechtsgelehrten, welche über das natürliche Recht geschrieben haben, nehmen als den ersten Grundsatz desselben an: daß man niemand beleidigen, und einem jeden leisten müsse, was man ihm schuldig ist. (Neminem laedere; suum cuique tribuere.) Alle Pflichten, die aus diesen Grundsätzen hergeleitet werden können, nennen sie vollkommne Pflichten. Es ist nicht schwer, einzusehen, daß diese Sätze, (besonders der zweyte) nicht bestimmt genug sind, um als allgemeine Grundsätze angenommen zu werden. Die Vorschrift, daß man einem jeden leisten

ſten müſſe, was man ihm ſchuldig iſt, lehrt uns nicht, was wir einem jeden zu leiſten ſchuldig ſind. Dieß können wir nur erſt durch das Recht der Natur ſelbſt lernen; der erſte Grundſatz alſo ſetzt ſchon dasjenige voraus, was aus ihm gefolgert werden ſollte.

Wolff iſt nicht viel weiter gegangen. Er macht, wie ſeine Vorgänger, einen Unterſchied zwiſchen der **vollkommnen** und **unvollkommnen Verbindlichkeit**, ohne dieſen Begriff ſo weit zu zergliedern, daß man ſähe, worauf dieſer Unterſchied gegründet wäre. Seine Definition eines **vollkommenen Rechtes** ſcheint freylich als ein Grundſatz von ihm vorgetragen zu ſeyn. Er nennt ein **vollkommnes Recht** dasjenige, welches durch das Recht der Natur uns vorgeſchrieben iſt, um unſre Pflicht zu erfüllen. Allein es iſt ausnehmend ſchwer, dieſem Grundſatz auf alle beſondere Fälle anzuwenden; und man könnte vielleicht gar daraus ſchlieſſen, daß wir zuweilen das Recht hätten, einen andern zu zwingen, uns zu dienen, oder eine Wohlthat zu erzeigen. Andre **Rechte** aber, die gewiß **vollkommen** ſind, würden nur ſehr gezwungen, aus dieſem Grundſatze abgeleitet werden können. Ich habe ein vollkommnes Recht auf einen Theil des Vermögens meines Schuldners; aber das natürliche Recht verbindet mich nicht, mir in jedem Falle, was man mir ſchuldig iſt, wiedergeben zu laſſen.

Dieſe ungewiſſe Dunkelheit in Abſicht eines erſten Grundſatzes des Rechts der Natur, hat mich zu einem neuem Verſuche veranlaßt, einen Grundſatz zu finden, der in der That dieſen Nahmen verdiente, der deutlich und beſtimmt wäre; und folglich auch leicht auf alle beſondere Fälle angewandt werden könnte. Nach verſchiednen Ueberlegungen, die mich zu gar keiner Entſcheidung brachten, ſah ich ein, daß man nothwendig auf den Urſprung der Geſetze, und auf das Weſen und den Zweck derſelben zurückkommen müſſe. Ich bemerkte auch zugleich,

gleich, daß die vornehmste Ursache, warum die Rechtsgelehrten nicht einen wahren Grundsatz des Rechts der Natur haben finden können, die sey, daß sie sich eine falsche Vorstellung von dem sogenannten Stande der Natur machen. Sie fangen immer damit an, daß die Menschen in ihrem ersten, natürlichen Zustande ganz außer der Gesellschaft leben, völlig von einander abgesondert sind, und nur wie die Thiere im Walde, sich von ohngefähr zusammen finden. Um ein vollständigeres Bild von diesem chimärischen Zustande zu machen, nehmen sie zuerst nur zwey Menschen an, deren jeder eine besondre Insel einsam bewohnt; und geben sich nun viele Mühe, zu untersuchen, was für Rechte diese Einsiedler gegen einander haben. Andre finden diese Hypothese noch nicht fruchtbar genug, um daraus alle unsre Pflichten herleiten zu können; sie sehen sich also genöthigt, die beyden ersten Menschen in eine noch weit traurigere Lage zu bringen. Sie lassen den einen auf den Meere schwimmen, und setzen ihn in die größte Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden; der andre fährt auf einem Brette herum, das gerade so groß ist, ihn allein zu tragen. Nun untersuchen diese Weltweisen, wie viel Recht der eine habe, sich an das Bret des andern anzuhängen, und der andre ihn davon abzuhalten, um nicht, im Fall das Bret sie beyde nicht tragen könnte, von dem Meere verschlungen zu werden. Man darf sich gewiß nicht wundern, wenn dergleichen chimärische Voraussetzungen zu gar keiner Gewißheit geleitet haben. In der That wäre es sehr überflüßig, die Rechte von Menschen zu untersuchen, die barbarisch genug wären, um von einander abgesondert zu leben. So lange die Menschen gesunde Vernunft gehabt, haben sie sich auch zu kleinen Gesellschaften vereinigt, und aus diesen Gesellschaften sind dann ganz natürlich Staaten und Republiken entstanden. Ich fange also mit der Voraussetzung (die durch die Erfahrung bewiesen wird) an, daß die

Men-

Menſchen allemal in groſſen Geſellſchaften leben, deren Hauptwerk iſt, ein jedes einzelne Mitglied ſo glücklich zu machen, als es werden kann. Geſellſchaften, die nicht auf dieſen Zweck gegründet ſind, ſind nur Haufen von zuſammengelaufenen rohen Menſchen, die weder von Recht noch deſſen Begriffe haben; und denen man alſo auch vergebens ſich bemühen würde, einen Unterſchied unter ihren Pflichten begreiflich zu machen. Ich nehme überdieß noch an; daß die Geſetzgeber ſolcher Geſellſchaften nur auf die Pflichten des Naturrechts ſehn, und an keine Geſetze denken, die ein ſolcher Staat in beſondern Fällen nöthig haben könnte, woraus die bürgerlichen Geſetze entſtehen, die nicht unter dem Naturrechte begriffen ſind.

Ich ſehe ſehr wohl ein, was man mir gegen dieſe Vorausſetzung für einen Einwurf machen kann. Die Rechtsgelehrten haben ſich eingebildet, daß die Souverains der verſchiednen Staaten, wirklich ſich gegen einander in dem Verhältniſſe jener von einander getrennten und abgeſonderten Menſchen befänden. Sie hielten alſo ihre Hypotheſe für ganz nothwendig, um die Rechte der verſchiednen Souverains, beſonders aber die Rechte des Krieges erklären zu können. Aber man kann hier gewiß von den Souverains gar nicht anders, wie von Privatperſonen urtheilen. In allen geſitteten Theilen der Welt ſind die Souverains gar nicht von einander getrennte Perſonen. Man darf nur einmal einen aufmerkſamen Blick auf den Zuſtand von Europa werfen, um ſich zu überzeugen, daß die Souverains eine Republik unter einander ausmachen, die ihre Grundſätze hat, wenn ſie gleich nicht förmlich für ſolche erklärt ſind. Kein europäiſcher Souverain kann glauben, daß er außer aller Verbindung ſtehe, und gegen die andern gar keine Pflichten habe Wenn er weiſe und klug iſt, ſo wird er ſich gewiß ſelbſt ſeine Pflichten gegen die andern vorſchreiben; iſt er es nicht, ſo iſt es ihm auch ganz unnütz, ſeine Pflich-

ten gegen die andern zu kennen; die Gewalt kann kann allein entscheiden, und sie wird gewiß nicht die Entscheidungen der Rechtsgelehrten abwarten. Es würde eine sehr vergebliche Arbeit seyn, die Rechte der barbarischen kleinen Könige in Afrika und Amerika zu untersuchen.

Wir wollen also alle diese unfruchtbaren Bemühungen, diese chimärischen Hypothesen vergessen, und unsere Untersuchung damit anfangen, daß wir uns gebildete Staaten uns denken; deren Zweck die Erhaltung einer größtmöglichen Glückseligkeit ist. Es ist gleich anfangs ganz einleuchtend, daß die Glückseligkeit eines Volks von der vollkommensten Beobachtung aller Pflichten der Menschheit abhange. Wären alle Menschen moralisch gut und weise, so würde die Gesellschaft gar keiner Gesetze bedürfen; ein jeder würde genau seine Pflicht erfüllen, und alles würde gut gehen. Aber viele Glieder der Gesellschaft sind zu einfältig, viele andre zu boshaft; man kann also nicht ihnen selbst die Beobachtung ihrer Pflichten überlassen, ohne die öffentliche Ruhe und Glückseligkeit in Gefahr zu setzen.

Daraus erwächst die Nothwendigkeit der Gesetze, welche einem jeden vorschreiben, was er thun soll, und die den Einfältigen sowohl als den Bösewicht verbinden, zur Glückseligkeit der übrigen, auch wider Willen, beyzutragen. Nun sieht man aber leichtlich, daß der Gesetzgeber nothwendig aufs genaueste wissen muß, in welchen Fällen er dem Bürger eine vollkommne Pflicht auflegen kann, und in welchen nicht. Denn es würde von der einen Seite ein Fehler und eine offenbare Schwäche der Gesetze seyn, wenn man die Beobachtung solcher Pflichten, zu denen man die Bürger zwingen könnte, ihrem Gutbefinden überlassen wollte; und von der andern Seite würde es sehr schlimme Folgen haben, wenn man den Bürger zu Dingen verpflichten wollte, die vermöge ihrer Natur dem Zwange der Gesetze nicht unterworfen sind.

Hier-

Hieraus können wir einen Grundsatz abziehen, der uns in der Untersuchung, die wir unternommen haben, ganz sicher leiten wird. Wenn es nämlich der allgemeine Zweck der Gesetze ist, einen jeden zu verpflichten, dasjenige zu thun, was man vernünftiger Weise von ihm fodern kann; so folgt daraus, daß der Gesetzgeber alle vollkommne Pflichten, ohne irgend eine Ausnahme, zu Gesetzen machen müsse, und daß er dem Gutbefinden seiner Bürger nur das überlassen dürfe, was gar nicht durch Gewalt kann erhalten werden. Denn je mehr man dem freyen Willen der Glieder der Gesellschaft überläßt, desto mehr setzt man sich der Gefahr aus, die Pflichten, welche das Wohl der Gesellschaft nothwendig macht, schlecht erfüllt zu sehn, und den Hauptzweck der bürgerlichen Vereinigung nicht zu erreichen.'

Man wird mich nicht in dem Verdachte haben, als wenn diese Idee bey mir aus einer gewissen menschenfeindlichen Laune entsprungen wäre, und ich den Bürgern alle Freyheit rauben wollte, weil ich sage, daß der Souverain ihrer Willkühr so wenig als möglich überlassen müsse. Man erlaube mir, mich hierüber kurz zu erklären. Ich habe schon gesagt, man würde weder Gesetze, noch irgend einen bürgerlichen Zwang nöthig haben, wenn alle Menschen weise wären. Es ist ausgemacht genug, daß sie es nicht sind. Man muß also nothwendig, so viel es nur immer möglich ist, sie verhindern, daß sie nicht Böswichter sind. Dieser Grundsatz, dünkt mich, kann durchaus nicht ungerecht, nicht der Freyheit nachtheilig scheinen, die freylich einem Philosophen heilig seyn muß. Denn wenn man alle vollkommne Pflichten des Menschen zu Zwangspflichten des Bürgers macht, so nimmt man nur den Bösen und Einfältigen die Macht Böses zu thun, aber den Weisen und Vernünftigen nimmt man nichts, weil diese auch ohne Gesetze nur das Gute thun würden.

Dieß können wir alſo als einen allgemeinen Grundſatz annehmen, daß die Geſetze alles dasjenige zur Pflicht machen müſſen, was ſeiner Natur nach durch ſie dazu gemacht werden kann; und daß ſie nur dasjenige übergehen müſſen, was gar kein Gegenſtand der Geſetze ſeyn kann. *) Jedes Geſetz muß verbindend ſeyn; und man muß auch mit Zwang zur Beobachtung deſſelben anhalten können; nicht mit einem willkührlichen, tyranniſchen Zwange, ſondern mit einem Zwange, der von Vernunft und Güte regiert wird.

Hieraus folgt ganz natürlich, daß man niemals Zwang gebrauchen dürfe, als wenn der, der ihn gebraucht, gewiß, überzeugt iſt, daß dasjenige, was man von einem andern fodert, wirklich ſeine Pflicht ſey, und daß dieſer Unrecht thun würde, wenn er ſich davon losſprechen wollte. In allen andern Fällen würde der Zwang allemal Tyranney und Unvernunft ſeyn. Aber eben ſo gewiß würden auch in dem Falle, wo jedermann die Richtigkeit einer Pflicht einſehen kann, die Geſetze unvollkommen ſeyn, wenn ſie dem Bürger die Freyheit ließen, dieſe Pflicht zu beobachten oder nicht zu beobachten.

Hieraus können wir nun ſehr leicht den Grundſatz folgern, den wir ſuchen, und der gewiß entſcheiden wird, was eine vollkommne oder unvollkommne Pflicht ſey. Er iſt dieſer: diejenigen ſittlichen Pflichten, welche ganz unumſtößlich gewiß, und allgemein bekannt ſind, ſind vollkommne Pflichten; diejenigen aber, von denen ein jeder Menſch nur ſelbſt urtheilen, und ſie nur ſich ſelbſt auflegen kann, ſind unvollkommne Pflichten, und keinen Geſetzen unterworfen.

*) Eine Pflicht, die zu einem Geſetze gemacht werden kann, iſt eine vollkommne Pflicht: eine Pflicht, die niemals durch ein Geſetz kann befohlen werden, iſt eine unvollkommne Pflicht.

ſen. Man wird finden, daß die Anwendung dieſes Grundſatzes ſehr leicht ſey. Denn es iſt ſehr einleuchtend, daß jede allgemeine Pflicht der Menſchlichkeit unter diejenigen gehöre, die für alle Menſchen ganz überzeugend gewiß und verbindend ſind; und daß hingegen eine jede Pflicht, welche nur aus den perſönlichen Umſtänden, aus der Kenntniß des Vermögens, der Kräfte und Fähigkeiten eines einzelnen Menſchen hergeleitet werden kann, nur auch von ihm allein genau gekannt werde, und alſo nur zu den unvollkommnen Pflichten gerechnet werden könne.

Dieſer Grundſatz iſt auch noch überdem ſehr fruchtbar, und es können verſchiedene nützliche Wahrheiten aus ihm gefolgert werden. Ich werde mich aber bey ihnen nicht aufhalten, weil es mir hier nur darauf ankömmt, den Grundſatz ſelbſt feſtzuſetzen. Ein Beyſpiel mag beweiſen, wie leicht die Anwendung deſſelben ſey; ich wähle dazu einen Fall, über den man ſehr viel geſtritten hat. Iſt es eine vollkommne oder unvollkommne Pflicht, daß man ſich zu der herrſchenden Religion des Landes, in dem man lebt, bekenne? Aller Glaube, und alle Religion hängt bloß von den Einſichten und Kenntniſſen ab, die ich beſitze; niemand aber als ich ſelbſt kann darüber urtheilen, was ich weiß oder nicht weiß, welche Kenntniſſe ich habe oder nicht habe. Es iſt alſo ganz offenbar, daß man mich nicht zu Pflichten verbinden könne, die nur auf meine Einſichten und meine Art zu denken beruhen. Jeder Menſch hat ein natürliches Recht, Freyheit des Gewiſſens für ſich zu fodern. Allein da ſich alle bürgerliche Geſetze von den Geſetzen der Natur zuweilen entfernen; ſo iſt es noch eine ganz andre Frage, ob ein Souverain dieſes oder jenes Geſetz geben könne, das ſich nicht auf das Recht der Natur gründet?

Der Grundſatz, den wir feſtgeſetzt haben, iſt alſo gewiß in dem angenommenen Falle einer großen Geſellſchaft richtig; und er bleibt es auch noch, wenn man

zwey Menſchen annimmt, die auſſer aller Verbindung mit einander im Stande der Natur leben. In dieſem Falle wäre die Frage, die unterſucht werden müßte, dieſe: wenn ich auſſer aller bürgerlichen Geſellſchaft lebe, nach was für einem Grundſatze kann ich alsdann wiſſen, was ich von einem andern, auch mit Gewalt, wenn er es mir abſchlägt, fodern darf, ohne die Billigkeit und die natürlichen Rechte der Menſchheit zu kränken? Ich ſage, daß ganz natürlich dasjenige, was ich von einem andern verlange 1) eine Sache ſeyn müſſe, die ich nicht aufgeben kann, ohne eine meiner natürlichen Pflichten zu beleidigen. 2) Daß es für den andern eine Pflicht ſeyn müſſe, dasjenige zu thun, was ich von ihm verlange. Bey dieſen Bedingungen kann ich auch mit Gewalt den andern anhalten, das Verlangte zu thun, weil ich dadurch ſelbſt meine Pflicht erfülle, und den andern zwinge, die ſeinige zu beobachten. Es iſt alſo offenbar, daß dieſer Grundſatz eben ſo gut auf den Fall zweyer abgeſonderten Menſchen, als auf eine große Geſellſchaft angewandt werden könne. Die vollkommne Pflicht iſt allemal diejenige, von welcher der, der ſie von einem andern verlangt, gewiß überzeugt iſt, er dürfe und müſſe ſie fodern, und zu welcher derjenige, von dem ſie gefodert wird, nothwendig verpflichtet iſt.

Johann George Sulzers

vermiſchte Schriften.

Eine Fortſetzung

der vermiſchten

philoſophiſchen Schriften

deſſelben.

Nebſt einigen Nachrichten

von

seinem Leben, und seinen ſämtlichen Werken.

Zweyter Theil.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1781.

AB W 4519
2.

Vorbericht.

Des verstorbenen Herrn Sulzer philosophische und vermischte, in französischer Sprache geschriebenen Abhandlungen, hätten verdient, durch Uebersetzung unter uns bekannt gemacht, und die einzeln fliegenden Aufsätze desselben, vermittelst einer Sammlung dem Untergange entrissen zu werden, wenn nicht Herr Reich auch, durch die vieljährige freundschaftliche Verbindung, worin Er mit dem Verstorbenen gestanden, eine nähere Veranlassung hiezu erhalten hätte.

Den erstern sind von dem Uebersetzer einige Bemerkungen beygefügt worden, die, wenn sie auch nicht die Materie weiter erörtern, doch gewiß auch nicht den Werth dieser Abhandlungen herab würdigen sollen. —

Zugleich glaubte der Uebersetzer, daß hier der schicklichste Ort zu einer Lebensbeschreibung des Herrn Sulzer sey. Ob die, dem Werke vorgesetzte nicht aber einigen Lesern vielleicht ein wenig zu weitläuftig, und andern nicht ein wenig zu critisch scheinen möchte, weiß er nicht. Die Begriffe von Biographie sind immer noch zu schwankend unter uns, als daß er hoffen dürfte, allen Lesern Genüge gethan zu haben.

Blanckenburg.

Inhalt.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet (aus den Jahrbüchern der berliner Academie gezogen, und aus dem Franzöſiſchen überſetzt.)

Erſte Abhandlung S. 1
Zweyte Abhandlung 33
Dritte Abhandlung 44
Vierte Abhandlung 60
Fünfte Abhandlung 76

Zuſatz des Herrn Sulzer zu der Abhandlung über einige Eigenſchaften der Materie, zur Prüfung des Syſtems des Materialismus (1ſter B. S. 348.) 85

Zuſatz des Ueberſetzers 87

Gedanken über den Urſprung, und die verſchiedenen Beſtimmungen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte (aus dem Franzöſiſchen überſetzt) 110

Ehrengedächtniß von Cathrine Wilhelmine Sulzer, geborne Keuſenhof 129

Entwurf der Einrichtung des, von Sr. Hochfürſtlichen Durchlaucht, dem Herzog von Curland, in Mitau neugeſtifteten Gymnaſii Academici (gedruckt zu Mitau) 145

Gedanken über die beſte Art die claſſiſchen Schriften der Alten mit der Jugend zu leſen 215

Einige

Einige Nachrichten

von dem

Leben und den Schriften

des

Herrn

Johann George Sulzer.

Sine ira et ſtudio, quorum cauſas procul habeo.

Es iſt allerdings ein misliches Unternehmen, das Leben eines Mannes ſchreiben zu wollen, den man perſönlich nicht gekannt, und von deſſen allmähliger Ausbildung, Lebensart, u. ſ. w. man nicht ganz umſtändliche Nachrichten hat. Wenigſtens muß man alsdann auf eine intereſſante und lehrreiche Biographie Verzicht thun.

Zwar, heißt es, daß eigentlich das Leben eines Gelehrten in ſeinen Werken ſey; aber, wenn es, wie ein Engliſcher Schriftſteller ſehr richtig bemerkt, vorzüglich das Amt des Biographen iſt, „die Leſer in die häuslichen Ver„traulichkeiten einzuführen, und die kleinen Um„ſtände des täglichen Lebens auszufalten, wo die „äußern Anhängſel bey Seite gelegt werden:“ ſo hätte ich, natürlich, gewünſcht, viele kleine Vorfälle und Umſtände zu wiſſen, die Sulzer, den Menſchen, den Gatten, den Vater, den Freund, den Geſellſchafter genau und eigentlich hätten charakteriſiren können. Von Sulzer, dem Weltweiſen, würde ich dann, mit dem Biographen des Thuanus ſagen: „ſein „Genie und ſeine Freymüthigkeit werden aus ſei„nen Schriften immer bewundert bleiben.“ —

Doch auch die beſondern Umſtände, welche vorzüglich dem Geiſt und den Neigungen des Herrn Sulzers ihre eigenthümliche Richtung

gaben; die, oft ſo geringfügigen Begebenheiten, vermöge welcher ein Menſch, in der betretenen Laufbahn, entweder ſchnell zum Ziel getrieben, oder aufgehalten, und oft in eine andere geſetzt wird; die Geſchichte ſeiner Meynungen, die etwanigen beſondern Veranlaſſungen zu ſeinen verſchiedenen Arbeiten u. ſ. w. hätte ich meinen Leſern, mit Gewisheit, vorlegen zu können gewünſcht, und dann hoffen dürfen, ſie angenehm zu unterhalten.

Und dieſer Wunſch war um deſto natürlicher, da Herr Sulzer ſelbſt, Nachrichten von ſeinem Leben aufgeſetzt haben ſoll, und, von einem Philoſophen, wie Er, ſich vermuthen läßt, daß Er aufmerkſamer auf die Geſchichte ſeines Geiſtes und ſeines Herzens, als auf die eigentliche Ereignisſe ſeines Lebens geweſen ſeyn, und die letztern vorzüglich nur, als die Veranlaſſungen, warum jene ſich vielmehr ſo, als anders ausbildeten, angeſehen haben wird. Dieſe Nachrichten habe ich aber nie zu Geſichte bekommen können, und mich, bey Abfaſſung dieſer Lebensbeſchreibung, mit den unten angezeigten Schriften begnügen müſſen; *) wozu ich denn noch ſeinen, mit einem ſeiner älteſten Freunde, dem Herrn Reich, gepflogenen Briefwechſel hinzu ſetzen kann.

*) Hirzel an Gleim, über Sulzer, Zürich und Winterthur 1779.

Eloge de Mr. Sulzer, à Berlin 1779.

Deutſches Muſeum, April und September 1779, Jenner und Julius 1780.

Lange, Sammlung freundſchaftlicher und gelehrter Briefe, zwey Theile, Halle 1769 und 1770.

Johann

Johann George Sulzer hatte das Glück in einem Freyſtaate geboren zu werden. Er kam zu Winterthur, einer Municipalſtadt des Canton Zürich, im Jahr 1720, am 16ten October, auf die Welt.

Der Republikaner ſcheint wirklich, auf dem Wege zur Vervollkommung der Menſchheit, im Ganzen einigen Vorſprung vor den Eingebornen anderer Staaten zu haben. Das Gefühl von der natürlichen Gleichheit der Menſchen, das dort mit der Muttermilch gleichſam ſchon eingeſogen wird, ſcheint minder auf das bloße Anſehn Anderer Etwas anzunehmen, und folglich zum Selbſtprüfen und Selbſtdenken ſehr beförderlich zu ſeyn; vorzüglich aber, bey nur erträglicher Ausbildung, dem Charakter jene Geradheit, Offenheit und Zuverſicht zu geben, die wir nirgends antreffen können, ohne daß wir Ziererey, und Eitelkeit, und moraliſche Heucheley für wahre Schandflecken der menſchlichen Natur halten.

Der Vater des Herrn Sulzer, Herr Heinrich Sulzer, war Mitglied des Rathes und Seckelmeiſter zu Winterthur, und ſeine Mutter, Anna Eliſabeth, eine geborne Künzli, war die zweyte Gattinn ſeines Vaters, der aus ſeinen zwey Ehen fünf und zwanzig Kinder gehabt hatte, von welchen der Philoſoph das jüngſte war.

Sein Vater hatte einige Jahre zu Nimes in Frankreich zugebracht, und würde sich vielleicht dort niedergelassen und dann der Handelschaft gewidmet haben, wenn nicht zu eben dieser Zeit die unmenschlichen Verfolgungen der Reformirten in diesem Königreich sich angefangen hätten. Er verließ es, bey der Widerrufung des Edikts von Nantes; und es ist sehr natürlich, daß die, gleichsam unter seinen Augen, an seinen Glaubensbrüdern verübten Grausamkeiten einen unauslöschbaren Eindruck auf ihn machen mußten. Es würde so gar begreiflich seyn, wenn sie auch, zumahl in der Seele eines freygebornen Menschen, Abscheu und Erbitterung gegen die Verfolger erregt hätten. Herr Hirzel bemerkt sehr richtig, *) daß der Eindruck von diesen Grausamkeiten eines falschen Religionseifers, der natürlich, obgleich minder tief, dem Sohne mitgetheilt werden muß, wahrscheinlicher Weise, in ihm der Saame der freyen Religionsprüfung, und der Abneigung gegen allen Parteyeifer gewesen sey; Eigenschaften, ohne welche er den Titel, Philosoph nicht verdient haben würde.

Nach Allem, was wir von Herrn Heinrich Sulzer wissen, war er überhaupt ein ächter Biedermann, ein Schweizer, oder ein Deutscher von altem Schrott und Korn. „Er eiferte," erzählt Herr Hirzel, **) „mit einem patriotischen Feuer gegen „alle Misbräuche, und setzte sich insonderheit auch „dem einreissenden Strom des Luxus entgegen, und „unter-

*) S. 14. **) Ebend.

„unterſtützte mit vielem Muth die alte Einfalt der „Sitten und die Sparſamkeit in der Lebensart. Der „Heucheley und Schwärmerey war er gleich feind, und „er tadelte ſolche mit vieler Freymüthigkeit an den „Geiſtlichen, bey welchen er ſolche wahrnahm.“

Die Mutter des Herrn Sulzer ſtand an glücklicher Einfalt und Reinheit der Sitten ihrem Gatten nicht nach, und ſoll ſich beſonders bemüht haben, dem jungen Sulzer gute Vorſchriften und Lebensregeln einzuflößen. Beydes dieſes weiß man aus den vorgedachten Nachrichten, die Herr Sulzer von ſeinen Lebensumſtänden hinterlaſſen, und ſchon daraus, daß Er dieſer Züge aus dem Charakter ſeiner Eltern ſich vorzüglich erinnert hat, kann man folgern, daß ſie zur Bildung ſeines eigenen Charakters beygetragen haben, wenn man nicht auch wüßte, daß Er öfters, und in den reifſten Jahren ſeines Lebens, bezeugte, „er wiſſe ſich keine beſſern Eltern zu wäh„len, wenn es auch noch in ſeiner Gewalt ſtände:“ eine Verſicherung, die Ihm ſelbſt noch mehr Ehre macht, als ſeinen Eltern.

Von ſeiner übrigen, eigentlichen Erziehung in dem Hauſe ſeines Vaters, weiß ich meinen Leſern ſehr wenig mehr zu ſagen. Er ſoll ſeinen Vater, der das Gartenweſen liebte, oft in den Garten begleitet, und frühzeitig ſich mit Pflanzen, und Beſchneiden von Gewächſen beſchäftigt haben. Hieraus iſt, wahrſcheinlicher Weiſe, nicht allein ſeine frühzeitige Neigung zum Gartenbau und zum ländlichen Leben entſtanden, die ihn nie verließ;

ſondern dieſe Beſchäftigung iſt vielleicht auch eine der mitwirkenden Urſachen geweſen, die ſeinen Geiſt allmählig auf die Betrachtung der Natur lenkten, und auf dieſe Art endlich zu einem wirklichen Weltweiſen machten, der nun aus andern Gründen noch, als aus bloßer Gewohnheit, oder um die Zeit ſich zu vertreiben, oder um nur beſchäftigt zu ſeyn, ſeinen Garten im Moabiterlande liebte. — Auch wird uns, als gewis erzählt, daß die Scheuchzeriſche Naturgeſchichte der Schweiz ſehr frühe ſchon ſeine Lieblingslektüre geweſen ſey.

Uebrigens ſcheint er, als Knabe, gar nicht zu dem ſitzenden Leben angehalten worden zu ſeyn, wozu man, ſehr fälſchlicher Weiſe, die, zu Gelehrten beſtimmten Kinder anzuhalten, oder wozu man die Neigung, oft als einen Beruf zum Gelehrten Stande anzuſehen pflegt. Aus dem erſtern entſtehen oft jene kränkelnden hypochondriſchen Unglücklichen, deren Fähigkeiten und Kenntniſſe, nun weder ihnen ſelbſt, noch der Welt viel nützen können, und aus dem letztern nicht ſelten Gelehrte, die mit größerm Ruhm und größerer Brauchbarkeit, Schuſter und Schneider geweſen wären; und beyde erlangen nur ſelten die nöthigſte aller Kenntniſſe, die Kenntnis der menſchlichen Natur, und der Welt, ſo wie ſie wirklich iſt. — „In Herrn Sulzers Vaterlande, iſt noch „die alte, gute Gewohnheit beybehalten worden, daß „die Kinder aus allen Claſſen jährlich einmahl vor die „Stadt auf eine große Wieſe geführt werden, wo „ſie, unter der Aufſicht ihrer Lehrer, im Laufen,

„Sprin-

„Springen, Spießwerfen u. d. m. geübt, und wo „allemahl die Ueberwinder belohnt werden;“ *) und der junge Sulzer wird uns, als immer an der Spitze seiner Schulkameraden, bey solchen Gelegenheiten dargestellt. Er scheint die ganze Munterkeit, und Unbedachtsamkeit eines unternehmenden Knaben gehabt zu haben. **)

Auch zu Handarbeiten scheint er zeitig angeführt worden zu seyn. Herr Hirzel berichtet uns, daß Herr Sulzer unter andern, das Buchbinderhandwerk in allen Theilen ausüben können. ***) In Umständen dieser Art ist vielleicht der Grund zu suchen, warum Er mehr, als bloßer Stubengelehrter, und gar nicht Pedant war. Ein Mann, der Ihn gekannt hat, und mit Scharfsinn im Beobachten das Talent verbindet, glücklich das darzustellen, was er beobachtet hat, sagte von Herrn Sulzer, „daß Er bey nichts verlegen, sondern immer gewandter Mann gewesen sey, der auch, auf den Fall, seine Hände zu gebrauchen, und sich aus dem Handel zu ziehen gewußt haben würde, wenn Er einen Wagen hätte anschirren, oder einen gemeinen Artilleristen hätte vorstellen sollen.“

Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Stadtschule zu Winterthur. Seine Eltern hatten ihn, weil sie, wie es heißt, frühzeitig Fähigkeiten an ihm bemerkten, den Studien, und, weil der geistliche Stand in Winterthur derjenige ist, bey welchem er

*) Hirzel S. 19. **) Ebend.
***) S. 26.

daſelbſt, von dem Studieren, einen anſtändigen Unterhalt erwarten konnte, dem Predigtamte gewidmet. Sehr oft iſt dieſe Bemerkung frühzeitiger, beſtimmter Fähigkeiten an den Kindern, das Werk der Elternliebe; oft iſt die Beſtimmung des Kindes zum Prediger das Werk der Vorſorge für ſeinen künftigen Unterhalt. — Wenigſtens muß die Prüfung der Anlagen des jungen Sulzers nicht ſehr ſtrenge geweſen ſeyn; denn er wurde nicht Prediger, und mehr, als ein, blos für ſeine Vaterſtadt, er wurde ein, für die Welt nützlicher Gelehrter.

Auch ſcheint er in den frühern Jahren ſeines Lebens mehr Abneigung, als Zuneigung zu den Wiſſenſchaften geäußert zu haben. Man berichtet uns, daß die Erlernung der Sprachen ihm Eckel erweckt habe, und daß die Mühe, ſie ihm beyzubringen, vergeblich geweſen ſey. *) An der Lehrmethode, wie Herr Hirzel zu glauben ſcheint, kann es wohl allein nicht gelegen haben; denn ſonſt hätten weder vor ſeiner Zeit, noch mit ihm zugleich, dieſe Kenntniſſe irgendwo erworben werden können. So ziemlich waren damahls die Schulmethoden in Deutſchland und in der Schweiz noch einander gleich. Die Schuld lag vielleicht daran, daß er, nach ſeiner Art, für ſein Alter, ſchon zu viel Sachkenntniß, oder vielmehr, daß eben die Munterkeit und Thätigkeit, welche den Erwerb dieſer befördert hatte, der Erlernung jener im Wege ſtand. — Deſto aufmerkſamer ſoll er,

*) Hirzel S. 17. Eloge S. 10.

er, wie es ganz natürlich iſt, auf den Unterricht in der Cosmographie und Geographie geweſen ſeyn.

Im vierzehnten Jahre ſeines Alters verlohr er ſeine Eltern, und wurde nun einem Privatlehrer übergeben, lernte aber nicht fleißiger hebräiſch und griechiſch, ſondern horchte auf den Unterricht, den ſein Lehrer größern Mitſchülern in der Meßkunde gab.

Im Jahr 1736, in ſeinem ſechzehnten Jahre, wurde er auf das academiſche Gymnaſium nach Zürich geſchickt, um dort ſeine theologiſchen Studien zu vollenden. Dieſes Gymnaſium hatte um dieſe Zeit eine Menge berühmter Leute zu Lehrern; in der Naturkunde, Johann Geßner; in der Theologie, Zimmermann; in den ſchönen Wiſſenſchaften, Bodmer und Breitinger. Der junge Sulzer hatte indeſſen wohl zu wenig nöthige Vorkenntniſſe mitgebracht, um daß er bald anfänglich viel Fortgang in den Wiſſenſchaften hätte machen, oder nur ſehr viel Geſchmack daran gewinnen können; und war überdem bey einem Geiſtlichen in die Koſt gegeben worden, der nicht das Talent gehabt zu haben ſcheint, Neigungen zu den Wiſſenſchaften in einem jungen Sulzer zu erzeugen. Er überließ ſich alſo dem Umgange mit ſeinen Mitſchülern, gieng mit ihnen ſpazieren, und allen unſchuldigen Vergnügungen nach; gewann auch ſo gar Geſchmack am Spiel, und verthat mehr, als ſein Erbtheil abwarf. *)

End-

*) Eloge, S. 12 u. f.

Endlich kam er bey Johann Geßner in die Koſt; *) und die Studien und Beſchäftigungen dieſes großen Naturforſchers ſtanden glücklicher Weiſe gleichſam im Einklange mit den Anlagen und den Neigungen des jungen Sulzers. Geßner nahm Ihn mit, Kräuter zu ſammeln, und ließ ſich von Ihm, bey dem Trocknen derſelben helfen; er zog Ihn zu ſeinen Uebungen in der Experimentalphyſik, und gebrauchte Ihn zur Verfertigung verſchiedener, dazu erforderlicher Inſtrumente. Sulzers Geſchicklichkeit zu allen dieſen Dingen, machte Ihn Geßnern natürlich beliebt; das Naturaliencabinet, die Bibliothek, die Inſtrumente des letztern blieben Herrn Sulzer, ſo lange er in Zürich war, zu Dienſten. Auf dieſe Art wurde er, allmählig, immer mehr in wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen hinein gezogen; und wahrſcheinlicher Weiſe, hat die natürliche Neigung zu dem Manne, der ihn ſo angenehm beſchäftigte, Ihm zuerſt auch Neigung zum ſyſtematiſchen Studieren, und zu einer ſyſtematiſchen Denkungsart, wodurch Geßner ſich vorzüglich auszeichnete, eingeflößt. Es iſt bekannt, daß „Geßner gewohnt „war, **) Alles, was er geleſen, und durch eigene „Erfahrungen kennen gelernt hatte, in ſyſtematiſche „Regiſter zuſammen zu tragen, wodurch, indem das „Gedächtniß bereichert wird, ſich alles Geſammelte zu„gleich dem Verſtand in ſeinem Zuſammenhange, mit „den verwandten Begriffen, deutlich vorſtellt;“ eine Metho-

*) Eloge S. 13. Hirzel S. 23.
**) Hirzel S. 23.

Methode, die, wenn doch einmal Collektaneen gemacht werden müſſen — und allerdings haben ſie ihren großen Nutzen, — unſtreitig eine der beſten iſt.

Indeſſen war der Trieb zu geſellſchaftlichen Zerſtreuungen, natürlicher Weiſe, nicht ſo gleich in dem jungen Sulzer ausgerottet; und dieſer verhinderte ihn dann, eben ſo natürlich, alle ſeine Fähigkeiten auf den Erwerb einer beſondern, einzigen Wiſſenſchaft zu richten. Er war getheilt zwiſchen dem Studio der Meßkunſt, der Naturlehre, und Wolfs deutſcher Metaphyſik, welche Er mit einem ganz auſſerordentlichen Vergnügen, — das wohl bemerkt zu werden verdient, weil Herr Sulzer damals ungefähr erſt 17 oder 18 Jahre alt ſeyn konnte, und, weil es vielleicht großen Einfluß auf ſeinen ſchriftſtelleriſchen Charakter gehabt hat — geleſen haben ſoll. Herr Formey erzählt uns ſo gar, daß dieſes Buch die erſte Luſt zum Studieren in Ihm erweckt habe. Durch Alles dieſes ſcheint ſeine Beſtimmung zu den eigentlichen theologiſchen Wiſſenſchaften nicht ſehr begünſtigt worden zu ſeyn.

Vielleicht iſt Er auch, noch durch einen andern Umſtand, der mindeſtens zur Richtung ſeiner Fähigkeiten in der Folge, etwas beygetragen zu haben ſcheint, von dieſer, ſeiner eigentlichen Beſtimmung immer weiter entfernt worden. Das Lieblingsſtudium des theologiſchen Lehrers bey dem Gymnaſium, des berühmten Zimmermann, war die philoſophiſche Geſchichte und die eklektiſche Philoſophie; und „ſeine Aufrichtigkeit in theologiſchen Dingen,“ ſagt

Herr

Herr Hirzel *) „hätte ihn beynahe ganz von ſeiner, „der Welt ſo wichtigen Beſtimmung weggebracht, in„dem er frühe erfahren, wie ſchwer es iſt, in dem „Beruf eines Gottesgelehrten, ſich ganz dem freyen „Gebrauch der Vernunft zu überlaſſen.“ Zimmermann, der übrigens ſchon, durch ſeine Rechtfertigung verſchiedener, der Gotteslängnung angeklagter, berühmter Männer bekannt iſt, war einer von den Erſten, welcher in den neuern Zeiten, einen unparteyiſchen Prüfungsgeiſt zur Unterſuchung der Grundſätze der Gottesgelahrtheit gebrauchte, und durch die Verbindung der chriſtlichen Religion mit einer aufgeklärten Weltweisheit, jene zu befördern und zu vertheidigen ſich angelegen ſeyn ließ. — Die Unannehmlichkeit, auf welche Herr Hirzel anſpielt, wurde ihm, wie mir dünkt, durch ſeine Meynung über das Abendmahl zugezogen. —

Herr Sulzer wurde, indeſſen, im Jahr 1739, von den Vorſtehern der Kirche geprüft, um in das Predigtamt aufgenommen zu werden; und, ob er gleich, ſeiner Unwiſſenheit im Hebräiſchen wegen, beynahe ausgeſchloſſen worden wäre, dennoch, wegen der Deutlichkeit und Gründlichkeit ſeiner Vorſtellungen von der Religion, die er, unſtreitig ſeinem Studio der Philoſophie zu verdanken hatte, wirklich ordinirt.

Aber freylich war die Ausſicht, die er nun auch hatte, noch immer nicht ſehr reizend. Zu wenig eigenes Vermögen, um davon zu leben, blieb ihm nichts,

*) S. 21.

nichts, zu seiner künftigen Erhaltung, als irgend eine Pfarr- oder Schulkollegenstelle übrig. Denn Kenntnisse und Gelehrsamkeit hatte er noch zu wenig, um viel Hofnungen darauf setzen zu können.

Indessen besaß er die Fähigkeit, sie zu erwerben, einen offenen Kopf, einen thätigen, aufmerksamen Geist. Herr Hirzel berichtet uns, „daß Sulzer „schon damahls auf seinen Spatziergängen keinen Au„genblick ungenutzt gelassen, daß Ihm kein Kräut„chen, kein besonders gebildeter Stein unbemerkt ge„blieben, daß seine Blicke allenthalben herum ge„schweift, um irgend etwas Unbekanntes zu entde„cken." Die Liebe zur Naturkunde mußte natürlich Aufmerksamkeit, und die Liebe zur Meßkunst, Anlage zu Ordnung und Bestimmtheit in seinen Vorstellungen hervor bringen. Und zur Anstrengung, oder zum Anbau dieser Anlagen nöthigte ihn die Lage vielleicht, in welcher Er sich befand.

Zwar erhielt er bald eine Art von Versorgung; er wurde Vikarius des Predigers zu Maschwanden; und, wenn diese Stelle gleich nicht glänzend war: so ist es denn doch vielleicht diejenige, wo die Talente des Herrn Sulzer sich entwickelt haben, oder doch die Ausbildung derselben merklich befördert worden ist.

Maschwanden soll eine angenehme Lage haben; der alte Prediger war ein ziemlich unterrichteter Mann; er hatte mit den aufgeklärtesten seiner Landesleute, an deren Spitze Gotthard Heidegger war, in einem freundschaftlichen, litterarischen Briefwechsel gestanden, und hatte eine ziemlich gut gewählte

Bücher-

Büchersammlung. In der Nachbarschaft fand Herr Sulzer in der Scheuchzerischen Familie, angenehmen Umgang. Ruhe des Landlebens, schöne Natur, und unterhaltende Gesellschaft vereinten sich, Herrn Sulzer mehr auf sich selbst, und von leeren Zerstreuungen wegzubringen. „Hier," sagt Herr Formey, „nahm Er die Gewohnheit, die er sein ganzes Leben „hindurch, beybehielt, an, die Gewohnheit, seine „Zeit zwischen dem Studieren, der Betrachtung der „schönen Natur, und den Vergnügungen des gesel„ligen Lebens einzutheilen."

Auch wurde er hier, in seinem ein und zwanzigsten Jahre, schon zum Schriftsteller. Er schrieb eine kurze Anleitung zu nützlicher Betrachtung der schweizerischen Naturgeschichte, welcher, als Anhang, eine Uebersetzung von „Linne's Anleitung, wie ein Naturforscher die Historie jedes natürlichen Dinges genau und mit gutem Fortgange verfertigen kann," beygefügt war. *) — Ich kenne diesen Aufsatz nicht; und kann Innhalt und Werth desselben folglich nicht bestimmen. Herr Hirzel rühmt die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe darin.

Noch früher (schon im Jahr 1740) hatte Herr Sulzer hier die erste seiner moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur abgefaßt; und diese, nebst zwey andern kamen, in dem vorhin, unten,

*) Hirzel S. 30. Diese erste Schrift des Herrn Sulzers befindet sich in der, von Rudolph Ziegler, zu Zürich herausgegebenen Sammlung auserlesener alter und neuer Merkwürdigkeiten aus der Philosophie, Gottesgelahrtheit u. s. w.

ten, angeführten Journal heraus. Sie wurden noch (im Jahr 1745) mit dreyen vermehrt, beſonders, und mit einer empfehlenden Vorrede von dem Herrn Oberconſiſtorialrath Sack, heraus gegeben, und von Herrn Formey ins Franzöſiſche überſetzt: *) ſind auch nachher noch verſchiedentlich abgedruckt worden.

Dieſe Betrachtungen ſind ſo, wie ein Schriftſteller von zwanzig Jahren ſie über Gegenſtände der Natur, moraliſch betrachtet, nur ſchreiben kann, und wie ſie, in dem Zeitpunkte, worin ſie erſchienen, vielleicht nur von wenigen noch hätten geſchrieben werden können.

Bey Abwürdigung ſchriftſtelleriſcher Werke ſollte man die Rückſicht auf dieſe Umſtände nie verlieren, noch es vergeſſen, daß, wenn gleich ein gewiſſer kleiner Theil von Leſern dabey nicht genugſam Unterhaltung findet, dennoch ein Werk, welches den Fähigkeiten des groſſen Haufens der gewöhnlichen Leſer vorzüglich angemeſſen, und zur Entwickelung und Fortbildung derſelben vorzüglich geſchickt iſt, zur Vervollkommung des Ganzen vielleicht Mehreres beyträgt, als philoſophiſchere und tiefgedachtere Werke, von welchen dieſer groſſe Haufe gar keine Vortheile zu ziehen vermag.

Es iſt beynahe gewis, daß kein Menſch, im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens, die Fähigkeit, tief in

*) Sie befinden ſich in Herrn Formeys ſo genannten Melanges philoſophiques, die zu Berlin 1754 herauskamen, und worin daſelbſt den Titel Eſſais de Phyſique appliquée à la Morale.

in die Gegenstände einzudringen, oder neue Seiten an ihnen zu bemerken, besitzt. Dazu gehört eine Stätigkeit im Beobachten, und eine Kenntniß des schon Beobachteten, die selten oder nie das Eigenthum dieser Jahre seyn können. Und das Talent, auch zu wissen, daß man, und was man eigentlich sieht; das Talent, das Individuelle, und Eigenthümliche eines Dinges zu bemerken, oder es gerade aus dem rechten Gesichtspunkte zu fassen, und gerade nur diejenige Seite desselben anschaulich zu machen, die zu dem gegenwärtigen, besondern Zwecke erforderlich ist, scheint überhaupt eines der seltensten Talente zu seyn. Auch lernt es sich vielleicht später, als man gewöhnlich glaubt, daß, wenn der Leser einen Gegenstand mit uns vortreflich finden soll, wir ihm solchen eben so, und eben so anschaulich, als er uns selbst vorschwebte, wie wir in Empfindungen hingerissen wurden, darstellen müssen; und daß der bloße Ausdruck unsers Gefühles darüber, ihm nichts sagt, als daß wir fühlen. —

Doch vielleicht bedurfte es Alles diesen nicht, um überhaupt moralische Anwendungen von den Werken der Natur zu machen? Es scheint nicht schwer, aus jedem Phänomen eine Moralität zu ziehen; in den Werken der höchsten Weisheit und der höchsten Güte muß allenthalben Lehre und Unterricht für den Menschen zu finden seyn; und, da der Bewegungsgründe zur Tugend aller Art nie zu viel seyn können, wenn sie sonst nur auf zweckmäßige Art, das zu bewirken vermögen, was sie bewirken sollen: so ist es allerdings ein Verdienst des Herrn Sulzer mehr,

zu

zuerſt unter uns dieſen Gebrauch von den Einrichtungen der Natur gemacht zu haben. Auch zeigt ſich in dieſen Verſuchen ſchon der philoſophiſche Kopf, und nicht der gemeine Moraliſt, der aus Allem, was er hört und ſieht, erbauliche Lehren, und aus Allem eine jede, die ihm beliebt, heraus zu preſſen weiß. — Einen Vorgänger darinnen hat er bey den Franzoſen, in dem Verfaſſer des Spectacle de la Nature gehabt; und ſcheint auch durch dieſen wirklich auf dieſen Geſichtspunkt der natürlichen Gegenſtände hingewieſen worden zu ſeyn. —

Sein Vortrag iſt faßlich und deutlich. Daß er äſthetiſch ſchön ſey, würde ich weniger ſagen, als daß er es ſeyn ſoll. Doch fehlt es ihm auch nicht an Annehmlichkeit; und Beleſenheit in den Dichtern der Neuern zeigt ſich an verſchiedenen Orten. Herr Sulzer eigenes Urtheil über dieſes Werk (Vorrede vom Jahre 1769) mag Gewährsmann für das meinige ſeyn: „Zu der Zeit, da dieſe Schriften ans „Licht traten," ſagt er, „konnte die damahlige Ju„gend des Verfaſſers das Schwache, ſo wohl in den „Gedanken, als im Ausdrucke einiger Maaßen entſchuldigen."

Uebrigens glaube ich, bey Gelegenheit dieſer Schrift, noch bemerken zu müſſen, daß ſich, wie mir dünkt, in ihr ſchon die eigenthümliche Wendung des Sulzerſchen Geiſtes zeigt; die Anwendung alles Wißbaren, nähmlich, vorzüglich und Ausſchlieſſungsweiſe, auf die eigentliche moraliſche Vervollkommung des Menſchen, oder vielmehr, die unmittelbare Richtung deſſelben nur auf dieſen Zweck,

ohne sonderliche Rücksicht auf die übrigen Kräfte und Vermögen des Menschen. „Alle andere physikotheo„logischen Schriften," sagt Herr Hirzel, *) „begnü„gen sich meistens nur auf der Leiter der Natur zu „allgemeinen Betrachtungen der göttlichen Vollkom„menheiten zu führen, indem sie uns, in der Zergliede„rung der Geschöpfe, die weise Anordnung der Theile „zu einem heilsamen Endzweck, und aus der Bezie„hung, welche die einzeln Körper auf einander haben, „die allgemeine Harmonie derselben entdecken, und „uns aus der Vollkommenheit der Schöpfung die un„endliche Weisheit und Güte des Schöpfers bewun„dern lehren, da Sulzer hingegen von den Be„trachtungen der Natur Anlaß nimmt, die wichtig„sten Lebensregeln daraus abzuziehen." — Auch werden wir in der Folge noch mehrere Beyspiele davon anführen können. — Die Grundlage zu dieser Wendung seines Geistes ist vielleicht in seiner ursprünglichen Bestimmung zum Theologen, in seinem Aufenthalt bey einem Geistlichen und auf dem Lande, in dem Ton, und der Denkart, und der damahligen Stimmung des Nationalgeistes der Schweiz, — vielleicht auch in andern kleinen und unmerklichen Umständen, die seinem Geiste die erste Richtung gaben, zu suchen.

Die Entdeckung einiger römischen Alterthümer, als irdener Gefäße, Töpfe und einer ziemlichen Anzahl Münzen, aus den fünf ersten Jahrhunderten, die in der Gegend von Maschwanden, in Lunern, um eben diese Zeit gefunden wurden, und bey deren Aus-

*) S. 32 u. f.

Ausgrabung, wobey man Herrn Sulzer zu Rathe zog, auch Spuren eines alten Gebäudes sich zeigten, gab ihm Anlaß zu einer neuen schriftstellerischen Arbeit, zu einer Beschreibung dieser Alterthümer, und vorzüglich des Gebäudes, das er, nach der Beschreibung, die Vitruv von Bädern macht, für ein Bad hält. — In einer spätern Schrift hat er die Erdarten angegeben, aus welchen die Gefäße gemacht zu seyn scheinen.

In dem Jahr 1742 gab er ein Gespräch über den damahls sichtbaren Cometen, zur Bestreitung der Vorurtheile und des Aberglaubens, heraus, die in dem gemeinen Mann, in Ansehung solcher Erscheinungen, herrschen, und zur Verbreitung der Bekanntschaft mit der Theorie des Cometen, welche er dem gemeinen Menschenverstande einleuchtend zu machen, gesucht hat.

In dieser Art von Bearbeitung der verschiedenen Naturerscheinungen, zeigt sich, meines Bedünkens, die Art und Weise, wie Herr Sulzer selbst zu seinen Kenntnissen von der Natur gelangt ist. Vielleicht bleiben überhaupt die Arten von Erwerb, und von Mittheilung der Kenntnisse in einem gewissen Verhältniß mit einander. Ein Gelehrter, der sich eine Wissenschaft sorgfältig und mit Vorsatz, gleichsam erstudiert hat, oder gar sie hat erstudieren müssen, ist in der Gefahr, auf seine Mühe und seinen Fleiß einen zu hohen Werth zu legen, als daß er, was er weiß, unter alle Leute bringen wollte. Was ihm so viel gekostet hat, scheint dadurch sein Eigenthum geworden zu seyn, das er nicht so allgemein austheilen

kann, ohne selbst ärmer zu werden. Vielleicht verliert er so gar, ausser dem Willen, auch die Fähigkeit dazu? — Herr Sulzer scheint Neigung, und frühe Angewöhnung mit der Natur so ganz unvorsetzlich bekannt gemacht zu haben; und von Herrn Geßner scheint er mehr practisch, als theoretisch, wenn ich mich so ausdrücken darf, angeführt worden zu seyn.

Durch diese verschiedenen Schriften machte sich Herr Sulzer einigen Ruf, und erwarb die Freundschaft verschiedener Männer von Talenten, als des Herrn Waser, Uebersetzers von Hudibras und von Swifts Werken, der ein eben so großer Verehrer Wolfs als er selbst war, und mit dem er diesen Philosophen nun eifrig studierte. — Auch die Geßnersche Buchhandlung wandte sich, wegen Besorgung einer neuen, verbesserten Auflage der Scheuchzerschen Naturgeschichte nun an Ihn, und bat ihn zugleich um eine Uebersetzung der, in lateinischer Sprache, von Scheuchzern geschriebenen Bergreisen.

„Um sich in den Stand zu setzen, sagt Herr Hirzel, die Scheuchzerischen Arbeiten richtiger zu beurtheilen, das Mangelhafte zu ersetzen, und sie mit Zusätzen zu vermehren," unternahm Herr Sulzer selbst eine Reise in die Alpen. Aber die Beschwerlichkeit des Ersteigens der Berge, und seine Aemsigkeit und Thätigkeit zogen ihm ein Fieber zu, dessen ich kaum erwähnt haben würde, wenn nicht sein alter Lehrer, Geßner, dadurch, daß er den kranken Sulzer selbst nach Zürich holte, und in seinem Hause heilen ließ, ein Zeugniß von der Achtung gegeben hätte,

in welcher Sulzer ſchon damahls bey ſeinen Landsleuten ſtand. *) — Was Herr Sulzer in dieſen merkwürdigen Gebirgen ſah, finden die Leſer in ſeiner „Beſchreibung einiger Merkwürdigkeiten, welche er, in einer, im Jahr 1742 gemachten Bergreiſe durch einige Oerter der Schweiz beobachtet hat.“ **) Der weitläuftige Vorbericht dieſer Schrift, von denjenigen Sachen, welche man bey Bergreiſen vorzunehmen pflegt, und von den Verſuchen, welche Herr Sulzer ſelbſt anſtellen wollen, ſcheint wohl in der Hoffnung, daß er noch mehrere dergleichen Reiſen machen werde, und als Einleitung zu denſelben, geſchrieben worden zu ſeyn. Die Zueignungsſchrift an Herrn Geßner zeugt von des Herrn Sulzer Dankbarkeit, und von des Herrn Geßner Freundſchaft.

Unter dieſen, verſchiedenen litterariſchen Beſchäftigungen ſcheint Herr Sulzer indeſſen die Neigung zu ſeinem Beruf gänzlich verloren zu haben. Er legte ſein Vicariat, im Jahr 1742, nieder, und übernahm eine Hofmeiſterſtelle in dem Schloß Wyden an der Thur. Die nähern Veranlaſſungen zu dieſer Veränderung ſind mir nicht bekannt geworden. Wahrſcheinlicher Weiſe war die Thätigkeit ſeines Geiſtes, wenn nicht die einzige, doch eine der mitwirkenden Urſachen, warum er abwechſelnde Geſchäfte, neue Auftritte, und neue Ausſichten ſuchte, und ſich nicht bey der Vorſtellung, im zwey und zwanzigſten Jahre des Lebens ſchon ſeine endliche Beſtimmung erreicht

*) Vorr. S. 19.

**) Dieſe Beſchreibung iſt nachher, als Zugabe bey den Scheuchzeriſchen Bergreiſen angedruckt worden.

reicht, und Alles ſchon geſehen zu haben, was für ihn gleichſam ſicht bar geweſen wäre, gefallen konnte. Vielleicht trugen auch die, bey dem Studio der Theologie für jeden ſelbſtdenkenden Kopf befindlichen vielen Schwierigkeiten, und die Feſſeln, die dem Geiſt der Prüfung noch itzt ſo oft angeleget werden, etwas zu dieſer Veränderung bey. —

Daß er ſich weiter in die Welt hinaus geſehnt, erhellt aus Vorſchlägen, die Ihm der junge Scheuchzer, von Dresden aus, zu einer Hofmeiſterſtelle daſelbſt, that. *) Um eben die Zeit, oder kurz nachher, trug ihm Herr Schultheß, Kaufmann zu Zürich, eine dergleichen Stelle bey einem ſeiner Correſpondenten, Herrn Bachmann zu Magdeburg, an, — und Herr Sulzer verließ nun die Schweiz, und gieng, im Jahr 1744, nach Magdeburg. Herr Hirzel erzählt uns (S. 62), „daß ſchon „damahls Jedermann von den vorzüglichen Eigenſchaften Sulzers zur Erziehung der Jugend überzeugt geweſen, und daß Er in ſich ſelbſt müſſe den Trieb empfunden haben, ſich dieſem Berufe vorzüglich zu widmen;“ — ſagt uns aber nichts beſtimmtes von dem Fortgange, den er darin zu Wyden gehabt, — und beruft ſich auf eine, nachher erſt von Herrn Sulzer heraus gegebene Schrift. — Der vorzüglichſte Bewegungsgrund, warum Sulzer dieſes Geſchäft übernahm, wird alſo wohl, — wie eben Herr Hirzel es auch erzählt — „die Luſt, ſeine bisher erworbenen Kenntniſſe durch die Kenntniß der Welt noch weiter zu „entwickeln,“ die er auf ſeine eigenen Koſten nicht befriedigen konnte, geweſen ſeyn. —

Sein

*) Eloge S. 19.

Sein Aufenthalt zu Magdeburg war zu wichtig für ihn, als daß wir uns nicht Etwas dabey verweilen müßten.

Das Haus, in welches er kam, hat er, in dem Ehrengedächtniß seiner Gattinn, beschrieben; und man kann diese Beschreibung von der Ruhe, und Eintracht, und den stillen, häußlichen Freuden, und den ungezwungenen Ergötzlichkeiten des Lebens, und dem offenherzigen Umgange, der darin Statt hatte, nicht lesen, ohne mit einer angenehmen Schwermuth erfüllt zu werden.

Herr Bachmann besaß zugleich einen geräumigen Garten; hier konnte Herr Sulzer, nach Neigung des Herzens, botanisiren, pflanzen, einpfropfen, beschneiden.

Aber, ausser der Befriedigung dieser Neigung, erhielt Herr Sulzer auch hier eine neue für eine andere Wissenschaft, in welcher Er zu sehr geglänzt hat, um daß wir nicht der Entstehung dieser Neigung so viel, als möglich nachspüren sollten. Gerade in diesem Zeitpunkt, hatte Deutschland angefangen, aufmerksam auf seine schöne Litteratur zu werden; war es damahls vielleicht mehr, als itzt, weil Neuheit mehr, als innerer Werth, zur Aufmerksamkeit reizt. Diese Aufmerksamkeit mußte in Allen, die sich Fähigkeiten fühlten, die Lust zur Beschäftigung damit erwecken; und das Feld war zu groß, und der Bearbeiter desselben noch zu wenige, als daß sie nicht einander, und, um desto ehe, sich hätten aufsuchen sollen, da es, unter solchen Umständen, nicht fehlen konnte, daß sie nicht mindestens einen eben so hohen

Begriff von der Sache selbst, als von ihrem Verdienst darin hatten; und doch das Feld zugleich noch zu wenig angebaut war, um daß nicht Platz für Alle, und folglich keine Veranlassung zum Neide, gewesen wäre. Auf diese Art erkläre ich mir die wahrhaft freundschaftliche, und aufrichtige Verbindung, in welcher die einzeln Mitglieder einer Secte — denn Secten gab es freylich; und mußte es, bey verschiedenen Grundsätzen, und mit allen ihren Folgen auch geben — die Schweizer, und die Herren Lange, Gleim, Kleist, Sulzer, Pyra, u. a. m. mit einander, in diesem Zeitpunkte standen.

Es kam hinzu, daß der größte Theil dieser Männer damahls noch in einem Alter war, wo man mit dem Blicke nur an derjenigen Seite der Dinge, die uns vorzüglich gefällt, beynahe Ausschliessungsweise, stehen bleibt; daß man vielleicht noch nicht tief genug in das Innre der schönen Künste und Wissenschaften gedrungen war, um alle mögliche Gesichtspunkte der Werke derselben, und alle ihre Verhältnisse zur Welt, genau sehen zu können; daß man, aus Mangel einer gänzlich bearbeiteten Sprache, und eines großen Schatzes dichterischer Werke, vieles noch für dichterisch hielt, und manchen Ausdruck, manche Wendung noch für neu ansehen mußte, und folglich minder Fehler und Mängel entdecken konnte; alles Umstände, welche, ausser dem Individuellen, in dem Charakter und der Lage der Personen, zur Erhaltung gegenseitiger Achtung, und also auch gegenseitigen Vertrauens, und gegenseitiger Freundschaft, sehr vieles beytragen, und zu gleicher Zeit, die Ausbrei-

tung

tung des Geſchmackes ſchon deswegen befördern mußten, weil dieſe Verbindung unter ſeinen Lehrern die Achtung des Publikums ihm ſicherte. —

Die genauern Umſtände, wodurch Herr Sulzer, mit den Herren Lange, Gleim, Meyer, u. a. m. bekannt wurde, ſind mir nicht bewußt; es ſind aber Zeugniſſe ihrer Eintracht, und ihrer Glückſeligkeit und ihres gemeinſchaftlichen Eifers zur Beförderung des Geſchmackes, in der, von Herrn Langen herausgegebenen Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe verhanden.

„Die ganze Luft, ſagt Herr Hirzel, war in „Laublingen poetiſch; Niemand, der ſie einathmete, „blieb vom Enthuſiasmus für Poeſie und Freund„ſchaft frey.“ — In dem Umgange, und durch den Briefwechſel mit dieſen Männern wäre Herr Sulzer vielleicht, wenn er, entweder mehr Anlage zur Dichtkunſt gehabt hätte, oder nicht ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich ſchon auf Philoſophie und Naturkunde gefeſſelt geweſen wäre, ſelbſt Dichter geworden. Jzt wurde er nur Aeſthetiker, und es war natürlich, daß die, in dieſem Zirkel, und in der Schweiz herrſchenden Begriffe von Geſchmack und Schönheit in den Werken des Witzes, die Begriffe des Herrn Sulzer werden mußten.

Noch ein anderer Umſtand ſtand indeſſen vielleicht einer ganz feinen Ausbildung ſeines äſthetiſchen Gefühls entgegen. Er ſcheint wirklich zu ſpät Neigung für die Werke des Witzes gefaßt zu haben; in ſo fern zu ſpät, daß nähmlich gleichſam aller Platz in ihm ſchon mit Philoſophie, Naturkunde, Meßkunde

kunde beſetzt war, wie, er anfieng, vorzüglichen Geſchmack an den Werken des Witzes zu finden. Der Aeſthetiker wurde auf den Moraliſten und den Naturforſcher gleichſam eingeimpft. „Bis auf den Zeit„punkt, da Herr Sulzer nach Magdeburg kam,“ erzählt Herr Hirzel, *) „hatte er wenig Gelegenheit „gehabt, die ſchönen Künſte kennen zu lernen; und „die ſchönen Wiſſenſchaften ſahe er für eine Nebenſa„che an, die mehr zur Beluſtigung in den Nebenſtunden „dienen ſollte, als daß ſie eine vorzügliche Aufmerk„ſamkeit des Weltweiſen verdienten.“ —

Beweiſe von dem Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf alle ſeine Begriffe zeigen ſich in ſeinen folgenden Schriften. Bald nachher, wie Herr Sulzer nach Magdeburg gekommen war (im Jahr 1745), und ehe noch als er genau mit Herr Langen bekannt geworden zu ſeyn ſcheint, erſchien ſein Kurzer Begriff aller Wiſſenſchaften; und Herr Hirzel bemerkt ſehr richtig, **) „daß in der erſtern Auflage „die Naturlehre, die Naturgeſchichte, und die Thei„le der Mathematik Herrn Sulzer noch am meiſten „beſchäftigt haben, und daß wir uns verwundern „müſſen, von den ſchönen Künſten gar nichts, und „von den ſchönen Wiſſenſchaften nur ſehr wenige ma„gern Gedanken anzutreffen, welche hingegen in der „zweyten Auflage (die freylich aber erſt im Jahre 1759 „erſchien) mit beſonderm Fleiß, und kritiſcher Ein„ſicht ausgearbeitet ſind.“ — Er verſuchte ſo gar, ſelbſt zu dichten, wie wir aus einer Antwort an Doris (Mad. Langen) ſehen, die Herr Lange in die

*) S. 74. **) S. 74.

die vorgedachte Sammlung (2ter Theil S. 336) eingerückt hat; und hatte auch einigen Antheil an dem litterariſchen Kriege zwiſchen Gottſched und den Schweizern.

Vielleicht zeigt ſich in des Herrn Sulzer Leben noch eine andere Wirkung von ſeiner Beſchäftigung mit den ſchönen Wiſſenſchaften, — wenn es nicht vielleicht gar eine der mitwirkenden Urſachen dieſer Beſchäftigung, oder ſeiner wachſenden Neigung für die ſchönen Wiſſenſchaften geweſen iſt. Verſchiedene ſeiner Briefe an Herrn und Mad. Lange ſcheinen zu beweiſen, daß er an dem Umgange mit angenehmen und vernünftigen Frauenzimmern, in dieſem Zeitpunkte, Vergnügen gefunden habe, wozu freylich die Bekanntſchaft mit Madam Lange vieles beygetragen haben mag. *) Er hatte nicht allein den Gedanken — und ſcheint ihn ganz ernſtlich gehabt zu haben — „zwiſchen Doris, und andern vortreflichen „Mädchen der Gegend und zwiſchen den ſchweizeriſchen „Schönen von dieſer Art, eine feſte Verbindung zu „ſtiften, die mit der Zeit ganz Deutſchland in Ver„wunderung ſetzen und in der Zukunft mehr Aufſehen „machen, und mehrern Nutzen bringen ſollte, als „alle Ordres des Franc-Maçons;“ und er ſcheint die Hofnung gehegt zu haben, dieſen Gedanken ausführen zu können; **) er las auch einer Dame ſeiner Bekanntſchaft (einer Madam Schwarz) Virgils Eclogen, und ein Stück des Gedichtes vom Landbau vor;

*) Langens Briefe, 1ter Theil S. 308.

**) Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe Th. 1. S. 282 und 287.

vor; *) ſetzte für ſie eine franzöſiſche, ihr zugeſchriebene Abhandlung von der Schönheit und dem Nutzen der Naturhiſtorie und Phyſik auf, und ſuchte ihr Luſt zur Lectüre und zu den ſchönen Wiſſenſchaften beyzubringen, **) und ſcheint auch vorzüglich der Beförderer eines Briefwechſels zwiſchen Mad. Lange, und den Damen Schwarz und Wallmigrath geweſen zu ſeyn, wovon ſich einige Proben in der gedachten Sammlung finden. — Es iſt gewis, daß, wenn auch das Vergnügen an der Unterhaltung und dem Umgange mit dem ſchönen Geſchlecht, und die Neigung zu den ſchönen Wiſſenſchaften, nicht gegenſeitig, als Urſach und Wirkung, mit einander verbunden, ſondern beyde, und oft gleichzeitige Wirkungen der allmähligen Entwickelung unſerer Gefühle ſind, ſich beyde Neigungen dennoch einander gleichſam hülfliche Hand bieten, und daß beyde, bey einem rechtſchaffenen Herzen, und einem gut gebildeten Charakter, gleich viel zur Glückſeligkeit des Lebens, und zur Verfeinerung der Sitten beytragen.

Die Bekanntſchaft und der Umgang mit dieſen Frauenzimmern, gaben ihm, wahrſcheinlicher Weiſe, die Idee zu einem, auf die Bildung und Belehrung des ſchönen Geſchlechtes beſonders gerechneten Werke ein. Er wollte, mit Beyhülfe verſchiedener ſeiner Freunde, einen Mädchenfreund, in Form einer periodiſchen Schrift, ſchreiben, und hatte verſchiedene Aufſätze dazu bereits abgefaßt.***) — Ein anderer

*) Ebend. S. 297. **) Ebend. S. 300.
***) Hirzel S. 83 und 113. Langens Briefe 1. 295, 299 u. a. m.

derer Umſtand hat indeſſen vielleicht den mehrſten Antheil an dieſem Entwurfe gehabt. Herr Sulzer fand in dem Hauſe des Herrn Bachmanns, eine Nichte deſſelben, eine Mamſel Reuſenhof. Sie verband Schönheit des Geiſtes mit Schönheit des Körpers, und beſaß zugleich ein anſehnliches Vermögen, *) und Herr Sulzer prieß, nach ſeinen eigenen Worten, **) das erſte Mahl, als er dieſe Perſon geſehen, denjenigen glücklich, dem die Vorſehung ſie zur Geſpielinn des Lebens beſtimmt habe. Ihre feine Seele ſcheint bald von des Herrn Sulzer Verdienſten gerührt worden zu ſeyn; ***) und wäre es nicht möglich, daß, wenn Herr Sulzer auch nicht eigentlich die fernere Ausbildung und Aufklärung dieſer damahls noch ſehr jungen Perſon zum Zweck bey ſeinem Entwurfe gehabt, dieſe Bekanntſchaft, und ſeine immer mehr wachſende Neigung für dieſe Perſon, ihm dennoch eine beſondere Theilnehmung an dem weiblichen Geſchlecht eingeflößt hätte? Auch hätte ein Mann von Vernunft und Einſicht ſich auf keine edlere Art um ein einzeles Frauen immer bewerben können, als wenn er ſich Verdienſt um ihr ganzes Geſchlecht zu machen ſuchte; und ein Frauenzimmer hätte nicht leicht mehr Einſicht und Vernunft zeigen können, als wenn ſie durch dieſe Art von Bewerbung vorzüglich gewonnen worden wäre. Dieſe Schrift gerieth indeſſen ins Stocken, und ein einzeles der Mamſel Reuſenhof, zugeeignetes Stück, Damon oder die platoniſche Liebe iſt, in der Folge, hinter Bodmers Pygmä-

*) Hirzel S. 142. **) Siehe das Ehrengedächtniß.
***) Hirzel S. 166.

malion und Elise, die Herr Sulzer heraus gab, angedruckt worden.

Diese Beschäftigungen mit der schönen Litteratur, und dahin einschlagenden Werken, verbunden Herrn Sulzer, und Herrn Bodmer genauer mit einander,*) als sie es bis itzt, als bloße Landeleute gewesen waren, und als sie es doch, ohne dieses, in der Folge, wahrscheinlicher Weise, gewesen seyn würden. Es entspann sich ein vertraulicher Briefwechsel unter ihnen; und es war natürlich, daß die Verdienste, welche Bodmer wirklich um unsere Litteratur hat, seinem Freunde und Landsmanne und Schüler nun in einem glänzendern Lichte, als einem unparteiischen Beobachter, erscheinen, und seinen Geschmack gänzlich entscheiden mußten. Freundschaft hört, ohne einen gewissen Grad von Parteilichkeit, auf, Freundschaft zu seyn, oder sie ist vielmehr nicht Parteilichkeit, weil sie nur, gleich dem kältesten andern Beobachter, sagt, und urtheilt, wie sie empfindet. Es scheint indessen gewis, daß des Herrn Sulzer Freundschaft für Herrn Bodmer auf Ihn, als Aesthetiker, zu viel Einfluß gehabt hat.

Diese Beschäftigungen mit Sachen des Geschmackes scheinen indessen seine Neigung zur Natur und zur Naturkunde nicht geschwächt zu haben. Er sammelte Insekten. **) Mad. Lange beschuldigte ihn in einem Gedichte, daß er nur immer Blumen suche, Höhen messe, und nach Sternen sehe; auch Gleim fand darin den Grund seines Stillschweigens, und Sulzer

*) Hirzel S. 88.

**) Langens Briefe 1ter Theil S. 269.

Sulzer ſelbſt äußert, in ſeinen Briefen an Herrn Lange, Sehnſucht, ſeiner Erndte mit beyzuwohnen, und der Natur zu genießen. Auch erzählt Er von ſich ſelbſt, daß, „ſo angenehm der Sommer für ſein Ergötzen ſey, ſo ſchlimm ſey er für das Studieren; man ſuche da die Schatten, gehe in ſchattenreiche Gärten, und vergnüge ſich ſo wohl, daß man der Muſen vergeſſe.“

Aber, Alles dieſes hinderte ihn nicht, ſeinem eigentlichen Amte treulich vorzuſtehen. Er verſagte ſich das Vergnügen, Herrn Lange ſo oft, als dieſer es vielleicht wünſchte, zu beſuchen, weil er, wie er ſchreibt, *) „ein Amt habe, das ihn binde;“ und wenn es, wie es höchſt erweißlich iſt, einem Manne von des Herrn Sulzer Talenten ſchwerer werden muß, dem Unterricht von Kindern obzuliegen, als Anweiſungen für Lehrer ſelbſt abzufaſſen: ſo ſichert ihm jener Fleiß um deſto gewiſſer das, was Helvetius eſtime lente nennt, weil wir dieſe immer gewis für den Mann empfinden, der das, was er eigentlich ſeyn will, wirklich iſt, und die wir uns nicht durch die größten Talente für andere Geſchäfte alsdann ſo leicht entreißen laſſen. — Es iſt mir übrigens nicht genau bekannt, welchen Fortgang die Söhne des Herrn Bachmanns unter ſeiner Anweiſung hatten; man hat mir aber erzählt, daß er ihnen die Kenntniß der lateiniſchen Sprache unter andern blos durch den Gebrauch beygebracht, und daß der eine derſelben die leichten lateiniſchen Autoren ſehr gut verſtanden habe,

*) Ebend. 1ſter Theil S. 292.

habe, ohne etwas von Grammatik, oder das zu wiſſen, was nur durch Grammatik erlernt werden kann. —

Daß Herr Sulzer ſich mit Nachdenken über die Erziehung beſchäftigt, beweißt ſein, zwar in der Schweiz wahrſcheinlicher Weiſe, und vielleicht zu ſeinem eigenen Gebrauch, und nach ſeinen eigenen Erfahrungen, zuerſt entworfener aber zu Magdeburg doch vollendeter, und auch hier vermehrter, und verbeſſerter Verſuch über die Auferziehung und Unterweiſung der Kinder, der zu Zürich im Jahr 1745, und das zweyte Mahl ebendaſelbſt, im Jahre 1748, gedruckt wurde.

An den Vermehrungen hatten ſeine Freunde, und an den Verbeſſerungen ſcheinen ſie, mittelbar und unmittelbar, Theil gehabt zu haben. Herr Künzli, Rektor an der Schule zu Zürich, gab, unter dem Namen von M. Kinderlieb, und unter dem Anſchein, als ob er Herrn Sulzer widerlege, einen Zuſatz über die Misbräuche und Vorurtheile her, die in Zürich in Abſicht auf Erziehung herrſchen, der Conſiſtorialrath, Herr Sack zu Berlin, Regeln einer vernünftigen Aufführung für einen jungen Menſchen, die, als eine Fortſetzung des Sulzeriſchen Werkes angeſehen werden können, und Herr Lange, wie es ſcheint, Anmerkungen. Schon zur erſten Auflage hatte Herr Waſer, damahls Catechet zu Zürich, in Form eines Briefes, eine ziemlich launichte Vorrede zu dem Werk geſchrieben; und als Anhang befindet ſich ein, aus dem Engliſchen, überſetzter Verſuch über die Freundſchaft dabey.

Herr

Herr Sulzer scheint, wie jeder junge Schriftsteller, ziemlich sanguinische Hofnungen von dem Nutzen seiner Arbeit gehegt zu haben. Er schrieb an Herrn Lange, „itzt hoffe ich, den Leuten alle „Kunst der Erziehung in die Hände geben zu kön„nen.“ Dazu hatte Herr Sulzer vielleicht allen Lehrern das große Talent, Alles, was über Erziehung geschrieben worden ist, richtig anzuwenden, und vorzüglich das Talent, sich zu den Fassungskräften der Kinder herabzulassen, und die Liebe derselben gänzlich zu gewinnen, in die Hände geben müssen. Die, durch Temperament, und Fähigkeiten entstehende Verschiedenheit unter den Kindern, und die Verschiedenheit in den Umständen, der Lage, der Denkart, u. s. w. der Eltern, machen die besten Regeln und Ideen über Erziehung zu dem ungefähr, was die Regeln in der Dichtkunst sind; sie nützen nur dem, der dazu geboren ist; und mir dünkt, als ob die vielen und, zum Theil so sehr guten pädagogischen Schriften dem Erziehungswesen nur mittelbar aufgeholfen hätten. Sie haben die Aufmerksamkeit des Publikums darauf gezogen, haben es mit den großen dabey befindlichen Schwierigkeiten, und mit den großen dazu erforderlichen Talenten bekannt gemacht, haben dadurch denen, die sich damit abgeben, größere Achtung und größere Belohnungen verschaft, und diesem zu Folge, hin und wieder, einen Mann von wahren Fähigkeiten, gereizt, Kinderlehrer zu werden, und dem, der es werden müssen, sein Geschäft wichtiger gemacht. —

Herr Sulzer scheint mir übrigens bey dieser Arbeit zwar immer einen, durch Wolf gebildeten, systemati-

matiſchen, *) aber doch zugleich auch wahrhaft philoſophiſchen und denkenden Kopf, und zwar darin zu zeigen, daß er, für das Weſentliche bey aller Erziehung, die Bildung des Kindes zu einem vernünftigen, tugendhaften, geſitteten Menſchen hält, und die Wiſſenſchaften nur als Mittel hiezu angeſehen, und die Erlernung derſelben nicht, wie es noch täglich geſchieht, zum Hauptzweck alles Unterrichts gemacht haben will.

Da es nicht zu meiner Abſicht, bey dieſen Nachrichten, gehört, Analyſen aller Werke des Herrn Sulzers zu geben: ſo werde ich mich auf einige wenige Bemerkungen über dieſes Werk einſchränken.

Ich weiß nicht, ob Herr Sulzer, bey allen ſeinen Vorſchlägen, die wirkliche Natur des Menſchen genug im Auge gehabt hat; und es dünkt mir, als ob ſich dieſe Frage bey verſchiedenen ſeiner Werke thun ließe? Sollte nicht ſeine frühzeitige Neigung zu Wolfs Schriften, ihn, beſonders in ſeinen früheſten Schriften, zu dogmatiſch gemacht haben? — Er will, in dieſem Verſuche, z. B. daß man, ſchon von dem zweyten Jahre des Kindes an, ſich bemühen ſolle, ihm deutliche Begriffe beyzubringen. Ohne hier, durch Zergliederung des deutlichen Begriffes, die Schwierigkeit der Sache zu zeigen, will ich nur bemerken, daß er hiezu unter andern geometriſche Figuren vorzüglich geſchickt findet; und mich dünkt doch, daß, um bey geometriſchen Figuren wahrhaft deutliche Vorſtellungen zu haben, und noch mehr, um ſie durch dergleichen zu erwerben, ei-

nt

*) Hirzel S. 53.

ne Menge anderer Kenntniſſe voraus geſetzt werden müſſen? — — Die Erlernung der todten Sprachen ſetzt er bis nach dem zehten Jahre hinaus. Entweder hat man dem Kinde, das dieſe Sprachen nun einmahl lernen ſoll, bis dahin ſo viel Sachkenntniß, als ſeine Fähigkeiten faſſen konnten, beygebracht; und dann, frägt es ſich, ob, auch bey der leichteſten Lehrart, das Kind nun die Sprachen noch gern wird lernen wollen, und gut lernen? — Oder, man hat dieſes nicht gethan, und dann hat man eine Zeit verloren gehen laſſen, die, da das Kind noch wenigerer Zerſtreuungen fähig, und Alles gleichſam unbeſetzt in ihm war, zur Erlernung der Sprachen ſo vorzüglich geſchickt zu ſeyn ſcheint. — Mich dünkt, als ob auch hiebey nicht die Rückſicht auf die doch immer nothwendige und ſchickliche Beſchäftigung des Kindes bis in dieſe Zeit beybehalten worden wäre. Der Vorſchlag, den Unterricht in der Religion bis ins zwölfte Jahr hinaus zu ſchieben, würde wohl nur dann vollkommen ausgeführt werden können, wenn man ein Kind bis in dieſes Alter überhaupt vor allen Religionsbegriffen bewahren könnte; aber iſt denn dieſes in der wirklichen Welt möglich? — —

Noch eine andere Stelle ſcheint einigen Einwurf zuzulaſſen. Herr Sulzer empfiehlt, um den Geiſt der Kinder aufzuwecken, die Lectür der beſten Dichter mit ihnen, und ſagt, bey der Gelegenheit: „ich „kann mir nicht vorſtellen, daß ein Menſch, der ſei„nen guten natürlichen Verſtand hat, ſchlecht den„ken könne, nachdem er die alten und neuen Poeten „öfters, und mit Nachdenken durchgeleſen hat.“

Das Nachdenken ſetzt voraus, daß das Kind, oder der Jüngling alle die Schönheiten der Dichter fühle; und ein wahres Werk der Einbildungskraft und Empfindung kann vorzüglich nur auf Einbildungskraft und Empfindung wirken; dieſes iſt ein Geſetz der Natur, das ſich weder läugnen, noch hemmen läßt. Auf den lebhaften, gefühlvollen Jüngling werden alſo Dichter, die für ihn Dichter ſind, wirken; er wird diejenigen, die ſeine Einbildungskraft und ſeine Empfindungen treffen, gern leſen; — und die andern — ungeleſen laſſen. — Dieſes lehrt die tägliche Erfahrung. Die claßiſchen Dichter werden wahrlich mehr — buchſtabirt als geleſen, und mehr geleſen, als empfunden. Den mehrſten Menſchen, und ſelbſt vielen Gelehrten, ſcheint ein eifriger Bewunderer des Homers wenigſtens ein — Schwärmer. Und nun fräget es ſich — doch freylich iſt es eigentlich keine Frage mehr! — ob in jenem Jünglinge, bey unſerer Lebensart, bey unſerer Erziehung, — ſo gar bey unſerer Nahrung — nicht Einbildungskraft und Empfindung, wenn er zu öfterm Leſen der Dichter angehalten wird, zum Nachtheil aller andern Vermögen, die Oberhand erhalten müſſen? — Beweiſe hievon liefert Stadt und Land; liefert das männliche und das weibliche Geſchlechte. — Sollte man nicht ehe, bey der Erziehung, einen höchſt ſparſamen und vorſichtigen Gebrauch der Dichter anrathen?

Uebrigens zeigt ſich in dieſer Stelle auch die eigenthümliche Wendung des Sulzeriſchen Geiſtes. Er will durch die Lectüre der Dichter nur ein beſſeres Denken in ihrem Leſer erzeugen. Wäre dieſe Wirkung

auch

auch gewis: so würden, bey ihr allein, bald diese wirkenden Ursachen des Gutdenkens aussterben; oder vielmehr die ersten dieser wirkenden Ursachen würden gar nicht wirklich geworden seyn, wenn die Menschen nur vorzüglich durch ihre Moralität, und nicht vielleicht weit stärker noch, durch Kühnheit, Beharrlichkeit, Unternehmungsgeist u. s. w. auf einander wirkten, wenn wir nicht durch große Leiden, durch Anstrengung und Aeusserung aller Kräfte der menschlichen Seele tief, und sehr tief gerührt würden. Sollte also der Philosoph, der eigentlich jede Art von Kenntniß und Wissenschaft nicht für Zweck des Bestrebens, sondern blos als Mittel zur Vervollkommung des Menschen überhaupt ansehen, und, nach Art und Natur dieser verschiedenen Kenntnisse und Wissenschaften, jeder derselben das Gebiet gleichsam anweisen muß, das sie, im Menschen, anzubauen und auszubilden hat, — sollte der von dem Dichter überhaupt verlangen können, daß uns dieser vorzüglich, und so gerade zu, über Moralität (im gewöhnlichen und engern Sinne des Wortes) Unterricht gebe? hieße das nicht Trauben von Dornen lesen wollen? Muß er nicht ehe von dem Dichter fordern, was dieser, vermöge seiner Materialien, und nur er allein geben kann; das heißt, muß er nicht vorzüglich, unsre Einbildungskraft, unsern Witz, unser Empfindungsvermögen beschäftigen, unterhalten, ausbilden (nicht etwan verderben) und uns Kenntniß der menschlichen Natur, durch Aufdeckung der Springfedern derselben, zu verschaffen suchen? Ist diese Unterhaltung, und diese Kenntniß, die wir aus der

Lectüre der Dichter allein erhalten können, nicht wichtig genug? Und würde der menſchlichen Natur mehr als ein Vermögen gegeben worden ſeyn, wenn nur eines hätte ausgebildet werden ſollen? — Aber, freylich können dieſe Vortheile aus den Dichtern nicht ohne Anweiſung, wie ſie geleſen werden ſollen, und vorzüglich nicht von Jünglingen, gezogen werden; und dieſe Anweiſung zu geben, wäre vielleicht kein Menſch fähiger geweſen, als Herr Sulzer. —

Dieſe Schrift über die Erziehung, und, wahrſcheinlicher Weiſe, noch mehr der Ruf der glücklichen Anwendung ſeiner Grundſätze, zog ihm ein Anerbieten der Hofmeiſterſtelle bey dem Erbprinzen von Bernburg zu, das er, aus unbekannten Gründen, aber, ablehnte. *)

Er war, in dem Hauſe des Herrn Bachmanns, mit dem Herrn Oberconſiſtorialrath Sack, der, in eben dieſem Hauſe ehedem Erhohlung von ſeinen Amtsgeſchäften gefunden, und die Glückſeligkeit der Bewohner deſſelben vermehrt hatte, bekannt, und dem Herrn Sack werth geworden. Dieſer wünſchte den Herrn Sulzer nach Berlin zu ziehen, und beredete ihn zu einer Reiſe dahin (im Jahr 1745), bey welcher er mit dem Herrn Maupertuis und Euler **) und, wie es ſcheint, auch dem verehrungswürdigen Spalding und mehrern Berliniſchen Gelehrten bekannt wurde. Es war natürlich, daß, wenn auch Herr O. C. R. Sack nicht gewünſcht hätte, Herrn Sulzer nach Berlin zu ziehen, dieſer, ſo bald er Berlin

*) Eloge S. 20. Hirzel S. 95.
**) Eloge S. 20.

Berlin kannte, es ſelbſt wünſchen mußte; dieſe Reſidenz vereint zu viel von dem, was der Philoſoph und der Mann von Geſchmack und Talenten nahe um ſich zu haben, wünſchen muß. — Wenn dieſen Wünſchen indeſſen nicht gleich Genüge geſchehen konnte: ſo wurden denn doch allmählig Vorbereitungen dazu getroffen. Herr Sack hatte den Herrn Sulzer dem Herrn v. Maupertuis zum Mitgliede der Academie, *) und zu irgend einem Lehrſtuhl der Mathematik oder der Naturkunde, **) zu welchen dieſer dem Könige von Preußen die Perſonen vorſchlug, empfohlen; aber der Präſident der Academie, aus Mangel von Kenntniß der deutſchen Sprache, vermochte Herrn Sulzers Anſprüche darauf nicht zu beurtheilen. Herr Formey, den Herr Sulzer in Berlin auch kennen gelernt hatte, überſetzte, dieſem Mangel abzuhelfen, die Moraliſchen Betrachtungen, die, wie vorgedacht, nun mit dreyen vermehrt, und mit einer empfehlenden Vorrede von Herrn O. C. R. Sack, beſonders abgedruckt worden waren, und zu Berlin im Jahr 1745 herauskamen. Auch ſcheint Herr Sulzer noch einmahl, im Jahre 1746, eine Reiſe nach Berlin gethan zu haben. ***)

Er ſetzte indeſſen ſeine unternommenen litterariſchen Arbeiten in Magdeburg fleißig fort. Der Erſcheinung des kurzen Begriffes aller Wiſſenſchaften und anderer Theile der Gelehrſamkeit, der, zu Leip-

*) Eloge S. 21. **) Hirzel S. 90.
***) Eloge S. 24. Lange, Samml. freundſch. und gelehrt. Br. Th. 1. S. 287.

pzig, im Jahr 1745 erschien, ist bereits gedacht. Auch dieses Werk hat Herr Sulzer ursprünglich vielleicht zu seinem eigenen Unterricht entworfen. Er sah die Fehler und Lücken desselben zu gut ein, und wünschte zu ernsthaft, die Belehrung von Kennern zu erhalten. *) Die zweyte Ausgabe vom Jahre 1758, beweißt deutlich, wie unvollkommen die erste war, und enthält verschiedne scharfsinnige Anmerkungen, die wohl besonders aufbewahrt zu werden verdienen. Er erinnert, z. B. die Weltweisen, „die „genaueste Aufmerksamkeit auf die dunkeln Gegenden „der Seele, wenn mann so reden darf, zu richten, „wo sie nach sehr undeutlichen und dunkeln Begriffen „handelt, um die empirische Psychologie dadurch „zu erweitern.“ An einer andern Stelle sagt er: „Es hat noch Niemand erklärt, wie die Seele, ohne „merkliches Nachdenken oder Uberlegung gewisse Dinge sehr richtig erkennt, die durch das längst: Nachdenken, und sehr deutliche Begriffe nicht erkannt „werden können. So kann, z. B. kein Mensch durch „Nachdenken herausbringen, mit was für einer Geschwindigkeit, und mit welcher Richtung der Arm „zu bewegen sey, um mit einem Stein ein entferntes „Ziel zu treffen; durch die Uebung aber kann man zu „einer Fertigkeit darin gelangen. — — Wie kommt „es, daß die Seele zweyerley verschiedene Verrichtungen zugleich, eine durch deutliche, die andere „durch dunkele Erkenntniß sehr gut verrichten kann? „Man kann, z. B. im Gehen, oder unter einer „Handarbeit, wozu eine genaue Beobachtung vieler „Re-

*) S. die Vorrede zur ersten Auflage.

„Regeln gehört, ſehr deutliche und richtige Unterſu„chungen über andere Sachen anſtellen, ohne, daß „eine Verrichtung die andere hindere.“ — Eine andere Stelle über die Mahlerkunſt *) beweißt indeſſen, daß Herr Sulzer damahls noch nicht ſo reiflich über die ſchönen Künſte nachgedacht hatte, wie er es, zum Theil, in der Folge zeigte. Dieſes kleine Werk iſt übrigens gleichſam eine Charte des ganzen Gebietes der Gelehrſamkeit, ſo weit es entdeckt iſt; die noch unbekannten Gegenden aber, bey welchen der Canzler Baco ſich am mehrſten aufhielt, ſind nur in ſo fern bemerkt, als die entdeckten und angebauten ſich in ihnen zu verlieren ſcheinen. —

In eben dieſer Schrift trägt Herr Sulzer auch Sprachverbeſſerungen vor, welche beweiſen, daß der philoſophiſche Geiſt gleichſam die Oberhand in ihm hatte. Um die Sprache höchſt beſtimmt zu machen, ſcheint er uns Synonymen, Verſetzungen, und Idiotismen nehmen zu wollen. Wie unzufrieden hiemit alle Dichter ſeyn würden, iſt begreiflich. Auch würden alle Schriftſteller, die unſern Sprachreichthum zu gebrauchen wiſſen, ſehr viel verlieren, und die andern — nichts gewinnen. — Einige Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen, zwar beſtimmten, aber ſo trockenen und einförmigen Sprache ſcheinen beynahe das Muſter geweſen zu ſeyn, das Herr Sulzer bey ſeinen Vorſchlägen hatte. Man hat mir erzählt, daß er dieſer Sprache den Vorzug vor der deutſchen gegeben habe. Daß er ſehr für ſie, und die franzöſiſchen Schriftſteller eingenommen war, erhellt aus einer

*) S. 9.

einer Stelle eines ſeiner Briefe an Herrn Lange; *) er empfiehlt Mad. Lange ſehr, ſehr angelegentlich die Erlernung derſelben; und, Zweifels ohne, war es die Correctheit der franzöſiſchen Autoren, wodurch ihre Sprache in ſeinen Augen einen ſo großen Werth erhielt. —

Zugleich vollendete er zu Magdeburg die, Ihm aufgetragene Ueberſetzung der Scheuchzeriſchen Bergreiſen, und die Verbeſſerung der Naturgeſchichte deſſelben. Dieſe Verbeſſerungen und Vermehrungen beſtehen in Berichtigungen des Textes, in einzeln erläuternden Anmerkungen, z. B. über die Entſtehung des Torfes, über das Heimweh der Schweizer u. a. m. und zugleich in Abhandlungen, welche Herr Scheuchzer in die Breslauiſchen Sammlungen hatte einrücken laſſen. Ein ganz eigener Zuſatz von Herrn Sulzer iſt, auſſer der ſchon vorhin gedachten Beſchreibung ſeiner Bergreiſe, eine Unterſuchung von dem Urſprung der Berge. — Das Werk erſchien im Jahr 1746.

In eben dieſem Jahre kamen die freundſchaftlichen Briefe heraus, die bis itzt immer den Schriften des Herrn Gleim beygedruckt, und als von ihm geſammelt angeſehen worden ſind, zu welchen aber Herr Sulzer nicht allein die Vorrede ſchrieb, **) ſondern an deren Herausgabe er auch mindſtens ſo viel Theil, als Herr Gleim gehabt zu haben ſcheint. ***)

Der

*) Sammlung gelehrt. und freundſch. Br. Theil 1. S. 298.

**) Lange, Sammlung gelehrter und freundſchaftl. Briefe Th. 1. S. 82. Th. 2. S. 120.

***) Ebend; Th. 1. S. 286.

Der Zweck dieſer Briefe war, wie Herr Hirzel *) ſagt, „Deutſchland Muſter des verbeſſerten Ge„ſchmacks in Briefen zu geben,“ und Herr Sulzer hoffte, „daß ſie, in verſchiedenen Abſichten von gutem „Nutzen ſeyn würden;“ **) aber Herr Hirzel ſcheint ſehr richtig zu bemerken, daß die Weglaſſung der, urſprünglich darin befindlichen kritiſchen Bemerkungen und Nachrichten, den mehreſten derſelben „den „Schein einer gezierten Empfindeley giebt;“ und Herr Waſer hat ſie vielleicht noch richtiger charakteriſirt. Er ſagt, in einem Briefe an Herrn Lange: ***) „ich hätte gewünſcht, daß ſie etwas lehr„reicher wären; — mir ſcheints, als wenn in den „meiſten zu viel Kopfwitz wäre. Ich mache nähmlich einen Unterſchied zwiſchen dem Witz, den Freund„ſchaft und Affekt einflößen, und zwiſchen dem an„dern, der im Kopf blos geboren wird; und es ſol„len doch Alles freundſchaftliche Briefe ſeyn. Ge„wiß iſt das Herz witzig, aber es iſts auf ſeine Wei„ſe.“ Wenn, wie Herr Hirzel erzählt, durch dieſe Briefe die critiſchen Briefe des Herrn Bodmer veranlaßt worden ſind: ſo iſt dieſes unſtreitig ihr gröſſtes Verdienſt.

Durch des Herrn Sulzer Reiſen nach Berlin, und ſeine daſelbſt gemachten Bekanntſchaften ſcheint eine andere ſeiner litterariſchen Arbeiten näher veranlaßt worden zu ſeyn. Herr Spalding arbeitete damahls an einer Ueberſetzung von Shaftesbury's Mora-

*) S. 87.
**) Lange, Samml. fr. und gel. Br. Th. 1. S. 286.
***) Ebend. S. 222.

Moraliſten, und, wenn wir es nicht auch wüßten: *) ſo ſieht man es doch Herrn Sulzers Unterredungen über die Schönheiten der Natur an, daß die Form zu ihnen, die Wendung derſelben, und ſo gar einzele Ideen darin aus jener Schrift des engliſchen Philoſophen genommen worden ſind, welche ihm überhaupt ſehr werth geweſen ſeyn ſoll. — Obgleich dieſes Werk erſt verſchiedene Jahre nachher (im Jahr 1756) heraus kam, und nach des Herrn Sulzer Vorſatz wohl gar noch ſpäter hätte heraus kommen ſollen — denn er wollte es, nach Horazens Vorſchrift, nonum premere in annum **) — ſo mache ich mir doch kein Bedenken, ſchon hier einige Bemerkungen darüber hin zu werfen.

Herr Sulzer (ſcheint uns Herr Hirzel ***) ſagen zu wollen) wünſchte, nach ſeiner nähern Bekanntſchaft mit der ſchönen Litteratur, „den Grazien in ſeinen philoſophiſchen Schriften mehr zu opfern, und das Reizende der ſchönen Wiſſenſchaften mit der Gründlichkeit zu verbinden;“ und ſo wählte er dieſe, ihm geläufige, und intereſſante Materie, bey deren Bearbeitung, unſtreitig, der Dichter und der Philoſoph vereint werden können, und deren Vereinigung denn auch die obgedachte Form nicht entgegen ſteht.

Daß, wie Herr Hirzel eben daſelbſt ſagt, dieſe Unterredungen dem erhabenen Ton der Platoniſchen Geſpräche nahe kommen, getraue ich mir nicht nach-

*) Hirzel S. 91.

**) L. Samml. freundſch. und gelehrter Br. Th. 2. S. 94.

***) S. 88.

nachzusagen. Auch das Charakteriſche des Platoniſchen Dialogen, in Gang und Wendung ſcheinen ſie nicht zu haben; und das Muſter, welches Herr Sulzer näher vor Augen gehabt zu haben ſcheint, Shaftesbury, hat hierin, ſo ſehr er ſonſt platoniſiren mag, wohl auch nicht den Plato ganz erreicht. Beſonders ſcheint es mir, als ob Herr Sulzer dazu zu gerade in ſeine Materie hinein gienge. Sein Charites, der anfänglich, nun er einen ſchönen Morgen geſehen, in langer Zeit die Morgenruh für dieſes Ergötzen nicht wieder verlaſſen will, iſt in einigen Stunden ſchon ſo weit, daß er alle ſeine Tage im Schooß der Natur zuzubringen wünſcht. Der Philocles des Shaftesbury war, vom Theocles, nicht ſo balde und ſo gänzlich von dem, ihm eigenen Scepticiſmus geheilt worden. Wie viel dieſes, zur Auseinanderſetzung der Materie ſelbſt beyträgt, wie ſehr es, durch erregte Erwartung, das Intereſſe des Werkes erhöht, lehrt das geringſte Nachdenken. — Auch entwickeln ſich bey dem Plato ſo wohl, als bey dem Shaftesbury, Innhalt und Zweck des Geſpräches allmähliger. Der letztere iſt zugleich ſehr reichhaltig an beſtimmten Gedanken, hat ſehr viel Feinheit in Wendung und Ausdruck, und läßt, hin und wieder, unter der Larve von Einfalt und Unſchuld, Spötterey, und vielleicht ſogar Bosheit blicken. In wie fern Herr Sulzer in diesem Werke alſo Aehnlichkeit mit dem Plato, oder Shaftesbury hat, überlaß' ich der Entſcheidung der Leſer. Und, wenn der individuelle Charakter des Menſchen immer Einfluß auf die Manier des Schriftſtellers

ſtellers hat: ſo hat Herr Sulzer ſie vielleicht nicht haben können. — Aber bedarf es dieſer Aehnlichkeit denn auch, um daß die Unterredungen noch immer ein ganz unterhaltendes, und für diejenigen, welche die Natur kennen lernen wollen, dazu anlockendes Werk ſind? Gewislich nicht; obgleich Herr Sulzer ſelbſt von ihnen (im Jahr 1769) eben das Urtheil, als von ſeinen moraliſchen Betrachtungen fällte, und die Zueignungsſchrift an Herrn Bodmer zurück nahm, weil er fühlte, „daß er ein ſo geringes Werk nicht einem Manne von des Herrn Bodmer Verdienſten widmen könne.“ *) —

Von dieſem Werke ſcheint nur noch wenig vollendet geweſen zu ſeyn, wie Herr Sulzer endlich im Jahr 1747, den gewünſchten Ruf nach Berlin, als Lehrer der Mathematik am Joachimsthal erhielt. Herr Gleim ſcheint nicht geringen Antheil an dieſer Beförderung ſeines Freundes gehabt zu haben; **) auch hatten ſich die Herren Sack und Euler bey dem Herrn von Maupertuis für ihn bemüht.

Er verließ Magdeburg nicht ehe, als bis er Mamſel Reuſenhof ſeine Geſinnungen für ſie entdeckt hatte. Aber, dieſes junge Frauenzimmer, das überhaupt von einer ſchwachen und zarten Geſundheit war, lehnte ſeinen Antrag, unter dem Vorwande, daß ſie ſich einen Entwurf zu einem einſamen Leben gemacht hätte, ab. ***) Sie gieng indeſſen einen Briefe-

*) Siehe die Vorrede der Ausgabe von 1774.

**) Hirzel S. 96. Samml. freundſch. und gel. Br. Th. 1. S. 103.

***) Hirzel S. 101.

Briefwechsel mit ihm ein; und, nach Herrn Formey's Erzählung zu urtheilen, schien sie so wohl, als auch Herr Bachmann, Rücksicht auf die Versorgung des Herrn Sulzers, bey diesen Erklärungen, zu nehmen. *)

Für jeden selbstdenkenden Kopf hat der Aufenthalt in den preußischen Staaten Vortheile, weil dadurch, daß jedem völlige Freyheit im Denken gelassen, der Geist der Untersuchung thätig erhalten, und nur die Glückseligkeit derer gemindert wird, die, im Aufspüren, und Beschuldigen von Ketzerey und Freydenkerey, Vergnügen und Unterhaltung finden. Für Herrn Sulzer, der große Neigung für die schönen Künste und Wissenschaften gefaßt hatte, war Berlin damahls einer der vorzüglichsten Orte, eine Kenntniß aller verschiedenen Zweige derselben zu erlangen. Auch erstickten die Beschäftigungen seines eigentlichen Amtes diese Neigung nicht; ob er gleich anfänglich an Herrn Lange schrieb **): „er werde nun den Wer„ken des Geistes ordentlichen aber honorablen Abschied „geben, und sich in die Mathematik versenken." Er schrieb, sehr bald nachher an eben denselben, ***) „ob„gleich hier die Cirkel und die Dreyecke meine vornehm„sten Beschäftigungen seyn werden: so müssen Sie „darum nicht denken, daß ich die schönen Wissenschaf„ten gänzlich werde aus meinem Zimmer verbannen. „Es

*) Eloge S. 23.
**) Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe Th. 1. S. 303.
***) Ebend. S. 307 und 311.

„Es iſt wahr, itzt nehmen ſie nur einen Winkel dar„in ein; aber oft iſt dieſer Winkel der Hauptplatz in „meiner Stube; und da ich Herrn Ramler hier ha„be: ſo ſoll der ihren Credit unterhalten helfen.“ Auſſer ſeinem Hauptgeſchäft gab Herr Sulzer auch Privatunterricht, und war, unter andern auch, Gehülfe des Herrn Beguelin in dem Unterricht, den dieſer dem itzigen Prinz von Preußen gab. — Seine Glückſeligkeit ſcheint durch Nichts geſtört worden zu ſeyn, als durch verſchiedene, mit ſeinem Lehramt verbundene Unannehmlichkeiten. *) Worin dieſe beſtanden, iſt mir nicht näher bekannt. Mißbräuche und Unordnungen ſcheinen eingeſchlichen geweſen zu ſeyn; und vielleicht waren ſie, mit der übrigen Einrichtung des Gymnaſiums ſo genau verknüpft, — daß ſie ſich, ohne Aenderung dieſer nicht ändern ließen; — vielleicht war ihm der Unterricht einiger für ihn zu niedrige Klaſſen zu Theil geworden. Herr Formey erzählt, daß der Vorgänger des Herrn Sulzer, Herr Beguelin, durch ähnliche Dinge vermocht worden ſey, dieſe Stelle freywillig nieder zu legen; und daß auch Herr Sulzer ſehr balde dadurch einen ſolchen Eckel für ſein Amt erhalten habe, daß er dem Beyſpiel ſeines Vorgängers gefolgt ſeyn würde, wenn nicht die Hofnung zum Beſitz der Mamſel Reuſenhof nur bey einer gewiſſen Verſorgung Statt gehabt hätte.

Seine Neigung zur Geſelligkeit fand in Berlin volle, und die beſte Nahrung. Bey dieſer Neigung bedarf es, in einem bevölkerten Orte, anfänglich nur ſehr

*) Eloge S. 22 und 23.

ſehr weniger Bekanntſchaften, um balde ſehr viele zu erlangen; und man kann dieſe Neigung nicht befriedigen, ohne ſie auszubilden, und ohne durch die, daraus, in einem Manne von Geiſt, entſtehenden Annehmlichkeiten der Unterhaltung, immer mehr in das geſellige Leben hingezogen zu werden. Auch erwarb Herr Sulzer Freunde und Bekannte unter allen Ständen, und von jedem Range, und ſoll, unter allen möglichen Profeßionsgelehrten, den Ton des guten Umganges, und des gebildeten geſellſchaftlichen Lebens, nach dem Urtheil gültiger Richter, und das Talent vollkommen beſeſſen haben, die Unterhaltung zu beleben. Herr Hirzel erzählt uns, daß Herr Sulzer in den frühern Jahren ſeines Lebens, „eine beſtändige Fröhlichkeit, und eine unnachahmliche Kunſt im Erzählen beſeſſen habe.“ — Er genoß des beſondern Zutrauens des verſtorbenen Prinz von Preuſſen; *) und die verwittwete Königinn von Schweden ſchien, bey ihrem Aufenthalt zu Berlin, Vergnügen in ſeinem Umgange zu finden. — Uebrigens hatten dieſe Neigung und dieſes Talent die Folgen, welche ſie faſt immer haben. Sie verwickelten, wie Herr Hirzel erzählt, **) Herrn Sulzer in „ſo viele Zerſtreuungen, daß er ſich genöthigt fand, beſtimmte Geſetze ſich vorzuſchreiben.“ Er theilte ſich ſeine Zeit ein, um ſie nicht gänzlich zu verlieren.

Aber Herr Sulzer ſcheint auch ſeine Bekanntſchaften genützt zu haben, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Daß der Umgang mit den Herren Sack,

*) Eloge S. 27. Hirzel S. 232.
**) S. 109.

den Euler, den Kamler, den Kleist zur Ausbildung, und Vervollkommnung des Geistes vieles beytragen muß, bedarf keiner besondern Erwähnung. Herr Sulzer, dessen thätiger Geist gern in allen menschlichen Kenntnissen unterrichtet seyn wollte, dem keine derselben gleichgültig, oder verächtlich gewesen zu seyn scheint, suchte, von einigen seiner Freunde, wie Herr Hirzel erzählt *), die innre Einrichtung der preußischen Staaten, „die verschiedenen Ringe in der Kette der Regierung," kennen zu lernen; und aus einer andern Stelle erhellt, **) daß er von der Landwirthschaft, von Künsten und Handwerken, vom Handel, u. s. w. richtige Begriffe zu erwerben sich bemüht, und Werkstäte und Comptoirs so gut als Academien und Schulen besucht habe. Auch hat man mir von Herrn Sulzer gesagt, daß Er, in allen Arten von Kenntnissen bewandert gewesen sey.

Sein erstes litterarisches Geschäft in Berlin war, eine Uebersetzung von Gilbert West Anmerkungen und Betrachtungen über die Geschichte der Auferstehung Jesu. Das Werk kam, im Jahr 1748, heraus; und ist neuerlich, bey Gelegenheit der berüchtigten Fragmente, wieder abgedruckt worden. Herr Sack arbeitete damahls an seinem vertheidigten Glauben der Christen, und hatte auch Herrn Sulzer diese, auf Befestigung des Christenthums zweckende Schrift zur Uebersetzung empfohlen. ***)

Ein anderes litterarisches Unternehmen waren die Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehr-

*) S. 109. **) Ebend. S. 120.

***) Samml. gel. und freundsch. Br. Th. 1. S. 309.

lehrſamkeit, die er, im Jahr 1750, in Verbindung mit Herrn Ramler heraus gab, die aber, mit dem erſten Jahrgange ſchon, ich weiß nicht, aus welchen Urſachen, geſchloſſen wurden. Vielleicht verfuhren beyde Kunſtrichter nicht nach einerley Grundſätzen bey Prüfung der Werke des Witzes und der Gelehrſamkeit; vielleicht war einer dem andern zu entſcheidend oder zu bedächtlich. Ich beſinne mich, einſtmahls gehört, oder irgendwo geleſen zu haben, daß ein ſehr feines Gedicht des Herrn Ramler, der Widerruf, durch dieſe critiſchen Nachrichten veranlaßt worden ſey.

Um eben dieſelbe Zeit gab Herr Sulzer, indem er eine neue Ausgabe von des Herrn Bodmer Pygmalion und Eliſe beſorgte, die vorgedachte, urſprünglich für den Mädchenfreund geſchriebene Erzählung, Damon oder die Platoniſche Liebe, als Anhang jener Erzählung heraus. Er ſcheint aber kein Talent zu Dichtungen dieſer Art gehabt zu haben; ſelbſt moraliſche Schönheiten weiß ich, in dieſem Aufſatz nicht zu finden, wenn man nicht etwan bekannte Wahrheiten, als, zum Beyſpiel, daß ein junger Menſch, durch Schönheit geblendet, Geiſtesfähigkeiten in einem Gegenſtande ſehen kann, welcher deren ſehr wenige beſitzt, dafür anſehen, und auf eine glückliche, oder neue Ausbildung dieſer Idee Verzicht thun will. Es iſt zu vermuthen, daß die mehreſten Stücke des Mädchenfreundes beſſer ausgeführt worden wären, wenn Herr Sulzer wirklich einen dergleichen heraus gegeben hätte. —

Herr Sulzer ſcheint, in dem Jahre 1750, gleich fleißig und glücklich geweſen zu ſeyn. Auſſer

den beyden, vorgedachten Schriften, kamen auch in dieſem Jahre die vorerwähnten Unterredungen über die Schönheiten der Natur heraus. Herr Sulzer ſah ſein Vaterland in dieſem Jahre wieder, und gegen das Ende deſſelben giengen die zwey wichtigſten Wünſche ſeines Herzens in Erfüllung; er gelangte zum Beſitz der Mamſel Reuſenhof, und wurde zugleich Mitglied der Berliner Academie.

Bodmer war durch den Meßias des Herrn Klopſtock ſo enthuſiasmirt worden, daß er nicht allein einen in der Sammlung kritiſcher, poetiſcher und geiſtsvoller Schriften, vorher, zum Heldengedicht von Ihm vorgeſchlagenen Stoff, die Sündfluth, im funfzigſten Jahre ſeines Lebens, ſelbſt auszuarbeiten anfieng, ſondern auch den Herrn Klopſtock zu ſich nach Zürich einlud, welchen Herr Sulzer dahin begleitete.

Dieſer hatte, durch ſeine Bemühungen um den Noah des Herrn Bodmer, Gelegenheit gehabt, ſich dieſem doppelt werth zu machen. Er hatte den Druck der beyden erſten Geſänge zu Berlin beſorgt, hatte das Gedicht ſeinen dortigen Freunden, den Herren Sack, Kleiſt, Gleim u. a. m. empfohlen, hatte in in die critiſchen Nachrichten einen Brief, zur Anpreiſung deſſelben eingerückt, und in der Folge eine Recenſion davon, für die Bibliotheque germanique des Herrn Formey, geſchrieben. Aber er war auch, wie Herr Hirzel uns berichtet, *) des Herrn Bodmer Ariſtarch, und wurde von dieſem vorzüglich über Kenntniſſe aus der Naturkunde um Rath gefragt. Bey ſolcher Theilhebung an dieſem Werke,

und

*) S. 131.

und bey der Landsmannſchaft, und der Art und Weiſe, wie wir den Herrn Sulzer allmählig haben zum Aeſthetiker werden ſehen, müſſen wir das, was uns in Ihm Parteilichkeit für den Noah ſcheint, zu natürlich finden, um Ihn darüber zu tadeln. Er verliert nichts durch ſeine Freundſchaft für den Herrn Bodmer; wir allein haben dadurch vielleicht an Ihm, als Aeſthetiker, verloren. —

Eine genaue Prüfung des Noah gehört nicht in das Leben des Herrn Sulzer. Aber, wir haben durch dieſes Gedicht, an Herrn Sulzer zu viel verloren, oder es hat vielmehr zu viel Wirkung auf ihn gehabt, als daß ich mich nicht einen Augenblick dabey verweilen ſollte. Ich will einige Bemerkungen herſetzen, die Herr Hirzel, der zu den Liebhabern dieſes Gedichtes zu gehören ſcheint, ſelbſt gemacht hat. „Da Bod„mers Gedächtniß," heißt es an der 132 Seite, „mit „den Bildern und Metaphern aller Poeten, die bis „zu ſeiner Zeit bekannt worden, angefüllt war, boten „ſie ſich ihm ungeſucht von ſelbſt dar; und da er ſein „Alter betrachtete — — — ſo bediente er ſich aller, „in den beſten Dichtern gefundener Charaktere von ein„zeln Menſchen und Nationen, und merkwürdigen „Handlungen, die ſich zu ſeinem Gegenſtande ſchick„ten. — — Bodmer hat mir ſelbſt geſagt, daß „die Begierde, ſein Gedicht zu vollenden, ihn ange„trieben, Alles was ſich zu ſeinem Plane ſchickte, von „andern Dichtern aufzunehmen." — Wie der Plan zu dem Noah mit der gröſten kritiſchen Richtigkeit, nach der Meynung des Herrn Hirzel, *)

*) S. 131.

bey ſolchen Umſtänden entworfen ſeyn könne, auch wenn, wie er ſagt, die entlehnten Zierrathen in Harmonie mit den eigenen Erfindungen gebracht worden wären, begreif ich nicht recht gut. Und, ſo lehrreich auch immer, der Innhalt des Noah für uns itzt ſeyn möge — (wie Herr Sulzer in einem ſeiner ſpätern Aufſätze *) zu erweiſen geſucht hat) — ſo iſt denn doch wahrlich nicht Alles, was lehrreich iſt, auch intereſſant. Herr Sulzer ſcheint dieſes, in der unten angeführten Schrift, als ausgemacht anzunehmen. Er ſchildert nur den moraliſchen Charakter der Bodmeriſchen Gedichte; und, da an dieſem nichts auszuſetzen iſt: ſo ſcheint er, ſtillſchweigend, zu folgern, daß der Werth ihres poetiſchen Charakters dadurch entſchieden ſey. Mehr oder weniger kann nun zwar das Lehrreiche öfters, aber wahrlich nicht Alles Lehrreiche kann intereſſant gemacht werden. Dazu gehören ihm urſprünglich zukommende Eigenthümlichkeiten, und dieſe ſcheint der Innhalt des Noah nicht zu beſitzen. Noah ſteht mit den Deutſchen in keiner nähern Beziehung, als mit der ganzen übrigen chriſtlichen Welt. Freylich ſteht auch der Fall Adams, und das Erlöſungswerk nur in eben dieſer Beziehung mit uns; aber, wir ſehen unſern ganzen gegenwärtigen Zuſtand, und unſre ganze gegenwärtige Glückſeligkeit als die natürlichen Folgen dieſer Begebenheiten an; dadurch werden ſie mit uns ſehr nahe verknüpft, ſie erregen unſre Theilnehmung, u. ſ. w. — Und dennoch werden ſie, ungeachtet dieſer

*) In den Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epiſchen Gedichte des Herrn Bodmers, Berl. 1754.

dieſer genauen Verknüpfung, nicht ſo allgemein jeden Leſer feſſeln, wie den Griechen ſein Achill und Ulyß feſſelte, weil die Verknüpfung unter ihnen noch genauer war. Dieſe Helden waren eigentliche griechiſche Helden; es waren ſeine Landsleute; und durch ihre Heldenthaten waren nicht allein die eigentlichen Feinde des Griechen beſiegt worden, ſondern die Denkart und die Handlungsweiſen dieſer Helden waren auch noch immer, durch Geſetzgebung, Lage, Einrichtung u. ſ. w. der griechiſchen Staaten, nicht blos Muſter, die der Grieche nachahmen ſollte, ſondern die der Grieche aus Neigung, und vermöge natürlicher, eigenthümlicher Wendung ſeines Nationalcharacters, wirklich nachahmte. — Was Herr Bodmer übrigens mehr oder weniger, als Milton und Herr Klopſtock, und was dieſe neuern epiſchen Dichter mehr oder weniger, als Homer, in Plan und Ausführung gethan haben können, ihren, mehr oder weniger intereſſanten Gegenſtand intereſſant zu machen, gehört nicht hierher; und was Herr Hirzel von dem Vorzuge der gröſſern philoſophiſchen Wahrſcheinlichkeit dieſer Dichtung, in Vergleichung mit den Dichtungen der Alten, ſagt, gründet ſich wohl nur auf eine Verwechſelung der damahligen Zeiten mit den itzigen, und einiger ſehr weniger Leſer mit dem großen Haufen, für welchen der Dichter ſchreibt. So viel iſt ganz augenſcheinlich, daß Herr Sulzer nach ganz unparteiiſcher Prüfung, nicht „hätte erwarten ſollen, daß die epiſchen Gedichte des „Herrn Bodmer von den Deutſchen, wie Homer „von den Griechen, als ein tägliches Handbuch wür-

„den gebraucht werden.“ *) — Herr Sulzer hätte mehr, wie Jeder andere, es wiſſen ſollen, daß das Intereſſe eines Werkes für eine Nation immer gröſſten Theils, mehr oder weniger, im Verhältniß mit ihrer individuellen Denk- und Empfindungsart, Lage, Einrichtung, u. ſ. w. ſteht, und daß durch nichts anders, als durch den Erfolg und den Beyfall eines Werkes, es erwieſen werden kann, daß es intereſſant ſey. Auch habe ich es nirgends, als in Herrn Hirzel geleſen, daß in Berlin, der Noah allgemein mit Enthuſiasmus geleſen, und einzele Verſe, als Sentenzen daraus gezogen worden wären. Indeſſen iſt dem Herrn Sulzer ſein hoher Begriff von ſeines Freundes Gedichten um deſto ehe zu verzeihen, da ſeine Bewunderung nicht erkünſtelt, ſondern wahre Empfindung geweſen zu ſeyn ſcheint. Entſcheidende Beweiſe hievon finden ſich verſchiedentlich in ſeinen Schriften, beſonders in dem Ehrengedächtniß ſeiner Gattinn. Er las mit ihr die Gedichte des Herrn Bodmer; und ſie mußten ihm dadurch nur intereſſanter werden. Auch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß Schilderungen aus der Patriarchenwelt, wo, um des Herrn Hirzel **) Ausdrücke zu gebrauchen, „die „gröſſte natürliche Unſchuld mit dem beſtgebauten Ver„ſtande ſich paart, welche den handelnden Perſonen, „in dem Vertrauen auf Gott und der vernünftigen „Verehrung deſſelben, eine unzerſtörbare, ſelige Ru„he mittheilet, und ſie würdig macht, von Engeln „beſucht zu werden,“ auf einen Mann, der wie Herr Sul-

*) Hirzel S. 196. **) S. 145.

Sulzer erzogen, und ausgebildet worden war, tiefe Eindrücke machen mußten.

Bey ſeiner Rückkunft aus der Schweiz erhielt er endlich die Einwilligung von Mamſel Keuſenhof, und Herr von Maupertuis, „überwunden," wie Herr Formey ſagt, *) „durch des Herrn Sulzer Beharrlichkeit" (der, ſeit ſeinem Aufenthalt zu Berlin, den Zuſammenkünften der Academie fleißig beygewohnt hatte,) ſchlug ihn dem Könige zum Mitgliede derſelben vor, und Herr Sulzer erhielt eine Stelle in der Klaſſe der ſpeculativen Philoſophie.

Natürlicher Weiſe erhielten ſeine Neigung und ſeine Studien dadurch eine beſtimmtere Richtung; und mir dünkt, als ob gleich die erſte ſeiner Academiſchen Abhandlungen vom Jahre 1751, über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, **) Spuren eines viel reifern philoſophiſchen Geiſtes, als irgend eine ſeiner vorher gegangenen Schriften, trägt. — Vielleicht mag auch die Ruhe und Zufriedenheit, mit welcher er itzt arbeitete, Antheil an dem Vorzuge dieſer Schrift vor ſeinen, noch kurz vorher erſchienenen Schriften haben. Einer unſerer ſcharfſinnigſten Philoſophen (Herr Garve) ***), hat bemerkt, „daß faſt alle Menſchen höherer Klaſſe einen gewiſſen Zeitpunkt in ihrem Leben haben, in

*) Eloge S. 24.

**) Man hat, bey der Herausgabe der vermiſchten philoſophiſchen Schriften des Herrn Sulzer, die Anmerkungen, welche Herr Sulzer zu der Ueberſetzung dieſer Schrift in der Sammlung vermiſchter Schriften, Berlin 1762 hergegeben hatte, nicht mitgenommen. Mir dünkt, daß ſie verdient hätten, beybehalten zu werden.

***) Sammlung einiger Abhandlungen, S. 218.

in welchem sich ihre Denkungsart, ihr Charakter, ihre Schreibart ausnehmend ändert;“ vielleicht war dieser Zeitpunkt itzt für Herrn Sulzer gekommen; und wenn äußerliche Umstände unstreitig dabey sehr mitwirkend sind: so befand Er sich itzt in den günstigsten dazu. Auch erhellt aus einer Stelle seiner Theorie der Empfindungen, *) daß er über diese Materie schon verschiedene Jahre lang nachgedacht, und Beobachtungen angestellt hatte, ehe er sie zu bearbeiten anfieng; ein sicheres Mittel, eine Materie glücklich zu bearbeiten. —

Analysen und Beurtheilungen der verschiedenen Abhandlungen, welche Herr Sulzer für die Jahrbücher der Berliner Academie schrieb, vertragen sich mit meinem Zwecke nicht. Diese Abhandlungen gehören zu den Zierden dieser Memoiren. Deutsch sind sie gesammelt, und jeder philosophische Kopf unter uns kennt sie. — Alle tragen das Gepräge des selbstdenkenden Kopfes, und ihr Vorzug ist Klarheit und Deutlichkeit. Auch ist Herr Sulzer in keine Materie tiefer hinein gedrungen, als sie sich klar und deutlich machen ließ. Ob die frühzeitige Nahrung seines Geistes mit Wolfs Schriften, nicht vermittelst gewisser unmittelbaren Folgen, hiezu Etwas beygetragen haben kann, oder, ob der Grund davon in dem individuellen Charakter des Herrn Sulzer, und in den Umständen, wodurch dieser gebildet wurde, und in der ganzen Lage desselben zu suchen sey, laß ich unentschieden. Deutschland hat dadurch nichts verloren; wohl aber dadurch, daß Herr Garve seine

An-

*) Vermischte philosophische Schriften, S. 90.

Anmerkungen zu dieſen philoſophiſchen Schriften nicht hat ſchreiben können.

Daß Herr Sulzer zu den Schülern und eifrigen Anhängern Wolfs gehörte, davon finden ſich, in allen ſeinen philoſophiſchen Schriften, augenſcheinliche Beweiſe. Aber er war denn doch nichts weniger, als ein blinder Anhänger dieſes großen Philoſophen; und vielleicht könnte man ſeinen philoſophiſchen Charakter mit dem Nahmen eines Wolfianiſchen Eclectikers bezeichnen.

Daß er die Wolfiſche, und überhaupt die ſynthetiſche Methode nicht lieben konnte, war bey einem Manne, der, nächſt den philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, Geſchmack an allen andern Arten menſchlicher Kenntniſſe beſaß, ſehr natürlich. Auch werden die Philoſophen itzt durch nichts mehr zu dieſer Methode verbunden, da vielleicht nur die Spitzfindigkeiten der ſcholaſtiſchen Philoſophie den B. Wolf vorzüglich vermochten, ſich allenthalben an der mathematiſchen Lehrart zu halten, und ſeine Zuhörer an eine ſorgfältige Beſtimmung, und an genauen Zuſammenhang ihrer Begriffe zu gewöhnen. — Es ſcheint, als ob Herr Sulzer ſeinen, irgendwo geäußerten Wunſch, daß doch die, in Wolfe, und anderer deutſchen Philoſophen Schriften vergrabenen Schätze gemeinnütziger gemacht werden möchten, zuerſt ſelbſt zum Theil in Erfüllung zu bringen geſucht habe. Denn, ob Herr Mendelsſohn gleich der Erſte iſt, der, auf dieſe Art, philoſophiſche Wahrheiten deutſch vorgetragen hat, weil Herr Sulzer urſprünglich nicht für deutſche Leſer ſchrieb: ſo hat

Beym

denn Deutſchland doch zu viel Recht, ſtolz auf ihn zu ſeyn, als daß es ihn nicht eigentlich zu den deutſchen Philoſophen ſollte zählen wollen. Und vor ihm war dieſe Behandlung philoſophiſcher Materie, die, nach dem Muſter der Alten, die Engländer ſich vorzüglich eigen gemacht haben, unter uns unbekannt.

Herr Sulzer hat, in dieſen verſchiedenen Abhandlungen, philoſophiſche Kenntniſſe mit Kenntniß der Geſchichte und der ſchönen Wiſſenſchaften verbunden; und das Intereſſe, welches durch die leztern darüber verbreitet wird, hat der Bündigkeit und Gründlichkeit der erſtern nicht geſchadet. Die mehrſten enthalten eine Menge Beobachtungen und Beytrage zu demjenigen Theile der Philoſophie, den man die Phyſik der Seele genannt hat; ein Theil, der allerdings noch viele Lücken hat. Auch beweiſen die mehrſten, daß er, in ſich ſelbſt, die Natur des Menſchen, ſorgfältig ſtudierte. — Daß ihm übrigens beſondre Einkleidungen ſeiner philoſophiſchen Materien, z. B. in die Form von Geſprächen oder Briefen, geglückt ſeyn würden, daran zweifle ich. Es ſcheint ſeinem Charakter angemeſſener geweſen zu ſeyn, gerade zu in eine Materie hinein zu gehen. — —

Ich kehre von Sulzer, dem Philoſophen, zu Sulzer dem Menſchen zurück.

Seine Verheurathung mit Mamſel Reuſenhof erhöhete in aller Art ſeine Glückſeligkeit zu Berlin. Er erbaute ſich itzt ein eigenes Haus, legte ſich einen geräumigen Garten an. „Ich werde," (ſchrieb er an Herrn Bodmer) *) „des Epikurs Garten wie

„der

*) Hirzel S. 143.

„der herſtellen, und mitten in der Stadt, zwiſchen „zwey Flüſſen, in der Nähe des königlichen Schloſ„ſes, ein Landgut haben. Ich bin auf allen Seiten „mit Waſſer und Bäumen umgeben, und Schwanen „kommen in Heerden an meinen Garten. Daſelbſt kann „ich zu Schiffe gehen, und ohne geſehen zu werden, „außer die Stadt fahren. Längſt der einen Seite des „Gartens iſt einer der ſchönſten, öffentlichen Spa„ziergänge, und mit dem Allen bin ich in dem Mit„telpunkt der Stadt, und habe drey königliche Pa„läſte in meinem Geſichtskreiſe.“ — — Hier ward er, im Jahr 1752, zum Vater, und genoß „der „Menge neuer und angenehmer Empfindungen,“ *) welche dieſen glücklichen Augenblick begleiten müſſen, und die ihn „zu einem ganz andern Menſchen mach„ten, als er vorher geweſen war.“ — Nichts beweißt die Glückſeligkeit ſeines Eheſtandes und ſeines häuslichen Lebens mehr, als ſeine Leiden bey dem Verluſt ſeiner Gattinn. —

Herr Sulzer ſcheint eine Zeitlang, im Schooße dieſer Freuden von allen litterariſchen Arbeiten ausgeruht zu haben. Wir finden, bis zum Jahre 1754, kein Produkt von ihm, auſſer einem Aufſatze in den Jahrbüchern der Academie, vom Jahr 1753, über die Ausmeſſung der Höhen, vermittelſt des Barometers.

In dieſem Jahre aber gab er die ſchon gedachten Gedanken von dem vorzüglichen Werth der epiſchen Gedichte des Herrn Bodmers her-

aus,

*) Hirzel S. 144

aus, *) und verfertigte in dieſem, und in dem folgenden Jahre, verſchiedene Aufſätze für die Academie, als den Verſuch über die Glückſeligkeit verſtändiger Weſen, einen Auezug aus den Commentariis Petropolitanis, und einen Verſuch, den Widerſtand, welchen eine Flintenkugel in ihrem Durchzuge durch die Luft leidet, zu beſtimmen. — Man ſieht hieraus, daß Herr Sulzer ſich nicht auf die, ihm zu Theil gewordene Klaſſe in der Academie allein einſchränkte. Er hatte zu viel Kenntniſſe, und ſcheint einen zu thätigen Geiſt dazu gehabt zu haben. —

Im Jahr 1755 kam eine Ueberſetzung von Hume's vermiſchten Schriften zu Hamburg heraus, und Herr Sulzer ſchrieb zu dem zweyten Theile derſelben eine Vorrede, und Anmerkungen oder Zuſätze.

In der Vorrede ſagt er, daß er die Ueberſetzung genau und ſcharf geprüft, und allenthalben genau und deutlich gefunden habe. Mit aller Achtung für das Urtheil des Herrn Sulzer will ich hier, im Vorbeygehn, bemerken, daß dieſe Ueberſetzung, leider, ſo buchſtäblich treu iſt, daß nicht allein die ganze Elegantz, ſondern auch die Beſtimmtheit der Urſchrift dabey verloren gegangen iſt. Und mehr, als einmahl, hat der Ueberſetzer ſo gar den ganzen Sinn, und die Feinheit des Engliſchen Philoſophen nicht gefaßt. — Die Beweiſe davon gehören nicht hieher; aber,

*) Dieſe Gedanken ſind in dem vierzehnten Briefe über den Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften beſonders geprüft; aber vielleicht auf eine zu ſpitzfindige Art behandelt werden.

aber, wenn, nach des Herrn Sulzer Urtheil, Hume überſetzt zu werden verdiente: ſo verdient er gewis, es noch einmahl zu werden. —

Dieſe Vorrede enthält einige merkwürdige Stellen. Herr Sulzer wünſcht, zuerſt, den mehrſten, und vorzüglich den mehrſten deutſchen Philoſophen einen Zweifler an die Seite, der ſie bey dem Aermel zupfte, ſo oft ſie zu dogmatiſch würden, und dann, daß die Art, wie Herr Hume die philoſophiſchen, und ſelbſt die abſtrakteſten Materien behandelt, allgemeiner unter uns werden möge. „Man muß geſtehen, „ſagt er, daß der, den meiſten deutſchen Philoſophen gewöhnliche Vortrag der Ausbreitung der Wahrheit „etwas nachtheilig ſey. Die Philoſophie iſt eine „Wiſſenſchaft für jeden Menſchen, und muß auf „eine Art vorgetragen werden, die jedem Leſer deutlich „und angenehm iſt. — Es iſt wohr, die Erforſchung der Wahrheit iſt mühſam, und ſie wird keinem gelingen, der nicht Geduld genug hat, unzählige Hinderniſſe zu überwinden. Ein Erfinder philoſophiſcher Wahrheiten muß nothwendig durch manchen finſtern und widrigen Weg eindringen. Wenn „er aber einmahl die Wahrheit durch ſchwere Unterſuchungen entdeckt hat: ſo iſt er im Stande, ſolche „Wege zu bahnen, die auch Leuten von wenigerer Geduld und Scharfſinn einen ſichern Zugang dahin „verſtatten.“ Er giebt hierauf die Gründe an, die Wolfen bewogen haben können, die, ihm eigene Methode zu wählen, nähmlich, „um dem ärgſten „Zweifler keine Ausflucht übrig zu laſſen“ — obgleich Wolf vielleicht auf eine natürlichere Art zu ſeiner

ner Methode gebracht worden iſt — und empfiehlt nun den deutſchen Philoſophen die Verſuche des Herrn Hume als Muſter. — In einem ſpätern ſeiner Aufſätze, in den Litteraturbriefen, *) äußert er ähnliche Ideen von dem Vorzuge der analytiſchen vor der ſynthetiſchen Methode, und er muß, in den letztern Jahren ſeines Lebens, die Freude gehabt haben, ſeine Vorſchläge zum Theil befolgt zu ſehen; ob Er es gleich, Zweifels ohne, mit dem Wunſche geſehen haben wird, daß die Popularität nicht der Gründlichkeit ſchaden möge.

Von den Anmerkungen oder Zuſätzen, ſagt Herr Sulzer ſelbſt, am Ende der Vorrede, daß ſie keine Widerlegung enthalten ſollten, und daß er ſie, ſchnell, ſo wie er einen Verſuch geleſen, aufgeſetzt, aber dabey doch mehr auf die Grundſätze des Verfaſſers, als auf die Anwendung derſelben geſehen habe.

Die erſtere Erklärung wird durch den Erfolg beſtätigt; die letztere iſt etwas dunkel.

Man darf, in der That, nur, die Anmerkungen zu dem erſten Verſuch mit dieſem Verſuch ſelbſt vergleichen, um ſich zu überzeugen, daß Herr Sulzer keine Prüfung der Grundſätze des Herrn Hume anzuſtellen Willens geweſen ſey.

Hume hat, bey dieſem erſten Verſuch, offenbar die Abſicht, die Metaphyſik von allerhand Vorwürfen zu retten, und keines Weges ſie herab zu ſetzen. Er will den folgenden Aufſätzen Eingang verſchaffen. Es iſt möglich, daß man Ihm vorgeworfen, er ſey

*) Th. 5. S. 59.

zu viel Metaphyſiker; er war es, bekannter Maaßen, ſo ſehr, daß Reid, und Oswald und Beattie, und wie ſeine Gegner alle heißen, den Common ſenſe gegen ihn zu Hülfe rufen mußten. So gute Metaphyſiker dieſe Männer, und beſonders der erſtere, auch ſeyn mögen: ſo getraueten ſie ſich denn doch nicht, mit ihm, auf ſeinem eigenen Grund und Boden ſich einzulaſſen. — Nach des Herrn Sulzer Zuſatz ſollte man das Gegentheil glauben. Dieſer Zuſatz handelt von der Nothwendigkeit der metaphyſiſchen Unterſuchungen. Mich dünkt aber immer, als ob das, was Hume zu Gunſten dieſer Wiſſenſchaft ſagt, Alles erſchöpft, was ſich zu Gunſten derſelben ſagen läßt. — Ob es dem Herrn Sulzer, in den folgenden Zuſätzen, gelungen ſey, immer dem Nagel auf dem Kopf zu treffen, oder, mit Herrn Hirzel zu reden, *) „den irrenden Engländer „in die richtige Bahn der Wahrheit zu weiſen, ſeine „verworrenen Ideen ins Licht zu ſetzen, ſeine Zweifel „durch die Grundſätze der Leibnitziſchen und Wolfiſchen „Philoſophie aufzulöſen, und ſo die wichtigſten Wahrheiten zu befeſtigen, welche die tiefſinnige Zweifelſucht des Engländers ſchwankend gemacht hatte," — oder ob dieſe Anmerkungen, nach des Herrn Formey Meynung, eine Vergleichung mit den Bemerkungen des Leibnitz über den Locke aushalten, getrau ich mir nicht, zu entſcheiden. Ich will bey einem Beyſpiel mich einen Augenblick verweilen.

Zuerſt muß ich erinnern, daß die eigentlichen philoſophiſchen Verſuche des Herrn Hume gleichſam

*) S. 209.

nur das Reſultat ſeines Raiſonnements in ſeinem gröſſern Werke, der Abhandlung von der menſchlichen Natur, ſind, und daß man in demſelben die ganze Kette von Schlüſſen findet, vermöge welcher er dort vielmehr ſo, als anders entſcheidet.

In dem vierten Verſuche behauptet er, daß wir nicht a priori, ſondern nur aus Erfahrung wiſſen, daß in Thatſachen, oder bey zufälligen Dingen, z. B. A die Wirkung von B, und B die Urſache von A ſey; das heißt, daß A immer B, der Zeit und dem Orte nach, begleite, oder darauf folge; denn mit dieſer Verbindung von A und B verbindet Herr Hume keinesweges den eigentlichen Begriff, welchen die Philoſophen gewöhnlich mit den Worten Urſach und Wirkung verbinden. — Da wir dieſe Verbindung oder Verknüpfung alſo nur aus Erfahrung lernen: ſo will er wiſſen, woher es denn kommt, daß wir, mit Gewisheit, ſo bald wir B ſehen, nun A daraus folgern; und behauptet, daß auch eine tauſendfache Erfahrung uns zu dieſer Gewisheit nicht berechtige. —

Herr Sulzer gründet ſeine Widerlegung auf die folgenden Sätze: wo eine Urſache iſt, da iſt eine Wirkung, und wo eine Wirkung iſt, da iſt eine Urſache. *) Aber dieſes iſt ja dem Herrn Hume erſt zu erweiſen, ſo bald Herr Sulzer unter Wirkung nähmlich etwas verſteht, das von der Urſache hervorgebracht worden iſt. Denn Herr Hume behauptet in dem angeführten Werke, daß dieſe Verbindung zweyer Dinge, als Urſach, und Wirkung

*) S. 93.

kung mit einander, blos ein Werk der Seele (a determination of the mind) ſey. Jene Sätze, die freylich ganz Wolfianiſch ſind, wird ein ſpitzfindiger Sceptiker, wie Herr Sulzer glaubt, ſchwerlich zugeben. Ich wünſchte, daß Herr Sulzer, ehe er ſich in die Prüfung der Behauptungen des Herrn Hume eingelaſſen, das gedachte Werk vorher ſtudiert, und, über den Punkt, wovon hier die Rede iſt, vorzüglich den 14ten und 15ten Abſchnitt des dritten Theiles im erſten Buch durchgedacht hatte. Er würde dann auch, unter andern, gefunden haben, daß Herr Hume ſich tief genug in die Methaphyſik hinein gewagt hatte, um zu wiſſen, daß unſer Begriff von Urſach und Wirkung daraus entſteht, wenn die Urſache zu der Zeit und an dem Orte wirkt, wo die Wirkung entſteht; *) daß ihm aber dieſes Alles nicht genug ſchien, um der Verknüpfung zweyer Dinge, als Urſach und Wirkung mit einander, ſo ganz gewis zu ſeyn. — Ob, bey der gegenwärtigen Beſchaffenheit dieſer Anmerkungen, alſo dem Wunſch des Herrn Hirzels, **) „daß ſie, als ein Zuſatz der vermiſchten philoſophiſchen Schriften des Herrn Sulzer, beſonders abgedrukt werden möchten," die Erfüllung zu wünſchen ſey, weiß ich nicht. Aber ich unterſchreibe das Urtheil deſſelben, daß ſie übrigens dem Herzen und der Denkart des Herrn Sulzer in aller Art Ehre machen, ſehr gerne. Es iſt angenehm, einen Weltweiſen, wie Herrn Sulzer, mit ſo vieler Wärme und Ueberzeugung von der Exiſtenz und den Eigenſchaften Gottes, und von der Unſterb-

 liche

*) S. 93 und 94. **) S. 211.

lichkeit ſprechen zu hören, wie er in dieſen Anmerkungen davon ſpricht; und die Mäßigkeit und Achtung, mit welchen er ſeinen Gegner beſtreitet, ſollten allen philoſophiſchen Kämpfern zum Muſter dienen. — —

Im Jahr 1756 ſchrieb Herr Sulzer für die Memoiren der Academie den Verſuch, einen feſten Grundſatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts von einander zu unterſcheiden.

In eben dieſem Jahre erhielt Er durch ein franzöſiſches Werkchen, das Dictionaire des beaux Arts vom Herrn La Combe, nach des Herrn Hirzel Erzählung, *) die Veranlaſſung zu ſeiner allgemeinen Theorie, oder vielmehr zu ſeinem Wörterbuch der ſchönen Künſte.

Dieſe nähere Veranlaſſung zu dem großen Werke des Herrn Sulzer ſcheint, ſo viel ich weiß, keinem ſeiner Recenſenten bekannt geweſen zu ſeyn. Wäre ſie es geweſen: ſo hätte ſie allerdings Aufſchlüße über Vieles geben müſſen.

Und beſonders darüber, wie Ein Sulzer zu dem Gedanken kommen können, eine allgemeine Theorie in ein Wörterbuch einkleiden zu wollen.

Herr Hirzel berichtet uns, daß Herr Sulzer damit angefangen, in müßigen Stunden, Artikel aus dem Werkchen des Herrn La Combe zu überſetzen, und nach ſeiner Art auszuarbeiten. In wie fern Er dieſes Werk überhaupt genützt, kann ich nicht ſagen, da ich es nicht beſitze; aber nun war der erſte Schritt geſchehen; der Vorſatz war gefaßt; und Herr Sulzer war unter andern vielleicht ein zu feſter Mann,

um

*) S. 219.

um nicht auch feste schriftstellerische Vorsätze zu fassen.

Er hat indessen auch Gründe für seinen Entschluß anzuführen gewußt; und es ist billig, daß wir ihn anhören. —

„Es ist eine meiner Hauptabsichten bey diesem „Werke," sagt er, *) „den Künsten mehr Kenner, „mehr wahre Liebhaber zu verschaffen. — Nun ist „gewis, daß ich durch ein systematisches Werk diesen „Endzweck niemahls würde erreicht haben. Sehr „wenig Liebhaber haben die Geduld, oder die Fähigkeit, die Theorie der Künste nach einer systematischen „Ordnung zu lernen. Je genauer ein System „in allen seinen Theilen verbunden, je schärfer Alles „darin erwiesen ist, desto mehr wird der größte Theil „der Leser davon abgeschreckt. Die meisten Menschen „wollen gleich beym ersten Ansatz, nach der geringsten Bemühung, einiges Licht haben, das sie wenigstens obenhin befriedigt. Sie wollen lieber bey der „ersten Lust die Sache, die sie zu erkennen, verlangen, nur von weitem geschwinde sehen, als durch „mühsame Umwege, sich nahe dazu führen lassen. „Wenn ich ein System geschrieben hätte: so hätte ich „nothwendig bey den abstraktesten Untersuchungen über „die sinnlichen Vorstellungen anfangen, ich hätte hernach zeigen müssen, wie die verschiedenen Arten der „sinnlichen Vorstellungen die verschiedenen Arten der „angenehmen Empfindungen hervorbringen, wie überhaupt durch ein Werk der Kunst diese verschiedenen „Vorstellungen hervorzubringen sind, u. s. w. Wie

*) Litteraturbr. Th. 5. S. 54 u. f.

„viel Liebhaber würde ich wohl gefunden haben, die „mir durch alle diese dunkle Untersuchungen gefolgt „wären?“ — — Und, um wie viel schwerer, setz' ich hinzu, würde ein solches Werk geworden seyn! —

Aber, eben weil man von Herrn Sulzer eine glückliche Ausführung eines solchen Werkes hoffen konnte, wünschte man es von ihm; man wollte durchaus nicht, daß ein Sulzer blos für Liebhaber schriebe; man glaubte nicht, daß Er blos dafür zu schreiben sich entschließen, oder herablassen könne. —

Die nähere Veranlassung zu diesem Werke macht uns nun seinen Entschluß begreiflich; macht es uns begreiflich, wie es möglich war, daß Herr Sulzer nicht vielmehr — wie es so sehr zu wünschen gewesen wäre — damit anfieng, ein vollständiges System auszuarbeiten, das Er nachher selbst, oder der Erste Beste, in ein Wörterbuch hätte verwandeln können. — Wie man dieses Wörterbuch itzt, in eine vollständige systematische Theorie werde verwandeln können, — wie es heißt, daß es irgend Jemand unternommen habe — begreif ich nicht wohl. —

Nach obiger Erklärung, daß Herr Sulzer nur für Liebhaber schreiben wolle, hätten die Kunstrichter indessen nicht mehr auf ihrer Forderung eines Systems bestehen, sondern untersuchen sollen, in wie fern das Wörterbuch des Herrn Sulzer Liebhabern angemessen sey; in wie fern Herr Sulzer für eigentliche Liebhaber geschrieben habe? Und ich fürchte, daß, obgleich Herr Sulzer nicht genau Alles gehalten hat, was er versprach — vielleicht weil er die eigentlichen Liebhaber kannte — dennoch diese Liebhaber

haber ihn noch immer an vielen Orten zu gründlich und tiefſinnig finden, und zugleich Manches darin vermiſſen werden, was die Liebhaber gar zu gern wiſſen. Herr Sulzer verſprach uns nähmlich *) — um mit den Worten eines ſeiner Recenſenten zu reden, die „Geneſin jedes Hauptbegriffs der Schönheit in jeder Kunſt, und Ueberleitung deſſelben mit genauer „Gränzſcheidung in fremdere Künſte, zuſammt den „unendlichen Bemerkungen, die ſich daher ergäben;“ aber, wer kann es ihm, bey ſeinem Zwecke, übel nehmen, daß er dieſe Idee größtentheils nicht ausführte? — Und viele muſikaliſche Artikel kann, z. B. der bloße Liebhaber der Muſik nicht beurtheilen, und manchen hiſtoriſchen Artikel und hiſtoriſche Nachricht wieder mehr ſuchen. —

Wer ſieht nicht, und ſelbſt aus dem, was da mangelt, daß Herr Sulzer immer den eigentlichen Kenner bey ſeiner Arbeit vor Augen gehabt habe? denn dieſer kann allenfalls ergänzen; und kann allein dem Herrn Sulzer in den vielen vortreflichen Artikeln nach. — Aber dieſer wird denn immer nicht eine allgemeine Theorie in einem Wörterbuch haben wollen, und ſuchen; und ſo ſchienen die Anſprüche deſſelben auf eine wahre äſthetiſche Encyclopedie einiges Gehör zu verdienen. Die Urſachen, welche Herrn Sulzer dazu hätten vermögen ſollen, hat, wie mirs dünkt, ein anderer ſeiner Recenſenten **) ſehr glücklich angegeben. Er ſagt zuerſt, daß viele Schwie-

*) Litteraturbr. Th. 5. S. 39 u. f.

**) Neue Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften, B. 15. S. 33.

rigkeiten für den Liebhaber durch Vervielfältigung der Abschnitte und durch ein gutes Register hätten gehoben werden können, und fährt hierauf fort: „der „Liebhaber würde freylich Herrn Sulzers abstrakte „Untersuchungen überschlagen; aber der Philosoph, der „doch an einer Theorie den größten Antheil fordern „kann, mit Entzücken und mit Vortheil für die Kunst „und für das menschliche Geschlecht gelesen haben; zu „geschweigen, daß es mehr an einem solchen Werke „dem philosophischen Leser, als an einem gewissen „Unterricht dem Liebhaber zu fehlen scheint. Ueber„dieses wären auch die Schwierigkeiten bey der Aus„arbeitung wirklich nicht so groß gewesen; wenig„stens waren sie für einen so großen Weltweisen, wie „Herr Sulzer, nicht unüberwindlich. Versteht „man unter einer Encyclopedie ein Lehrgebäude, wel„ches in allen Hauptstücken sich auf einen gewissen „Grundsatz beziehet: so ist eine Encyclopedie der schö„nen Wissenschaften für den Verfasser, und für den „Leser mit großen Schwierigkeiten verbunden. Und „dann scheint, auf der einen Seite, die Freyheit alle „Gegenstände einer Wissenschaft ohne Rücksicht auf „ihre Grundsätze zu behandeln ein großer Gewinn, und „auf der andern Seite, solche einzele Abhandlungen „zu seiner Nachricht zu finden, eine große Bequem„lichkeit zu seyn. Wollte man aber, unter einer „Encyclopedie der schönen Künste nur eine, in zu„sammenhängenden Kapiteln, vorgetragene Erläu„terung über die wichtigsten psychologischen Erfah„rungssätze der Aesthetik, eine raisonnirte Einthei„lung und Erklärung der Gegenstände der Kunst ver„stehen,

„ſtehen, welche überall mit Anmerkungen und Bey„ſpielen erläutert wäre: ſo wäre vielleicht der Vortheil „der alphabetiſchen Ordnung, gehalten gegen die „Vorzüge der logiſchen, weder für den Verfaſſer, „noch für den Leſer ſo groß, als er es zu ſeyn ſcheint. „Herr Sulzer hat den vortreflichen Grundſatz, daß „die ſchönen Künſte zur ſittlichen Vollkommenheit des „Menſchen ſchlechterdings angewandt werden ſollen. „Wir ſehen zwar ein, daß dieſer Grundſatz nicht ei„ner von denen iſt, auf welchen man Syſteme baut; „aber hätte ihn Herr Sulzer in einer Encyclopedie „nicht in ein weit helleres Licht ſtellen, weit kräftiger „und häufiger anwenden, und ſo weit nachdrücklicher „einſchärfen können?“ — Und allerdings hätte Herr Sulzer erwägen ſollen, daß, bey Vorſätzen, wie Herr La Combe ſie, bey ſeinem Werk haben konnte, die Form eines Wörterbuches ganz gut war; Herr La Combe wollte keine gründliche Theorie, aufgeführt auf ſolch einem Grundſatze geben, wie Herr Sulzer es wollte. —

Im Anfange glaubte Herr Sulzer mit dieſer vorgenommenen Arbeit binnen ein paar Jahren fertig zu ſeyn. *) Hätte er ſeinem Vorſatze, blos für Liebhaber zu ſchreiben, treu bleiben können: ſo wäre es vielleicht möglich geweſen; aber, wohl uns, daß er dazu zu gründlich war! Je tiefer Er in dieſe Arbeit hinein kam, je mehr Ausſichten mußten ſich ihm öffnen. — Im Jahr 1760 kündigte er das Werk erſt an; und im Jahr 1771 erſchien erſt der erſte Theil.

*) S. Hirzel 220.

Theil. In der Folge kann ſich alſo erſt die Gelegenheit finden, ausführlicher davon zu reden. —

Vielleicht verurſachte der bald nachher ſiebenjährige Krieg Zögerungen und Hinderniſſe. Die Aufmerkſamkeit des größten Theiles von Deutſchland war auf dieſen Krieg gerichtet, die Leiden, die er verurſachte, die großen Thaten, die er veranlaßte, konnten auch einen Weltweiſen leicht von ſeinen litterariſchen Arbeiten wegziehen. Man weiß, wie ſehr öffentliche wichtige Begebenheiten, dadurch, daß ſie ſo viel Stoff zur Unterhaltung anbieten, und dadurch, daß ſie uns unſer Selbſt aus dem Auge bringen, das Herz öfnen, und den Menſchen in Bewegung ſetzen. Herr Sulzer, der immer mit Welt und Menſchen viel gelebt, und durch Alles, was er bis dahin in den preußiſchen Staaten geſehen hatte, für ſie, wie Herr Hirzel erzählt, *) „in einen eben ſo großen Enthuſias„mus verſetzt worden war, als er es jemahls für ſein „erſtes freyes Vaterland geweſen," war um deſto mehr aufgelegt, Theil an den öffentlichen Begebenheiten zu nehmen.

Die erſtern Jahre dieſes Krieges waren beſonders reich an glänzenden Unternehmungen. Für beyde kriegführende Theile ſchien einige Mahl, Alles verloren. Die preußiſchen Staaten beſonders ſchienen, nach der Schlacht bey Collin, ſchon in den Händen ihrer Feinde zu ſeyn, die Reſidenz wurde gebrandſchatzt, eine Hauptſtadt war verloren, und die noch ſichern Orte alle waren von noch andern Feinden, als die dieſes gethan hatten, bedroht; — und dieſes,

den

*) S. 261.

von allen Seiten zuſammen gezogene, finſtere Gewitter war, binnen Monatsfriſt, durch die Thätigkeit und den Geiſt eines Einzigen Menſchen, zerſtreut. —

Enthuſiasmus in den entfernteſten Theilnehmern an dieſen Begebenheiten war natürlich; denn ſie vermochten, die ganze Seele zu füllen, und alle ihre Fähigkeiten zu beſchäftigen. Herr Sulzer hatte ſchon eine, in der Academie, bey Gelegenheit der Geburtstags-Feyer des Königes, im Jahr 1757 gehaltene Vorleſung, über den Urſprung und die verſchiedenen Beſtimmungen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, drucken laſſen, um, wie Er ſelbſt in der Vorrede ſagt, „ein öffentliches Zeichen ſeiner „tiefen Verehrung zu geben, von welcher er gegen den „erhabenen Beſchützer der Academie ganz durchdrungen ſey. Der Ruhm dieſes großen Monarchen, „fährt er fort, iſt ſo glänzend, und verdunkelt ſo ſehr „Alles, was man in dieſer Art von Größe geſehen „hat, daß kein vernünftiger Mann in ganz Europa „iſt, der nicht von dem Verlangen brenne, demſelben ein Opfer anzuzünden, das dem Vorzuge ſeiner, „ſo äußerſt glänzenden Verdienſte gebührt.“ — Und nach jenen großen Begebenheiten nun, hielt er bey eben dieſer Gelegenheit, im Jahr 1758, eine Lobrede auf den König, die auch, mit einer Zueignungsſchrift an den Prinzen von Preußen, gedruckt worden iſt, in welcher er den Wunſch äußert, daß der Prinz die Tugenden ſeines Oheims ſich zum Vorbild wählen möge.

Freylich war dieſes eine aufgetragne Lobrede; aber ſie trägt denn doch auch viele Spuren wahrer Em-

Empfindung. „Nur zeigen," wie Herr Hirzel *) sehr richtig bemerkt, „die allzusehr gehäuften Gleich„nisse, eine Aengstlichkeit, in einer ungewohnten Kunst „Zierathen anzubringen, die um so viel weniger nö„thig waren, da die großen Thaten, die er beschrieb, „und die Empfindungen, mit welchen er sie beschrieb, „der Rede den wichtigsten Nachdruck und Zierde er„theilten." Sie zeigt den König von Preußen als den Beschützer seiner Staaten, und daß diese Beschützung die erste und größte aller Wohlthaten sey, die ein Fürst seinem Volk erweisen könne. — Daß Herr Sulzer indessen damahls empfand, wie er schrieb, bezeugt Herr Hirzel, **) der uns berichtet, „daß Herr Sulzer seinen Enthusiasmus auch seinen schweizerischen Freunden mitgetheilt habe, und daß man aus seinen Briefen eine Geschichte des Königes von Preußen ziehen könne, die uns die Quellen jener ausserordentlichen Handlungen in der Seele dieses Fürsten zeigen würde." —

Die erste der vorgedachten Schriften hat Herr Hirzel in seinen Nachrichten von Herrn Sulzer aufgenommen; sie wird aber auch, als an einem schicklichern Orte, einen Platz in dem zweyten Theil von des Herrn Sulzer vermischten philosophischen Schriften erhalten. Sein Zweck scheint dabey gewesen zu seyn, nicht zu tief in diese Materie hinein zu gehen; sie enthält indessen einige, für die damahlige Zeit, neue Anmerkungen und Betrachtungen, wovon so gar diejenigen, welche einige Einschränkung leiden, wie z. B. der Unterschied zwischen dem Schönen und Angenehmen, die Behaup-

*) S. 265. **) S. 261.

hauptung, daß Jedermann gültiger Richter in den Künſten ſey, und daß Homer von Milton und Bodmer übertroffen worden, immer Stoff zum Nachdenken darbieten. —

Bis zu Ausgang des Jahres 1759, genoß Herr Sulzer, mitten unter dem Geräuſch des Krieges um ihn her, in ſeinem Hauſe einer glücklichen Ruhe und Stille. Die Jahrbücher der Academie bereicherte er, von Zeit zu Zeit, mit neuen, über intereſſante Materien gut geſchriebenen Abhandlungen. Er ſchrieb die Entwickelung des Begriffs vom Genie im Jahr 1757, die Zergliederung des Begriffs der Vernunft im J. 1758, und die Erklärung eines pſychologiſchen paradoxen Satzes, daß der Menſch zuweilen nicht nur ohne Antrieb, und ohne ſichtbare Gründe, ſondern ſelbſt gegen dringende Antriebe, und überzeugende Gründe urtheilt und handelt, im Jahr 1759. Er war nun beerbt; ſeine Frau hatte ihn zum Vater von Töchtern gemacht, welche ſie ſelbſt mit Sorgfalt und Einſicht erzog; ſie theilte ſeine Vergnügungen, und erhöhete ſie. Im October dieſes Jahres brachte ſie Herrn Sulzer einen Sohn; aber das Kind war ſchwächlich, — es ſtarb einige Monate nachher — und die Mutter folgte ihm am 16ten Merz 1760. —

Wie tief er dieſen Verluſt fühlte, davon zeigt ſich vielleicht in der Folge ſeines Lebens mehr als ein Beweis. Er war genöthigt, ſich aus Berlin heraus zu reißen, um ſeiner Traurigkeit nicht unterzuliegen. Er gieng nach Magdeburg, und hier ſchrieb er, in eben demſelben Garten, wo er die ſeligſten Tage ſeis

nes

nes Frühlings zugebracht hatte, das Ehrengedächtniß der Verstorbenen, das er, im folgenden Jahre, für seine Freunde drucken ließ, das nachher in das Neujahrsgeschenk für Frauenzimmer eingerückt wurde, und auch in den zweyten Theil seiner vermischten philosophischen Schriften aufgenommen werden wird. Es ist ein Denkmaal seiner Dankbarkeit und seiner Glückseligkeit, und zugleich eine so wahre Ergießung des Herzens, daß es unsre Achtung für Sulzer den Menschen vermehren muß. — Er hatte vorzüglich die Absicht dabey, „seinen Töchtern in ihrer Mutter das Bild eines tugendhaften Frauenzimmers vorzumahlen, und ihnen damit, einiger Maassen, den Verlust des lebenden Beyspiels, und der weisen Lehren, die sie bisher genossen hatten, zu ersetzen.“ *) —

In eben diesem Jahre erschienen auch in den Memoiren der Academie seine philosophischen Betrachtungen über die Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst.

Aber, auch von dieser Zeit an, berichtet uns Herr Hirzel, **) fieng Herr Sulzer an, mit den deutschen schönen Geistern unzufrieden zu seyn. Zwar führt er einen Grund davon an. „Was ihn, um diese Zeit „am mehrsten schmerzte, war, daß sich die schönen „Geister seines neuen Vaterlandes von den schönen „Geistern seines alten Vaterlandes zu trennen schienen, „indem sie gar zu sehr um die äußern Zierathen in den „Werken des Geistes besorgt waren, und nur gar zu „leicht in das Tändelnde verfielen, bey welchem sie die „mora-

*) Hirzel II. S. 16. **) II. S. 20.

„moraliſche Gröſſe vergaßen, welche, nach ſeinen „Grundſätzen, der Dichtkunſt den gröſsten Glanz ge„ben ſollte“ Allerdings fiengen die Briefe über die neueſte Litteratur, und die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften damahls gleichſam eine neue Epoche für uns an; die wahre Kritik wurde bekannter, man drang tiefer in das Weſen der ſchönen Wiſſenſchaften ein. Bis itzt hatte Bodmer, von der Schweiz aus, noch vorzüglich allein über den Werth der Werke des deutſchen Witzes entſchieden; ſein Gegner, Gottſched, wurde von dem erleuchteten Theile des Publikums nicht gehört; itzt hörte dieſes auf die Ausſprüche eines nähern Richterſtuhls, und dieſer Richterſtuhl maaſte ſich auch ein Recht über Bodmers Werke an, und weil das Publikum die Richtigkeit der Ausſprüche deſſelben fühlte: ſo verlohr auch Bodmer vielleicht dadurch etwas von der Achtung dieſes Publikums; und er ſuchte ſie durch Mittel wieder zu gewinnen, die dieſem Zweck nicht gemäß waren. Wäre Alles dieſes nicht ungefähr in den Zeitpunkt gefallen, worin die Schwermuth über alle Vorſtellungen des Herrn Sulzer einen ſchwarzen Schleyer, nach dem Ausdruck des Herrn Hirzel, gezogen hatte: ſo würde er vielleicht dieſe ſo natürliche Fortbildung unſerer Litteratur nicht in einem ſo ungünſtigen Licht, — er würde, wahrſcheinlicher Weiſe, geſehen haben, daß ſchon Horaz das, was er nur für Zierathen anſah, als ein weſentliches Stück empfohlen hatte,

Non ſatis eſt pulcra eſſe poemata: *dulcia ſunto*!

und vielleicht hätte er dadurch ſeinem Freunde beſſere Dienſte geleiſtet, als er ihm, durch zu leb-

haſte Theilnehmung an ſeiner Unzufriedenheit leiſtete, die dennoch itzt ſo natürlich war.

Ein anderer Umſtand mag auf ſeine Gemüthsart, und auf alle ſeine Vorſtellungen einen nicht minder trüben Einfluß gehabt haben. Die Leiden des Krieges wurden allgemeiner und größer; Berlin wurde von Ruſſen und Oeſterreichern beſucht; *) das Land um ihn her nahm ab an Menſchen, Geld, Anbau, Ordnung und Glückſeligkeit. Zwar verlohr Herr Sulzer dadurch nichts von ſeiner Beſonnenheit; Herr Hirzel erzählt uns — was höchſt wahrſcheinlich iſt — daß er mit vieler Freymüthigkeit den feindlichen Befehlshabern Vorſtellungen gemacht habe; aber, alle dieſe Dinge mußten ihn doch auf ſein Vaterland und auf ſeine Freunde zurück treiben, und um deſto mehr zurück treiben, da dieſe unſtreitig den lebhafteſten Theil an ſeinen Leiden, und an ſeinem Geſchick nahmen. Herr Hirzel ſagt, als Fortſetzung der zuletzt angeführten Stelle: „in den Schriften ſeiner Schweizeri„ſchen Freunde fand er (Sulzer) immer das Beſtre„ben nach jener moraliſchen Größe; vorzüglich be„wunderte er ſolches in den Werken ſeines Bod„mers, **) — und befliß ſich nun nur deſto eifri„ger,

*) Herr Hirzel (2. S. 8.) ſetzt dieſe Begebenheit in den September eben des Jahres, worin die Schlacht bey Kunersdorf vorfiel, in das Jahr 1759, ſie ereignete ſich aber erſt in dem Jahre 1760.

**) Herr Hirzel ſagt, bey dieſer Gelegenheit, daß man damahls angefangen, nachdem die Franzoſen mit ihrem Beyſpiel vorangegangen, den Werken Geſners in Deutſchland Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. — Wahrlich hat Deutſchland hierin nicht auf die Franzoſen

„ger, in seinem Lexicon allenthalben die moralischen „Einflüsse der Künste in ihrer wahren Würde in das „Licht zu stellen.“ — Und so scheinen denn auch hier — wie es nur zu oft und fast immer der Fall ist — individuelle Begebenheiten auf öffentliche Lehren und Meynungen Einfluß gehabt, und des Herrn Sulzer Geschmack immer mehr entschieden zu haben.

Auf seinen Patriotismus für die preußischen Staaten hatten sie keinen, oder doch einen günstigen Einfluß. Ein schlecht befestigtes Städtchen (Colberg) war, durch den Muth und die Einsicht eines gewissen Obersten von der Heyde, gegen drey Angriffe vom rußischen Heere, glücklich vertheidigt worden; Ramler besang diesen Vorfall in einer, seiner würdigen Ode, und Herr Sulzer vereinte sich mit einigen Freunden, um diesem Krieger, zum Zeichen der allgemeinen Achtung, eine goldene Medaille schlagen zu lassen. Der König gab die Erlaubniß dazu, verlangte selbst auf der Liste der Subscribenten zu stehen, und dankte Herrn Sulzer sehr verbindlich, in einem Handschreiben, für

sen gewartet! den Werth unserer einheimischen Schriftsteller haben wir uns nie durch sie bestimmen lassen; und seit geraumer Zeit schon, kennen wir sie zu gut, um überall auf ihre Entscheidungen und Aussprüche zu hören. Auch hat der bessere Theil des deutschen Publikums gewis die Verdienste des ehrwürdigen Bodmers um unsern Geschmack und unsre Kritik immer anerkannt; nur seine eigenen Gedichte haben wir nicht so bewundern können, wie seine Landsleute. — Ueberhaupt dünkt mirs, als ob unsre schweizerischen Landsleute uns mit Unrecht Parteilichkeit gegen sie zichen. Haben wir denn nicht den Iselins, den Lavaters, den Hessen, und so vielen andern Gerechtigkeit widerfahren lassen? —

seine Aufmerksamkeit, diejenigen zu ehren, die sich um das Vaterland verdient gemacht hatten. *) — Durch diesen Umstand wurde er dem Könige besonders bekannt; allgemein mußte er es vorher schon seyn, da er Theil an dem Unterricht des Prinzen von Preußen gehabt hatte. In der Folge machten ihn d'Argens und Mitchel dem Könige noch bekannter. —

In eben diesem Jahre las er in der Academie seine Abhandlung von dem Widerstande flüßiger Körper vor. Aber sein Kummer wurde weder durch Zerstreuung, noch Arbeit gelindert. Sehr natürlich erweckte er, wie Herr Hirzel berichtet, die Lust nach seinem alten Vaterlande, und den Wunsch in ihm, den Ueberrest seiner Tage in den Armen der Freundschaft zuzubringen. Nur den Frieden wollte er abwarten, um seinen Wunsch auszuführen.

Um diese Zeit zog das dichterische Genie eines Frauenzimmers, das um so merkwürdiger war, da diese Person ihre Jugend als Viehmagd zugebracht, nachher einen bösartigen Menschen zum Manne gehabt, und nichts als Faßmanns Gespräche im Reiche der Todten, die Armena und Günthers Gedichte gelesen hatte, die Aufmerksamkeit des litterarischen Deutschlandes auf sich. Diese Frau kam aus Schlesien nach Berlin, und ihre große Leichtigkeit im Reimen, und hin und wieder ein glücklicher wahrhaft dichterischer Einfall erfüllte Berlin, Stadt, und Hof, mit Bewunderung. Madam Karschinn erhielt Freunde, Lehrer, Unterstützer, unter welchen Herr Sulzer sich vorzüglich auszeichnete. Ihr Lob wurde allent-

*) Hirzel S. 22 und 38.

allenthalben verkündigt, und man ſchrieb in die Welt hinein, daß ſie allen alten und neuen Dichtern gleich zu ſchätzen ſey. —

Die, für eine Perſon dieſer Art, wirklich auſſerordentlichen, und, man könnte vielleicht auch ſagen, großen Talente, konnten freylich leicht von undenkenden Lobrednern in auſſerordentliche und große Talente überhaupt verwandelt werden; aber, ein Kunſtrichter, der mit dem Publikum redet, iſt es dieſem wohl ſchuldig, ſein Lob abzuwägen. —

Daß Herr Sulzer ſelbſt dieſer Kunſtrichter war, daran zweifle ich. Aber aus ſeinem, an Herrn Bodmer geſchriebenen, und von Herrn Hirzel *) angeführten Briefe erhellt, daß er allerdings ſehr hohe Vorſtellungen von dem Genie der Mad. Karſchinn hatte. Auch beſorgte er die, einige Jahre nachher auf Unterzeichnung erſchienene Ausgabe ihrer Gedichte, zu welcher er fleißig Unterzeichner geſucht hatte, und ſchrieb auch die Vorrede dazu. **) — Das Urtheil, indeſſen, welches die kaltblütigen Verfaſſer der Litteraturbriefe von ihr fällten, ***) ſcheint richtiger geweſen zu ſeyn. Nun Mad. Karſchinn aufgehört hat, Erſcheinung zu ſeyn, hat auch die Bewunderung aufgehört; und es iſt allerdings möglich, daß das damahle übertriebene Lob ihrer Freunde ſie verhindert haben kann, nachher allgemeines Lob zu erringen; denn unſtreitig enthält die vorgedachte Sammlung das Beſte, was ſie gedichtet hat.

*) S. 30. **) Hirzel S. 70.
***) Litterat. Briefe 17ter Theil.

Ob ich gleich, zwiſchen des Herrn Sulzer Einſichten und Kenntniſſen, und dieſem ſeinem außerordentlichen Lobe der Mad. Karſchinn — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — keine Berührungspunkte zu entdecken vermag: ſo bin ich denn doch überzeugt, daß es aufrichtig geweſen iſt. Vielleicht lag es in dem individuellen Charakter des Herrn Sulzer, ſehr leicht und ſehr lebhaft von außerordentlichen Dingen gerührt werden zu können, und er nahm ſich dann nicht Zeit, den erſten Eindruck zu berichtigen, oder wollte nicht die einmahl geäußerte Empfindung zurück nehmen; vielleicht bewirkte nur die damahlige Stimmung ſeines Geiſtes, ſeine Lage und andere Dinge mehr, die Schnelligkeit und Entſchiedenheit ſeines Urtheils.

Er konnte noch immer ſich nicht gänzlich faſſen; er verlor die Thätigkeit des Geiſtes — die er vielleicht nicht verloren haben würde, wenn er dem Rath ſeiner Dichterinn gefolgt wäre. *) — Er ſuchte ſich durch allerhand Luſtreiſen zu zerſtreuen, und ſeine Freunde, der Graf Podewils, der Marquis d'Argens und Herr Mitchel, engliſcher Geſandter am preußiſchen Hofe, wetteiferten, **) ihm dergleichen zu verſchaffen; endlich entlud er ſich ſeines Amtes auf ein paar Jahre; ***) und der Umgang mit dem letztern gab ihm einige Freudigkeit des Herzens wieder. — Auch verſchafften ihm ſeine Luſtreiſen Stoff zur Arbeit. Bey Gelegenheit einer Reiſe auf den Blocksberg erhielt er die Idee zu ſeinem academiſchen Memoire, über die Veränderungen welche auf der Oberfläche der Erde

*) Hirzel II. S. 33. **) Hirzel II. S. 38. 39. 47.
***) Hirzel II. S. 47 u. f.

de vorgefallen, das ſich in den Jahrbüchern von 1762 befindet. — Aber die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande dauerte fort, und er erhielt endlich, im Jahr 1762, die Erlaubniß es zu beſuchen.

Es iſt, für jedes empfindliche Herz, ein intereſſanter Augenblick, nach langen Jahren von Abweſenheit, nach viel gemachten Erfahrungen, nach groſſen, innerlich und äuſſerlich mit uns vorgegangenen Veränderungen, die Stäten wieder zu ſehen, auf welchen man die ſorgenloſe Jugendzeit hingeſpielt hat; bey der, allen Schweizern, eigenen Vaterlandsliebe, und bey der traurigen Stimmung, worin des Herrn Sulzer Herz itzt war, muß der Augenblick, wo er die Thürme von Zürich und Winterthur wieder erblickte, für ihn einer der wichtigſten ſeines Lebens geweſen ſeyn, und, natürlicher Weiſe, groſſe Revolutionen in ſeinem Innern bewirkt haben. — Hier wurde Herr Sulzer auch wirklich wieder munter und thätig; hier arbeitete er ernſtlich an ſeinem Wörterbuch von fünf Uhr früh bis Mittags, las ſeinen Freunden die ausgearbeiteten Artikel vor, und vollendete die Buchſtaben von A bis G. *) — Iſt es noch zu verwundern, daß dieſes Wörterbuch ſo viele Spuren von des Herrn Sulzer ausſchließender Hochachtung für ſeinen Freund Bodmer trägt? — Auch gab ihm dieſer ſeine verbeſſerte Noachide mit (die Herr Sulzer nachher, im Jahr 1765, zu Berlin herausgab), und unterwarf ſie der Kritik deſſelben. Dieſer Umſtand allein würde es uns begreiflich machen können, warum in der Theorie ſo viele Beyſpiele aus dieſem Ge-

*) Hirzel S. 71.

dicht, und ſo wenige aus andern Dichtern zu finden ſind. —

Es ſcheint, als ob ſein Aufenthalt in ſeinem Vaterlande die Sehnſucht darin zu bleiben, noch mehr geſtillt hätte. Aus einem zu vollen, und dadurch bedrückten Herzen war dieſer Wunſch vorzüglich entſtanden; durch die mancherley Ergießungen, die es hier erhalten hatte, mußte es natürlich erleichtert werden. Ob er gleich, während ſeiner Abweſenheit, ſchon ſein Haus in Berlin hatte verkaufen laſſen: *) ſo „reiſete er dennoch nicht ohne Luſt aus der Schweiz „weg;“ und er ſchrieb an Bodmer „daß ihn wirklich „wieder nach Berlin verlange.“ **) Sein vorher erſchlafter Geiſt hatte itzt wieder Federkraft erhalten.

Nach ſeiner Wiederkunft (im Jahre 1763) machte er ſich gänzlich von ſeinem Lehramt in dem Joachimsthal los, ***) und eine Landreiſe in ein, durch den Krieg verheertes Land, das nun wieder bevölkert, und bebauet wurde, und worin er alſo Alles äußerſt thätig ſah, weckte den Wunſch in ihm, auch öde Ländereyen in den preußiſchen Staaten anzubauen, und, wie ſich hiebey zu viele Hinderniſſe zeigten: ſo entſtand aus dieſem Wunſch zum Landbau überhaupt, ein anderer — in ſeinem Vaterlande, in der Gegend von Zürich, den Ueberreſt ſeiner Tage auf dem Lande zuzubringen. *†) Beynahe ſollte man glauben, daß ſein Geiſt noch nicht völlig zur Ruhe gekommen geweſen wäre, da ihm noch ſo mancherley Entwürfe durch den Kopf giengen.

Aber

*) Hirzel II. S. 58. **) Hirzel II. S. 62.
***) Hirzel S. 68. *†) Hirzel II. S. 70 u. 80.

Aber dieſe Entwürfe hinderten, nun ſein Geiſt nur wieder in Thätigkeit geſetzt war, ſeine Arbeiten nicht. Er ſchrieb, in dieſem Jahre, für die Academie nach einem dreyjährigen Stillſchweigen, wieder eine Abhandlung über den verſchiedenen Zuſtand, worin ſich die Seele, bey Ausübung ihrer Hauptvermögen, nähmlich des Vermögens, ſich etwas vorzuſtellen, und des Vermögens zu empfinden, befindet; und an die Fortſetzung ſeines Wörterbuchs dachte er ſo eifrig, daß er ſich einſchloß und viel einſamer zu Berlin lebte, als ehemals. *)

Wie er, mit der Ausführung ſeines obigen Vorſatzes ernſthaft umgieng, erhielt er im Jahr 1764 eine Penſion bey der Academie. Wenn er ſie annahm: ſo verband er ſich dadurch, in den preußiſchen Staaten zu bleiben; er eröfnete alſo dem Könige ſein Vorhaben, und beſtand noch, nach einem verbindlichen Handſchreiben von demſelben darauf, ob ihm gleich auch die Verdoppelung ſeiner Penſion, zu gleicher Zeit angeboten wurde. Endlich gebrauchte der König einen Freund des Herrn Sulzer, den Grafen von Borke, zum Vermittler; auch der Prinz von Preußen intereßirte ſich bey der Sache, — und Herr Sulzer, der durch längeres Weigern nun vielleicht in ſeinen eigenen Augen, das Anſehn von Undankbarkeit erhalten haben würde, blieb, mit einem jährlichen Gehalt von 1300 Thlr., in Berlin. **) —

Der König hatte ihn zu einem der Lehrer an der neu errichteten Ritteracademie zu Berlin beſtimmt,

*) Hirzel S. 71. **) Hirzel II. S. 82 u.f.

und wollte auch noch zu beſſerer Einrichtung mehrerer Schulanſtalten Gebrauch von ihm machen. — Zu dem letztern hat Herr Sulzer vielleicht durch ſeine Unzufriedenheit mit den Einrichtungen des Joachimsthal ſich den Weg gebähnt; wenigſtens dadurch ſich dazu vorbereiten gelernt, weil es ihm zum beſondern Nachdenken über die Verbeſſerungen des Schulweſens Anlaß geben mußte.

Um eben dieſe Zeit bemühete er ſich, den berühmten Lambert nach Berlin zu ziehen; *) und, weil die neuen Einrichtungen, zu welchen er gebraucht werden ſollte, noch nicht ins Werk geſtellt werden konnten: ſo ließ er ſich von Herrn Mitchel bereden, mit nach Spaa zu gehen, begleitete ihn von dort bis nach Brüſſel, und würde mit ihm nach England hinüber gegangen ſeyn, wenn er nicht die Nachricht erhalten hätte, daß die neue Stiftung nun bald im Stande ſeyn würde.

Bald darauf trat Herr Sulzer ſein neues Lehramt an; er lehrte die Philoſophie, und war ſo zufrieden mit der Einrichtung, die der König gemacht hatte, daß er an ſeine Freunde ſchrieb, „wenn er genau nach ſeinem Wunſche und nach ſeinen Einſichten, ſeine Lehrſtunden hätte einrichten ſollen: ſo würde „gerade der Plan des Königes heraus gekommen „ſeyn.“ **) — Er arbeitete vielleicht mit deſto gröſſerm Vergnügen, da es ihm gelang, einem Landsmann, Herrn Wegelin, die Stelle des Lehrers der Geſchichte an der neuen Ritteracademie zu verſchaffen. ***)

Für

*) Hirzel II. S. 95. **) Hirzel II. S. 102.
***) Hirzel II. S. 100.

Für die Jahrbücher der Academie schrieb er itzt die Abhandlungen von dem Bewußtseyn, und seinem Einfluß in unsre Urtheile, und von der Energie in den Werken der schönen Künste.

Um eben diese Zeit (im Jahr 1765) bauete er sich auch wieder ländlich an. Er erhielt von dem Könige einen Flecken Landes dazu, der, nicht zu weit entfernt von der Stadt, in dem so genannten Moabiter Lande, und so angenehm war, als, um Berlin herum, eine Gegend seyn kann. Hier führte er sich ein Landhaus auf, und legte sich einen Garten an. Aber, der Boden war sumpfig; *) — und Herr Sulzer, der hier seine alten Tage vergnügt zubringen wollte, hat sie sich, wahrscheinlicher Weise, durch seinen Sommeraufenthalt hier verkürzt. Er wurde hier bald von einem bösartigen Fieber angefallen; fühlte die Stärke seines Körpers hier bald abnehmen; **) — seine Neigung ward vielleicht der Keim seines Todes. —

Zugleich war es natürlich, daß der König, der ihn in seinen Staaten zu behalten gesucht hatte, weil er ihn für sehr brauchbar hielt, ihn auch wirklich zu gebrauchen suchte. Er ernannte ihn nicht allein zu einem Mitgliede der Commißion, welche über die, in Unordnung gerathenen öconomischen Angelegenheiten der Academie wachen sollte; er übertrug ihm auch die Aufsicht über das Joachimsthalische Gymnasium; und seine Anordnungen erhielten das Ansehn von Gesetzen, und wurden im Jahr 1767 gedruckt. Herr Sulzer, der Ordnung, oder systematische Einrich-

tung

*) Hirzel II. S. 103. **) Hirzel ebend.

rung der Dinge so sehr geliebt zu haben scheint, — und von einem philosophischen Kopfe müssen sie so geliebt werden — daß er darüber zuweilen, bey seinen Entwürfen nicht auf die Beschränkungen rechnete, welche alle Dinge dieser Unterwelt, durch die menschlichen Unvollkommenheiten, durch Leidenschaften, Vorurtheile, Privatinteresse, und selbst durch schon bestehende, und unveränderliche Einrichtungen im Allgemeinen, — und die jeder Theil, oder jedes Rad der Maschine durch die andern Räder erhält — mußte Unruhe und Verdruß von diesen Aufträgen einärndten; — und stiftete vielleicht nicht vielen Nutzen. *)

Dem letztern Auftrage haben wir indessen vielleicht seine Gedanken über die beste Art die classischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen, die im Jahr 1765 erschienen, und die Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens zu verdanken, die Herr Sulzer im Jahr 1767 heraus gab. Dieses Werkchen wird immer, auch für erwachsene Leser einer gewissen Klasse, eine angenehme Unterhaltung bleiben, und von Kinderlehrern immer nützlich gebraucht werden können. Herr Hirzel sagt, bey dieser Gelegenheit, **) und auch schon anderweitig, „daß das Erziehungswesen den Herrn Sulzer sein ganzes Leben hindurch vorzüglich beschäftigt habe, und daß seine übrigen Werke nur Früchte der Erholung in den, dem Vergnügen gewidmeten Nebenstunden gewesen wären.“ — Daß Herr Sulzer über Erziehung nach-

*) Eloge S. 36. **) II. S. 106.

nachgedacht hatte, davon sind allerdings Beweise vorhanden; daß er den größten Theil seines Lebens hindurch, dem Unterricht und der Erziehung junger Leute vorgestanden hat, ist bekannt; und daß er dieses mit Aemsigkeit und Einsicht werde gethan haben, daran läßt sich nicht zweifeln; aber, daß er, Ausschließungsweise, alle seine Geistesvermögen und Fähigkeiten, und alle seine Thätigkeit, wie Herr Basedow zum Beyspiel, auf diesen Zweck gerichtet, unaufhörlich die Verbesserung des Erziehungswesens betrieben, und vorzüglich in dieser Sphäre geglänzt habe, davon weiß ich weniger Spuren aufzufinden. So angemessen es einem Philosophen seyn mag, dieses, gerades Weges zur Vervollkommung des menschlichen Geschlechtes, zielende Geschäft zu seinem Hauptgeschäft zu machen: so würde doch Herr Sulzer nur verlieren, wenn wir ihm etwas geben wollten, was er — nicht bedarf, um zu den Lehrern des menschlichen Geschlechtes zu gehören.

Es ist wahr, daß er zur Verbesserung der Schulanstalten in den preußischen Ländern gebraucht wurde; und er würde, ohne die, dazu erforderlichen Talente, wahrscheinlicher Weise nicht gebraucht worden seyn; und nicht Aufträge aus fremden Ländern, zu Einrichtung von Schulanstalten erhalten haben, wenn die getroffenen Einrichtungen nicht zweckmäßig gewesen wären; aber, mich dünkt, daß Herr Sulzer, wenn wir ihn unter die eigentlichen philosophischen Pädagogen Deutschlandes setzen sollten, Geschäfte der Art sich vorzüglich hätte wählen, und suchen, daß er über diese Materie hätte vorzüglich schreiben, und

eine

eine Menge, unter ſeinem Namen bekannter Schüler hätte ziehen müſſen. —

Die Abnahme ſeiner Geſundheit äußerte ſich itzt zuweilen ſchon in einer zwar vorüber gehenden, aber doch gänzlichen Unthätigkeit des Kopfes. *) Er arbeitete zwar um dieſe Zeit (im Jahr 1767) für die Academie die Anmerkungen über den gegenſeitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft aus; aber alle litterariſche Beſchäftigungen wurden ihm allmählig wirkliche Arbeit. Er verlohr etwas von der Munterkeit ſeines Geiſtes, und ſchwarze Galle ergoß ſich gleichſam über alle ſeine Vorſtellungen. Seine Briefe an ſeine Freunde wurden kürzer, und er ſchrieb an Bodmer: **) „die Politik und die Litteratur bringen mir „nichts als Gegenſtände vor Augen, die ich ſchon tauſendmahl beurtheilt und verworfen habe. Es geht „mir zuweilen wie einem alten Schwelger, deſſen Gaumen durch nichts mehr gereizt werden kann. „In dieſem Zuſtand nehm' ich meine Zuflucht zu meinen Bäumen, Blumen und Hühnern. Mit dieſen kann ich ganze Tage lang ſpielen, als ob ſonſt „nichts in der Welt wäre, das einen denkenden Menſchen beſchäftigen könnte. Alsdenn iſt mirs eine „wichtigere Arbeit, einen kranken Baum durch Beſchneiden und Verſetzen vom Tode zu retten, als ein „Memoire academique zu machen.“ — Indeſſen arbeitete er bald nachher denn doch die Pſychologiſchen Betrachtungen über den ſittlichen Menſchen, die in den Jahrbüchern von 1769 ſtehen, aus.

Die

*) Hirzel II. S. 110. **) Hirzel II. S. 127.

Die Unzufriedenheit ſeines Geiſtes vermehrte ſich mit der Unthätigkeit, in welche er verſunken war. Er klagte, deß „Wünſche, Begierden und Unternehmungen ſchon ihr Ende bey ihm erreicht haben ſollten, daß er ſo früh ſchon ein müßiger Zuſchauer ſeyn ſollte;“ *) und die damahligen Streitigkeiten zwiſchen Herrn Kloz und ſeinen Gegnern kränkten ihn ſo, daß er bald, den fertigen Theil ſeines Wörterbuchs, Stückweiſe, in Form einer Wochenſchrift herauszugeben, bald es ins Feuer zu werfen Willens war. Er hatte es ſich zu feſt in den Kopf geſetzt, daß die Menſchen, durch das Studium der ſchönen Künſte zu veredlen und zu erhöhen wären, oder er glaubte die Möglichkeit der Sache mit zu vieler Ueberzeugung, um daß ihm Widerlegungen durch Thatſachen nicht hätten Wehe thun müſſen. — Indeſſen gab er den erſten Theil ſeiner Theorie doch mit Ausgang dieſes Jahres in die Preſſe.

Im Jahr 1770 wurde er von Neuem zu Schulverbeſſerungen in den preußiſchen Staaten, die dem Könige vorzüglich am Herzen zu liegen ſchienen, mit den Herren Sack und Spalding gebraucht. Er that Reiſen nach Kloſterbergen, nach Stargard, nach Stettinn. Nähere Nachrichten von den getroffenen Einrichtungen finden die Leſer, unter andern, in den Briefen über den Religionszuſtand der preußiſchen Staaten. — Zur Wiederherſtellung der Heiterkeit von Herrn Sulzers Geiſt können dieſe Beſchäftigungen, die er mit vielem Eifer betrieb, unmöglich viel beygetragen haben. In eben dieſem Jahre

*) Hirzel II. S. 128.

Jahre erſchien in den Memoiren der Academie ſeine Entwickelung des Begriffs vom höchſten Weſen.

Im Jahr 1771 trat endlich der erſte Theil ſeiner allgemeinen Theorie ans Licht.

Auf dieſes Werk gründet ſich unſtreitig der Ruhm des Herrn Sulzer, und ſein Verdienſt um Deutſchland. Eben ſo unſtreitig iſt es Allen denen bekannt, für welche der Innhalt deſſelben irgend einen Reiz haben kann; und für diejenigen unter ihnen, welche es nicht zu würdigen vermögen, iſt auch durch ſo viele gründliche Recenſionen geſorgt, (unter welchen ich nur die in der allgemeinen deutſchen Bibliothek Theil 22, und die in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften Theil 15 hier nennen will,) daß wenig darüber zu ſagen, mehr übrig bleibt.

Ganz zufrieden war Herr Sulzer ſelbſt mit ſeiner Arbeit nicht. Er ſchrieb an Herrn Bodmer: „mit der Hauptſache bin ich zufrieden; ich bin überzeugt, daß ich die wahren Grundſätze der Kritik gefunden, und jeden Zweig der Kunſt, wo ihre beſte Früchte wachſen, erkenne; aber, in manchen beſondern Artikeln hatte ich zuweilen nicht Zeit, zuweilen nicht Luſt genug, jedes Einzele lange genug zu überlegen, und ich geſtehe, daß ich an dieſen Stellen oft die einfachſten und hellſten Begriffe nicht erreicht, und den leichten und kernhaften Ausdruck nicht gefunden habe.“ Und auch in der Vorrede äußert er ſeine Unzufriedenheit über die Ungleichheit in dem Umfange, dem Tone, und der Ausarbeitung der verſchiedenen Artikel.

Doch

Doch dieſes würden nur kleine Flecken ſeyn; aber man behauptete, unter andern, von dieſer Theorie, daß ſie Begriffe von den ſchönen Künſten überhaupt enthalte, die itzt unerreichbar wären. Dieſe Forderungen oder die eigentliche Grundlage dieſer Theorie iſt, ſo viel ich weiß, von keinem Kunſtrichter, wenigſtens von denen, die ſie vorzüglich hätten prüfen können, von den vorher genannten, nicht geprüft worden; ich will hier alſo, als an einer ganz ſchicklichen Stelle, einige Anmerkungen darüber hinwerfen. — Und, wenn ich ſo glücklich bin, den Leſern dieſe ganze Sache klar und deutlich zu machen: ſo hoff' ich, daß ſie mir die Länge derſelben verzeihen werden.

Um die Grundſätze, worauf dieſe Theorie gebaut war, der Welt im Zuſammenhange vor Augen zu legen, gab Herr Sulzer, im Jahr 1772, eine kleine Schrift, unter dem Titel: Die ſchönen Künſte, in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur, und ihrer beſten Anwendung betrachtet, heraus; und aus dieſem Werkchen können wir den Zweck derſelben am kürzeſten und beſten faſſen.

Nachdem er von der allgemeinen Wirkung der ſchönen Künſte auf die Verfeinerung des Geſchmacks am Schönen überhaupt geredet hat, fährt er (S. 26) fort: „ein Volk, das glücklich ſeyn ſoll, muß zu„erſt gute, ſeiner Größe, und ſeinem Lande angemeſ„ſene Geſetze haben. Dieſe ſind ein Werk des Ver„ſtandes. Dann müſſen gewiſſe Grundbegriffe, ge„wiſſe Hauptvorſtellungen, die den wahren National„charakter unterſtützen, jedem einzelen Bürger, ſo „lebhaft, als möglich iſt, immer gegenwärtig ſeyn, das

„mit er seinem Charakter beständig behauptet. Bey „größern Gelegenheiten aber, wo Trägheit und „Leidenschaft sich der Pflicht widersetzen, müssen Mit„tel vorhanden seyn, dieser höhern Reiz zu geben. „Diesen Dienst können die schönen Künste leisten. „Sie haben tausend Gelegenheiten, jene Grundbe„griffe immer zu erwecken, und unauslöschlich zu ma„chen; und nur sie können, bey jenen besondern Ge„legenheiten, da sie einmahl das Herz schon zur fei„nen Empfindsamkeit vorbereitet haben, durch innern „Zwang den Menschen zu seiner Pflicht anhalten. „Nur sie können, vermittelst besonderer Arbeiten, jede „Tugend, jede Empfindung, eines rechtschaffenen „Herzens, jede wohlthätige Handlung in ihrem vollen „Reize darstellen. Welche empfindsame Seele wird „ihnen widerstehen können? Oder, wenn sie ihre „Zauberkraft anwenden, uns die Bosheit, das La„ster, jede verderbliche Handlung, in der Häßlichkeit „ihrer Natur und in der Abscheulichkeit ihrer Folgen „darzustellen, wer wird sich noch unterstehen dürfen, „nur einen Funken dazu in seinem Herzen glimmen zu „lassen? — In Wahrheit, aus dem Menschen, „dessen Einbildungskraft zum Gefühl des Schönen, „und dessen Herz zur Empfindsamkeit des Guten hin„länglich gestimmt ist, kann man durch eine weise An„wendung der schönen Künste Alles machen, dessen er „fähig ist. Der Philosoph darf nur die, von ihm „entdeckten practischen Wahrheiten, der Stifter der „Staaten seine Gesetze, der Menschenfreund seine Ent„würfe dem Künstler übergeben; der gute Regent „kann ihm seine Anschläge, dem Bürger sein wahres

„Ju-

„Intereſſe werth zu machen, nur mittheilen; Er, „den die Muſen lieben, wird, wie ein anderer Or„pheus, die Menſchen ſelbſt wider ihren Willen, aber „mit ſanftem liebenswürdigen Zwange, zu fleißiger „Ausrichtung Alles deſſen bringen, was zu ihrer „Glückſeligkeit nöthig iſt.“

Das Erſte, was Jedem, der Behauptungen zu prüfen gewohnt iſt, und weiß, daß zur Wirklichkeit des allerkleinſten Dinges in dieſer Welt, eine Menge mitwirkender Urſachen nöthig ſind, beyfällt, iſt die Frage: „Aber vermögen denn die ſchönen Künſte die„ſes auch wirklich?“ — Und, da Beyſpiele beſſer, und ſchneller als Raiſonnement überzeugen: ſo iſt die Antwort hierauf von je her geweſen, die Griechen! die Griechen!

Auch Herr Sulzer verweißt uns an ſie. (S. 44.). „Alle Zweige der ſchönen Kunſt hat Griechen„land im höchſten Flor, und in der größten Schön„heit geſehen, auch Jahrhunderte lang darin erhal„ten, und es könnten tauſend Beyſpiele zum Be„weis angeführt werden, daß ſie eine Zeit lang „zu ihrem wahren Zweck angewendet worden.“ Und an einer folgenden Stelle (S. 53) ſetzt er hinzu: „die Griechen hatten von den ſchönen Künſten den rich„tigen Begriff, daß ſie zu Bildung der Sitten, und „zu Unterſtützung der Philoſophie, und ſelbſt der Re„ligion dienen. Darum ließen ſie es auch an Auf„munterung der Künſtler durch Ehre, Ruhm, und „andre Belohnung nicht ermangeln. In einigen „griechiſchen Staaten war der größte Redner oft der „Mann, der mit der höchſten Würde des Staates

„bekleidet wurde. Die Geſetzgeber und Regenten „ſahen große Dichter als wichtige Perſonen an, die „den Geſetzen ſelbſt Kraft geben könnten. Homer „wurde für den beſten Rathgeber des Staatsmannes „und des Heerführers, und für den beſten Hofmeiſ„ter des Privatmannes angeſehen, und, in dieſer Abſicht ſchrieb Lykurgus die zerſtreuten Geſänge dieſes „Dichters in Kreta zuſammen. Eben dieſer Geſetzgeber „gewann den Dichter und Sänger Thales, daß er, aus „dieſer Inſel mit ihm nach Sparta zog, und dort „durch ſeine Geſänge die Geſetzgebung erleichterte. *) „Die Alten, ſagt ein griechiſcher Philoſoph, **) hiel„ten dafür, daß die Dichtkunſt einiger Maaßen die „erſte Philoſophie ſey, die uns von Kindheit an den „Weg zu einem richtigen Leben zeige, und auf eine „angenehme Weiſe, Sitten, Empfindungen und „Thaten lehre; ***) die unſrigen aber (die Pythago„räer) lehren, daß allein der wahre Dichter der Weiſe „ſey. Daher haben auch die Griechen ihre Kinder „zuerſt in der Dichtkunſt unterrichten laſſen; keines„weges zur Beluſtigung, ſondern zur Bildung des „Gemüthes. Dieſes Verdienſtes rühmen ſich auch „die Tonkünſtler — ſie halten ſich für Lehrer und „Verbeſſerer der Sitten — darum nennt auch Ho„mer die Sänger Hofmeiſter. — Ueberhaupt kann „man von den Griechen ſagen, was ein Römer „vielleicht mit weniger Recht von ſeinen Voraltern „rühmt,

*) Plutarch im Lykurgus.
**) Strabo Lib. I.
***) [illegible]

„rühmt, daß ſie alle Künſte zum gemeinen Beſten „angewendet haben.“ *)

Ich will keine nähere Unterſuchung einzeler Behauptungen in dieſer Stelle, und beſonders der, zuletzt angeführten Worte aus dem Servius anſtellen; die Thatſachen mögen ſich alle auf dieſe Art verhalten haben; hier kommt es auf die Wirkungen derſelben auf Geiſt und Sinn der Griechen an. Ich geſtehe gern ein, daß die geſammten ſchönen Künſte in Griechenland vorzüglich zu ihrer höchſten Vollkommenheit gediehen ſind, und daß ſie alſo auch natürlich das, was Herr Sulzer die allgemeinen Wirkungen derſelben nennt, hervorgebracht, das heißt, daß ſie die Griechen zu einem feinen, cultivirten Volk gemacht haben; aber hier iſt zuvörderſt die Rede, ob ſie, Trotz der Pflege, die ſie, von Seiten der Geſetzgebung erhielten, auf die Erhaltung dieſer Geſetzgebung wieder zurück wirkten, das heißt, ob ſie, mit Herrn Sulzers Worten zu reden, „gewiſſe Grundbegriffe, ge„wiſſe Hauptvorſtellungen, die den wahren Natio„nalcharakter unterſtützen, jedem einzeln Bürger, ſo „lebhaft als möglich vergegenwärtigten, dergeſtalt, „daß er ſeinen Charakter beſtändig behauptete? Ob „ſie, bey gröſſern Gelegenheiten, wo Trägheit und „Leidenſchaft, ſich der Pflicht widerſetzten, dieſer ei„nen höhern Reiz gaben?“ Mit einem Worte, ob die Griechen denn das wirklich waren, was ſie, als Nation betrachtet, hätten ſeyn müſſen, wenn die ſchö-

*) Nullam majores noſtri artem eſſe voluerunt, quæ non aliquid reipublicæ commodaret. Servius ad Aeneid. Lib. VI.

nen Künſte Wirkungen der Art hervor zu bringen vermöchten; — und dieſes läugne ich gerade zu. — Und, zweytens, getraue ich mir zu behaupten, daß das Gute und Vortrefliche, was ſie, als Nation betrachtet, haben konnten, bey weitem nicht der Kultur und Vervollkommung der ſchönen Wiſſenſchaften allein zugeſchrieben werden darf, da Völker, die von dieſer Kultur nichts wußten, eben dieſe politiſch moraliſche, oder moraliſch politiſche Vollkommenheit hatten.

Wenn man über dieſe Materie, nicht in Declamationen verfallen will: ſo muß man, vorzüglich, erſt den Zeitraum feſtſetzen, von welchem man gewiſſe Dinge behauptet. Wenn man aus dem Zeitpunkt, worin Homer die Sänger Hofmeiſter nennt, die Einwirkung, oder den Beytrag der ſchönen Künſte zur Vervollkommung der griechiſchen Nation erweiſen will: ſo bedarf es wahrlich einer ſehr geringen Kultur der ſchönen Künſte überhaupt — ſo bedarf es einer geringen Unterſtützung derſelben von Seiten der Regierung, — und ſo ſoll es nicht an Beyſpielen fehlen, daß die Griechen ſehr, ſehr oft ihre Pflichten vergaßen. — Auch iſt Wirkung oder Unterricht in den frühern Zeitpunkten der Geſellſchaft von ſehr geringfügigen Dingen zu erwarten, ſo bald ſie nur auf den menſchlichen Geiſt überhaupt zu wirken vermögen; denn des Unterrichts iſt dann noch ſo wenig, der Eindruck der Dinge noch ſo neu u. ſ. w.—

Herr Sulzer ſetzt den moraliſchen, oder politiſchen Verfall der ſchönen Künſte in eben dieſer Schrift (S. 59) nach der Zeit, wo die Athenienſer

von dem Epaminondas ſich befreyt ſahen. Von dieſer Zeit an, ſagt er, wäre Mißbrauch davon gemacht worden; — wir können alſo nur, bis zu dieſem Zeitpunkt, die Geſchichte von Athen gebrauchen, um ihn zu widerlegen.

Die beſondre Kultur der ſchönen Künſte zu Athen hebt ſich nach den Siegen über die Perſer, von der Wiederaufbauung Athens durch den Themiſtocles an; dieſe fällt ungefähr ins Jahr der Welt 3480; und Epaminondas blieb im Jahr 3641; folglich müſſen wir in dieſem Zeitraum die groſſen moraliſchen und politiſchen Wirkungen der ſchönen Künſte aufſuchen.

Dieſer Zeitraum iſt freylich ſehr kurz; ich weiß, daß er in Rückſicht auf die Kultur der ſchönen Künſte, und mit ſehr vielem Recht, viel weiter, vorwärts und rückwärts, ausgedehnt werden kann; aber es iſt denn doch gewis, daß nur in dieſem Zeitraum die ſchönen Künſte in Griechenland zum Gipfel der Vollkommenheit gelangten, und daß wir, von den Wirkungen, die ſie in ihrer Vollkommenheit hervorbrachten, deſto ſicherer auf die Wirkungen in dem Zuſtande ihrer Unvollkommenheit ſchließen können. Auch hofft Herr Sulzer nur von der Kultur derſelben dieſe Wirkung, und zugleich würde ſich aus frühern Zeiten eben das erweiſen laſſen, was ich, aus dieſen zu erweiſen gedenke.

In dieſem Zeitpunkt hätte es, nach des Herrn Sulzer Behauptung, nun ſchlechterdings keinen Verächter der Geſetze und Einrichtungen, noch weniger einen Verräther des Vaterlandes geben; — jeder

Bürger hätte vorzüglich auf die Größe und Vervollkommung deſſelben losarbeiten, und ſeinen eigenen Vortheil dem Vortheil des Ganzen unterordnen müſſen, u. ſ. w. —. Und was zeigt uns nun die Geſchichte von Athen? Die Stadt wimmelt allerdings von Denkmaalen des Genies und Geſchmacks; und dieſe waren zugleich Denkmäler der öffentlichen Achtung und Dankbarkeit für alle Arten von großen Männern; in dieſem Zeitpunkte lebten und lehrten die Plato und Socrates, lebten und ſchrieben die Euripides und Sophocles; Athen machte den großen König erzittern, und gab den übrigen Griechen, während dem größten Theile dieſes Zeitraums Geſetze. — — Doch, das Gemählde ſeiner Größe und ſeines Glanzes iſt ſo oft gezeichnet, daß ich lieber gleich zur Unterſuchung des Geiſt und Sinnes ſeiner Einwohner in dieſem Zeitpunkt übergehen will. — In dieſem Zeitpunkte wurde nun unter andern auch Socrates mit Gift hingerichtet; in dieſem Zeitpunkte waren die durch die Muſen aufgeklärten Athenienſer das Spiel eines verſchlagenen, ehrgeizigen, und ſelbſt durch die Muſen gebildeten Wollüſtlings (des Alcibiades), dem nichts heilig war; in dieſem Zeitpunkt ließen ſich die Athenienſer von der Lais durch den Pericles regieren . . . Doch wozu, was Jeder, der den innern Zuſtand von Athen, und die eigenthümliche Denkart dieſes Volkes einiger Maaßen kennt, ſelbſt weiß, wenn er, was er weiß, durchdenkt? Ich will lieber einige Bemerkungen über dieſen Zeitpunkt der griechiſchen Geſchichte herſetzen, die ein Engländer gemacht hat. *)

„Mil-

*) William Young in dem Werke, der Geiſt Athens. Deutſch. Leipzig 1777. S. 123 u. f.

„Miltiades bahnte dem Themistocles, und dieser „dem Pericles den Weg; das Volk schmiegte sich „vor den außerordentlichen Männern, die nach und „nach unter ihm aufstanden, und gewöhnte sich daran, seinen populairen Staat als abhängig zu betrachten und die öffentliche Wohlfahrt vielmehr den „Fähigkeiten seiner Staatsmänner, als der Weisheit „seiner Landesverfassung anzuvertrauen. Auf diese Art „wichen die Athenienser unvermerkt von den gesunden „und simpeln Grundsätzen ab, welche ihre Vorältern „angenommen hätten, und wollten sich lieber in ein „politisches Labyrinth gängeln lassen, als auf dem Pfad „der Tugend frey fortschreiten. Sie wurden oft zu „Ungerechtigkeiten verleitet, oft zu verderblichen Maaßregeln verführt, oft zu blutigen und unnützen Unternehmungen hingerissen; endlich, zur Unterwürfigkeit gewöhnt, wurden sie, bald das Mittel, wodurch der Ehrgeizige Ruhm und Gewalt erlangte, „bald das Werkzeug in der Hand des schlauen Mannes; bald gaben sie dem Geizigen Reichthum, und „bald dem Verbrecher Zuflucht. Als das Possenspiel ihrer Genehmigung entbehrt werden konnte, „wurden sie vom Forum nach dem Piräus gelockt, „wurden aus Bürgern bloße Kaufleute, und lernten „gewinnen, und verschwenden, wodurch ihr schon „verminderter Geschmack an öffentlichen Pflichten noch „mehr vermindert wurde, und ihre Demagoge noch „mehr Gelegenheit erhielt, gewissenlos zu Werke zu „gehen. Nach den Zeiten des Perikles konnte eine „Versammlung von Bürgern selten anders, als durch „Bestechungen für diejenigen, die sich einfanden, und

„Geldbußen für die, welche ausblieben, zu Stande „gebracht werden, und es wurde ein eigenes Amt in „dieser Absicht angeordnet.“ —

Mit Beyspielen würde sich also sehr wenig von der moralisch politischen, oder politisch moralischen Einwirkung der schönen Künste beweisen lassen.

Philosophisch betrachtet scheint die Sache nicht viel anders ausfallen zu können. Nur unter gewissen andern Bedingungen können die schönen Künste blühen; aber eben diese Bedingungen müssen auch noch mehrere und andere Wirkungen hervorbringen. Ein Land muß angebaut, bevölkert, reich, blühend, die Kräfte und Fähigkeiten aller Art müssen in den Einwohnern geweckt und thätig seyn, und aus eben diesem Zustande entspringen dann auch Verfeinerung, Weichlichkeit, übertriebene Sinnlichkeit, Ueppigkeit, u. s. w.

Selbst die höchste Vervollkommung der schönen Künste trägt Etwas zur gänzlichen Ausartung eines Volkes endlich und allmählig bey, wie es aus der, von Herrn Sulzer selbst (S. 59) aus Temple Stanyan's Geschichte von Griechenland angeführten Stelle erhellt. Und gesetzt, daß sie, in dem Zustande ihrer wahren Reife alle Wirkungen hervorbrächten, die Herr Sulzer ihnen zuschreibt, lassen sie sich, durch Gesetzgebung oder Philosophie in diesem Zustande fest halten? — Sie bilden sich weiter, und müssen sich weiter bilden. — Nichts in dieser Welt ist stäte, und kann nur einen Augenblick genau eben dasselbe bleiben. —

Doch nicht genug, daß die ſchönen Künſte in Athen das nicht bewirkten, was ſie Herrn Sulzer zu Folge bewirken ſollten, oder gar bewirkt haben; auch jene „Grundbegriffe, jene gewiſſe Hauptvorſtellungen, „die den wahren Nationalcharakter unterſtützen, und „welche durch die ſchönen Künſte jedem Bürger ſo lebhaft vergegenwärtigt werden ſollen, daß er ſeinen „Charakter immer behauptet; jener höhere Reiz zur „Pflicht, wenn Trägheit oder Leidenſchaft ihr entgegen ſtehen, den ſie der Pflicht geben ſollen“ — haben bey Völkern Statt gehabt, die wahrlich wenig von den ſchönen Künſten gewußt, oder in denen Zeiten, worin dieſe Vorſtellungen Statt hatten, wenig auf die Kultur derſelben verwandt haben. Zwey Worte erweiſen dieſes; — Sparta — und das alte Rom. — —

Aber Herr Sulzer mag auch von den Griechen Recht haben — ſind wir denn, betrachtet von welcher Seite man will, Griechen? das heißt, können die ſchönen Künſte, in dem jetzigen Zuſtande der Welt oder Deutſchlands, ſo wirken wie in dem damahligen Zuſtande der Welt, oder Griechenlandes? — Jeder Saame erfordert zum Keimen und Gedeihen gewiſſen Boden, gewiſſe Witterung u. ſ. w. Jeder Begriff, jede Empfindung, wenn ſie Wurzel ſchlagen, ſich ausbreiten, Früchte tragen u. ſ. w. ſollen, eine gewiſſe Stimmung des Geiſtes, gewiſſe Vorbereitungsbegriffe und Empfindungen u. ſ. w. — Achmet Effendi zappelte vor Entzückung bey ſeiner türkiſchen Muſik, die für jeden andern Menſchen Geheule war;

war; „bey der schönsten andern Musik blieb er ziemlich ruhig. —

Freylich erkennt auch Herr Sulzer, daß Gesetzgebung vorzüglich diese Stimmung geben könne, und giebt (S. 37) „seine Vorschläge „für Hirngespinste „aus, so lange man den gegenwärtigen Geist „der mehrsten politischen Verfassungen, als etwas in „seinen Grundsätzen unveränderliches annimmt;“ er sagt (S. 68) „weil die Politik den schönen Künsten „nicht die erforderliche Aufmunterung giebt, und es „versäumet, sie zu ihrem wahren Zwecke zu lenken: — „— so ist auch der Künstler, wie gros man auch „von seinen Talenten spricht, nicht viel besser, als „ein feinerer Handwerksmann. — — Wo nicht „irgendwo eine weise Gesetzgebung die Künste aus dieser Erniedrigung heraus reißt, und Anstalten macht, „sie zu ihrem großen Zweck zu führen: so sind auch „die besten Bemühungen einzeler Künstler, der Kunst „aufzuhelfen, ohne merklichen Erfolg.“

Zugleich schlägt Herr Sulzer den Gesetzgebungen verschiedene Mittel vor, wodurch die Erhöhung oder Vervollkommung der schönen Künste zu bewirken ist; er will, (S. 37) „daß ein Theil der Schätze, die durch „die Arbeitsamkeit des Volkes zusammen getragen „werden, auf sie verwandt;“ (S. 36) „daß auf „die Verfälschung der Kunst Strafgesetze gemacht;“ (S. 69. u. f.) „daß der Künstler nicht in das Cabinet des Regenten, wo dieser nichts als ein Privatmann ist, sondern an den Thron gerufen werden „soll, um dort einen eben so wichtigen Auftrag zu „hören, als der ist, der dem Feldherrn, oder der

„dem

„dem Verwalter der Gerechtigkeit, oder dem, der „die allgemeine Landespolicey besorgt, gegeben wird;“ ferner (S. 33 u. f.) „daß keinem Bürger erlaubt „werden soll, Häuser und Gärten anzulegen, wo „von aussen und innen anlockende Pracht, aber zu„gleich Mangel der Ueberlegung, Unschicklichkeit, „Thorheit oder gar Wahnwitz herrscht; und keinem „Künstler seine Kunst zu treiben, bis er, ausser „den Proben seiner Kunst, auch Proben von Ver„stand und rechtschaffenen Gesinnungen gegeben; — „daß nicht nur öffentliche Denkmäler und Gebäude, „sondern jeder sichtbare Gegenstand, selbst aller me„chanischen Künste, das Gepräge des guten Geschma„ckes tragen; daß nicht blos öffentliche Feste und Fey„erlichkeiten, sondern selbst jedes häußliche Fest, je„der Privatgebrauch, durch den Einfluß der schönen „Künste kräftiger und vortheilhafter auf die Gemüther „der Bürger wirken sollen“ u. s. w.

Die ersten Fragen die hier entstehen, sind, ob die neuern Gesetzgebungen, zur Erreichung ihrer verschiedenen Zwecke, jener höhern Einwirkungen der schönen Künste bedürfen? — Ob es ihnen hiezu nicht vielleicht gar hinderlich wäre? — Ob sie gar, bey dem jetzigen Zustande der Welt, das zu thun vermögen, was Herr Sulzer für die schönen Künste von ihnen gethan haben will? — — Die, zur Auflösung dieser Fragen nöthigen Stücke liegen in zu weiten, — und zu gefährlichen Feldern, als daß ich mich mit Zusammensuchung derselben abgeben möchte; ich denke auf einem andern Wege zum Ziele zu kommen.

Herr

Herr Sulzer erkennt, (S. 63. 84) „daß auf „die Wahl des Gegenſtandes, oder des Innhalts ſehr „vieles, und das allermehrſte ankommt, und daß die„jenigen Werke der Kunſt den wichtigſten Nutzen ha„ben, die uns Begriffe, Vorſtellungen, Wahrhei„ten, Lehren, Maximen, Empfindungen einprägen, „wodurch unſer Charakter gewinnt, und die wir, ohne „als Menſchen oder als Bürger an unſerm Werthe „zu verlieren, nicht entbehren können.“

Aber, wenn die gewählten Gegenſtände einen ſtarken Einfluß haben, wenn ſie uns ſtark rühren ſollen — müſſen wir da nicht vorher in einer, dieſer Rührung entſprechenden, oder ihr analogen Stimmung des Geiſtes ſeyn? Muß unſre Seele nicht ſchon einen gewiſſen, dieſes befördernden Ton haben? Was ich vorher von der allgemeinen Wirkung aller ſchönen Künſte überhaupt geſagt habe, gilt auch von der Wirkung einzeler Materien. Der Saame der fortkommen ſoll, muß analogen Boden finden; und Alles, was Herr Sulzer von der Geſetzgebung zur Vervollkommung der Künſte gethan haben will, kann dieſe zwar wirklich vervollkommen, aber dieſe Stimmung des Geiſtes, dieſe Receptibilität für gewiſſe Materien noch nicht geben. Auch der Künſtler vermag es nicht durch die ſorgfältigſte und vortreflichſte Bearbeitung dieſer Stoffe. Man muß, bey Beurtheilung der Wirkung der Werke der Kunſt immer die Wirkung, die der Künſtler durch ſeine gezeigte Kunſt macht, von der Wirkung unterſcheiden, die der Innhalt des Werkes macht. Die erſte kann von Kennern höchlich bewundert werden, kann die tiefſten Ein-

drücke

drücke machen, und angenehme und vortheilhafte Vorstellungen und Empfindungen erwecken, und dieses, dünkt mich, ist die eigentliche Wirkung, welche die classischen Schriftsteller der Alten machen; aber diese Wirkung geht nicht ins Leben, in Denkart, in Handlungsweisen über, füllt nicht die ganze Seele, giebt ihr nicht Stimmung; sie ist eigentlich nur Bewunderung — und Bewunderung läßt kalt. — Dieses will Herr Sulzer nicht. Und doch werden Materien, die es nur „verdienen, uns stark zu rühren, „und unvergeßlich gefaßt zu werden," (S. 14) keine andere Wirkung hervor bringen. — Nur dann, wann der Künstler gleichsam die schon gespannte Saite der Seele trift, und glücklich trift, ertönt sie. —

Herr Sulzer ist (S. 64) so unzufrieden, „daß „man dem Mahler eben so viel Dank weiß, wenn er „eine abgeschmackte und nicht selten auf Verderbniß „der Sitten abzielende Anecdote aus der Mythologie „mahlt, als wenn er einen edlen Innhalt wählt;" — ich theile Herrn Sulzers Unzufriedenheit; aber ich finde dieses so natürlich, so begreiflich; — und Herr Sulzer, Er, der so viel über Erziehung nachgedacht hatte, hätte es noch viel natürlicher, viel begreiflicher finden müssen. Die Bekanntschaft, worin wir durch Unterricht, mit solchen Gegenständen gesetzt werden, die Beschäftigung die sie unsrer Einbildungskraft immer, und unserm Geist sehr oft verschaft haben, und verschaffen, erzeugen dieses Vergnügen, erleichtern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Arbeit der Betrachtung, und erwecken eine Menge Ideen bey derselben in uns. — Dem Theoristen

der

der Empfindungen würde dieſes kein Stoff zur Unzufriedenheit mehr geweſen ſeyn, wenn er einen Augenblick, ohne ſein, ſo löbliches Vorurtheil darüber nachgedacht hätte.

Alſo müßte dann mit der Erziehung und dem Unterricht aller Art, der Anfang gemacht werden, wenn ein Volk ſo gebildet werden ſoll, wie Herr Sulzer es wünſcht. Auch haben ſcharfſinnige neuere Philoſophen, und vorzüglich Helvetius, den wichtigen Einfluß der Erziehung auf den Geiſt eines Volkes ſehr richtig bemerkt. — Ob aber Erziehung ſelbſt, bey dem itzigen Zuſtand der Welt, den Menſchen ſo umſchaffen könnte, daß er vorzüglich nur diejenigen Eindrücke annähme, die Herr Sulzer ihm gegeben haben will, iſt eine andere Frage — die ich lieber verneinen als bejahen möchte. — Ich glaube überzeugt zu ſeyn, daß es, bey der itzigen nahen Verbindung der verſchiedenen Völker der Erde, und beſonders der aufgeklärten, mit einander, bey dem Zufluß von Ideen, die wir durch Handel, durch Lectüre der Werke unſerer Nachbarn u. ſ. w. von ihnen erhalten, nicht gänzlich mehr in der Macht der Geſetzgebung ſteht, einem Volk eine andere, oder eigenmächtige Art von Aufklärung gleichſam zu geben. Ein Fürſt, der alle Kultur der ſchönen Künſte, und alle ſeine Kultur überhaupt verbannte, könnte ehe ſein Volk umſchaffen. — Daß es den ſchönen Künſten allein, ſchlechterdings unmöglich iſt, alle Begehrungs- und Vorſtellungskräfte eines Volkes umzubilden, muß jedem begreiflich werden, der erwägen kann, daß dieſe das geſammte Reſultat von Geſetz-

ſetzgebung, Religion, Clima, Reichthum oder Armuth aller Art, Größe oder Schwäche, Lage u. ſ. w. eines Staates ſind. — —

Von dieſem Standpunkte aus bieten ſich auf den Nutzen von Theorien für die ſchönen Künſte, und auf die Art, wie ſie abgefaßt, und von den Grundſätzen, worauf ſie aufgeführt werden müßten, vielleicht allerhand günſtige Ausſichten dar; aber ich glaube zu Herrn Sulzers Theorie mich zurück wenden zu müſſen. —

Herr Sulzer hat ſie vorzüglich gleichſam auf die Anwendung gebaut, die billig von den ſchönen Künſten gemacht werden ſollte. Aber ſollten nicht alle Theorien vielmehr blos auf das eigentliche Weſen der Dinge, von welchen man Theorien ſchreibt, aufgeführt werden? Würden ſie dadurch nicht gründlicher, beſtimmter gerathen? Würde man z. B. bey einer Theorie vom Schifbau, vorzüglich Rückſicht auf den Gebrauch machen können, oder dürfen, der von der Schiffarth zu machen iſt?

Indeſſen hat dieſe Vorſtellung von der Sache, dem Herrn Sulzer Gelegenheit gegeben, den wahren Werth der ſchönen Künſte feſtzuſetzen; er hat ſie zu erhöhen und zu veredlen gewußt, und die Künſtler aller Art in Deutſchland müſſen ihm Dank dafür wiſſen, da unſer Publikum noch immer nur zu geringſchätzig von ihnen denkt. —

Auch iſt dieſer Zweck ganz des Philoſophen, dem die Vervollkommung des menſchlichen Geſchlechtes am Herzen liegt, würdig. Vielleicht liegt der Keim zu ſeiner Idee in dem hohen Werth, dem, zu der Zeit

da Herr Sulzer anfieng, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, die erſten Lehrer derſelben auf ihre Beſchäftigungen legten, und in der Aufmerkſamkeit, die ſie, der Neuheit wegen, erregten; vielleicht auch in der vorgedachten Geringſchätzung oder Laulichkeit unſers Publikums — vielleicht in der individuellen Denkart des Herrn Sulzer — vielleicht in den Beſchäftigungen der erſten Jahre ſeines Lebens u. a. d. m. — Die Mängel, die das Werk, als eigentliche Theorie haben kann, ſind anderweitig gerügt. Ob Herr Sulzer die, dem Theoriſten ſo nöthige Beleſenheit in allen möglichen Werken des Witzes gehabt habe, weiß ich nicht? die mehrſten deutſchen Beyſpiele ſind, unter andern, aus einem und demſelben deutſchen Dichter, den Werken ſeines Freundes, des Herrn Bodmer, gezogen; und an vielen Stellen finden ſich Beyſpiele aus den alten Dichtern, wo ſehr füglich Beyſpiele aus den Neuern, und aus deutſchen Dichtern hätten ſtehen können. Aber, es iſt ſo ſelten, daß ein Philoſoph zugleich Litterator genug ſey, um das Schöne in allen möglichen Geſtalten zu kennen. — Auch dünkt mir, daß ſich ein Mangel des feinen, gebildeten äſthetiſchen Gefühls, wie es z. B. Herr Mendelsſohn und auch Herr Ramler beſitzen, äußere. Aber, ſo weit der geſunde Verſtand in Erkenntniß des Schönen gehen kann, iſt Herr Sulzer allerdings gegangen, und das Verhältniß des Schönen zur menſchlichen Natur überhaupt, hat er mit Hülfe dieſes Talentes ziemlich richtig geſehen. —

In eben dem Jahre (1771), worin die Theorie erſchienen war, las Herr Sulzer der Academie, Gedanken über einige Eigenſchaften der Seele, in ſo fern ſie mit den Eigenſchaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Syſtems des Materialiſmus, vor; und in dem folgenden Jahre, worin er die vorgedachte kleine Schrift über die ſchönen Künſte herausgab, trat er auch in die Reihen der dramatiſchen Dichter, und bereitete nicht allein den Deſerteur des Mercier für das Berliner Theater zu, ſondern verſuchte auch, den Cymbellin des Shakeſpear in ein regelmäßiges Stück zu eben dieſem Behuf zu verwandeln. — Eigentlich war indeſſen, bey dieſer letztern Arbeit, nur ſein Zweck, wie er in der Vorrede ſagt, „die, zu dramatiſchen Arbeiten tüchtigen Köpfe aufzumuntern, den herrlichen Steff in Shakeſpears Werken für die deutſche Bühne zu nützen, und in regelmäßige Stücke zu verwandeln;“ aber dieſen Vorſchlag ſelbſt ſind wir, wahrſcheinlicher Weiſe, mehr dem Eifer des Herrn Sulzer für die Aufnahme unſerer Bühne, als einer genauen Erwägung der Sache ſchuldig. Herr Hirzel wundert ſich *) mit Recht, wie Herr Sulzer auf den Gedanken kommen können, dem Shakeſpear das Unregelmäßige nehmen zu wollen; und was er hierüber ſagt, dünkt mir ſo richtig, daß ich glaube, es den Leſern mittheilen zu müſſen. „Ein Verbeſſerer „des Geſchmacks einer Nation,“ heißt es, „ſollte ſie „gewöhnen, das wahre Große, das wahre Schöne „und Erhabene in jedem Kleide zu erkennen und zu

*) II. S. 196.

„fühlen, und die Künſte von allem Modezwange zu „befreyen. Die innre Wahrheit in der natürlichen „Ausbildung der handelnden Perſonen, wodurch die „Leidenſchaften erweckt werden, und ſich dem Zuſchau„er mittheilen; wird ihn mit Gewalt fortreißen, und „es ihm ſehr leicht machen, alle Eingriffe gegen die Ein„heiten zu vergeſſen. In den, nach der Mode zu„geſchnittenen Schauſpielen, werden die Einheiten durch „die, zwiſchen die Aufzüge eingeſchobene Muſik, die „mit dem Drama ſelten in irgend einer Verbindung „ſteht, eben ſo gut unterbrochen, und ihre täuſchen„de Kraft eben ſo ſehr geſchwächt, als bey den Ver„änderungen des Schauplatzes nach Zeit und Ort bey „dem Britten. So wenig, wie ich dem es Dank „wiſſen würde, der mir die licht und Weisheitvollen „Stellen des Montagne in eine ſcientifiſche Ordnung „ſtellen, oder des Rouſſeau hyperboliſchen Ausdrü„cken mehr philoſophiſche Beſtimmung geben, oder „mir meinen Kleinjogg in ein Herrengewand verklei„den wollte — — eben ſo wenig dankte ichs demje„nigen, der mir den Shakespear in einem fremden „Koſtume zeigt.“ — Herr Hirzel nennt dieſen Einfall des Herrn Sulzer (S. 198) eine menſchliche Schwachheit; wenn es eine iſt: ſo entſprang ſie ſicherlich aus ſeiner Liebe zur Ordnung und zur Regelmäßigkeit, oder zum Syſtematiſchen überhaupt. — Zu den Gründen, warum man den Shakespear nicht verſchneiden und verändern ſollte, hätte er noch hinzu ſetzen ſollen, daß alle Stücke des Shakespear in Rückſicht auf den Lauf der Empfindungen und Vorſtellungen der handelnden Perſonen, ein ſehr gutes

Gan-

Ganzes, — und ein so gut verbundenes Ganzes, wie nur wenige dramatische Schriftsteller zu liefern gewußt haben — sind, so, daß wenig oder gar nichts in der äußern Form und Einrichtung verrückt, oder weggenommen werden kann, ohne, daß in jenes wesentliche Ganze Lücken oder Sprünge kommen; und daß Herr Leßing in der Dramaturgie *) die beste Anweisung zum Gebrauche Shakespears gegeben hat: „Shakespear will studiert seyn. — Haben wir „Genie: so muß uns Shakespear das seyn, was dem „Landschaftsmahler die Camera obscura ist; er sehe „fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in „allen Fällen auf eine Fläche projektirt." —

Die Veränderungen, die Herr Sulzer mit dem Stücke vornahm, sind ausgefallen, wie man sie von einem Manne, der sich so spät erst an dramatische Arbeiten wagte, erwarten konnte; in den Dialog sind eine Menge Sittensprüche hinein gewebt worden, und Morgan ist ein Muster von Weisheit; „aber," sagt Herr Hirzel, **) „die Ausbildung der Charaktere, „und der natürliche Ausdruck der Affekten im Origi„nal werden in der Nachahmung vermißt." — Ich setze hinzu, daß der Dialog nicht blos zu prosaisch, sondern — langweilig, und daß dem Stücke gänzlich das Interesse genommen ist, das es im Original hat. —

In eben diesem Jahre wurde auch der Grund zu der Krankheit gelegt, die den Herrn Sulzer der Welt raubte. Herr Hirzel erzählt, ***) „daß er sich auf

 einer

*) Th. II. S. 196. **) II. S. 195.
***) II. S. 203. Auch Herr Formey erzählt die Sache so:

einer Reiſe, die er nach Dresden und Leipzig that, öfters, und auch nachher auf ſeinem Landgut verkältet, und dadurch ein Bruſtfieber ſich zugezogen, das er vernachläßigt habe.“ Andre Leute erzählen es anders. Die Königinn von Schweden war in dieſem Jahr in Berlin; ſie ließ den Herrn Sulzer einſt, an einem heiſſen Sommertage, ſpät zum Eſſen einladen; er war ſchon erhitzt, und erhitzte ſich, bey dem Hereingehen in die Stadt noch mehr; unglücklicher Weiſe kam er in einen Zugwind zu ſitzen — und jenes unglückliche Fieber war die Folge. — Er wurde bald ſo ſchlecht, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte; aber einem ſchleunigen Tode wurde er dennoch entriſſen; nur kränkelte er von dieſer Zeit an unaufhörlich.

Im December dieſes Jahres erhielt er eine Einladung vom Herzoge von Curland, nach Mitau zu kommen, und dem Herzoge, bey Errichtung eines neuen Gymnaſiums beyzuſtehen; er lehnte die Einladung ab, weil Er, wie er an Herrn Reich ſchrieb, „bey ſeinem Alter und andern Umſtänden, nicht Luſt „hatte, noch weiter gegen Norden zu ziehen;“ entwarf aber, Trotz ſeiner Kränklichkeit, den Plan zu dieſem Gymnaſium, und bemühete ſich eifrig um gute Lehrer für daſſelbe.

Auch arbeitete er an dem zweyten Theil ſeiner Theorie; — und wie der Sommer kam, ſchrieb er an Herrn Reich: „Die Vorſtellung, daß dieſes der „letzte Sommer ſeyn möchte, den ich in dieſer Welt „zubringe, macht, daß ich ſuche, ihn mir ſo angenehm, als möglich zu machen, und daß ich dem

„Ver-

„Vergnügen mehr als ſonſt nachhänge, weil ich gern „mein Leben gut beſchließen möchte.“ —

Im Herbſt des Jahres 1773 war er, durch ſeine Kränklichkeit ſchon unvermögend gemacht, länger in der Ecole militaire Unterricht zu geben; er ſchrieb dieſes dem Könige, und bat um einen Amtsgehülfen. Der König antwortete Ihm, „daß er ſelbſt den „Mann, der ihn vertreten, und vorzüglich unter ſeinen Landsleuten, ausſuchen ſollte, als zu welchen „der König das gröſte Zutrauen hätte.“ Er ſetzte hinzu, „dieſes ſolle der letzte Dienſt ſeyn, den er von „Sulzer verlange; Er könne ſich aber, für ſeine „übrige Lebenszeit, der Gnade und Wohlgewogenheit „des Königes verſichert halten.“ Daß, wie Herr Hirzel (S. 210) erzählt, bey dieſer Gelegenheit, ihm ſo gar ſein Gehalt vom Könige vermehrt worden wäre, beſinne ich mich nicht, ſonſt irgendwo geleſen zu haben. —

Von nun an verlohr er die Vorſtellung von ſeiner baldigen Abreiſe aus dieſer Welt nicht mehr aus dem Sinne. Seine Briefe bezeugen dieſes; aber dieſe Briefe ſind lehrreich und angenehm. Er redet von der Sache, um ſich bekannter damit zu machen, um die natürlichen Unruhen darüber ſich vom Herzen wegzuſchaffen. Und, da der Auftritt überhaupt für die Menſchheit ſo wichtig, und es immer ſo höchſt intereſſant iſt, den groſen Mann mit ſeinem Geſchick ringen zu ſehen, und Herr Sulzer hier, meines Bedünkens, als wirklich groſer Mann erſcheint: ſo denk ich, über dieſen Zeitpunkt ſeines Lebens etwas umſtändlich, und es um deſto ehe ſeyn zu können, da

es mir mehr um Sulzer den Menſchen, als um Sulzer den Gelehrten zu thun iſt. — „Ich dächte „doch," ſchrieb er, im Jenner 1774, an Herrn Reich, „man könnte und ſollte zufrieden ſeyn, wenn man ein „halbes Jahrhundert, und drüber, gelebt hat, und „nicht ganz ohne Nutzen geweſen iſt. Und dieſes iſt, „wie ich hoffen darf, mein Fall; deswegen ich auch „wirklich bereit bin abzureiſen, als es einer iſt, der „ſich eine Zeitlang an einem fremden Orte aufgehalten „hat, wo er Alles geſehen und genoſſen, was die Um„ſtände erlaubten. — Ich ſehne mich nach keiner „Verlängerung, weil ich überzeugt bin, daß mir jen„ſeit des Grabes ein neues, und, wie ich hoffe, noch „beſſeres Leben bevor ſteht." Und an Herrn Bod„mer ſchrieb er: „es iſt eine blos thieriſche Einbildung, „ein horror animalis, wodurch das Sterben ſelbſt „als etwas Uebles ſich vorſtellt. Es iſt in Wahrheit „nichts, als ein Einſchlafen. — Je mehr meine „Kräfte abnehmen, je mehr ſuche ich mir, alle mög„liche Arten von Vergnügen zu machen, denn ich will, „wofern es Gott nicht anders verhängt, ich will die „Welt vergnügt verlaſſen, und wie mir itzt zuweilen „geſchieht, unter ſüßen Geſprächen einiger Freunde, auch „zum letzten mahle einſchlafen. — Für das Uebrige „bin ich unbeſorgt; wo Sokrates, und Cicero, und „Antonin, und ſo viele brave Männer hingegangen, „dahin mag ich gern auch gehen." —

Er wünſchte nur ſo lange zu leben, bis er ſeine Theorie vollendet hätte, — und dieſe vollendete er im Jahr 1774. Was er, bey dieſer Gelegenheit an Herrn Bodmer ſchrieb, ſcheint, aus mehr, als ei-

nem Grunde, die Aufbewahrung zu verdienen. „Nun „bin ich auf einmahl ohne Beschäftigung, und ohne „Sorge. Ich erfahre dabey das Schicksal aller „Menschen, die durch die Erfüllung der eifrigsten Wün„sche nie ganz befriedigt werden. Den ganzen Som„mer über war es mein einziger Wunsch, die Arbeit „bald geendigt zu sehen', damit ich in völliger Freyheit „und gänzlicher Sorglosigkeit unter meinen Bäumen, „und zwischen meinen Gesträuchen herum irren könn„te, ducere solicitae jucunda oblivia vitae. Die„ses Glück ist mir geworden, und siehe, nun scheint „es mir nicht so beneidenswerth. Jtzt sehe ich, was „die Arbeit für ein Gut ist, seitdem ihr gänzlicher „Mangel mir das Leere des Müßiganges empfinden „läßt. Seit langem war ich gewohnt, einen ver„trauten Freund in den einsamsten Stunden um mich „zu haben, und gegen ihn meine geheimsten Gedan„ken, und meine angelegentlichsten Wünsche zu äus„sern. Nun ist er weggereißt, und macht mir mein „Haus, und meinen Garten zur Einöde. Dieser „Freund war die Arbeit. Würklich fühle ich Etwas, „das der Empfindung sehr ähnlich ist, die ich ehedem „hatte, als Künzli bey mir in Berlin gewesen, und „mich nun wieder verlassen hatte. So sehr beherrscht „uns die Gewohnheit! — Vielleicht werden Sie „glauben, ich sollte nicht so sorglos seyn, da mir nun „so mancherley Tadel über die Mängel und Unvoll„kommenheiten dieses Werkes bevorstehen. Aber — „wahrlich diese Sorge beschäftigt mich keinen Augen„blick. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte, und „nach Herzenslust mit meinen Lesern geplaudert; nun

„habe ich nichts mehr zu sagen, und ich überlasse es „Jedem, der es gut findet, seine Glossen über das, „was ich gesagt habe, zu machen. — — Einige „Kritiken sind gegründet; aber gegen mich selbst bin „ich entschuldigt, und Niemand braucht zu wissen, „wie. — Unmöglich kann ich mich entschließen, auch „nur eine Zeile zu meiner Rechtfertigung oder Vertheidigung zu schreiben. — Wirklich ist mir die Arbeit „in den letzten Monaten sauer geworden, und ich fürchte, daß Leser von feiner Nase das, was die Franzosen peiné nennen, gar wohl werden gewahr werden.“ —

Er war indessen, wenn er gleich nicht eigentlich mehr arbeitete, und nicht mehr arbeiten konnte, doch nicht müßig. Herr Hirzel erzählt uns, *) daß er, in seinen schwächlichen Umständen sich immer noch mit Nachdenken über das Erziehungswesen abgegeben; und unter andern, einen Entwurf zu einer Kindermetaphysik gemacht, durch die er sich getraut habe, Kindern die schwersten allgemeinen Begriffe sehr gründlich beyzubringen. Um, z. B. dem Kinde den Begriff von Vollkommenheit zu geben: so habe er damit anfangen wollen, es auf die Beschaffenheit eines Messers, eines Löffels, oder einer andern Sache dieser Art aufmerksam zu machen, um ihm zu zeigen, daß die Sache, entweder dazu, wozu sie gemacht, geschickt und also ohne Mängel sey, oder daß dieses oder jenes daran fehle. Hierauf würde er dem Kinde allmählig angewöhnen, seine Anmerkungen über den Löffel auf andere, ihm bekannte Geräthschaften anzuwenden, hernach

*) II. S. 212.

nach auf die Verrichtungen der Handwerker, und endlich auf sittliche Handlungen. —

Auch dem Herrn Reich theilte er einen andern litterarischen Entwurf mit, den er, wie er schreibt, „in den langen Wintermorgen, wenn er vier Stunden, ehe es Tage wäre, an seinem Camin säße, gemacht hatte, weil er sich zu zusammenhängenden und Nachdenken erfordernden Arbeiten untüchtig fühlte.“ Er wünschte nähmlich ein allgemeines Magazin der Alterthümer gesammelt zu sehen, und schlug den Herrn Hofrath Heyne zur Direction des Ganzen vor; aber der Entwurf dazu war von zu großem Umfange, um ausgeführt werden zu können; denn, nach Herrn Sulzers eigenen Worten, würde das Unternehmen allein eine ganze Buchhandlung ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt haben. Indessen hielt er selbst die Sache für einen Traum, und hatte das Projekt mehr zum Zeitvertreibe, als unter wirklichen Hofnungen entworfen. —

In eben diesen Briefen habe ich noch einen Vorschlag zu einem andern Werke gefunden, das ich den Lesern aber nicht genauer anzugeben weiß. Herr Sulzer sagt nur, daß es ein angenehmes, und für Welt und Nachwelt nützliches Werk seyn würde, weil man dadurch in Stand gesetzt werden könnte, die so mannichfaltigen, klugen und thörichten Unternehmungen der gelehrten Schriftsteller und der Schmierer, wie von einer Höhe herab, zu übersehen und zu beurtheilen.

Mit dem Erfolg seiner Theorie schien er nicht ganz zufrieden, und doch auch nicht unzufrieden darüber zu seyn. „Ich glaube mir selbst bewußt zu seyn,“

schrieb

ſchrieb er an ſeinen Freund, „Ihnen kein ſchlechtes „Buch gegeben zu haben, und wir müſſen zufrieden „ſeyn, daß wir nichts Unkluges, oder Unverſtändi„ges gethan haben, wenn denn gleich der Erfolg nicht „ſo iſt, wie wir ihn erwartet hatten.“ —

Mit jenen Entwürfen beſchäftigte er ſich zu einer Zeit, wo er, „den größten Theil des Tages unter dem „unangenehmen Gefühl von Schwachheit und Gebre„chen zubrachte.“ Aber, was ihm ſeinen Zuſtand am beſchwerlichſten machte, war, wie er an Herrn Reich ſchrieb, „der Druck der Langenweile, da er „ſo viele Tage ganz allein, in ſeine Stube eingeſchloſ„ſen, zubringen mußte.“ Herr Sulzer war des geſelligen Lebens gewohnt; er liebte es, zur Zeit, da er deſſen weniger bedurfte, und war deſſen beraubt, zur Zeit, da er es ſo nöthig gehabt hätte. Auch, daß er ſich nicht beſchäftigen konnte, mußte ihm, dem thätigen Manne, peinlich werden. Dieſes nahm ihm, wie er ſchreibt, täglich Etwas von der Luſt zu leben, und täglich wurden auch ſeiner Kräfte weniger. Er hätte nicht Menſch ſeyn müſſen, wenn er immer hätte geduldig bleiben wollen. „Es kränkt mich, ſchrieb er an ſeinen Freund, „daß ich in einem Alter, welches ei„gentlich das goldene Alter ſo vieler meiner Mitbrü„der iſt, unbrauchbar ſeyn ſoll. — — Ich fange „an, des Lebens überdrüßig zu werden.“ — Sein Zeitvertreib war Netzeſtricken, womit er künftigen Sommer Fiſche fangen wollte. —

Aber dieſer künftige Sommer des Jahres 1775 that ihm nicht mehr ſo wohl, als die vorhergehenden Sommer ihm noch gethan hatten, ob ſich gleich in den

Me-

Memoiren der Academie von dieſem Jahre noch Arbeiten von ihm, nähmlich die drey erſten Abhandlungen über die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet (conſidéré phyſiquement) befinden. Dieſe Abhandlungen, nebſt noch zwey dazu gehörigen, welche erſt nach ſeinem Tode erſchienen, ſind in die gegenwärtige Sammlung aufgenommen worden.

Es iſt allerdings merkwürdig, daß die letzten Arbeiten des Herrn Sulzer die Unſterblichkeit betrafen. Aber, daß die Sache ſelbſt problematiſch für ihn geweſen wäre, wie Herr Formey *) mit einer mehr künſtlichen, als glücklichen Wendung ſagen zu wollen ſcheint, **) iſt wohl nicht gegründet. Herr Sulzer ſcheint ſeine für unſre neuern Zeiten neue Idee von der Unſterblichkeit ausgebildet zu haben, um denen, die durch vorgebliche Unbegreiflichkeit einer geiſtigen Subſtanz, zum Materialismus geleitet werden, entgegen zu arbeiten; und vielleicht hat ſo gar ein Einfall des keckſten unter den neueren Materialiſten, des Verfaſſers des Syſteme de la Nature, ihm eine nähere Veranlaſſung zu dieſer Arbeit gegeben. ***)

Herr Wegelin ſagt, im Deutſchen Muſeum, daß Herr Sulzer ſeine Hypotheſe nie für etwas mehr angeſehen

*) Eloge S. 26.

**) La plume ne lui eſt tombée des mains que pour le conduire tout d'un coup à *la ſolution du probleme.*

***) Dans l'idée de rendre l'ame humaine immortelle on en a fait un être ſpirituel, et inintelligible. Eh! que n'en a-t on fait le dernier terme poſſible de la diviſion de la matière; au moins eût-elle été pour lors intelligible; elle eût encore été immortelle, puiſqu' elle eût été un *atôme*, un élément indiviſible.

geſchen hätte, als für einen Verſuch, in der ſchwerſten aller Materien etwas erklärbarer zu machen, und zwiſchen den zwey Klippen des Idealismus und Materialismus eine neue Straße zu entdecken. Neu iſt die vorgetragene Meynung, daß das denkende Principium im Menſchen, etwas körperliches ſeyn könne, indeſſen nicht; und kann es nicht ſeyn, da wir unſtreitig dem Carteſius erſt den reinen Begriff von Geiſtigkeit zu verdanken haben. Auch enthalten dieſe Abhandlungen nichts, als eine ſyſtematiſche Ausbildung dieſes Begriffes von der Fortdauer der Seele, und keine neuen Beweiſe für die Sache ſelbſt. — Und hieraus kann dann jeder Leſer ſelbſt den Werth derſelben beſtimmen. —

So kränklich Herr Sulzer übrigens auch ſchon war: ſo vergnügt hatte er doch den Sommer hingebracht, und ſo viel er litte: ſo gab er doch ſeinen geſündern Freunden ein Beyſpiel von Zufriedenheit. „Es iſt „mein tägliches Beſtreben," ſchrieb er an Herrn Gleim, „den Abgang der jugendlichen Freuden durch andere zu „erſetzen, und darin bin ich ziemlich glücklich. Bey „der größten Gleichgültigkeit für ſo viele Dinge, die „mir ehedem wünſchenswerth waren, fehlt es mir, „bey Annäherung meiner letzten Tage, nicht an Vergnügen, wenigſtens nicht an Zufriedenheit. Noch „lebe ich in dem ungewiſſen Zuſtande, gleichſam in der „Mitte zwiſchen Leben und Tod. Den Warn, der „an meinem Leben nagt, fühl' ich täglich, und muß „mich alſo unaufhörlich zu der großen Reiſe nach einer andern Welt bereit halten. Der Wagen ſteht „aufgepackt vor der Thüre, und ich warte nur auf den

„Augen

„letzte Zeichen zum Einsteigen. — Also habe ich „Alles, was man Entwürfe, Aussichten und An„schläge nennt, aufgegeben, und erwarte ganz ruhig „die Stunde der Abreise. Doch bin ich nicht nach„läßig, jede Annehmlichkeit, die sich mir, bey die„sem Warten darbietet, noch anzunehmen; und ich „habe so gar den Entschluß gefaßt, in meinen letzten „Tagen, wenn ich nicht daran gehindert werde, die „gröſste Reise zu thun, die ich je noch gethan habe; „denn ich gedenke, den künftigen Winter in Italien „zuzubringen, in Hofnung, daß ein wärmeres Clima „mich der mancherley Leiden, die der harte Winter die„ses nördlichen Himmels mir verursacht, überheben „werde.“ —

Diese Reise war ihm von Herrn von Haller angerathen worden, und er führte sie auch glücklich aus.

Wir haben eine Beschreibung dieser Reise von ihm selbst; und ich darf also meinen Lesern nichts darüber sagen.

Für mich ist diese Reisebeschreibung immer eine interessante Lectüre gewesen, ungeachtet sie wenig neue Bemerkungen und Nachrichten enthält. Aber sie kann dergleichen auch nicht enthalten, da Herr Sulzer nur um sein Selbst willen reiste. — Vielleicht ist sie jedem Leser interessant, dem es nicht unaufhörlich um Unterricht zu thun, und der gern in der Gesellschaft eines ruhigen, sich selbst überlassenen, und keine Ansprüche machenden Mannes ist. Ich glaube, in diesem Werke, mehr von Sulzer, dem Menschen, als in seinen übrigen Arbeiten, zu entdecken. Auch schrieb er sein Tagebuch nicht, um

es drucken zu lassen. Jeder Schriftsteller, der, bey seinen Arbeiten ein Auge auf das Publikum hat, bleibt darin nicht ganz bey seiner natürlichen Art, so wie jeder Mensch in den wenigsten Gesellschaften das ist, was er wirklich ist. Man will sich gleichsam sehen lassen, man nimmt sich zusammen, man wird feyerlich. Daraus entsteht öfters eine Art von Zwang, und zuweilen gar eine Aengstlichkeit, die in den Leser übergeht. — Bey des Herrn Sulzer Tagebuch findet man eine Art von Erhohlung, wie man sie, nach vollendeten Geschäften, in der Unterhaltung mit einem vernünftigen, vertrauten Freunde findet. —

Herr Sulzer war auf dieser Reise, wie er den letzten Beweis von der Achtung des Königes von Preussen erhielt; er ernannte ihn, in seiner Abwesenheit, zum Director der philosophischen Klasse der Academie. —

Daß ihm die Reise wohl gethan, zeigt sich auch daraus, daß er während derselben wieder anfieng, sich mit litterarischen Arbeiten abzugeben. Er lernte zu Nizza das Werk des Genovesi, Lezioni di comercio, o sia d'Economia civile kennen, und fand es so vortreflich, daß er es übersetzen, und mit einigen Anmerkungen vermehren wollte. Auch wurde es angekündigt, und, wahrscheinlicher Weise, hinderten nur seine Rückfälle die Herausgabe, ob wir gleich schon eine Uebersetzung davon hatten.

Der günstige Einfluß eines mildern Himmelsstriches auf ihn, war auch in den Briefen an seine Freunde sichtbar. „Aber, schrieb er an Herrn Bodmer, „ich merke, daß alle Wärme, die allmählig von den „Sinnen wegweichet, in das Herz herüber geht, und

„hin-

„hierin liegt ohne Zweifel der Grund meines immer„währenden Andenkens an die sandigten Ebenen, die „[illegible] moabitischen Landsitz bey Berlin umgeben, ob „sie [illegible] gegen das Thal von Nizza eine Wüsteney sind. „Aber von dieser Wüsteney muß ich sagen: attalicis „conditionibus numquam dimouear.“ — —

Er sehnte sich, selbst unter seinen ältesten Freunden, „seine eigene Hütte zu bewohnen, auf seinem eigenen Grund und Boden zu wandeln, seine Familie „wieder zu sehen, seiner Bienen zu warten, und seine „Hühner zu füttern,“ *) schien auch wirklich an Gesundheit zu gewinnen; aber, so wie sich der Herbst dieses Jahres (1776) näherte, vermehrten sich seine Beschwerlichkeiten. Die folgenden Sommer ersetzten ihm nichts wieder; er schrieb in dem von 1777 an Herrn Reich: „ich muß glauben, daß es sich mit mir „zum Ende anläßt. — Zum Glück bin ich schon „lange zur Reise fertig, und habe allmählig die Bande, die mich an dieses Leben gebunden haben, abgelöst; — ich habe nur noch wenig zu lösen.“ —

Am letzten Tage des Jahres 1777 genoß er noch ein Vergnügen, das er sich vielleicht gewünscht, aber wohl nur gewünscht hatte, um seine Meynungen berichtigen zu können. Er hatte nie mit dem Könige von Preußen gesprochen; dieser ließ ihn, nebst Herrn Merian zu sich rufen, und Herr Jeremey berichtet uns, **) daß Herr Sulzer, nach seiner ziemlich langen Unterhaltung mit diesem Fürsten, seinen Freunden gesagt habe,

*) [illegible] S. 248. **) [illegible] S. 42.

habe, „er bestätige von ganzem Herzen das Urtheil, das ehemahls Voltaire von dem Könige von Preuſſen gefällt habe, daß er nähmlich der geistreichste und angenehmste aller Menschen in der Unterhaltung sey.“ — Der eigentliche Innhalt dieser Unterhaltung ist mir nicht bekannt. —

Nun ward Herr Sulzer allmählig auf seine Stube, und endlich auf sein Bette, und so auf die bloße Beschäftigung mit seinem innern Selbst, zurück gebracht. „Er war ausnehmend sorgfältig,“ erzählt uns Herr Wegelin, *) „in der Wahl derjenigen Gründe, die er zu seiner Stärkung und Aufrichtung anwandte. Sie mußten aus den unläugbarsten Sätzen der Vernunft, der körperlichen und sittlichen Ordnung, auf die natürlichste und deutlichste Weise hergeleitet seyn. Kein schwacher, wankender, weit hergesuchter und blos hypothetischer Begriff durfte unter diese Gründe sich einmischen. Auch gebrauchte er dazu gar nicht scientifische; sie waren ganz aus seiner eigenen Erfahrung und Beobachtung gezogen, einfach, faßlich, thätig. — Wenn er sich über dieselben auslieſs: so war dabey nichts ängstliches, nichts übereiltes, wie man oft bey Menschen wahrnimmt, die sich in schweren Leiden befinden, und die Alles auf sich und ihren gegenwärtigen Zustand zurück zu leiten pflegen. Hätte Sulzer eine physikalische oder psychologische Anmerkung an, die ganz besonders auf seinen Zustand sich paßte: so lieſs er lieber die, mit ihm sich unterhal-

„tene

*) Deutsches Museum. Julius 1782.

„tende Person, die Ursache errathen, die ihn auf „diese Anmerkung brachte, als daß er, auf eine wei„nerliche Art die Anwendung auf sich selbst gemacht „hätte.“ — — Seine Wißbegierde zeigte sich bey den schmerzhaftesten und unheilbaren Leiden. Er wollte die nachgelassenen Handschriften des berühmten Lambert noch selbst durchsehen, und unter seiner Aufsicht in Ordnung bringen lassen. — „Da er,“ fährt Herr Wegelin fort, „das nahe Ende seiner „Laufbahn aus den gefährlichen Umständen seiner „Krankheit voraus sah: so suchte er, durch die Stär„ke seines theilnehmenden Gefühls zu ersetzen, was „ihm an Thätigkeit und Zeit fehlte, und seine Weich„müthigkeit nahm in eben dem Verhältniß zu, in „welchem seine Kräfte sich, nach und nach verloren. — „— Bey einem beschwerlichen Krankenlager pflegen „die mehrsten Menschen nur mit sich selbst beschäftigt „zu seyn, und Andrer Beschäftigung blos auf ihre ei„gene Umstände zu leiten; der tödtlichkranke Sulzer „aber liebte besonders Betrachtungen über die öffent„lichen Angelegenheiten, und machte Anmerkungen „über das Wohl des Staates, — die auch in den „Geschäften sehr Geübte nicht ohne Nutzen anhör„ten. — — Bis auf wenige Zeit vor seinem To„de gab er noch einige Lehrstunden mit dem größten „Vergnügen, und vergaß in ihnen, wie er sagte, „seine Schmerzen.“ — In der Folge dieser Erzählung bemerkt Herr Wegelin sehr richtig, „daß der rechtschaffene Mann, so lang er thätig ist, oft durch Dummheit, oder Bosheit, oder Hindernisse zur Un-

geduld und zum Unwillen gereizt wird, daß diese Ursachen aber, bey einem Krankenlager wegfallen, und die natürliche Güte wieder in ihre alte Rechte tritt;“ er hätte hinzu setzen können, daß dieses aber nur der Fall ist, wenn man krank zu seyn weis, wie Herr Sulzer es wußte. „Dieser lebte mit einem seiner „Wärter, dessen gesunder Verstand und gutes Herz „ihm vorzüglich gefielen, in einer Vertraulichkeit, die „dem Kranken eben so viel Ehre machte, als dem Gesunden. Er erzählte Herrn Wegelin, daß er, bey „seinen schlaflosen Nächten, eine wahre Erquickung „in den Unterredungen mit diesem Manne fände, und „daß sie, mit gegenseitiger Herzenseröfnung den Kaffee tränken. Sie stimmten dann auch wohl ein erbauliches Lied an; vorzüglich: Wer nur den lieben „Gott läßt walten.“ —

„Eine sehr anmerkenswerthe Folge der guten Gemüthsstimmung Sulzers war es, daß er sich, in „seiner Krankheit über Niemand beklagte, und auch „selbst nicht über einige Personen, die mit ihm in öfentlicher Verbindung standen, und ihn doch während seiner ganzen Krankheit nie besuchten.“ —

So schreibt ein Freund des Herrn Sulzer; auch gleichgültige Personen sagten eben das. Seine Unterhaltung blieb sich immer gleich. Er nahm immer fort, an wissenschaftlichen Gesprächen mit der ihm eigenen Gegenwart, Richtigkeit und Stärke den lebhaften Theil. Er wurde oft durch den Schmerz genöthigt, sich zu unterbrechen; er gab ihm, auf einige

Augen-

Augenblicke nach, und fuhr dann fort, wo er aufgehört hatte. —

„Ich habe sehr viel ausgestanden," sagte er zu einem seiner Besucher, *) „aber das freut mich, und „dafür danke ich Gott, daß ich, bey allen meinen „Leiden von innerlicher Ungeduld und unmuthiger „Empörung in meiner Seele frey gewesen bin. Ich „getraue mir zwar nicht, setzte er lächelnd hinzu, mit „Posidonius zu sagen: Schmerz, du magst wüten, „so viel du willst; ich werde doch nicht gestehen, daß „du ein Uebel bist! Aber das kann ich sagen, und „werde es immer sagen, der Herr hat Alles wohl „gemacht! — Er redete lebhaft von dieser seiner „Ueberzeugung, welche bey ihm auch nicht wenig durch „sein ehemaliges, auf die Kenntniß der Natur gewendetes Studium bestärkt worden wäre; denn da „hätte er so häufig gefunden, daß das, was der Unkundige als Unregelmäßigkeit und Unordnung in der „physischen Welt ansähe, im Grunde zu einem wesentlichen Nutzen gereiche, und die weiseste Einrichtung beweise. — Und, wie sollte ich denn, fuhr „er fort, nicht eben so von der göttlichen Regierung „über die menschlichen Schicksale, und über die meinigen denken?" —

„Den Tag vor seinem Tode, redete er noch mit „aller möglichen Heiterkeit den Geistes mit seinen „Freunden. Als er einsmahls durch heftige Schmerzen darin unterbrochen wurde, stieß er einen Schrei aus, setzte aber gleich hinzu: „Ach Gott, du bist

*) Deutsches Museum. Januar 1781.

„auch Vater; du wirst mir nicht mehr aufliegen, als „ich tragen kann;“ — und nun sahe er ruhig „fort. — Als ihm einer seiner Freunde an diesem „Tage sagte, er hoffe ihn noch einmahl wieder zu se„hen, antwortete er sehr gesetzt: ja auch ich hoffe es; „ohne diese Hoffnung würde das Leben ein elender „Traum seyn.“ —

„Er entschlief sanft am 2 5ten Februar 1779, „Nachmittags um 5 Uhr; — und zeigte bis auf die „letzte Viertelstunde Richtigkeit im Denken, und Ge„sundheit der Seele.“ —

Herr Spalding schrieb über Ihn, an Herrn Lavater: „Lange und viel hat er gelitten; aber mehr „als einmahl mir gestanden, daß er keine innerliche Un„geduld dabey empfunden. Glauben und Hingebung „an Gott, und seine Vorsehung bekannte er mit leb„hafter, heiterer Rührung; sprach mit Abscheu von „Schriftstellern, die diese Würde und Trost dem Men„schen zu entreißen suchen. — — Er hielt sehr „rührende Unterredungen auf seinem letzten Lager, über „die Empfindungen von Gott, der Vorsehung und „Unsterblichkeit mit mir, und zugleich mit andern, „die mehr mir bey ihm gegenwärtig waren. Er äus„serte wahre und aufrichtige Verehrung für Christus „und seine Religion. Ich ehre ihn auch von Herzen „wegen dessen, was ich in dieser Absicht an ihm er„kannt habe.“ —

Wenn aus dem, was ich von Herrn Sulzer erzähle, das Eigenthümliche seines Selbst, als Mensch, und

und das Verdienſt deſſelben, als Schriftſteller, nicht vor den Leſern ſich, ohne mein weiteres Zuthun, von ſelbſt in ein Ganzes ordnet: ſo würde ich, vergeblich, daraus ein Gemählde deſſelben zuſammen ziehen wollen. Und perſönlich ihn zeichnen, kann nur der Pinſel eines Mahlers; und das hat ſein würdiger Schwiegerſohn öfter, als einmahl gethan. —

Ich will indeſſen noch einige Anmerkungen über den Menſchen ſo wohl, als den Gelehrten hinwerfen.

Herr Formey, der ihn lange Jahre gekannt hat, hat ihn, folgender Geſtalt, geſchildert: *) „Herr „Sulzer, war von den Vorſtellungen, worauf ihn „ſein Nachdenken geführet hatte, immer tief durch„drungen, und drückte ſie unauslöſchlich tief ſeinem „Geiſte ein. Wenn es in der Folge ſich eräugnete, „daß er das behaupten mußte, was er ſich in den „Kopf geſetzt, oder entworfen hatte: ſo that er es „mit der größten Feſtigkeit, und mit einem unerſchüt„terlichen Nachdruck; und die Hinderniſſe und Schwie„rigkeiten beſtärkten ihn nur in ſeinen Meynungen, „und verwandelten ihn in eine Art von Fels, gegen „welchen jedes Streben vergeblich war. Zum Glück „wollte er immer, was gut war, wollte er immer „das Beſte, ſtrebte immer nach Vollkommenheit, nach „der größten Vollkommenheit; aber, dieſer löbliche „Wille, dieſes edelmüthige Streben riſſen ihn auch „oft über das Ziel hinaus, und verbargen ihm ſehr wo-

*) Eloge S. 23 u. f.

„sentliche Schwierigkeiten, die aus Zeit, und Um„ständen, und Mitteln, mit einem Wort, aus Din„gen entstanden, die zur Ausführung seiner Absichten „unumgänglich nothwendig waren. Da Menschlich„keit sich in Alles mischt, was Menschen thun: so „ist es kein Wunder, daß Herr Sulzer zuweilen „Mensch, wie Philosoph war, daß er Vorurtheile „hegte, und für gewisse Vorstellungen zu sehr einge„nommen war, von welchen Zeit und spätereS Nach„denken ihn zurück gebracht haben würden.“ — Und von seiner allgemeinen Theorie urtheilt er auf fol„gende Weise: „Herr Sulzer, der Liebhaber und Ken„ner der schönen Künste war, wünschte sie auf das „zurück zu bringen, was er für den Zweck ihrer ersten „Einsetzung hielt, wünschte sie gänzlich zum Wohl „der Gesellschaft angewandt zu sehen; so, daß sie, „wenn die Quellen des Vergnügens selbst gereinigt „wären, zur Bildung guter Bürger beytragen sol„ten. Alles dieses ist vortreflich in einer Theorie; „aber, man öfne die Augen und sehe um sich her, und „man wird gewahr werden, daß die Menschen, heut „zu Tage, nicht mehr von der Art sind, um in „Schauspielen, die Vaterlandsliebe der alten Grie„chen zu schöpfen, um, durch gymnastische Uebungen „die Stärke der Helden des Homer zu erringen, durch „die neuere Musik so gerührt zu werden, wie die Al„ten durch die ihrige, mit einem Wort, um sich um„schaffen und umschmelzen zu lassen. Herr Sulzer „hatte sich in seinen Speculationen etwas zu hoch er„hoben; hätte er aber noch einige Schritte weiter ge„than:

„han: ſo würde er vielleicht geſehen haben, daß der „größte Theil ſeiner Entwürfe, unſerm Erdball nicht „angemeſſen ſind.“ —

Auch Herr Wegelin hat uns *) verſchiedene Züge aus dem Charakter des Herrn Sulzer aufbewahrt, die ich um ſo eher den Leſern mittheile, da ich ihnen keine eigenen mittheilen kann, und da dieſe mehr noch, als bloße Nachrichten von Herrn Sulzer enthalten.

„Während ſeiner Krankheit,“ ſagt er, „hatte „ich Gelegenheit anſchaulich zu bemerken, wie körper„liche Uebel bey einem richtig denkenden Geiſt die Wir„kung hervorbringen, daß ſie ihn von blos ſpeculati„ven Unterſuchungen abziehn, wozu alsdann Zeit und „Kräfte fehlen, und ſeine Aufmerkſamkeit auf die ein„fachſten und gründlichſten Begriffe einſchränken, die „auch allein im Stande ſind, den Geiſt ruhig und „zufrieden zu machen. Sulzer ſchrieb zwar ſeine „Abhandlungen über den Beweis der Unſterblichkeit „der Seele aus phyſikaliſchen Grundſätzen zum Theil „während ſeiner Krankheit; aber, wenn ſeine ganze „Seele vor einem Freunde offen lag, bemerkte ich nie, „daß er dieſe Hypotheſe für etwas mehr, als einen „Verſuch angeſehen hätte, in der ſchwerſten aller Ma„terien etwas erklärbarer zu machen, und zwiſchen „den zwey Klippen des Idealismus und Materialis„mus eine neue Straße zu entdecken. Auf der Reiſe „nach Nizza hatte ſich Sulzer einige Zeit bey dem

*) Deutſches Muſeum, Jahrgang 1780.

„berühmten Bonnet aufgehalten; er sprach von dem„
„selben nie ohne die größte und freundschaftlichste
„Hochachtung, und war auch selbst durch diesen per„
„sönlichen Umgang mit verschiedenen Lehrsätzen seines
„Systems noch vertrauter geworden. . Allein auch
„diese gehörten nicht zu den Gründen, die Sulzer
„auf sich anwandte. — Mich dünkt, dieses be„
„weißt deutlich, daß die bloße Speculation eine ihr,
„ganz eigene Richtung des Geistes erfordere, und
„daß unsre theoretische Kenntnisse nicht immer fähig
„sind, practisch angewandt zu werden. Es folgt
„auch hieraus, daß die Vorstellungsarten eines gründ„
„lich denkenden Mannes oft ganz andere sind, wenn
„er sich gegen das Uebel wafnen, und seinem Gemüth
„die richtigste und festeste Lage verschaffen will, als
„wenn es ihm blos darum zu thun ist, seine Wißbe„
„gierde zu befriedigen. Gewis würde man oft irren,
„wenn man die Gesinnungen eines Weltweisen in den
„wichtigsten Auftritten seines Lebens, und sein sittli„
„ches und religiöses System nach den Grundsätzen
„seines philosophischen beurtheilen wollte.

„Bey Herrn Sulzer würde eine solche Folge„
„rung desto mehr trügen, da er nicht zu den trocke„
„nen Philosophen gehörte, die sich ganz mit abgezo„
„genen Begriffen beschäftigen, und niemahls einen
„Blick auf den Zusammenhang des Wahren mit dem
„Guten und Schönen werfen. — — Sulzers
„Geschmack war nicht verzärtelt, und führte nicht zur
„Weichlichkeit, die so nahe an die Wollust gränzt. —

„Und

„Alles Schöne in der phyſiſchen und moraliſchen Welt „ſetzte ihn bey dem erſten Eindruck in eine ſehr leb„hafte Empfindung, deren Aeußerung bey einem An„dern Uebertreibung würde geſchienen haben, bey Sul„zern aber der Ausdruck der erſten und reinſten Re„gungen ſeiner Seele war. So war einſt, bey einer „Reiſe durch Brabant und die rheiniſchen Gegenden, „die er in Geſellſchaft des Ritter Mitchel machte, „Sulzer ſo entzückt über eine ſchöne Ausſicht, daß „ſein Gefährte ſich ausnehmend über die Lebhaftigkeit „des Sulzerſchen Gefühls verwunderte. So redte „er von den ſchönen Ausſichten, die er in Italien ge„ſehn, oder von vortreflichen Anſtalten, liebenswür„digen Charakteren, vorzüglichen Werken der Kunſt, „allemahl mit einer Art von Begeiſterung. — Er „glaubte ſich zu allem Guten verpflichtet, was er „nur thun konnte. — — Er ſah die Rechte, die „jeder Nothleidende und Hülfsbedürftige auf ſeinen „Beyſtand hatte, an deren Erfüllung alſo er ſich nicht „irren ließ, wenn er, wie es bey einem Mann, von „ſeiner Denkungsart natürlich iſt, vom Eigennutz, „Leichtſinn und Verſtellung hintergangen wurde.

„Es fehlte Sulzern nicht an philoſophiſcher „Entſchloſſenheit, ſo oft es auf die Wiſſenſchaft ſelbſt „ankam. Er pflegte zu ſagen, man müſſe eine jede „Lehre ſo weit ausführen, als ihre Grundbegriffe, „und die deutliche Entwickelung derſelben es erlaub„ten. Er verehrte deshalb beſonders den Ariſtote„les, als den ſcharfſinnigſten aller Philoſophen, und „wünſchte

„wünſchte die Errichtung einer eigenen Academie, deren alleinige Beſtimmung ſeyn ſollte, die Schriften dieſes groſſen Weltweiſen in ihr wahres Licht zu „ſetzen. Allein dieſe uneingeſchränkte Wißbegierde betraf nur die theoretiſchen Wiſſenſchaften, und Sulzer haßte alle paradoxe Grundſätze, die ſchädlich in „der Ausübung ſeyn konnten. Bey dieſer Denkungsart waren ſeine erſten Vorſtellungen von der weiteſten Ausdehnung, und er ſchien oft über das Ziel „hinaus zu ſehen, das andere ſich geſetzt hatten; allein dieſes hinderte ihn nie, in den Geſchäften des „Lebens mit der gröſten Behutſamkeit zu handeln. — „— In ſeinen geſunden Tagen gewohnt zu denken und „zu wirken, hatte er nie ſo viel geleſen, als während „ſeiner Krankheit. — — So wenig Sulzer mit „ſeinem Urtheil über die Schriften und Handlungen „Anderer zurück hielt; ſo wenig befremdete es ihn, „wenn manches Urtheil nicht günſtig für ihn ausfiel. „Da er ſeine Kräfte in ſo vielen und verſchiedenen „Theilen der Gelehrſamkeit verſucht hatte, war er „klug genug einzuſehen, daß er nicht in jedem habe „leiſten können, was ein Gelehrter, der aus einer ſein „ganzes Geſchäft macht, würde geleiſtet haben.“ —

Der Denker, und der, auf Vervollkommung des Menſchengeſchlechtes und auf Erhöhung der Glückſeligkeit deſſelben zweckende, und lesarbeitende Denker zeigt ſich in allen ſeinen Schriften. Mich dünkt, daß faſt alle das Gepräge eines Mannes tragen, der nicht, um ſeinen eigenen Geiſt zu zeigen, um ihn auszubilden, oder ihn zu beſchäftigen, mit

einem Wort, der nicht um ſein Selbſt willen, ſondern wirklich um der Sache, oder des gemeinen Beſtens willen ſchrieb; und dieſe wenige Rückſicht auf ſich, zeichnet ihn, wie mir dünkt, ſehr vortheilhaft von ſo vielen andern Philoſophen aus. Er ſcheint, bey ſeinen Arbeiten, immer zu voll von ſeiner Materie geweſen zu ſeyn, um ſelbſtgefällig ſeyn zu können. — Er hatte ſich mit philoſophiſchem Scharfſinn in allen Feldern der Gelehrſamkeit umgeſehen, und, ob es gleich natürlich war, daß er in einem glücklicher und mehr, als in dem andern bemerkt hatte: ſo wußte er doch alle unter einem Geſichtspunkt zu vereinigen. Ich habe ſchon Gelegenheit gehabt, von ſeinen philoſophiſchen Abhandlungen für die Jahrbücher der Berliner Academie zu reden; ich glaube aber den Leſern noch Herrn Hirzels Bemerkungen darüber mittheilen zu müſſen. Er bemerkt nähmlich, *) „daß Herr Sulzer die mehreſten derſelben, auf die Vervollkommnung des Menſchen zurück geführt habe," und ſagt unter andern: „ich habe oft gegen die Metaphyſik einwenden gehört, daß ſie, ſo angenehm ſie für den „Geiſt ſey, doch auf die nützlichen Kenntniſſe, und „in das gemeine Leben keinen, oder ſehr wenig Einfluß habe. Wird man wohl dieſen Einwurf machen können, wenn man die metaphyſiſchen Unterſuchungen Sulzers lieſt? — Er zeigt ſich immer, „als einen Philoſophen, der die Vereinigung der „Menſchheit und die Beförderung der Glückſeligkeit „ſeiner

*) Hirzel II. S. 146 u. f.

„deſſelben zum Endzweck ſeiner Unterſuchungen „macht.“ — Er hätte hinzu ſetzen können, daß man bey verſchiedenen eine gewiſſe Rückſicht auf die ſchönen Künſte, und auf die eigentliche Theorie derſelben wahrnimmt. —

Seine allgemeine Theorie der ſchönen Künſte iſt unſtreitig ſein wichtigſtes Werk. So viel Mängel es auch immer haben kann: ſo haben doch unſre, der Kultur der ſchönen Künſte wegen, ſo berühmten, und auf Arbeiten von aller Art darin, ſo ſtolzierende Nachbarn keines dergleichen aufzuweiſen, und werden ſo bald auch noch keines aufzuweiſen haben. Auch wird es Künſtlern, und beſonders Liebhabern und der Jugend, lange noch nützliche Dienſte leiſten können. — Unter ſeinen Eigenſchaften, als Menſch, zeichnete er ſich auch durch Uneigennützigkeit aus. Ich habe hievon Beyſpiele in ſeinen Briefen an Herrn Reich gefunden. Er war unzufrieden, daß Ihm dieſer Geld aufdrang, wie er die allgemeine Theorie zum zweyten Mahle drucken ließ, und ſetzte hinzu, „dieſes „ſoll mir, wenn ich jemahls wieder in den Fall käme „Etwas heraus zu geben, eine Warnung ſeyn, es „nicht wieder auf das Gutdünken meines Verlegers „ankommen zu laſſen, was für Bedingungen Er mir „machen will.“ Herr Reich, der einſah, daß ein Schriftſteller, von dem Werthe des Herrn Sulzer, ein Recht habe, die Arbeit des Geiſtes für das weſentlichſte Stück bey einem erſcheinenden Werke zu halten, und daß hieraus ein Recht zur Theilnehmung

an

an den Vortheilen deſſelben entſtände, ließ ſich, durch dieſe Erklärung nicht abhalten, dem Herrn Sulzer auch für die Zuſätze zur neuen Auflage, Geld zu ſenden, erhielt aber eine Antwort in eben demſelben Tone. So anſtändig es dem wahren Gelehrten iſt, nicht kaufmänniſch bey ſeinen Arbeiten zu ſeyn: ſo viel Ehre macht es auch ſeinem Freunde und Verleger, daß er ſelbſt auf den billigen Nutzen ſeines Schriftſtellers dachte.

Herr Sulzer hat zwey Töchter hinterlaſſen. Die älteſte iſt an den Churfürſtlichſächſiſchen Hofportraitmahler, Herrn Graff, einen Schweizer von Geburt, und einen Mann, den Deutſchland aus den, von ihm gemahlten Bildniſſen kennt, den Herrn Sulzer ſeinen ehrlichen Graff *) nannte, und von dem er, an einem andern Orte, ſagt, „ſein Gemüthe ſey ſo „rein und ſo hell, wie der ſchönſte Frühlingstag,“ ſeit dem Jahre 1771 verheurathet. Die jüngſte verheurathete ſich erſt nach dem Tode des Vaters mit Herrn Chevalier, königlichem Mahler zu Berlin.

An dieſe letztere war der, aus den Zeitungen bekannte Brief des Herzogs von Curland gerichtet, der auch hier eine Stelle verdient. Er war aus Mitau vom 23ten April 1779:

„Schon lange ſuchte ich Gelegenheit, Ihrem „würdigen Vater, dem ſeligen Herrn Sulzer, für „die Bemühungen, die Er aus Freundſchaft zu mir

*) In dem Briefe an Gleim.

„übernahm, und für die wahren Vortheile, die Ihm „meine Unterthanen verdanken, Beweiſe meiner Er„kenntlichkeit zu geben. Sein Tod, ein Verluſt, an „welchem ich mit Ihnen Theil nehme, bringt mich „um das Vergnügen, meine Abſicht auszuführen. „Ich ſchmeichle mir daher, Sie werden mir die Ge„nugthuung nicht verſagen, und beygehends Billet, „als ein Merkmaal meiner Achtung annehmen.“ — Das Billet war eine Anweiſung auf tauſend Thaler. —

Chronologiſches Verzeichniß
der ſämmtlichen Schriften des
Herrn
Johann George Sulzers.

1) Kurze Anleitung zu nützlicher Betrachtung der ſchweizeriſchen Naturgeſchichte, nebſt einer Ueberſetzung von Carl Linne' Anleitung, nach welcher ein Naturforſcher die Hiſtorie eines jeden natürlichen Dinges genau, und mit gutem Fortgange verfertigen kann. (Gedruckt in der Sammlung auserleſener, alter und neuer Merkwürdigkeiten aus der Philoſophie, Gottesgelahrtheit u. ſ. w. Herausgegeben von Rudolph Ziegler, Zürich 1741.)

2) Die erſte, dritte und fünfte der moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur, geſchrieben in den Jahren 1740, 1742, und 1743, und in die vorgedachte Sammlung eingerückt

3) Beſchreibung einer merkwürdigen Entdeckung verſchiedener Antiquitäten in dem, in der Herrſchaft Knonau gelegenen Dorfe Nieder Lucern. Zürich 1741. 4.

4) Geſpräch von den Cometen. 1742. 8.

5) Beſchreibung einiger Merkwürdigkeiten, welche er, in einer, im Jahr 1742 gemachten Bergreiſe durch einige Oerter der Schweiz beobachtet hat. Zürich 1743. 8. (Iſt auch nachher, als Zugabe ſeiner Ueberſetzung der Scheuchzeriſchen Bergreiſen beygedruckt.)

6) Verſuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweiſung der Kinder. Zürich 1745. und verbeſſert, ebend. 1748. 8.

7) Verſuche einiger moraliſchen Betrachtungen über die Werke der Natur, die obern 3 mit dreyen vermehrt. Berlin 1745. 1770. 1774. 8.

8) Kurzer Begriff aller Wiſſenſchaften. Leipzig 1745; vermehrt und verbeſſert. 1759. 1760. 8.

9) J. J. Scheuchzers Naturgeſchichte des Schweizerlandes, zwey Theile 1746. 4.

10) G. Weſt, Betrachtungen über die Auferſtehung Chriſti, aus dem Engliſchen, Berlin 1748. und Riga 1778. 8.

11) Critiſche Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit. Berlin 1750. 4.

12) Damen, oder die platoniſche Liebe. Berlin 1750. 8.

13) Unterredungen über die Schönheiten der Natur. Berlin 1750, 1770, 1774. 8.

14) Unterſuchung über den Urſprung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, franzöſiſch in den Jahrbüchern der Berliner Academie von 1751, und 1752; deutſch, in der Sammlung vermiſchter Schriften, Th. 5. Berlin 1762; ebend. einzeln, und in ſeinen vermiſchten philoſophiſchen Schriften, Leipzig 1773. 8.

15) Verſuch über die Ausmeſſung der Höhen, vermittelſt des Barometers, in den Jahrbüchern der Berliner Academie vom Jahr 1753.

16) Gedanken von dem vorzüglichen Werthe der epiſchen Gedichte des Herrn Bodmer. Berlin 1754. 8.

17) Verſuch über die Glückſeligkeit verſtändiger Weſen; franzöſiſch in den Jahrbüchern der Berliner Academie, vom Jahr 1754; deutſch in der Sammlung ſeiner vermiſchten philoſophiſchen Schriften, Leipzig 1773. 8.

18) Auszug aus den Commentariis petropolitanis für die B. Academie, im Jahr 1755.

19) Verſuch, den Widerſtand, welchen eine Flintenkugel in ihrem Durchgang durch die Luft leidet, zu beſtimmen, in den Jahrb. der B. Academie vom Jahr 1755.

20) Zu D. Hume's Philoſophiſchen Verſuchen über die menſchliche Erkenntniß, eine Vorrede und Anmerkungen. Hamburg 1755. 8.

21) Verſuch einen feſten Grundſatz zu finden, um die Pflichten der Sittenlehre und des Naturrechts von einander zu unterſcheiden; franzöſiſch in den Jahrbüchern der B. Academie vom Jahr 1756; deutſch in den vorgedachten vermiſchten philoſ. Schriften, Leipzig 1773.

Gedanken über den Urſprung und die verſchiedenen Beſtimmungen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte; franzöſiſch Berl. 1757. 8.; deutſch in Herrn Hirzels Nachrichten von Herrn Sulzer, und in dem zweyten Theil ſeiner vermiſchten philoſ. Schriften, Leipzig 1781.

23) Entwickelung des Begriffes vom Genie; franzöſiſch in den Jahrbüchern der Berl. Academie vom Jahr 1757; deutſch in der Sammlung vermiſchter Schriften, Berl. 1762. Th. 5; und in ſeinen vermiſchten philoſophiſchen Schriften, Leipz. 1773.

24) Lobrede auf den König von Preußen Friedrich den II. Berl. 1758. 8.

25) Zergliederung des Begriffes der Vernunft; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1758; deutsch in den vermischten philos. Schriften, Leipzig 1773.

26) Erklärung eines psychologischen paradoxen Satzes, daß der Mensch nicht nur zuweilen ohne Antrieb und ohne sichtbare Gründe, sondern selbst gegen dringende Antriebe und überzeugende Gründe urtheilt und handelt; französisch in den Jahrbüchern der Berl. Academie vom Jahr 1759; deutsch in der vorerwähnten Sammlung.

27) Philosophische Betrachtungen über die Nützlichkeit der dramatischen Dichtkunst; franz. in den Jahrb. der B. Acad. vom Jahr 1760; deutsch in obiger Sammlung.

28) Ehrengedächtniß seiner Gattinn, gedruckt für seine Freunde 1761, in dem Neujahrsgeschenk für Frauenzimmer, und in dem zweyten Theil seiner vermischten philosophischen Schriften, Leipzig 1781.

29) Von dem Widerstande flüßiger Körper; in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1761.

30) Ueber einige Veränderungen, welche auf der Oberfläche auf der Erde vorgefallen; in den Jahrb. der Acad. vom Jahr 1762.

31) Anmerkungen über den verschiedenen Zustand, worin sich die Seele bey Ausübung ihrer Hauptvermögen, nähmlich des Vermögens, sich etwas vorzustellen, und des Vermögens zu empfinden, befindet; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1763; deutsch in den vermischten phil. Schriften, Leipzig 1773.

32) Von dem Bewußtseyn, und seinem Einfluß in unsre Urtheile; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1764; deutsch in der vorgedachten Sammlung.

33) Vorrede zu den Gedichten der Mad. Karschinn, in eben demselben Jahre.

34) Von der Energie in den Werken der schönen Künste; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1765; deutsch in den vermischten phil. Schriften.

36) Gedanken, über die beste Art, die classischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen. Berl. 1765. 8. und in dem zweyten Theil der vermischten philos. Schriften.

37) Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1767, deutsch in den vermischten philos. Schriften.

38)

38) Vorübungen zu Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens, zum Gebrauch einiger Klaſſen des Joachimthalſchen Gymnaſiums. Berlin 1769. 8.

39) Pſychologiſche Betrachtungen über den ſittlichen Menſchen; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1769; deutſch in den vermiſchten phil. Schriften.

40) Entwickelung des Begriffs vom ewigen Weſen; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1770; deutſch in den vermiſchten phil. Schriften.

41) Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte. Erſter Theil Leipzig 1771. 4. ebend. 1773. 8.

42) Gedanken über einige Eigenſchaften der Seele, in ſo fern ſie mit den Eigenſchaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Syſtems des Materialismus; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1771; deutſch in den verm. phil. Schriften.

43) Cymbelline, König von Brittanien, ein Trauerſpiel. Danzig 1772. 2.

44) Die ſchönen Künſte, in ihrem Urſprunge, ihrer wahren Natur, und beſſern Anwendung betrachtet. Leipzig 1772. 8.

45) Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, zweyter Theil. Leipzig 1774. 4 und 8.

46) Entwurf der Einrichtung des, von S. Hochfürſtlichen Durchl. dem Herzoge von Curland in Mitau neu geſtifteten Gymnaſii Academici. Mitau 4. und in dem zweyten Bande der verm. phil. Schriften.

47) Ueber die Unſterblichkeit der Seele, phyſikaliſch betrachtet; franz. in den Jahrb. der Berl. Acad. vom Jahr 1775. und 1778 und 1779; deutſch in dem zweyten Theil der vermiſchten phil. Schriften.

48) Tagebuch einer, nach Nizza gemachten Reiſe. Leipzig 1780. 8.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet.

Erſte Abhandlung.

Die neuern Philoſophen, welche es unternommen haben, die wichtige Lehre von der Unſterblichkeit der Seele zu behaupten, haben geglaubt, dieſe Lehre auf die Immaterialität derſelben gründen zu müſſen. Indeſſen geſteht man doch allgemein zu, daß die allerſchärfſte Demenſtration von der Immaterialität der Seele nicht hinlänglich ſey, um uns von ihrer Unſterblichkeit zu vergewiſſern. Das, was die Erfahrung uns über die genaue Vereinigung der Seele mit dem Körper lehrt, macht uns geneigt zu glauben, daß durch die Zerſtörung oder die Auflöſung des letztern, die Seele, wenn ſie gleich immateriel iſt, in einen tödtlichen Schlummer geſtürzt werde.

Es ſcheint, wirklich, als ob man es, wie eine Thatſache, annehmen müſſe, daß die Seele nichts empfinden, nichts wahrnehmen, und ſich keine klare Vorſtellungen, ſo gar von ihrer eigenen Exiſtenz nicht, als durch die Vermittelung des Körpers, machen könne. Wenn ſie dieſes Werkzeuges ihrer Kenntniſſe beraubt wäre: ſo würde ſie, Troz ihrer Immaterialität, ein Weſen ohne Leben ſeyn.

Folglich gewinnt es das Anſehen, als ob man die ſchmeichelhafte Vorſtellung von der Unſterblichkeit nur

unter der Voraussetzung annehmen dürfe, daß, nach der Auflösung des Körpers, die Seele von Neuem mit einem andern organisirten Körper vereint werden wird, vermittelst dessen sie die Kenntniß von sich selbst, und von dem, was ausser ihr sich zuträgt, erhält.

Aber worauf kann man die Hofnung einer neuen Vereinigung dieser beyden Substanzen gründen? Welches ist der unwidersprechliche Grundsatz, wodurch sie uns, ich sage nicht gewis, sondern nur wahrscheinlich gemacht wird? Vermöge welcher Analogie von Thatsachen getraut man sich, sie uns zu versprechen? Alle Philosophen, welche bis itzt diese Materie behandelt haben, nehmen ihre Zuflucht zu den moralischen Eigenschaften des höchsten Wesens, um daraus die Wahrscheinlichkeit für einen neuen Körper, vermittelst dessen die Seele fortfährt zu leben, und zu empfinden, herzuleiten. Diese Weltweisen glauben, daß die Weisheit, die Güte und die Gerechtigkeit dieses Wesens uns nicht gestatten, anzunehmen, daß die Seele, nach dem Tode, in dem immerwährenden Schlummer bleibe, in welchen sie, durch die Zerstörung ihres Körpers, gestürzt werden muß. Hieraus schließen sie, ohne einen andern Beweis dafür anzuführen, daß der Schöpfer für die, von den Körpern, welche sie in diesem Leben hatten, getrennten Seelen, neue Körper bilden wird.

Ich gestehe aufrichtig, daß dieses Raisonnement, so wie viele andere von dieser Art, mir nicht sehr bündig scheint. Ich bin weit entfernt, den geringsten Zweifel über das, was eine gesunde Metaphysik uns von den moralischen Eigenschaften Gottes lehrt, verbreiten zu wollen; aber, ungeachtet ich innig von der unbegränzten Güte und Weisheit dieses Wesens, von welchem Alles abhängt, überzeugt bin: so würde ich dennoch mir nicht getrauen zu behaupten, daß diese Eigenschaften gleichsam sich verläugneten, wenn die Seelen, nach diesem Leben, nicht

nicht zu einem andern, vermittelſt neuer Körper, genuſen würden. Wo nähme ich die Kühnheit her, um zu entſcheiden, was dieſem Weſen, deſſen Natur unendlich erhaben über meine ſchwachen Vorſtellungen iſt, zu thun, oder nicht zu thun, zukommt?

Der einzige Fall, in welchem man, einer guten Logik gemäß, ſeine Zuflucht zu den moraliſchen Eigenſchaften Gottes, um einen Lehrſatz zu unterſtützen, nehmen darf, iſt, wenn die Sache, welche man behauptet, dem gewöhnlichen Lauf der Natur gemäß iſt. Denn, da die Einrichtung der Natur, ohne allen Zweifel, das Werk der Gottheit iſt: ſo entdeckt ſie uns etwas von den Handlungsweiſen dieſes, zu weit über uns erhabnen Weſens, als daß wir es vollkommen kennen könnten. Ich ſehe, zum Beyſpiel, daß gewiſſe Produkte der Natur, als Pflanzen und Thiere, der Auflöſung unterworfen ſind, und daß, durch den Lauf der Natur, andre Individuen von eben der Art, unaufhörlich hervor gebracht werden, um diejenigen zu erſetzen, welche vergehen. Dieſe Gewisheit, daß der Urheber der Natur für gut gefunden hat, Geſetze für eine ununterbrochene Folge der Individuen der nähmlichen Art anzuordnen, vergewiſſert mich, daß den gegenwärtigen Generationen von Pflanzen und Thieren künftige Generationen auf eben die Art folgen werden, als die gegenwärtigen den vorhergegangenen gefolgt ſind.

Auf dieſe Art nur kann eine, auf Analogie, oder auf Gleichförmigkeit mit dem Laufe der Natur, gegründete Vorausſetzung zu dem Range derer Wahrheiten erhoben werden, an welchen zu zweifeln die Vernunft nicht geſtattet, ob man dieſelben gleich nicht, nach aller Strenge, beweiſen kann.

Und, von dieſer Seite nun ſcheint mir auch die Unſterblichkeit der Seele betrachtet werden zu können; und hierdurch iſt der Gedanke in mir veranlaßt worden,

die Beweisgründe zu entwickeln, die mir hinlänglich geſchienen haben, mich ſelbſt zu überzeugen, daß es der Analogie der Natur gemäß iſt, daß die Seele nach dem Tode mit einem neuen Körper vereint werden wird. Wenn mir dieſes Unternehmen, wie ich Urſache habe, es zu hoffen, gelingt: ſo werde ich den Vortheil haben, dem Materialiſten ſelbſt die Hofnung der Unſterblichkeit, welcher er ſich durch falſche Raiſonnements beraubt hat, wieder zu verſchaffen; denn, man wird ſehen, daß, wenn die Seele ſo gar materiel wäre, es nicht allein möglich iſt, daß ſie, nachdem ſie dieſes Leben verlaſſen hat, zu einem neuen Leben auferſtehe, ſondern daß dieſes auch ſehr wahrſcheinlich, und dem Laufe der Natur ganz gemäß ſey. Und die Unſterblichkeit iſt nun eine, ſo ſehr wünſchenswürdige Sache, daß ihre bloße phyſikaliſche Möglichkeit hinreichend ſeyn ſollte, uns zum Glauben daran zu bewegen.

Auſſer dieſem Vortheil wird meine Arbeit das Verdienſt haben, das zu ergänzen, was den Demonſtrationen derer mangelt, welche die Unſterblichkeit der Seele auf die Geiſtigkeit derſelben gründen. Mit einem Worte, man wird ſehen, daß die Vereinigung der Seele mit einem neuen Körper, ohne alles Wunderwerk, und bloß vermöge der Geſetze der Natur, bewerkſtelligt werden kann. Dieſes iſt ein Punkt, über welchen die Philoſophen ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, und dadurch zu verſtehen gegeben haben, daß ſie dieſe Vereinigung für übernatürlich, oder wunderbar anſähen.

Da es hier nicht darauf abgezweckt iſt, den Leſer zu überraſchen, ſondern zu überzeugen: ſo fange ich damit an, mein Syſtem in einem Auszuge darzulegen; hierdurch wird man deſto beſſer in den Stand geſetzt werden, zu ſehen, ob die Argumente, welche ich gebrauchen werde, um es, Stück vor Stück zu beweiſen, bündig, oder nicht bündig ſind. Aber, ich benachrichtige zum voraus, daß

ich eine ernſtliche und ununterbrochene Aufmerkſamkeit bey der Entwickelung heiſche. Man kann nicht verlangen, daß Wahrheiten, welche an die verborgenſten Geheimniſſe der Natur gekettet ſind, durch ſinnreiche Einfälle ſinnlich gemacht werden ſollen. Ich mache dieſe Bemerkung, weil ich gewahr werde, daß es heut zu Tage Philoſophen giebt, die, mehr an witziges, als an gründliches Raiſonnement gewöhnt, ſich anmaßen, durch einen Einfall, Wahrheiten umzuſtürzen, welche einzuſehen nicht anders möglich iſt, als durch Verbindung einer Menge von Thatſachen und von Beobachtungen, die zu verwickelt und zu fein ſind, um anders, als mit Hülfe einer ſehr großen Aufmerkſamkeit gefaßt werden zu können.

Hier iſt alſo der Innhalt dieſes neuen Syſtems, in fünf Sätzen enthalten:

1. Der ſichtbare thieriſche Körper iſt nichts als die Hülle eines feinern organiſirten Körpers, welcher der Siß der Seele, oder, nach dem Syſtem des Materialismus, die Seele ſelbſt iſt. Ich werde mich, zur Bezeichnung dieſer beyden Körper, beſtändig der Ausdrücke, **thieriſcher Körper** und **beſeelte Partikel** (molecule animée) bedienen.

2. Dieſer feine Körper, oder dieſe beſeelte Partikel, iſt, vermöge der bloßen Kräfte der Natur, unzerſtörbar, und die Auflöſung oder Zerſtörung des thieriſchen Körpers hat weiter keine Folgen, als daß ſie die Vereinigung dieſer beyden Körper zernichtet, ohne die Organiſation der beſeelten Partikel zu verändern.

3. Nach der Trennung dieſer beyden Körper hören alle Senſationen und alle klare Vorſtellungen in der Seele auf, und ſie verliert den Anſchein, als ob ſie lebte.

4. Da indeſſen die belebte Partikel unzerſtörbar iſt: ſo fährt ſie fort in ihrer ganzen Vollkommenheit zu beſtehen; und, anſtatt unter die allgemeine Maſſe der Mate-

rie gemiſchet zu werden, folgt ſie, vermöge der, in der Natur, eingeführten Geſetze, beſondern, für die Art zu welcher ſie gehört, angeordneten Geſetzen.

5. Vermöge dieſer Geſetze kehrt ſie an den Ort zurück, wo ſie mit einem neuen, gröbern Körper vereint werden ſoll, vermittelſt deſſen ſie ſich wieder in den Stand geſetzt findet, ſinnliche Eindrücke von der materiellen Welt zu erhalten, welche ihr klare Vorſtellungen, und dadurch ein neues Leben verſchaffen.

Ich mache nicht Anſpruch darauf, von dieſen fünf Sätzen, ſtrenge Demonſtrationen zu geben; man weiß, daß phyſikaliſche Materien ſolche Demonſtrationen nicht zulaſſen. Ich werde alles, was bey Unterſuchungen dieſer Art zu thun möglich iſt, gethan haben, wenn ich beweiſe, daß dieſe Sätze, aus der Analogie gezogene Folgerungen, oder dem, was uns die Beobachtung von dem gewöhnlichen Laufe der Natur lehrt, gemäß ſind. Alle Weltweiſen geſtehen ein, daß dieſes hinlänglich iſt, um Wahrheiten zu beweiſen, deren uns durch unmittelbare Erfahrungen zu verſichern unmöglich iſt.

Der erſte dieſer fünf Sätze iſt nicht neu; ſchon verſchiedene Philoſophen haben ihn, als wahrſcheinlich, vorgetragen; und ganz neuerlich hat einer der geſchickteſten Naturkündiger, der zugleich einer der erſten Pſychologen unſerer Zeiten iſt (Hr. Bonnet) neue Argumente zum Beweiſe deſſelben (in ſeiner Palingeneſie) geliefert. Aber, ohne mich bey dem aufzuhalten, was andere davon geſagt haben, werde ich nur diejenigen Argumente, vermöge welcher ich mich ſelbſt von dieſer Wahrheit überzeugt habe, vortragen.

1.) Zuvörderſt kann man, durch unläugbare Thatſachen, beweiſen, daß das Vermögen zu empfinden (oder wahrzunehmen), oder, um mich beſtimmter auszudrücken, daß das Weſen, welches empfindet (oder wahrnimmt), nicht in dem ganzen Umfang des thieriſchen

Kör-

Körpers vertheilt oder zerſtreut iſt, ſondern daß es ſeinen Sitz in dem Gehirne hat. Es iſt nicht das Auge, welches ſieht, noch das Ohr, welches hört. Die Seele wird der Eindrücke des Lichtes und der Töne nicht gewahr, als nur, wenn, vermittelſt der Nerven, die in den Organen hervorgebrachte Bewegung, dem Gehirnmark mitgetheilt wird. Das Auge, bey ganzer Vollkommenheit ſeiner Organiſation, erzeugt keine Vorſtellung von dem Licht, wenn die Röhren oder Nerven, welche aus dem hintern Theile dieſes Organes in das Innere des Gehirnes gehen, verſtopft ſind. Auf gleiche Art verhält es ſich mit allen übrigen Sinnen; ſie bringen keine Senſation hervor, als wenn die in den Nerven verurſachte Erſchütterung bis zum Gehirne gelangt. Da dieſes bekannte Thatſachen ſind: ſo iſt es weiter nicht nöthig, ſie zu erweiſen.

Und hierdurch wird nun unwiderſprechlich dargethan, daß die Empfindungen nirgends anders, als im Innern des Gehirnes ihren Sitz haben, und daß die Organe der Sinne zu nichts dienen, als die Eindrücke von den Gegenſtänden anzunehmen, um ſie auf eine ſolche Art zu modificiren, daß ſie zu dem Sitz der Seele gelangen können.

Man glaubt, in der That, zwar, daß man in allen äußern Theilen des Körpers empfindet, weil man den Ort, welcher leidet, oder der einen ſinnlichen Eindruck erhält, genau unterſcheidet. Jedoch giebt es gut beſtätigte Thatſachen, welche beweiſen, daß dieſes nur Täuſchung iſt. Das Beyſpiel von Perſonen, welche in Gliedmaaßen, deren ſie ſchon ſeit langer Zeit beraubt ſind, Schmerzen zu empfinden glauben, iſt hinlänglich das, was ich ſage, zu erweiſen. Menſchen, die, ſeit verſchiedenen Jahren, ein Bein, oder einen Arm verloren haben, fühlen an den Fingern oder Zehen, welche ſie nicht mehr beſitzen, Schmerzen: ein ſehr einleuchtender Be-

weis, daß die Empfindung nicht in den äußern Gliedmaaßen, ſondern im Gehirn hervorgebracht wird.

Dieſes verſchaft uns zwey Folgerungen, welche dienen werden, einiges Licht über die Natur der Senſationen zu verbreiten.

a) Der thieriſche Körper kann, in allen ſeinen innern und äußern Theilen, vollkommen gut organiſirt ſeyn, ohne daß er der Seele den gewöhnlichen Dienſt, ihr die Eindrücke der materiellen Welt zu überbringen, leiſtet. Dieſes trägt ſich zu, wenn an dem innern äußerſten Ende des Nerven ſich ein Hinderniß findet, wodurch die Bewegung, welche ſich den Nerven in den Organen der Sinne mittheilt, verhindert wird, an den Ort zu gelangen, woſelbſt ſie die Empfindung hervor bringen würde. Es ſcheint ſo gar, als wenn dieſer Fall zuweilen Statt fände. Man hat zum mindſten Beyſpiele von ſtarken, ganz geſunden Perſonen, welche fähig ſind alle thieriſche Verrichtungen, welche blos von der Vollkommenheit des Körpers abhängen, vollkommen gut zu bewerkſtelligen, und die dem ungeachtet ſo außerordentlich unempfindlich ſind, daß ſie von nichts, es ſey auf eine angenehme, oder auf eine unangenehme Art gerührt werden. Die Geſundheit, deren dieſe Perſonen genießen, die körperlichen Kräfte, deren ſie theilhaftig ſind, beweiſen deutlich, daß der Fehler, welcher ſie unempfindlich macht, nur in dem Innern des Gehirnes liegt, woſelbſt es keine, zur Erhaltung und Nahrung der Kräfte des thieriſchen Körpers, nöthige Gefäße mehr giebt. Das Uebel beſteht, entweder, in einer Verſtopfung, oder in irgend einer Unordnung in dem innern äußerſten Ende der Nerven. Ich erinnere mich, in einer unſerer academiſchen Verſammlungen, eine Erzählung von einem, in dem Fürſtenthum Neufchatel ſich zugetragenem Falle verleſen gehört zu haben, welche das beſtätigt, was ich ſage. Ein junger Knabe, der

ganz

ganz empfindungslos war, und sonst einer guten Gesundheit genoß, erhielt von ungefähr einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß der Hirnschädel dadurch zerschmettert wurde; und dieser Zufall befreyete ihn von seiner Sinnlosigkeit. Es läßt sich begreifen, daß ein Schlag von großer Heftigkeit, die Nerven, in dem Innern des Gehirns, von dem Hinderniß befreyen können, welches, wenn nicht gänzlich, doch zum Theil die Bewegungen zurück hielt, welche die Sinne in den Sitz der Seele überliefern sollen.

b) Man kann Sensationen haben, ohne daß die Organe, welche, in dem natürlichen Zustande der Dinge, sie der Seele überbringen, von einem äußern Gegenstand berührt worden wären. Dieses ist die zweyte Folgerung, welche uns die vorher angeführte Beobachtung verschaft. Es bedarf hiezu nichts, als daß die zur Fortpflanzung der Bewegung, bis zum Sitz der Seele, bestimmten Nerven, an dem innern äußersten Ende derselben, in diese Bewegung gesetzt werden. Dieses scheint der Fall jener Fanatiker zu seyn, welche Stimmen hören und Gegenstände sehen, ungeachtet die äußern Organe des Gehörs und des Gesichtes durch nichts berührt werden. Man sieht, folglich, daß, der Strenge nach, der thierische Körper verändert, und so gar, — den Theil des Gehirnes, wo die Sensationen hervor gebracht werden, ausgenommen — vernichtet werden könnte. Dieser Theil allein würde hinlänglich seyn, alle Sensationen zu erwecken. Denn, es ist keinesweges unmöglich, daß die innern äußersten Enden der Nerven, auf eine außerordentliche, und dem, was sich zuträgt, wenn Alles in seinem natürlichen Zustande ist, ganz gemäße Art gerührt werden können.

Hieraus folgt offenbar, das die Seele nicht das Resultat der Organisation des ganzen Körpers, — und daß, wenn sie eine materielle Substanz, diese Substanz nur

ein ſehr kleiner Theil des Körpers iſt, und daß ſie ihren Sitz im Innern des Gehirnes hat.

Man könnte hier fragen, warum denn die Natur ſich nicht begnügt hat, nur dieſen kleinen weſentlichen Theil hervor zu bringen, und das ganze Aeußere wegzulaſſen?

Dieſen Einwurf zu beantworten, iſt ſehr leicht.

Erſtlich, iſt der thieriſche Körper nicht einzig und allein zu dem Zwecke, daß er der Seele Vorſtellungen von der materiellen Welt verſchaffe, gemacht; er hat noch ein anderes, und dem erſtern gleich wichtiges Amt; er iſt das Werkzeug, durch welches die Seele auf die materielle Welt wirkt, um darin die Veränderungen, wozu nur ſie das Vermögen hat, hervor zu bringen. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt nur dieſes die Urſache, warum ſie eines Körpers bedurfte, deſſen Maſſe den Verrichtungen, welche die Natur ihm angewieſen hat, angemeſſen iſt.

Zweytens: Ob es gleich nicht ſchlechterdings unmöglich iſt, daß die Seele Vorſtellungen von der materiellen Welt, ohne die groben Organe der Sinne, erhalte: ſo trägt ſich dieſes doch nur höchſt ſelten, und durch einen Zuſammenfluß zufälliger Umſtände zu. — Und, wer kann, auſſerdem, uns die Verſicherung geben, daß das Senſorium, dieſer Theil, wo die Seele ihren Sitz hat, lange Zeit, nebſt einem kleinen Theil von Nerven, die ſich dort enden, in ihrer ganzen Vollkommenheit, ohne den Beyſtand der übrigen Theile des thieriſchen Körpers, hätten beſtehen können? Würden dieſe äußerſten Enden der Nerven vor aller Zerrüttung, welche das Element, in welchem wir leben, in ihnen hätte verurſachen können, genug geſichert geweſen ſeyn?

Und endlich, drittens, ſcheinen die äußern Organe der Sinne nothwendig, um die Eindrücke von der materiellen Welt zu vereinen, und gleichſam in einen Haufen zu bringen, weil ſie, ohne dieſes, wahrſcheinlicher

Weiſe,

Weiſe, zu ſchwach ſeyn würden, um hinlänglich klare Vorſtellungen in der Seele hervor zu bringen. Das Auge ſcheint die Verrichtung eines Brennſpiegels zu haben, der, in einem ſehr kleinen Raume, eine unendliche Anzahl von Lichtſtrahlen vereint, um ihren Eindruck deſto ſtärker zu machen; und das Ohr verrichtet eben dieſen Dienſt in Anſehung der Schwingungen der Luft. Folglich ſcheint es, als ob es eine der Hauptverrichtungen des thieriſchen Körpers wäre, die Eindrücke von der materiellen Welt anzunehmen, und ſie auf ſolche Art zu modificiren, daß ſie der Seele merkbar werden, die, ohne dieſes Werkzeug, vielleicht, entweder gar nicht, oder doch auf ganz verſchiedene Art, von ihnen gerührt werden würde.*)

Aber,

*) Wird aber, durch dieſe Bemerkung, der vorhergehende Satz, „daß blos derjenige Theil des Gehirnes, wo ſich „die innern, äußerſten Enden der Nerven vereinen, hinlänglich iſt, alle Senſationen zu erwecken, und daß der „übrige Theil des thieriſchen Körpers verändert, oder „wohl gar vernichtet werden könne, ohne daß unſre Sen„ſationen dadurch beeinträchtigt würden,“ nicht aufgehoben? Auch ſchien dieſer Satz ſich aus dem Vorhergehenden nicht ſo ganz eigentlich zu ergeben. Denn wenn Schwärmer gleich wirklich etwas hören, oder ſehen, ohne daß die gröbern Organe des Gehörs und des Gefühls, in eben dem Augenblick, worin ſie etwas zu hören oder zu ſehen ſich einbilden, gerührt worden wären: ſo fragt es ſich erſtlich, ob dieſe in den innern äußerſten Enden der Nerven entſtandene Bewegung überall entſtanden wäre, wenn nicht, vermöge der gröbern Organe der Sinne, dieſe äußerſten Enden der Nerven vorher ſchon oft in Bewegung geſetzt worden wären? Und zweytens, ob nicht die gröbern Organe der übrigen Sinne ſchlechterdings nothwendig ſind, um daß, in dem angeführten Falle, die innern äußerſten Enden der Gehör- und Geſichtsnerven in Bewegung geſetzt werden? Leſer, welche dem Syſtem des Hrn. Bonnet anhängen, werden hieran kaum zweifeln — Und ſo ſchiene es denn, als ob der thie-

Aber, ich kehre zu meinem Gegenstande zurück.

Das, was ich über den Sitz unserer Vorstellungen bemerkt habe, beweißt augenscheinlich, daß, wenn die Seele eine vom Körper verschiedene Substanz ist, sie ihren Wohnplatz in dem Gehirne habe; und daß, wenn sie materiel ist, sie nur aus einem kleinen Theil von Materie bestehe, der an einen Ort hinverlegt worden ist, welcher, vermöge einer besondern Organisation, die Eigenschaft hat, empfinden, und auf den thierischen Körper zurück wirken zu können.

Itzt wollen wir zusehen, ob es möglich ist, etwas mehr über die Natur derselben zu entdecken.

Ich sehe über die Natur desjenigen Theiles der Materie, wo die Vorstellungen hervor gebracht werden, nur zwey mögliche Voraussetzungen. 1) Entweder vereinen sich die innern äußersten Enden der empfindenden Nerven daselbst, und bilden eine Art von Verknüpfung, welche fähig ist, Vorstellungen hervor zu bringen; 2) Oder, an diesem Orte befindet sich ein feiner Körper, der, es sey vermöge des Stoffes, aus welchem er gemacht ist, oder, vermöge einer besondern Organisation, die Eigenschaft besitzet, daß die Empfindungsnerven auf ihn einwirken kön-

thierische Körper, wenn der Mensch in eben dem Verhältniß mit der materiellen Welt, das heißt, wenn er bleiben solle, wie er itzt ist, weder verändert, noch gar bis auf diesen kleinen Theil vernichtet werden könne. Auch werden wir, je mehr wir die Natur kennen lernen, immer mehr überzeugt, daß mindstens die verschiedenen Theile jedes Ganzen, alle mit allen, verbunden, und daß alle nothwendig sind, um daß dieses Ganze das habe werden können, was es wirklich ist, und daß folglich auch die gröbern Organe der Sinne zur Erweckung der Sensationen eben so gut erforderlich seyn müssen, als sie es zu den andern Verhältnissen und Bestimmungen des Menschen, und als es die innern äußersten Enden der Nerven zu jenem sind. A. d. U.

können. Bey der Hypotheſe von der Immaterialität würde dieſer kleine Körper der Sitz der Seele ſeyn.

Wenn man die Sache von nahem unterſucht: ſo findet man, daß die erſte dieſer Hypotheſen nicht zuläßig iſt. Ich habe vorhin Thatſachen angeführt, welche unwiderſprechlich beweiſen, daß ſo gar die Nerven ſelbſt nicht empfinden. Es würde alſo eine ſehr freygebige Vorausſetzung ſeyn, wenn man ſagen wollte, daß eine Verſchlingung ihrer innern äuſerſten Enden ihnen die Empfindung gäbe. Man müßte, wenigſtens, noch auch annehmen, daß ſie da, wo ſie ſich mit einander verknüpfen, von einer ganz verſchiedenen Struktur, als in ihrer übrigen Länge, wären. Es iſt ſehr ſichtbar, daß die Nerven, von ihrer äußerſten Extremität an bis zu dem Senſorio, nichts, als Canäle ſind, welche, vermittelſt der Bewegung, Eindrücke erhalten, und dieſe Bewegung dem Weſen mittheilen, welches empfindet, und welches ſeinen Sitz an dem innern äußerſten Ende derſelben hat. Folglich iſt dieſes Weſen, wenn man will, eine körperliche, von den Nerven ſelbſt verſchiedene Subſtanz.

Man kann alſo, in dem Syſtem des Materialismus, ſich keine andere Vorſtellung von der Seele machen, als dieſe: daß ſie ein kleiner Körper, in die Mitte des Gehirns hingeſetzt, und im Stande iſt, alle die Bewegungen anzunehmen, welche die Nerven ihr überbringen, und daß ſie die Fähigkeit hat, dieſe Bewegungen auf ſolche Art wahrzunehmen, daß jede derſelben eine Vorſtellung von einer beſtimmten Art, der Struktur des Nerven, der ſie überbringt, und der Natur der Bewegung ſelbſt, gemäß, in ihr erzeugt.

Diejenigen Philoſophen, welche eine Immaterialität der Seele behaupten, werden dieſen kleinen Körper, der, nach ihrer Meynung, der eigentliche Sitz der Seele ſeyn wird, ohne Einwendung annehmen. Ich ſehe nur einen Einwurf, der gegen die Exiſtenz deſſelben gemacht werden

den könnte. Dieſes iſt ſeine ſcheinbare Unnützlichkeit. Man wird vielleicht ſagen, daß, wenn die Seele auf ſolche Art mit der Materie vereint ſeyn kann, daß gewiſſe Bewegungen in dieſer letztern Vorſtellungen in der erſtern hervor bringen, dieſe Vereinigung gar wohl zwiſchen dem thieriſchen Körper und der Seele, ohne die Dazwiſchenkunft eines andern kleinen vermittelnden Körpers, Statt haben könne. Die Vorausſetzung dieſer beſeelten Partikel (molecule animée) könnte alſo, bey dem Syſtem von der Geiſtigkeit der Seele, ganz und gar überflüßig ſcheinen.

Ich habe bereits ſelbſt bemerkt, daß der von mir, für die Exiſtenz der beſeelten Partikel, geführte Beweis nur in dem Syſtem des Materialismus überzeugend iſt. Aber, es giebt andere Gründe, welche die Exiſtenz deſſelben, auch in dem Syſtem der Immaterialität der Seele ſehr wahrſcheinlich machen. Hier ſind dieſe Gründe.

Wenn die Seele ihre Vorſtellungen unmittelbar durch die Wirkung der Nerven, und ohne einen vermittelnden Körper erhält: ſo vernichtet der Tod die Verbindung der Seele mit der materiellen Welt gänzlich; und dieſe iſt doch nothwendig, wenn die erſtere klare Vorſtellungen haben ſoll. Es bedürfte alſo, wenn ſie ins Leben, oder, mindſtens, in den Zuſtand klarer Vorſtellungen zurück gebracht werden ſollte, es bedürfte, ſage ich, eine Art von neuer Schöpfung. Denn, es läßt ſich gar nicht begreifen, daß, vermöge der, für den Lauf der Natur angeordneten Geſetze, eine nicht materielle Subſtanz, auf eben die Art, wie wir die Seele mit dem thieriſchen Körper vereint ſehen, zur Vereinigung mit einem neuen Körper geführt werden könne. Man müßte, um zu der Wiedererweckung der Seelen zu gelangen, zu immerwährenden Wunderwerken ſeine Zuflucht nehmen.

Setzen wir aber, im Gegentheil, voraus, daß die Seele, von ihrer Schöpfung an, mit einer materiellen

Par-

Partikel, unauflöslich, und dergeſtalt vereint iſt, daß ſie ſolche Eindrücke, als den innern Bewegungen dieſer Partikel entſprechen, erhält: ſo werden alsdenn die Geburt, durch welche wir in dieſes Leben eingehen, und die Wiedergeburt, die, nach dem Tode, uns in ein neues Leben bringt, zu natürlichen Begebenheiten, welche ſich ohne alles Wunderwerk, vermöge des Laufes der Natur, wie ich es in der Folge zeigen werde, eräugnen. Und dieſes iſt denn, in dem Syſtem der Spiritualität, hinlänglich, um die Exiſtenz der beſeelten Partikel anzunehmen.

2.) Ich komme itzt zu dem zweyten Beweiſe, wodurch, bey dem Syſtem des Materialismus, die Exiſtenz der beſeelten Partikel erwieſen wird. Dieſer Beweis iſt auf folgende Thatſache gegründet; daß, nähmlich, bey der größten Zerrüttung des Nervenſyſtems, und der andern Theile des thieriſchen Körpers, die Seele ihre ganze Vollkommenheit (integrité) oder Geſundheit behält, woraus es, nothwendig, folgt, daß dieſer Theil der Materie, welcher die Seele ausmacht, ein, von dem thieriſchen ganz verſchiedener Körper iſt. Dieſer Schluß iſt ganz richtig, und läßt keinen Zweifel zu. Es kommt alſo, einzig und allein, darauf an, daß man die Thatſache ſelbſt erweiſe, und zeige, daß, bey den allergrößten Zerrüttungen des thieriſchen Körpers, die Seele ihre ganze Vollkommenheit, oder Geſundheit behalte.

Ich weiß, wie ſehr hier aller Anſchein wider mich iſt; ich ſehe ſo gar, daß der Materialiſt ſein Syſtem auf dieſe vermeinte Thatſache gründet, daß, nähmlich, die Seele gleichſam wächßt und abnimmt, ſich bildet, ſich ſtärkt oder geſchwächt wird, nach Maaßgebung, daß der Körper ſich bildet, ab- oder zunimmt, ſtärker oder ſchwächer wird. Dieſes ſcheint ſo gar ſo einleuchtend, daß ich mir es nicht einkommen laſſen würde, hierüber der gemeinen Meynung zu widerſprechen, wenn ich nicht mit Philoſophen redete, welche ſich vor der Täuſchung

des Scheines zu verwahren wiſſen. Dieſes iſt nicht der einzige Fall, wo der Anſchein einer Thatſache für die That ſelbſt genommen wird. Es giebt viel Leute in der Welt, die, wenn ein Ueberfluß unſichtbarer Dünſte in der Atmosphere den Glanz und die Stärke der Sonnenſtrahlen ſchwächt, ſich einbilden, daß die Sonne ſelbſt kraftloß werde. Man darf ſich alſo nicht wundern, wenn der große Hauſe der Menſchen ſich einbildet, daß die Seele, mit dem Körper zugleich, ab- und zunimmt; aber man hat Urſache zu erſtaunen, daß Philoſophen, deren Beruf es iſt, das, was ſich in den Volksbegriffen falſches findet, zu berichtigen, uns dieſe rohe, und ſo wenig überlegte Meynung, als eine große Entdeckung, die ſie gemacht zu haben wähnen, darlegen, und hernach die Folge daraus ziehen, daß die Seele blos das Reſultat der Organiſation des Körpers iſt.

Ich geſtehe es, daß die Vorausſetzung, daß ein Tropfen Blutes, an unrechter Stelle im Gehirne, den Menſchen ſeiner Vernunft berauben, und, aus der Seele eines Leibnitz oder eines Newton, ein blödſinniges —, und daß die ſchlechte Verdauung die ſanfteſte und ſchönſte Seele gänzlich entarten, und aus ihr ein mürriſches, verdrüßliches Weſen machen könne, etwas höchſt anſtößiges für mich hat. Wie konnten denn ſo gar Philoſophen es ſich beykommen laſſen, daß das Genie, dieſe göttliche Kraft, welche fähig iſt, in den Abgrund zu dringen, worin die erhabenſten Wahrheiten verborgen ſind; — daß die Tugenden dieſer himmliſchen Seelen, welche die Bewunderung aller Jahrhunderte ausmachen, daß dieſe alle nichts als Zufälligkeiten ſind, welche ihr Daſeyn der Stellung einiger kleinen Theile der Materie zu verdanken haben? daß irgend eine Verſtopfung in den Gefäßen des thieriſchen Körpers dieſe erhabene Kraft der großen Seelen vernichten könne? Iſt es nicht unendlich weit vernünftiger, zu ſagen, daß die Säfte des Körpers auf eben die

Art

Art auf die Seele, wie die Dünſte in der Atmoſphere auf die Wirkung der Sonnenſtrahlen, in Beziehung auf dieſen Erdball einfließen? Man kann es, als Thatſache behaupten, daß eine mehr oder weniger reine, eine mehr oder weniger dicke Luft die verwundrungswürdige Würkung der Sonnenſtrahlen, wodurch Alles auf dieſem Erdball belebt wird, befördert, hemmt, oder ganz und gar verhindert. Wenn aber ein Unwiſſender hieraus den Schluß zöge, daß die Pflanzen, welche wir alle Jahre wachſen ſehen, und ſo gar die zeugende Kraft dieſer Weſen, nichts wären, als Zufälligkeiten, die durch mehr oder weniger dicke Dünſte der Luft hervor gebracht würden: ſo würde Jedermann die Ungereimtheit dieſes Schluſſes fühlen. Nun raiſonniren, oder vielmehr deraiſonniren alle diejenigen, welche die Zerrüttungen des thieriſchen Körpers für Zerrüttungen der Seele anſehen, auf eben die Art, wie dieſer Unwiſſende, von welchem ich rede.

Aber, wir wollen uns in gründlichere Unterſuchungen derer Fälle einlaſſen, wo die Zerrüttung des thieriſchen Körpers die Seele ihrer ſchönſten Eigenſchaften zu berauben ſcheint.

Es iſt hier ſehr weſentlich, die Subſtanz der Seele ſelbſt, von den zufälligen Wirkungen ihrer Kräfte zu unterſcheiden. Die Seele an und für ſich ſelbſt, ſie ſey immateriel, oder materiel, iſt, nach dem Geſtändniß aller Menſchen, dasjenige Weſen, welches empfindet, wahrnimmt, urtheilt, und das, der Natur ſeiner Vorſtellungen gemäß, verlangt, verabſcheut u. ſ. w. Die Vorſtellungen, welche ſie erhält, welche ſie, unter ſich, vergleicht, und wodurch ihre Begierden, und ihre Abneigungen beſtimmt werden, dieſe Vorſtellungen, ſage ich, ſind, eben ſo, wie die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit derſelben, zufällig und vorübergehend; ſie gelangen nur durch Vermittlung des thieriſchen Körpers, bis

zur Seele. Wenn die Organe der Sinne der Seele nichts überbringen: so bleibt sie unwirksam; und wenn eben diese Sinne sie nur mit schwachen Vorstellungen versehen: so wird die Seele auch nur schwach gerührt. Indessen bleiben die Kräfte, welche ihrem Wesen zugehören, immer in ihrer ganzen Vollkommenheit, sind immer bereit, so bald die Gelegenheit sich darbieten wird, sich zu entwickeln. Es verhält sich mit diesem Wesen eben so, wie mit dem Saamenkorn einer Pflanze, welches seine zeugenden Eigenschaften nicht eher entwickelt, als bis es in eine, etwas feuchte und durch Sonnenstrahlen erwärmte Erde gesenkt wird; ausser derselben scheint es ein Partikelchen todter Materie zu seyn. Aber, in diesem Zustande der Unthätigkeit selbst, erhält sich das, was diesem Saamenkorne wesentlich ist, als, das Vermögen, Feuchtigkeiten an sich zu ziehen, und sie in einen Kreislauf zu bringen, um einen Keim zu treiben, ferner, das Vermögen, diese Feuchtigkeiten in einen besondern, und den Pflanzen dieser Art eigenen Saft zu verwandeln, u. s. w. diese Vermögen, sage ich, erhalten sich auch dann in dem Saamenkorn, wann sie gleich nicht in Wirksamkeit gesetzt werden, und gänzlich müßig bleiben. Zufällige Ursachen können die Entwickelung derselben aufhalten, können so gar die Wirkungen dieser Entwickelung dergestalt verändern, daß aus diesem Saamenkorn eine Zwitterpflanze, eine Mißgeburt werde, daß die Gestalt der Blätter und der andern Theile nur sehr wenig der gewöhnlichen Gestalt der Pflanzen dieser Art ähnlich sey, u. s. w. Das Wesentliche, indessen, bleibt ihm immer. Aus dem Kern eines Apfelbaumes wird, durch keinen Zufall, ein Harzbaum, oder ein Baum, dessen Früchte einen Steinkern hätten, empor wachsen: ein gewisser Beweis, daß die wesentlichen Vermögen des Apfelbaumes sich, trotz der Zufälligkeiten, wodurch seine Entwickelung verhin-

dert

dert oder verändert werden kann, erhalten. Auf eben dieſe Art nun erhält die Seele das, was ihr weſentlich iſt, auch dann, wann eine Zerrüttung des Körpers die zufällige Wirkung ihrer Eigenſchaften verändert.

Wir ſehen dieſes in denen Unglücklichen, welchen man, irriger Weiſe, einen verrückten Geiſt zuſchreibt, ſehr deutlich. Es giebt deren, welche Gegenſtände, welche ſie weder ſehen noch hören, zu ſehen, zu hören, zu berühren glauben. Ihre Sinne ſind verrückt, ihr Geiſt iſt es nicht. Der Beweis hievon iſt, daß wir ſie, gegen dieſe eingebildeten Gegenſtände, genau auf eben dieſelbe Art, und mit eben dem Nachdruck verfahren ſehen, als andere Menſchen gegen eben dieſe Gegenſtände, wenn ſie wirklich exiſtiren, verfahren. Man gebe einem Unglücklichen, deſſen Geiſt uns verrückt ſcheint, man gebe ihm ſein πρῶτον ψεῦδος, es werde aus dem Phantom, das ſeine verrückten Sinne ihm dargeſtellt haben, etwas wirkliches, und man wird finden, daß alles übrige, was er nun, dieſem gemäß, ſagt und thut, paßlich, und in der natürlichen Ordnung der Dinge iſt. Der Unglückliche, der die allerzärtlichſten Liebkoſungen an eine Katze, die er für ſeine Geliebte anſieht, verſchwendet, hat weder einen kranken Geiſt, noch ein krankes Herz; von dieſer Seite iſt alles in Ordnung. Dieſe Ergieſſungen des Herzens, dieſe zärtlichen Neigungen, ſind die Neigungen einer zärtlichen, empfindſamen Seele; die Verrückung iſt in ſeinen Sinnen.

Eben ſo verhält es ſich mit den vermeinten Schwachheiten des Geiſtes, und der Urtheilskraft, welche man den Kindern zuſchreibt. Die Seele eines Kindes iſt gerade ſo ſtark, und handelt ganz genau auf eben die Art, wie die Seele eines Erwachſenen. Sie begehrt und verabſcheuet eben ſo ſtark, als die Seele eines gebildeten Menſchen; ſie hat, eben ſo wie die Seele eines vollkommen fertigen Menſchen, Neigung zu angeneh-

men, und Abneigung vor unangenehmen Gegenständen. Wenn es den Kindern an Urtheilskraft zu fehlen scheint: so ist es nicht, daß sie gar nicht urtheilten, und nicht richtig urtheilten; ihre Urtheile sind, nach Verhältniß der wenigen Thatsachen, welche sie kennen, eben das, was die Urtheile der größten Philosophen sind, und ihre Raisonnements sind nach eben der Form von Schlüssen, wie die Raisonnements der Erwachsenen, eingerichtet. Diejenigen, welche der Schwachheit des Körpers eines Kindes die scheinbare Schwachheit der Urtheile desselben zuschreiben, sind es, welche kindische Urtheile fällen.

Die halbwilden Völker, wie, zum Beyspiel, die Einwohner der, seit kurzem im Südmeer entdeckten Inseln, gewähren uns für das, was ich eben gesagt habe, einen sehr augenscheinlichen Beweis; daß der kindische Geist, nämlich, nicht der Schwäche eines Körpers, dessen Organe noch nicht hinlänglich Stärke erlangt haben, zugeschrieben werden darf. Diese Völker sind, ihren Neigungen, und ihrer Art zu denken nach, wahre Kinder. Der geringste unangenehme Gegenstand macht sie bitterlich weinen; und das allerkleinste Spielwerk, die unbedeutendste Kleinigkeit, trocknet diese Thränen, und erzeugt in diesen einfältigen Seelen eine gleich kindische Freude. In allen ihren Angelegenheiten zeigen sie die Leichtgläubigkeit, die Einfalt, den Leichtsinn, die Unbeständigkeit, und sogar die Verstandsblödigkeit der Kinder. Diese Schwachheiten schreiben sich folglich nicht von der Schwäche des Körpers her; denn diese Völker übertreffen gewöhnlich, an körperlicher Stärke, alle europäische Völker; und die Organe der Sinne, das Gesicht, das Gehör, der Geruch, u. s. w. sind, nach dem einstimmigen Zeugniß der Reisenden, weit vollkommener und weit reizbarer bey ihnen, als sie es bey den verfeinertesten Völkern sind. Wer kann es nun, nach die-

dieſer Thatſache, zu behaupten wagen, daß die Schwachheit der Seele der Kinder von der Schwachheit ihrer Körper kommt? Und dieſes iſt alſo ein neuer Beweis, daß die Seele eine Subſtanz iſt, deren Kräfte und Eigenſchaften nicht von der Beſchaffenheit des thieriſchen Körpers abhängen.

Dieſe große Leichtigkeit ſelbſt, mit welcher die Seele ſich zu verrücken, oder wiederherzuſtellen ſcheint, iſt für mich der allerſicherſte Beweis, daß dieſe vorgegebenen Zerrüttungen des Geiſtes nur ſcheinbar ſind. Iſt es glaublich, daß es, um die weſentlichſten Eigenſchaften einer Subſtanz zu verderben, hinlänglich ſey, die Bewegung gewiſſer Theile der Materie in dem Wirkungskreiſe dieſer Subſtanz, zu beſchleunigen, oder zu verzögern? Wird man, wenn ein wenig Staub die Bewegung einer Uhr aufhält, ſagen, daß dieſer Staub den Mechanismus der Uhr zerſtöre? Der Unwiſſende kann dergleichen falſche Urtheile fällen; aber der Künſtler weiß, daß die Maſchine deswegen nicht weniger vollkommen iſt; er nimmt den Staub weg; und die Uhr hat ihre Vollkommenheit wieder. Gerade eben dieſes thut der Arzt, wenn er, durch irgend ein glückliches Mittel, die Hinderniſſe wegräumt, welche die Seele abgehalten hatten, ihre Kräfte zu entwickeln; und es würde wirklich lächerlich ſeyn, wenn man ſagen wollte, daß er auf die Subſtanz der Seele gewirkt, und das wieder zurecht gebracht habe, was in Unordnung gebracht worden war.

Aber, es iſt Zeit, dieſe verſchiedenen Beobachtungen zu ihrem Zwecke zurück zu bringen. Es wird, durch alles das, was ich geſagt habe, augenſcheinlich, daß die Zerrüttungen, welche durch eine körperliche Unordnung in der Seele hervor gebracht zu ſeyn ſcheinen, nur ſcheinbare Zerrüttungen ſind; daß dieſe Subſtanz ſelbſt dadurch nicht verändert wird, und daß, troz der Zer-

rüttungen im Körper, alle ihre Vermögen ihre ganze Vollkommenheit behalten.

Verhält sich nun aber die Sache auf diese Art: so ist dieser thierische Körper nicht ein wesentlicher Theil unsers Selbsts; er ist nur das Werkzeug, durch welches die Seele gewisse Eindrücke von der materiellen Welt erhält, und, zu gleicher Zeit, das Werkzeug, durch welches sie, auf diese Welt, einwirkt. Aber die Kräfte und die Eigenschaften der Seele sind so unabhängig von diesem Werkzeuge, daß sie sich, wenn auch dieses Werkzeug ihr mangelt, ohne alle Veränderung erhalten.

Und dieses halte ich nun für hinlänglich, um den ersten Satz meines Systems über die Unsterblichkeit der Seele fest zu stellen, nämlich, „daß der thierische „Körper nur die Hülle eines feinern Körpers „sey, der, nach der Meynung des Materialis„sten, die Seele selbst, und, in dem System „derer, welche die Seele für eine immaterielle „Substanz halten, der Sitz der Seele ist.“

Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet.

Zweyte Abhandlung.

In der erſten, über dieſe Materie von mir verfertigten Abhandlung habe ich, über die Unſterblichkeit der Seele, ein neues Syſtem vorgetragen, zu welchem ich dadurch, daß ich den ſtreitigen Punkt, als ein phyſikaliſches Problem betrachtet habe, geführt worden bin. Dieſes Syſtem iſt in fünf Sätzen enthalten, wovon der erſte, „daß, nämlich, der ſichtbare thieriſche Körper nur die Hülle eines feinern Körpers ſey," u. ſ. w. in der gedachten Abhandlung erwieſen worden iſt. Gegenwärtig will ich in dieſer Abhandlung die Gründe darlegen, welche mich geneigt machen, zu glauben, daß dieſer feinere Körper, oder die beſeelte Partikel (molecule animée) nicht durch die Kräfte der Natur vernichtet werden könne; und daß die Auflöſung des thieriſchen Körpers keine Veränderung in dem Innern dieſer belebten Partikel hervor bringe, ſondern daß dieſelbe, nach dieſer Cataſtrophe, fortfahre, in ihrer ganzen Vollkommenheit zu beſtehen. Dieſes iſt der zweyte Satz meines Syſtems.

Und folgendes iſt der Gang, den ich zu nehmen, mir vorſetze. Ich werde mit dem Beweiſe, daß es materielle Partikeln giebt, welche mit gewiſſen beſondern Eigenſchaften verſehen ſind, und durch die Kräfte der Natur nicht zerſtört werden können, anfangen; ich werde, hierauf, zeigen, daß nichts uns verhindere, die beſeelte Partikel in die Reihe dieſer unzerſtörbaren Partikeln zu ſetzen; und endlich werde ich Beweisgründe

anführen, welche mich überzeugen, daß dieſe Partikel wirklich zu den erwähnten, unzerſtörbaren Partikeln gehört, und daß, durch die Zerſtörung des thieriſchen Körpers in dem Innern derſelben nichts verrückt, und ihr keine von ihren Eigenſchaften geraubt werde.

Ich werde genöthiget ſeyn, mich auf Umſtände einzulaſſen, welche geringfügig, und zu ſpitzfündig ſcheinen können; aber die Natur des Gegenſtandes zwingt mich dazu, und macht es ſchlechterdings nothwendig.

1) Ich ſage alſo, erſtlich, daß es materielle Partikeln giebt, welche durch die Kräfte der Natur nicht zerſtört werden können, und die, mitten unter den immerwährenden Veränderungen, welchen die Produkte der Natur unterworfen ſind, ihre Eigenthümlichkeiten, und die ganze Vollkommenheit (integrité) ihres Weſens behalten.

Eine unendliche Menge natürlicher Produkte leidet, unter unſern Augen, das Geſchick der Zerſtörung. Alle Individuen des Thierreichs, eben ſo wie des Pflanzenreichs, ſterben dahin, und werden, nach ihrem Tode, zerſtört, oder aufgelößt. Eben dieſelbe Zerſtörung trift eine Menge mineraliſcher Materien, oder Körper; durch Feuer, Luft, Waſſer, und freſſende Materien werden die Mineralien unaufhörlich aufgelößt. Wir wiſſen nicht genau, bis zu welchem Punkt die Auflöſung dieſer Körper geht, oder gehen kann; aber, wir können mit Zuverſicht behaupten, daß ſie nicht bis zur gänzlichen Zerſtörung, oder bis zur Vernichtung der Materie geht. Folglich muß ſie dann gewiſſe Gränzen haben. Ich werde den allerkleinſten Theilen dieſer Körper, welche aus der natürlichen Auflöſung derſelben entſtehen, dieſen Partikeln, bis auf welche die zerſtörende Kraft der Natur ſich nicht erſtreckt, den Namen, **Atomen**, oder **elementariſche Partikeln** geben.

Dieſe

Dieſe Atomen ſind, wahrſcheinlicher Weiſe, zu klein, um daß ſie uns in die Sinne fallen könnten, wodurch denn alle Verſuche, oder mechaniſche Operationen, um die Natur derſelben zu entdecken, und ihre Unzerſtörbarkeit oder Unveränderlichkeit unmittelbar durch Thatſachen zu beweiſen, unmöglich gemacht werden. Indeſſen können wir uns durch bündige Schlüſſe, und durch Folgerungen, welche, nothwendiger Weiſe, aus unwiderſprechlichen Thatſachen, ſich ergeben, von ihrer Exiſtenz überzeugen; und dieſes iſt zu dem Zweck, welchen ich mir hier vorſetze, hinlänglich.

Zuvörderſt ſind dieſe Atomen nicht von der Art derjenigen, woraus die Urmaterie des Epicur beſteht. Man weiß, daß die Atomen, nach der Meynung dieſes Weltweiſen, aller ſpecifiſchen Eigenſchaften beraubt ſind, und daß ſie keine andere Eigenthümlichkeiten haben, als diejenigen, welche der Materie weſentlich ſind, nämlich, Ausdähnung, Figur, Undurchdringlichkeit, zu welchen er noch Schwere, und Bewegung hinzu fügte. *) Folglich ſind, dieſem Philoſophen zu Folge, die Atomen durch nichts von einander unterſchieden, als durch ihre Größe, ihre Figur, und ihre Bewegung.

Dieſes vorausgeſetzt, ſage ich, daß die Natur die Körper nicht ſo weit auflöſt, daß ſie in dergleichen Atome zertheilt werden. Der Grund, auf welchen ich dieſen Satz ſtütze, iſt die beſtändige Gleichförmigkeit der Wiedererzeugungen; eine Gleichförmigkeit, die nicht Statt finden könnte, wenn die zerſtörten oder aufgelößten Körper in Atome zertheilt würden, die aller ſpecifi-

 ſchen

*) Φησὶ δὲ . . . μηδὲ ποιότητα τινὰ περὶ τὰ ἄτομα εἶναι, πλὴν σχήματος καὶ βάρους καὶ μεγέθους. d. h. Er (Epicur) ſagte, daß die Atomen keine andere Eigenſchaften hätten, als Figur, Größe, und Schwere. Diog. Laert. L. X. c. 24 §. 44.

schen Eigenschaft beraubt sind. Ich werde dieses Argument mit aller Deutlichkeit, deren diese Materie fähig ist, zu entwickeln suchen.

Wir wollen erst Thatsachen darlegen. In den dreyen Reichen der Natur ist Alles in einem immerwährenden Wechsel von Zerstörung, und Wiederhervorbringung. Steinartige, Pflanzenartige, Thierartige Körper werden, vor unsern Augen, durch Wirkung des Feuers, der Luft, des Wassers, oder sonst einer andern auflösenden Materie, angegriffen und aufgelößt. Vermittelst dieser Auflösungen, werden die verschiedenen elementarischen Materien, durch deren Vermischung, oder Zusammenfügung diese oder jene Steinartige, Pflanzenartige, oder Thierartige Körper hervor gebracht worden waren, von einander getrennt, und jede derselben kehrt in das allgemeine Magazin der elementarischen Materie seiner Art zurück. Die Flamme, wenn sie ein Holzscheit verzehrt, treibt die wäßrigten Theile in die Luft, zerstreut die öhligten Theile, und verwandelt die Erdtheile in Asche.

Eben diese elementarischen Materien, deren jede der allgemeinen Niederlage der Materie ihrer Art wieder gegeben worden war, werden in der Folge von Neuem zur Wiederhervorbringung anderer Körper gebraucht. Die verfaulten pflanzenartigen und thierartigen Materien dienen dem Pflanzenreich zur Nahrung, und von diesen nähren sich und erwachsen, in der Folge, neue Individuen des Thierreiches. Es läßt sich gar nicht zweifeln, daß, in dem Steinreich, die Sachen nicht eben so sich zutragen sollten. Wir wissen mindestens durch chymische Operationen, daß man die Mineralien auflösen, und hernach wieder erzeugen kann, indem man die elementarischen Materien, welche man durch die Auflösung erhalten hatte, von Neuem zusammen setzt.

In diesem unaufhörlichen Wechsellauf wird niemahls etwas Neues hervor gebracht. Die gegenwärtig existirenden Individuen sind wiederum von eben derselben Materie, und eben derselben Zusammensetzung, als es die Individuen der vergangenen Generationen waren. Die Mineralien, welche wir heut zu Tage kennen, bestehen aus eben den Vermischungen, woraus die Mineralien des Alterthums bestanden.

Und nun sage ich, daß diese Gleichförmigkeit, welche die Natur bey ihren Reproduktionen beobachtet, nicht Statt finden könnte, wenn die natürliche Zerstörung der Körper so weit gienge, daß sie solche in Atome von der Natur der Atome des Epicur auflößte. Denn, da diese Atome aller specifischer Eigenschaften beraubt sind: so kann ihre Verbindung nur zufällig seyn. Weder aus Größe, noch Figur, noch Undurchdringlichkeit können gewisse, bestimmte Gesetze zur Vereinigung der Atomen entstehen. Es läßt sich wohl begreifen, daß zwey Atome, jedes, eine solche Figur haben können, daß sie, wenn sie, auf eine gewisse Art, sich einander begegnen, aneinander hängen bleiben; aber diese Figuren können nicht dergestalt bestimmte Gesetze der Bewegung hervor bringen, daß diese Atomen sich auf diese Art vielmehr, als auf jede andre, begegnen müssen.

Wenn nun aber die Verbindung der elementarischen Materien das Werk des Ungefährs wäre: so würden die Produkte, die dadurch entstünden, nicht unveränderlich den vorher gegangenen gleich seyn, da das Ungefähr nie gleichförmig, oder nach unveränderlichen Gesetzen wirkt. Jede neue Verbindung würde ganz neue Körper hervor bringen. Da dieses nun der Erfahrung zuwider ist: so folgt, daß die neuen Verbindungen nicht zufällig, sondern nach gewissen, bestimmten Gesetzen geschehen. Diese Gesetze sind nichts als die Resultate der specifischen Eigenschaften der elementarischen Materien;

terien; folglich sind diese elementarischen Materien nicht specifischer Eigenschaften beraubte Atome.

Dieses Raisonnement beweißt auch noch, daß diese Materien nicht Atome von einem und demselben Stoffe sind, welche Eigenschaften man auch diesem Stoffe zueignen wollte. Denn, wenn sie alle von ein und derselben Materie wären: so würden sie auch alle ein und dieselben Eigenschaften haben, und nur durch Größe und Figur von einander unterschieden seyn. Folglich, würde es keinen Grund geben, warum die Atome von dieser Größe und dieser Figur sich ehe, als Atome von einer andern, einander begegneten. Ihre Verbindungen würden in diesem Falle wieder zufällig seyn, und man würde keinen Grund für die Gleichförmigkeit der Reproduktionen finden.

Aber, so bald wie man annimmt, daß die elementarischen Materien specifische und unzerstörbare Eigenthümlichkeiten beybehalten: so kann man Rechenschaft von der beständigen Gleichförmigkeit der Reproduktionen geben. Denn es ist augenscheinlich, daß es zu Folge der specifischen Eigenschaften der verschiedenen elementarischen Materien geschieht, daß die einen sich, wegen ihrer Gleichheit, mit einander verbinden, und die andern, wegen ihrer Ungleichheit, sich zurück stoßen. So zufällig wie auch die Vermischung verschiedener elementarischer Materien seyn mag, so werden die Zusammensetzungen, die daraus sich ergeben, dennoch immer nach unveränderlichen Gesetzen geschehen, die eine Folge der specifischen Eigenschaften dieser Materien sind.

Es ist also erwiesen, daß die Natur, bey Auflösung der Körper, den elementarischen Materien nicht ihre specifischen Eigenschaften nimmt.

Man könnte mir einwerfen, daß die Gleichförmigkeit der Produkte Statt haben könne, wenn auch die elementarische Materie gleichartig, oder homogen wäre,

und die Atomen keine specifischen Eigenschaften hätten. Die Ursache der Gleichförmigkeit könnte aus der Gleichförmigkeit der Mittel entstehen, welche die Natur gebraucht, um die Atome zu verbinden. Man könnte, als allgemein bekannte Beyspiele, die gleichförmigen Produkten in dem Thier- und Pflanzenreiche, anführen; man könnte sagen, daß das Blut der Thiere immer eben dieselben Eigenschaften behält, weil die Werkzeuge, vermittelst welcher die Natur es zusammen setzt, oder zubereitet, immer dieselben; und daß es die Theile des Körpers der Thiere sind, welche zur Ernährung desselben dienen. Und, wenn folglich die Eigenthümlichkeiten des Blutes von der Organisation des thierischen Körpers abhängen: so ist es sichtlich, daß die gegenwärtig lebenden Thiere ein Blut haben werden, welches von eben der Natur seyn wird, als es das Blut der Thiere der vorhergegangenen Generationen war, weil die Werkzeuge, durch welche dieses Blut zubereitet wird, heut am Tage eben dieselben sind, die sie in den verflossenen Zeiten waren.

Wenn man also annimmt, daß diese unendliche Mannichfaltigkeit organischer Körper, im Thierreich so wohl, als im Pflanzenreich, eben so viel Maschinen sind, vermittelst welcher die Natur die verschiedenen Materien zubereitet, deren sie zur Reproduktion derer Körper bedarf, welche nach denen folgen, die schon das Geschick der Zerstörung gelitten haben: so hätte man nicht nöthig, die Zuflucht zu den specifischen Eigenschaften der elementarischen Materien zu nehmen. Die Pflanzen und die Thiere verzehren, z. B. in jedem Augenblick die Atmosphere mit einer Menge zubereiteter Materien, die, vermittelst der Ausdünstung, von Körpern aufgelöst werden, in welchen sie zubereitet worden sind. Die todten Körper der Pflanzen, und Thiere verschaffen, vermittelst der Gährung, in welche sie übergehen,

gehen, eben dergleichen. Diese verschiedenen Materien, wenn sie in das große Magazin der Atmosphere gebracht worden sind, vereinigen sich, zu Folge der specifischen Eigenschaften, welche ihnen durch die Organisation der Körper mitgetheilt worden, in welchen sie zubereitet worden sind, daselbst. Aus diesen neuen Verbindungen entstehen die Salze, die entzündbaren Materien, und andere, womit die Atmosphere erfüllt ist. Diese, in der Atmosphere gebildeten Materien werden, in der Folge, zur Bildung der mineralischen Materien gebraucht u. s. w. Und dieses ist die Ursache von der Gleichförmigkeit der Reproduktionen.

Ich möchte nicht eben läugnen, daß die organisirten Körper der Pflanzen und der Thiere Werkzeuge sind, die, in dem unermeßlichen Werkhause der Natur, zur Zubereitung gewisser, zum Bedürfnisse des Ganzen nothwendiger Materien dienen. Wir wissen sogar mit Gewißheit, daß gewisse Salze, als Salmiac, Salpeter, und andere ihren Ursprung den Pflanzen und den Thieren zu verdanken haben.

Ich merke, indessen, an, daß, wenn der vorgetragene Einwurf Stärke haben soll, man annehmen muß, daß die elementarische Materie, die blos ein zufälliger Haufen von ähnlichen Atomen, oder von Atomen ohne specifische Eigenschaften wäre, die allgemeine Nahrung aller Pflanzen und aller Thiere seyn müßte; und dieses ist offenbar falsch; denn jede Pflanze und jedes Thier hat seine eigne besondere Nahrung. Ausserdem können weder Pflanzen noch Thiere, ohne Luft und ohne Wasser, und, wahrscheinlicher Weise, ohne andere elementarische, specifische Materien, fortkommen und leben; folglich setzt die Existenz der Pflanzen und der Thiere schon die Existenz verschiedener, mit specifischen Eigenschaften begabter elementarischer Materien zum voraus; und also behält das Argument, welches ich gebraucht

habe, um die Unzerstörbarkeit dieser elementarischen Materien zu beweisen, trotz dem vorgebrachten Einwurf, seine ganze Stärke.

Aber es giebt auch noch ein kürzeres und leichteres Raisonnement, welches zu eben dem Schluße führt. Es ist Thatsache, daß Luft und Wasser, als wesentliche Theile, zu der Zusammensetzung aller vegetabilischen und thierischen Körper gehören. Unter diesen Körpern geht eine unaufhörliche Zerstörung vor sich. Wenn, bey dieser Zerstörung, Luft und Wasser sich erhalten, um hernach in das allgemeine Magazin der Materien ihrer Art zurück zu kehren: so ist mein Satz von der Unzerstörbarkeit der elementarischen, mit specifischen Eigenschaften begabten Materien durch eine Thatsache erwiesen. Und wenn diese beyden elementarischen Materien durch die Zerstörung, welche die Pflanzen und die Thiere trift, auch aufgelößt werden, und dadurch ihre specifischen Eigenschaften verlieren: so geht eine unaufhörliche Zernichtung dieser Materien vor sich; sie müßten also, damit kein Mangel daran entsteht, unaufhörlich wieder hervor gebracht werden. Aber diese Materien werden weder durch Pflanzen, noch durch Thiere hervor gebracht, weil das Leben der Pflanzen und der Thiere sie ja schon voraus setzt; folglich erfolgt ihre Reproduktion vermöge gewisser bestimmter Gesetze, die das Resultat der specifischen Eigenschaften der elementarischen Materien sind.

Es läßt sich also nicht zweifeln, daß nicht unzerstörbare, und mit gewissen specifischen Eigenschaften begabte materielle Partikelchen existiren. Und dieses ist der erste Punkt, den ich in dieser Abhandlung festzusetzen mir vorgenommen hatte.

2) Jetzt sage ich, zweytens, „daß es keinen „Grund giebt, der uns verhindere, der beseel„ten Partikel eben dieselbe Unzerstörbarkeit zu-

„zu-

„zuſchreiben." Denn, was auch immer die Urſache dieſer Unzerſtörbarkeit ſeyn mag: ſo kann ſie auch immer bey dieſer beſeelten Partikel Statt finden.

Will man annehmen, daß die Unzerſtörbarkeit der elementariſchen Partikeln ihrer Einfachheit zuzuſchreiben iſt, und ſagen, daß ſie ganz aus einem Stück, und wahre, aus keinen kleinern zuſammengeſetzte Atomen ſind: ſo kann man eben dieſes von der beſeelten Partikel ſagen. Denn, es läßt ſich kein Grund zu einem Beweiſe angeben, daß die beſeelte Partikel nothwendiger Weiſe organiſirt, oder zuſammengeſetzter ſeyn müſſe, als die elementariſche Partikel. Es iſt ſehr möglich, daß die beſeelte Partikel von ſehr einfacher Zuſammenſetzung, und unendlich minder verwickelt ſey, als der grobe, thieriſche Körper. Die allergrößte Einfachheit in der Zuſammenſetzung verhindert nicht, daß ein Körper nicht einer unendlichen Menge verſchiedener Modificationen in ſeinem Innern fähig ſeyn ſollte.

Wenn die Seele materiel iſt: ſo ſind ihre Vorſtellungen nichts, als verſchiedene Modificationen ihrer Subſtanz; und dieſe Vorſtellungen werden, durch die Einwirkung anderer Materien auf ſie, hervor gebracht. Ihre thätigen Eigenſchaften werden in dem Vermögen beſtehen, die Theile der Materie, welche ſie umgeben, auf eine gewiſſe Art, in Bewegung zu ſetzen. Nun ſind aber auch die elementariſchen Partikeln mit gewiſſen thätigen und leidenden Kräften begabt, vermöge welcher eine jede derſelben andre Partikelchen beſchränkt, oder von ihnen beſchränkt wird. Die beſeelte Partikel wird alſo von einer elementariſchen Partikel, nur durch die Eigenthümlichkeit, wahrzunehmen, oder ihre Modificationen zu fühlen, verſchieden ſeyn. Und nun wird man nie beweiſen können, daß Wahrnehmung oder Empfindung aus der Zuſammenſetzung entſteht, oder, daß das, mit Empfindung begabte Weſen, nothwendiger

wendiger Weiſe, organiſirt ſeyn müßte. Wenn ein materieller Atomus, ungeachtet ſeiner Einfachheit, in ſeiner ganzen Subſtanz, auf verſchiedene und mannichfaltige Art bewegt werden kann: ſo kann auch die beſeelte Partikel, die eben ſo einfach iſt, als ein elementariſcher Atomus, tauſend verſchiedene Modificationen erhalten, und auf andre Atomen wirken. Man hat alſo gar keinen Grund, um der beſeelten Partikel die Einfachheit, welche man den elementariſchen Atomen zuſchreibt, zu verweigern. Und, wenn folglich die Unzerſtörbarkeit der elementariſchen Partikeln aus ihrer Einfachheit entſteht: ſo kann, bey den beſeelten Partikeln, eben dieſelbe Urſache von Unzerſtörbarkeit Statt haben.

Um deſto deutlicher zu begreifen, daß die unendliche Menge und Mannichfaltigkeit von Vorſtellungen, deren die Seele, die wir itzt als materiel annehmen, fähig iſt, nicht eine ſehr zuſammengeſetzte Organiſation erfordert, brauchen wir nur in Erwägung zu ziehen, daß ein durchſichtiger Körper alle nur mögliche Farben, deren Anzahl, in Rückſicht der verſchiedenen Grade von Klarheit, oder Intenſität, unendlich iſt, durchläßt. Nun kann man aber gar nicht zweifeln, daß der durchſichtige Körper nicht durch jede Farbe, welche er durchläßt, auf verſchiedene Art gerührt oder modificirt werden ſollte; folglich iſt die Mannichfaltigkeit der Modificationen dieſes Körpers wirklich unendlich, ohne daß man nöthig hätte, bey ihm eine ſehr zuſammengeſetzte Organiſation voraus zu ſetzen. Und ſo kann denn auch die Seele auf eine unendliche Art bewegt werden, und, dieſem zu Folge, eine unendliche Menge von Vorſtellungen haben, ohne daß ſie mehr organiſirt ſey, als ein Tropfen Waſſers, oder als ein Stück Cryſtal oder Diamant.

Setzt man voraus, daß die elementariſchen Partikeln zuſammengeſetzt, und daß ihre ſpecifiſchen Eigenſchaften die Wirkung dieſer Zuſammenſetzung ſind:

so kann, in diesem Falle, ihre Unzerstörbarkeit nur die Wirkung der Stärke der Zusammenhängung der Theile seyn, welche Stärke dann der zerstörenden Kraft der Natur überlegen seyn wird. Man kann folglich mit eben so viel Recht sagen, daß die beseelte Partikel zusammengesetzt und organisirt ist, daß ihre Eigenschaften die Wirkung dieser Organisation sind, und daß, dieser Organisation ungeachtet, sie aus eben dem Grunde, aus welchem die elementarischen Partikeln es sind, unzerstörbar ist. Denn, es lassen sich keine Gründe angeben, warum die Zusammensetzung, oder die Structur der beseelten Partikel zarter oder schwächer seyn sollte, als die Zusammensetzung der elementarischen Partikeln; sie kann, zu gleicher Zeit, äusserst hart, und gegen die schwächsten Eindrücke äußerst empfindlich seyn. Der Diamant ist hievon der Beweis, der, seiner großen Härte ungeachtet, die allerschwächsten Lichtstrahlen durchläßt; und dieses kann nicht geschehen, ohne daß er nicht durch diese Strahlen, in seiner ganzen Substanz, modificirt würde.

Alles dieses beweist augenscheinlich, daß wir keinen Grund haben, der beseelten Partikel die Unzerstörbarkeit zu verweigern, welche man, nothwendiger Weise, den elementarischen Partikeln der Körper zuschreiben muß.

3) Und nun wäre ich denn bis zu dem dritten Punkte gelangt, wo es darauf ankommt, „eigentliche „Beweise anzuführen, daß die Existenz und die „Vollkommenheit der beseelten Partikel, durch „die Zerstörung des thierischen Körpers, nicht „beeinträchtigt wird."

Das Resultat der vorhergehenden Bemerkungen ist, daß die Voraussetzung von der Unzerstörbarkeit der beseelten Partikel nichts enthält, was den Gesetzen der Natur entgegenliefe, und daß diese Voraussetzung so

gar

gar wahrſcheinlich iſt, weil es ſicherlich materielle Partikeln giebt, die dieſer Unzerſtörbarkeit theilhaftig ſind. Itzt will ich die Gründe umſtändlich angeben, welche geradezu beweiſen, daß dieſe Partikel unzerſtörbar iſt.

Wenn die beſeelte Partikel, oder, den Materialiſten zu Folge, ſogar die Seele dergeſtalt von dem thieriſchen Körper abhienge, daß die Zerſtörung des letztern auch die Zerſtörung der erſtern nach ſich zöge: ſo würde daraus folgen, daß die Zerrüttungen des thieriſchen Körpers auch die Beſchaffenheit der Seele zerrütten müßten. Wenn aber, im Gegentheil, dieſe auch dann unverſehrt und geſund bleibt, wann der thieriſche Körper gänzlich zerrüttet, und ſeiner völligen Zerſtörung ſchon ganz nahe iſt: ſo wird hieraus folgen, daß die Unverſehrtheit der Seele auf keine Weiſe von der Unverſehrtheit des Körpers abhängt. Und alſo könnte dann dieſer ſo gar aufgelöſt werden, ohne daß die Beſchaffenheit oder Vollkommenheit der erſtern zerrüttet würde.

Es kommt alſo darauf an, zu beweiſen, daß die allergrößten Zerrüttungen des thieriſchen Körpers keinen Einfluß auf die Vollkommenheit der Seele, oder der beſeelten Partikel haben.

Verſchiedene Thatſachen verſchaffen uns dieſen Beweis. Zuvörderſt, trägt es ſich ſehr öfters zu, daß die Seele ihre ganze Stärke noch beſitzt, und alle ihr Vermögen, in ihrer ganzen Vollkommenheit, noch äußern kann, indem der thieriſche Körper ſchon gänzlich zerrüttet, geſchwächt, und ſo weit gebracht iſt, daß er auf dem Punkte ſteht, auf immer den zerſtörenden Kräften, die ihn angreifen, unterzuliegen. Man hat Fälle geſehen, wo, bis auf den Augenblick des letzten Athemzuges, die Seele alle ihre Kräfte, und eine gänzliche Freyheit in der Ausübung ihrer Verrichtungen behalten hatte. Und ſelbſt in dem Augenblicke, wo die Flamme des Lebens erlöſcht, ſcheint die Seele oft ſtärker und thätiger,

als ſie es war, da der Körper ſeine ganzen Kräfte noch hatte.

Folglich kann denn auch die thieriſche Maſchine dergeſtalt zerrüttet und verdorben ſeyn, daß die Wiederherſtellung derſelben unmöglich wird, ohne daß die beſeelte Partikel die geringſte Veränderung leide. Und alſo muß ſie dann von einer ganz verſchiedenen Natur ſeyn, und bey der Auflöſung des thieriſchen Körpers ganz unverſehrt bleiben.

Man kann mir nicht einwerfen, es trage ſich öfterer zu, daß die Seele, nach Maaßgebung wie der Körper ſeine Kräfte und ſeine Bewegung verliert, auch, um mich ſo auszudrücken, ſchwächer werde, und gleichſam erlöſche. Ein einziger, entgegengeſetzter Fall, welcher zeigt, daß ſie, während daß der Körper ſich ſeiner Zerſtörung nähert, ihre ganzen Kräfte behält, iſt hinlänglich, um die Unabhänglichkeit ihrer Beſchaffenheit von der Beſchaffenheit des Körpers zu beweiſen, und zu gleicher Zeit zu zeigen, daß dieſes ſcheinbare Abnehmen der Seele, das durch die Zerrüttung des Körpers verurſacht wird, nicht aus einer wirklichen Zerrüttung entſtehe.

Das, was ſich zuweilen während dem Schlafe zuträgt, gewährt einen neuen Beweis für meinen Satz. In dieſem Zuſtande ſchmachtet der ganze Körper, und ſtellt uns das wahre Bild des Todes dar. Auch wird die Seele, während demſelben, gewöhnlich in dieſen Zuſtand von Ermattung mit hingeriſſen, iſt ohne Bewußtſeyn, ohne Kräfte, ohne Thätigkeit, und, dem Anſchein nach, auf dem Punkt zu erlöſchen. Nichts ſcheint der Meynung von der Zerſtörbarkeit der Seele günſtiger, als dieſer Zuſtand.

Aber, eine Senſation, von welcher Art ſie wolle, überbringe der Seele, mitten in dieſem allgemeinen Hinſchmachten, eine Vorſtellung, die einen gewiſſen Grad

von

von Deutlichkeit habe, um einen Traum verursachen zu können, und sogleich erhebt sie sich wieder, und alle ihre Fähigkeiten zeigen sich in ihrer allergrößten Stärke: Scharfsinn, und Tiefsinn in einem Grade, daß sie Wahrheiten findet, und die allerschwersten Aufgaben auflöst; Lebhaftigkeit, und öfters Eleganz der Einbildungskraft, die größer sind, als in dem gewöhnlichen Zustande der Seele. Welch lebhaftes Gefühl hat man in diesem Zustande nicht gewöhnlich für Vergnügen, und für Schmerz? Welche Stärke, welchen Nachdruck in den Begierden? Welche Heftigkeit in den Leidenschaften? Kann man läugnen, daß die Seele, bey gewissen Träumen, in welchen sie durchaus erhaben über sich selbst erscheint, nicht in ihrem ganzen Glanze sey, und die ganze Stärke ihrer Gesundheit habe? Nun ist es aber unläugbar, daß, selbst in diesen Augenblicken, der Körper schwach und kraftlos ist; folglich ist die Seele eine, vom Körper verschiedene Substanz; sie ist nur mit ihm durch diejenige Art von Association, welche nothwendig war, um daß sie Vorstellungen erhielt, verbunden. Der Körper kann schmachten und vergehen, ohne daß die Kräfte der Seele erschwächen.

Ich habe schon, in der vorhergehenden Abhandlung, bemerkt, daß man öfters etwas, das nur eine Unordnung in irgend einem Organ des Körpers ist, für die Wirkung einer Zerrüttung in der Seele ansieht. Dieses werde ich itzt außer allen Zweifel durch Fälle setzen, welche der Meynung derjenigen, welche glauben, daß die Seele mit dem Körper schwächer wird und abnimmt, am allergünstigsten scheinen.

Wenn wir einen Blick auf diejenigen unglücklichen Personen werfen, welche unter der Last der Hypochondrie, oder irgend einer finstern Melancholie seufzen: so scheinen ihre Seelen, in ihrer ganzen Substanz, verrückt zu seyn. Bald scheint ein Zustand von Ermattung und

von Unempfindlichkeit die Seele ihrer ganzen Energie beraubt zu haben; ihre Kräfte ſcheinen auf dem Punkte zu ſeyn, erlöſchen zu wollen; bald iſt es, als ob eben dieſe Kräfte ihre Richtung verloren hätten; man verabſcheut, was man geliebt, man ſucht, was man ſonſt vermieden hatte, u. ſ. w.

Es iſt außer allem Zweifel, daß dieſer traurige Zuſtand die Wirkung einer Zerrüttung in der thieriſchen Maſchine iſt. Denn, ſo bald man glücklich genug iſt, dem Körper die Geſundheit wieder zu geben: ſo iſt auch die Seele, zu gleicher Zeit, wieder hergeſtellt. Die Zerrüttung des Körpers iſt, in dieſen Fällen, ſehr reel; aber ich behaupte, daß die Zerrüttung der Seele nur ſcheinbar iſt, und daß dieſe, mitten in dem Umſturz, der die thieriſche Maſchine zerrüttet hat, die ganze Vollkommenheit ihrer Beſchaffenheit behält.

Ich will hier nicht wiederholen, was ich, zum Beweiſe dieſes paradoxen Satzes, in meiner erſten Abhandlung geſagt habe; ich glaube neue Beweiſe davon geben zu können, die mich zu eben dem Zwecke führen. Hier iſt einer davon, der, wenn ich mich nicht irre, keinen Zweifel über dieſen Punkt übrig läßt.

Faſt alle Perſonen, deren Verſtand verrückt iſt, genießen von Zeit zu Zeit, eines leichten Zwiſchenraumes, in welchem ſie gänzlich hergeſtellt zu ſeyn ſcheinen. Man ſieht alsdann, daß die Seele, welche in ihrer ganzen Subſtanz zerrüttet ſchien, ſich plötzlich bey völliger Geſundheit befindet. Alle ihre Vermögen zeigen ſich wieder; man erkennt denſelben Menſchen ſo, wie man ihn, vor ſeiner traurigen Krankheit, gekannt hatte. Er hat ſeine Art zu denken, und zu handeln, ſeine Neigungen und ſeine Zeitvertreibe wieder angenommen; alle Wirkungen ſeiner Seele ſind regelmäßig, und von eben der Art, wie man ſie vorher ſah. Unglücklicher Weiſe dauert dieſer lichte Zuſtand nicht lange, und öfters, wenn

man am mindeſten daran denkt, fällt der Kranke plötzlich in den traurigen Zuſtand zurück, aus welchem er auf einige Augenblicke geriſſen worden war.

Es iſt ſichtlich, daß diejenigen, welche behaupten, daß die Seele nur das Reſultat der Organiſation der thieriſchen Maſchine iſt, dieſen Umſtand nicht erklären können, der, durch die That ſelbſt, ihre Hypotheſe gänzlich vernichtet. Denn, wer würde es wagen, zu behaupten, daß der Körper, während dem lichten Zwiſchenraum, wovon ich rede, wiederhergeſtellt ſey, und plötzlich, wenn die Seele in ihre Verwirrung zurück ſinkt, auch wieder in Zerrüttung zurück falle? Und dieſes müßte man, ſo bald man läugnet, daß die Seele eine vom Körper verſchiedene Subſtanz iſt, nothwendiger Weiſe ſagen. Dieſer Hypotheſe zu Folge trifft das, wovon der letztere betroffen wird, zu gleicher Zeit, die erſtere. Folglich iſt die Seele, ſo lange der Körper zerrüttet iſt, eben auch, und nothwendiger Weiſe, zerrüttet. Woher entſteht denn dieſer Zwiſchenraum von Geſundheit, deren die Seele in dem Falle, wovon ich rede, genießt?

So bald man annimmt, daß die Seele, ſie ſey materiel oder immateriel, eine von dem thieriſchen Körper verſchiedene Subſtanz iſt: ſo iſt es ſehr leicht, dieſen Umſtand zu erklären. Hier iſt die wahre Auflöſung dieſes Räthſels.

Die Vereinigung dieſer beyden Subſtanzen iſt von der Art, daß der Körper der Seele diejenigen Vorſtellungen verſchaft, welche ſie von der materiellen Welt haben ſoll. Jede Reizung, welche die Nerven erhalten, bringt eine Vorſtellung in der Seele hervor, dergeſtalt, daß dieſe immer eine, mehr oder weniger deutliche Senſation von dem hat, was in dem Körper vorgeht. Die Zerrüttungen des letztern erwecken in der Seele unangenehme Vorſtellungen, die, nach der Natur des Uebels,

mehr oder weniger peinlich und schmerzlich sind. Dieses sind Thatsachen, die Jedermann zugiebt.

Bey diesen Zerrüttungen des Körpers, welche eine gänzliche Zerrüttung in allen Fähigkeiten der Seele zu verursachen scheinen, ist die Seele beständig von der traurigen und schmerzlichen Sensation des übeln Zustandes ihres Körpers bedrückt; dieses erstickt ihre Thätigkeit, und nimmt ihr die Neigung sich zu beschäftigen und zu unterhalten. Nichts rührt sie, als der Zustand ihres Körpers; sie schmachtet mit dem Körper zugleich, und scheint von eben derselben Krankheit zu leiden.

Wenn, in diesem Zustande, eine angenehme Vorstellung sie dergestalt rührt, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht: so vergißt sie ihre Uebel, und die schmerzhafte, und niederdrückende Sensation von der Zerrüttung der Maschine wird sehr schwach, oder sehr dunkel. Ist nun die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit, auf diese Art, gemindert: so erhält sie plötzlich ihre natürliche Stärke wieder, und kehrt in ihren gewöhnlichen Zustand, als ob sie gesund wäre, zurück, indem der Körper zerrüttet bleibt.

Die Wahrheit dieser Erklärung des Umstandes, von welchem die Rede ist, wird augenscheinlich, wenn man einen, dem angeführten sehr ähnlichen Fall in Erwägung zieht. Die Geschichte gewährt uns Beyspiele, welche beweisen, daß starke Seelen, und welche fähig sind, ihre ganze Aufmerksamkeit auf eine einzige angenehme Vorstellung fest zu heften, und zusammen zu zwingen, dadurch die stärksten und sogar die schmerzhaftesten Sensationen ersticken, dergestalt, daß sie, selbst mitten unter Flammen, die Ruhe, welche gewöhnlich die Wirkung des allgemeinen Wohlseyns des Körpers ist, erhalten. Folglich hänget der Zustand der Kraft und der Erschwachung der Seele nicht nothwendiger Weise von einem ähnlichen Zustande des Körpers ab.

Diese

Dieſe Fälle ſind ſelten, es iſt wahr; aber es giebt andere, die ſich häufiger eräugnen, und die dennoch eben daſſelbe beweiſen. Man weiß, daß es ſich ſehr oft zuträgt, daß Senſationen, welche übrigens ſehr lebhaft, und ſo gar ſchmerzlich ſind, während einem tiefen Nachdenken, dergeſtalt erſchwachen, daß die Seele ihre Betrachtungen mit der größten Freyheit forſetzt.

Aber, wenn die Seele durch eine, auf irgend eine angenehme Vorſtellung feſtgeheftete und große Aufmerkſamkeit, eine ſchmerzliche Empfindung vermindern kann: ſo verhindert ſie dadurch nicht, daß das Uebel, welches auf den Körper wirkt, dort all' den Schaden anrichte, der eine nothwendige Folge davon iſt. Wenn wir durch eine überlegene, auf eine angenehme Vorſtellung gerichtete Aufmerkſamkeit auch den Schmerz nicht empfänden, welchen gewöhnlich ein glühendes Eiſen, das auf irgend einen empfindlichen Theil des Körpers gelegt wird, verurſacht: ſo zerreißt dieſes deswegen um nichts deſto minder die Fibern und Nerven, welche der zerſtörenden Wirkung des Feuers ausgeſetzt ſind. Und beweiſt dieſes nun nicht unwiderſprechlich, daß die Heiterkeit oder die Niedergeſchlagenheit der Seele nicht unmittelbare Wirkungen des Zuſtandes des Körpers ſind; ſondern daß die Urſache derſelben durchaus von dieſem Zuſtande verſchieden und unabhängig iſt?

Ich wiederhole, was ich in der erſten Abhandlung geſagt habe; die Seele, welche durch eine in der thieriſchen Maſchine enſtandene Unordnung zerrüttet ſcheint, befindet ſich in dem Falle eines Fernglaſes, deſſen Einrichtung für beſchädigt gehalten wird, obgleich ſeine gegenwärtige Unvollkommenheit nur daraus entſteht, daß die Gläſer mit Staub, oder mit Feuchtigkeiten bedeckt ſind. Das Fernglas ſelbſt iſt in ſeiner ganzen Vollkommenheit; der Arzt, wenn er den Körper wieder herſtellt, deſſen Zerrüttung auf die Seele Ein-

fluß zu haben ſchien, hat nichts, als dieſen Staub weggenommen; in der Einrichtung des Inſtrumentes ändert er nichts.

Aus allem dieſem können wir nun ſchließen, daß die Seele eine, vom Körper verſchiedene Subſtanz iſt, daß ſie ihre Vollkommenheit behält, indem dieſer merklich zerrüttet wird, und daß, folglich, da die Beſchaffenheit der einen dieſer Subſtanzen unabhängig von der Beſchaffenheit der andern iſt, der Körper, ſelbſt bis zur Zerſtörung, zerrüttet ſeyn könne, ohne daß die Beſchaffenheit der Seele davon leide. Die Beweiſe, welche ich angeführt habe, um zu zeigen, daß durch die Zerrüttungen des Körpers die Organiſation der Seele nicht beſchädigt wird, (angenommen, daß ſie materiel ſey,) beweiſen zu gleicher Zeit, daß dieſe Organiſation nicht durch die gänzliche Zerſtörung des Körpers ſelbſt, beſchädigt werden könne.

Dieſe Subſtanzen ſind auf eben die Art mit einander vereint, wie das Räderwerk einer Uhr mit der Feder vereint iſt. Beyde zuſammen machen, in Anſehung der Wirkung, nur eine Maſchine aus; ſie fließen dergeſtalt auf einander ein, daß die Feder die Bewegung der Räder beſchleunigen, oder mäßigen, und daß eine äußere Urſache, welche die Bewegung der Räder ſtört, die Feder in ihrer Wirkung verhindern kann. Aber, man kann die Springfeder aus der Uhr nehmen, ohne die mindeſte Unordnung in der Structur des Räderwerks zu verurſachen, und man kann die Räder verderben und zerſtören, ohne die thätigen Kräfte der Feder zu verändern.

Und, auf eben die Art, werden durch die Zerſtörung des thieriſchen Körpers die Bande, welche ihn an die Seele geheftet hatten, zerriſſen, die Vereinigung

der

der beyden Subſtanzen hört auf; aber die Seele, deren Beſchaffenheit, oder, wenn man will, deren Organiſation unabhängig von der Organiſation des Körpers war, fährt fort, in ihrer ganzen Vollkommenheit zu beſtehen, ungeachtet ſie alsdenn der Senſationen, welche ihr der Körper verſchaft hatte, beraubt iſt. — Und dieſes iſt es, was ich in dieſer Abhandlung zu erweiſen, mir vorgeſetzt hatte.

Ueber

Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet.

Dritte Abhandlung.

Bis itzt habe ich, bey dieſen Unterſuchungen, den Vortheil gehabt, meinen Weg bey hellem Licht zu gehen; unläugbare Thatſachen haben mir zur Grundlage bey Ausführung meines Syſtems gedient, ſo wohl, um zu beweiſen, daß die Seele eine vom Körper verſchiedene Subſtanz iſt, als auch, daß ſie fortfährt, nach der Zerſtörung des Körpers, mit welchem ſie, auf einige Zeit, vereint war, in ihrer ganzen Vollkommenheit zu beſtehen.

Aber, um dieſe Unterſuchungen fortzuſetzen, ſeh' ich mich genöthigt, in die Nacht des Grabes, wo ich nur tappend gehen kann, herab zu ſteigen. Wenn es dem Philoſophen unterſagt wäre, Muthmaaßungen zu entwerfen: ſo würde es mir nicht möglich ſeyn, dieſe Unterſuchungen weiter zu treiben; ich würde gezwungen ſeyn, die Seele in dem Augenblick derjenigen Cataſtrophe, die ſie von dem thieriſchen Körper trennt, zu verlaſſen.

Doch es würde vergeblich ſeyn, in der Philoſophie Muthmaaßungen zu verbieten. Die unerſättliche Begierde unſers Geiſtes geſtattet nicht, daß man der Neugier Schranken ſetze. Wir können es uns nicht verwehren, errathen zu wollen, was über die Gränzen der deutlichen Ausſicht hinaus liegt. Der Philoſoph darf alſo nicht anſtehen, ſich in die unbekannten Regionen der Wahrheit zu wagen; nur muß er ſeinen dunkeln Lauf nicht auf einem Wege verfolgen, auf welchem er ſich gänzlich verirren könne. Ich getraue mir ſo gar,

zu

zu behaupten, daß weiſe, und wahrhaft philoſophiſche Muthmaaßungen, ſehr nützlich, und ſo gar nothwendig ſind, um dem Irrthum, und dem Vorurtheil vorzubeugen.

Man weiß, mit welchem Leichtſinn, — ich könnte ſo gar ſagen, mit welcher Unbeſonnenheit — der menſchliche Geiſt über Gegenſtände, bey welchen uns die Gewißheit mangelt, ſchlechterdings willkührliche Mennungen annimmt. Oft iſt der allerkleinſte Anſchein von Wahrheit, oder auch nur von Möglichkeit, für den, nach Kenntniß begierigen Geiſt hinlänglich, um ihn zur Annahme der unbedachtſamſten Muthmaaßungen zu verleiten, und ihn, in der Folge, daran, als an unläugbare Wahrheiten, zu feſſeln. Die Beweiſe von ſolchem Leichtſinn ſind ſehr häufig; und, Muthmaaßung für Muthmaaßung, iſt es beſſer, daß der Philoſoph dergleichen nach gut berechneten Wahrſcheinlichkeiten entwirft, als daß ſie in der Phantaſie von Leuten entſtehen, die unfähig ſind, Beweisgründe zu prüfen.

Auſſerdem verwechſelt der wahre Philoſoph die Muthmaaßungen niemals mit erwieſenen Wahrheiten; er nimmt ſie nur, als Hypotheſen an, auf welche er ſich ſtützt, um ſeine Unterſuchungen weiter fortzuſetzen; und iſt immer bereit, ſie aufzugeben, ſo bald er ſie im Widerſpruch mit Thatſachen, oder mit unläugbaren Wahrheiten findet. Eine Muthmaaßung, die für nichts beſſers, als was ſie iſt, ausgegeben wird, kann alſo niemals dem Fortgange der wahren Kenntniſſe hinderlich ſeyn; aber ſie kann dieſen Fortgang befördern.

Ich lobe ſehr gern die weiſe Furchtſamkeit des Locke, der, um ſich von der Gründlichkeit der erſten Elemente unſerer Kenntniſſe zu verſichern, ſich nicht getrauete, den Faden der Erfahrung zu verlaſſen; aber ich tadele Leibnitzen nicht, weil er kühner war. Der engliſche Philoſoph iſt den alten Seefahrern gleich, die, weil

weil ſie es nicht wagten die Küſten des feſten Landes aus dem Auge zu verlieren, ſichere, aber ſehr eingeſchränkte Reiſen thaten; Leibnitz, gleich dem muthigen Columbus, unternahm es, ſich vom Ufer zu entfernen, und in die Unendlichkeit des Oceans ſich zu wagen, auf welchem Analogie und Logik ihm ſtatt des Compaſſes dienten.

Auf dieſe Betrachtungen geſtützt, begebe auch ich mich in die finſtern Regionen des Todes, um zu unterſuchen, was dort aus der unzerſtörbaren Subſtanz, die wir Seele nennen, geworden iſt, nachdem ſie den Körper, mit welchem ſie während dieſem Leben vereint war, verlaſſen hat.

Die erſte Folge dieſer traurigen Cataſtrophe iſt das gänzliche Aufhören deutlicher Vorſtellungen, iſt eine Lethargie, während welcher die Seele ihre ganze Thätigkeit verloren zu haben, und in den Zuſtand eines blos materiellen Atomen gefallen zu ſeyn ſcheinet. Dieſes iſt der dritte Satz meines Syſtems, welchen ich zu erweiſen habe.

Man kann es für unnöthig halten, daß ich mich bey dieſem Satze, den die Erfahrung auſſer allen Zweifel zu ſetzen ſcheint, aufhalte. Das Beyſpiel ertrunkener oder erſtickter Perſonen, welche man wieder zum Leben bringt, beweiſt, daß, ſo bald die Bewegungen des Lebens in dem thieriſchen Körper aufhören, auch alle Empfindung, und alle deutliche oder ſinnliche Vorſtellung vernichtet iſt. Um wie viel eher muß dieſe Wirkung nicht Statt haben, wenn die Organen der Sinne zerſtört ſind?

Ich glaube, indeſſen, den Zuſtand der, von ihrem gröbern Körper getrennten Seele, oder beſeelten Partikel, beſonders in Erwägung ziehen zu müſſen; und dieſes um deſto mehr, da mein dritter Satz, ſo evident wie er auch ſcheinen mag, nicht von allen Philoſophen

phen angenommen wird. Man weiß, das Plato den thieriſchen Körper wie ein Gefängniß anſah, in welchem die Seele eingeſchloſſen iſt, und durch welchen ſie in ihren Wirkungen ſehr gehindert wird. Nach dieſem dichteriſchen Philoſophen ſetzt der Tod die Seele in Freyheit, indem er ſie von den Banden, und den Feſſeln, welche ſie gequält hatten, los macht. Dieſe Meynung hat, zu unſern Tagen, noch viel Anhänger, welche wähnen, daß die Seele, die, ſo lange ſie mit dem thieriſchen Körper vereint bleibt, auf gewiſſe Senſationen eingeſchränkt iſt, ſich, ſo bald ſie von ihm getrennt ſeyn, frey fühlen, dann die Gegenſtände ohne die Entſtellung, welche ſie durch unſre Organe erhalten, erkennen, und durch kein Hinderniß abgehalten werden wird, die Dinge in ihrem wahren Lichte zu ſehen.

Die innige Natur der Seele iſt uns nicht bekannt genug, um daß wir zu entſcheiden vermöchten, was ſie, wenn ſie von dem thieriſchen Körper getrennt ſeyn wird, kann, oder nicht kann. Wir können darüber nichts ſagen, als was wir aus Erfahrung wiſſen. Und dieſe, wie ich es ſchon bemerkt habe, entſcheidet ganz zuverſichtlich, daß die Seele nur, durch die Dienſtleiſtung des Körpers, des Vorſtellungsvermögens genießt. Dieſes berechtigt uns, zu ſchlieſſen, daß ſie, nach der Zerſtörung dieſes Körpers, in einen gänzlichen Schlummer fällt.

Man muß, indeſſen, bemerken, daß es nicht unmöglich iſt, daß die Seele in dieſem Zuſtande, ob ſie gleich aller Wahrnehmung beraubt iſt, denke und thätig ſey. Ich behalte, bis auf eine andere Gelegenheit, mir den Beweis dieſes paradoxen Satzes vor, und begnüge mich, hier zu bemerken, daß gewiſſe Thatſachen mich glauben machen, die Seele könne, ohne es gewahr zu werden, denken und raiſonniren. Die Wahrnehmung hängt ſchlechterdings von den Senſationen ab. Wir

fühlen

fühlen unſer eigenes Selbſt nur vermittelſt einer Modification, die von außen kommt, anſtatt daß der reine Gedanke dieſes fremden Beyſtandes nicht nöthig hat. Die großen Gedankenzerſtreuungen (diſtractions), in welchen man zuweilen ſehr richtig denkt, ſcheinen meine Bemerkung zu beſtätigen. Dieſe reinen Gedanken verfliegen, oder verſchwinden, ſo bald eine Senſation die Aufmerkſamkeit des Geiſtes auf den Gegenſtand, den man gewahr wird, zurück zieht; eben ſo wie vor der Sonne die Sterne verſchwinden. Wir haben ein, dieſem Fall ähnliches Beyſpiel, bey einem plötzlichen Aufwachen; die Träume verſchwinden dabey dergeſtalt, daß wir öfters vergeſſen, daß wir dergleichen gehabt haben. Dieſes kann uns begreiflich machen, warum, nach langen Ohnmachten, was man auch gedacht haben mag, nur d[illegible]deen, welche man gehabt hat indem man das Bewußtſeyn verlohr, ſich ſogleich wieder, und dergeſtalt darſtellen, daß man ſich einbildet, keine andre, während dem Zuſtande der Ohnmacht, gehabt zu haben.

Wenn wir das ganze Weſen der Seele kennten: ſo würden wir, Zweifels ohne, die Urſache dieſes Schlummers, in welchem wir uns befinden, wenn die Senſationen aufhören, darin entdecken, und zugleich die Nothwendigkeit eines organiſirten Körpers, wenn die Eindrücke der materiellen Welt bis zur Seele gelangen ſollen, einſehen.

Ich geſtehe, daß ich weder Thatſachen noch Gründe anzuführen weiß, welche bewieſen, daß die Seele, ohne die Beyhülfe eines Körpers, nichts wahrnehmen kann. Wenn es erlaubt wäre, Muthmaaßungen über eine ſo dunkle Materie, wie dieſe, zu wagen: ſo würde ich die folgende vorſchlagen, die ich, ſo deutlich, als es mir möglich ſeyn wird, darzulegen ſuchen werde.

Die Seele iſt, ohn' allen Zweifel, ein thätiges Weſen; es iſt eine, immer wirkende Kraft. Wir wiſ-

ſen

sen aus der Erfahrung, daß sie thätig seyn kann, ohne es zu wissen, und daß sie so gar, wenn sie durch nichts in ihrer Wirksamkeit gestört wird, ein sehr schwaches Bewußtseyn von sich selbst hat; an Statt, daß sie sich selbst mit der größten Energie fühlt, wenn sie auf irgend ein Hinderniß trift, wodurch sie ein wenig stark gehemmt wird. Alsdenn äussert sie Anstrengung, und fühlt ihren Zustand lebhaft.

Es scheint mir also wahrscheinlich, daß eine äussere Kraft dazwischen kommen muß, um ihre Wirksamkeit zu unterbrechen, oder zu beschränken, wenn sie gleichsam erwachen, und sich selbst erkennen soll. Von allem, was auf sie wirkt, nimmt sie nichts wahr, als was die gegenwärtige Richtung ihrer Kräfte ganz besonders rührt, weil sie nur in diesem Falle, nämlich, vermöge der einander entgegen laufenden Richtung ihrer Thätigkeit und der äussern Kräfte, ihren Zustand fühlt.

Wenn man mich frägt, warum dieser Fall nur durch die Dazwischenkunft eines organisirten Körpers wirklich werden kann: so antworte ich, daß, ohne diesen organisirten Körper, die Seele vielleicht einer unendlichen Menge von Sensationen, welche sie alle zu gleicher Zeit anfallen würden, ausgesetzt seyn würde; denn die Zahl der Kräfte, welche sich unaufhörlich in der Natur entwickeln, und in allen Punkten der Welt wirksam sind, ist fast unendlich. Und durch diese unendliche Zahl von Sensationen, welche die Seele, in jedem Augenblick, empfinden würde, müßte sie, natürlicher Weise, nun in eine Verwirrung gestürzt werden, bey welcher sie keine Sensation von der andern besonders unterscheiden könnte, und hieraus würde ein Zustand von Stumlosigkeit entstehen, der sie ganz unempfindlich machen müßte. Wir sehen etwas, diesem Zustande ähnliches, bey gewissen Fällen, wo der Mensch das Gefühl verliert, weil er zu viel auf einmahl gefühlt hat.

Der organiſirte Körper könnte alſo dieſen Ueberfluß von Senſationen dadurch beſchränken, daß er den größten Theil derſelben auffienge, und nur, vermittelſt der Organe, diejenigen zur Seele gelangen ließe, welche mit der allgemeinen Ordnung der Dinge in dieſem Weltall überein kommen.

Man könnte noch eine andere Urſache anführen, warum das innre Gefühl (Bewußtſeyn) in der beſeelten Partikel, ſo bald ſie von dem organiſirten Körper getrennt iſt, aufhören müßte, wenn man ſagte, daß dieſe Art von Erſchütterung der Theile, durch welche das innre Gefühl hervor gebracht wird, nicht anders bewirkt werden kann, als durch eine ganz beſondere Art von Stoß, die nicht Statt finden könnte, als vermittelſt eines gewiſſen Mechanismus des thieriſchen Körpers. Aber dieſe Erklärung erfordert noch einige Entwickelung.

Die Seele, oder die beſeelte Partikel, vereint mit dem gröbern Körper, wird nicht jede innre Bewegung in den Theilen dieſes Körpers gewahr; ſie fühlt nur eine gewiſſe Anzahl dieſer Bewegungen, diejenigen nämlich, wodurch die Nerven erſchüttert werden. Man kann alſo hieraus ſchlieſſen, daß, wenn das innre Gefühl (Bewußtſeyn) hervor gebracht werden ſoll, eine ganz beſondere Art von Bewegung, oder Stoß, nöthig iſt, um die Theile der beſeelten Partikel zu erſchüttern, und daß jede andre Art von Bewegung unfähig iſt, dieſes Gefühl zu erzeugen. Wenn die beſeelte Partikel von dem organiſirten Körper getrennt iſt, und das Werkzeug mangelt, durch welches allein dieſer Stoß bewerkſtelligt werden konnte: ſo muß ſie, ohne inneres Gefühl bleiben. Alles, was auf ſie wirkt, wird ihr zwar, entweder eine Bewegung im Raum, oder ſo gar auch eine innre Bewegung unter ihren Theilen, aber nicht dieſen beſondern Stoß mittheilen können, durch welchen allein das innre Gefühl hervor gebracht wird.

Dieſe

Dieſe Erklärung iſt nichts weniger, als aus der Luft gegriffen; ſie iſt einer Menge von Thatſachen, die wir aus der Erfahrung kennen, gänzlich gleichförmig. Die Organe unſrer Sinne zeigen uns Eigenſchaften, welche mit denen überein kommen, welche ich der beſeelten Partikel zuſchreibe. Wir ſehen, daß jedes dieſer Organe einer eigenthümlichen Art von Stoß bedarf, um eine Senſation zu erhalten. Ein Laut, ſo viel Analogie auch immer zwiſchen der Urſache, die ihn hervor bringt, und der Urſache des Lichtes ſeyn mag, der Laut, ſage ich, erſchüttert ſicherlich unſre Augen, ohne dort eine Senſation zu bewirken; und dieſes nur deswegen nicht, weil dieſes nicht die beſondere Art von Stoß iſt, die erfordert wird, um in den Sehnerven diejenige Erſchütterung hervor zu bringen, wodurch eine Senſation erzeugt wird. Das allerhellſte Licht verurſacht keine Senſation in den Hörnerven, und die nervigten Fibern der Zunge ſind unempfindlich gegen die Wirkungen der Gerüche. Thatſachen, welche dieſen ähnlich ſind, ſtellen ſich uns von allen Seiten dar. Ein tönender Körper ſchallt nicht, als vermöge einer gewiſſen Bewegung von Schwingungen; — die Wärme, welche alle Theile in Bewegung ſetzt, bringt keinen Laut hervor. Die innere Bewegung des Salzes, wodurch ſeine Auflöſung bewirkt wird, kann durch nichts, als durch eine wäſſerigte Feuchtigkeit erzeugt werden, und die Bewegung, welche die Auflöſung der Harze hervor bringt, iſt die Wirkung geiſtiger Flüßigkeiten. Um gewiſſe Materien aufzulöſen, ſind Säuren, um andere aufzulöſen, Salze nöthig.

Dieſe Thatſachen zeigen uns, daß nicht jede bewegende Urſache hinlänglich iſt, um unter den Theilen ſpecifiſcher Materien eine gewiſſe Bewegung hervor zu bringen, ſondern daß hiezu ein beſonders beſtimmter Anreiz erfordert wird.

Wenn ich alſo der beſeelten Partikel die Eigenſchaft zueigne, nur bis zur Empfindung, vermittelſt eines dazu organiſirten Körpers, mit welchem ſie vereint ſeyn ſoll, erſchüttert werden zu können: ſo ſage ich nichts, was nicht einer großen Anzahl unläugbarer Thatſachen gleichförmig wäre.

Es ſey alſo, daß man ſich, über den Zuſtand der Seele nach dem Tode an unmittelbarer Erfahrung halte, oder daß man ein, aus der Analogie gezogenes Raiſonnement hinzu füge, — man kann ſich überzeugen, daß dieſer Zuſtand ein Zuſtand der Sinnloſigkeit, oder gänzlicher Unempfindlichkeit iſt. Die beſeelte Partikel kann, in dieſem Zuſtande, als ein blos materieller Atom betrachtet werden.

Ich geſtehe, daß dieſer Satz nicht ſehr troſtreich ſcheint. Ganz empfindungslos ſeyn, iſt ſo viel, als todt oder vernichtet ſeyn. Indeſſen kann die Unzerſtörbarkeit der beſeelten Partikel, die ich in der vorhergehenden Abhandlung feſtgeſetzt habe, vereint mit andern Betrachtungen, von welchen ich gleich reden werde, uns wieder beruhigen. Wahrſcheinlicher Weiſe war dieſes der Zuſtand, in welchem wir uns befanden, ehe wir geboren wurden. Die Natur, deren unveränderliche Geſetze durch ein, unendlich weiſes Weſen, das, weil es Alles voraus ſah, Sorge getragen hat, daß nichts fehle, angeordnet worden ſind; die Natur, ſage ich, hat Mittel gefunden, uns aus dieſem Zuſtande zu ziehen, und uns zu empfindenden Weſen zu machen. Durch Mittel, die dieſen gleichförmig ſind, wird ſie wiſſen, uns ein zweytes Mahl aus den Finſterniſſen des Todes zu reiſſen, und uns zum Genuß eines neuen Lebens zu rufen — Dieſes führt mich zur Entwickelung des vierten Satzes meines Syſtems: „daß, nämlich, „die beſeelte Partikel, wenn ſie von dem thieriſchen Körper getrennt iſt, nicht mit der Ma-

„te-

„terie vermiſcht bleibt, ſondern daß ſie denen, „den Weſen ihrer Art vorgeſchriebnen, beſon„dern Geſetzen folgt.“

Je mehr man der Natur, in ihren bewundrungswürdigen Operationen von Zerſtörung und Wiedererzeugung der Körper gefolgt iſt, je mehr wird man ſich von der Wahrheit dieſes Satzes überzeugen.

Ich habe, in der vorhergehenden Abhandlung, gezeigt, daß es in der Natur verſchiedene elementariſche Materien giebt, deren jede mit gewiſſen ſpecifiſchen Eigenſchaften begabt iſt, aus welchen ſich die Geſetze von Verbindung und Trennung, von Wirkung und Gegenwirkung ergeben, vermittelſt welcher die Natur ihre Producte bildet. Ich habe, was noch mehr iſt, bewieſen, daß dieſe elementariſchen Materien, in dem beſtändigen Wechſel von Zerſtörung und Wiedererzeugung, unverändert bleiben.

Itzt ſetze ich hinzu, daß, bey derjenigen Zerſtörung der Körper, die durch natürliche Mittel und Wege bewirkt wird, die Auflöſung auf ſolche Art und Weiſe geſchieht, daß die elementariſchen Materien, aus welchen der zerſtörte Körper zuſammen geſetzt war, ſich, eine von der andern, trennen, um jede, von ihrer Seite, ſich in die allgemeine Niederlage der Materien ihrer Art zu begeben, um damit ſie, von Neuem, ihrer Beſtimmung gemäß, gebraucht werden können.

Dieſes Verfahren der Natur iſt eine Thatſache, welche zu beobachten nicht ſchwer iſt. Wir ſehen täglich, daß Körper, zu deren Zuſammenſetzung Waſſer, Luft, Erde, als elementariſche Materien gehören, ſich, es ſey durch Fäulniß, oder durch Feuer dergeſtalt auflöſen, daß jede dieſer elementariſchen Materien ſich von der Maſſe abſondert, um in ihren erſten Zuſtand zurück zu kehren. Die Luft verfliegt, und ſteigt in das große Magazin dieſes Elementes wieder hinauf; das

Wasser verdünstet, und erhebt sich in die Atmosphere, aus welcher es, vereint mit anderm Wasser, bald wieder herunter fällt, um in die allgemeine Niederlage dieses Elementes zurück zu kehren. Eben auf die Art lösen sich die irdischen Theile auf; was volatil ist, zerfliegt, um sich zu dem Element seiner Art wieder zu begeben.

Vermöge dieser bewundrungswürdigen Wirkungsart der Natur geschieht es, daß nichts sich verliert, und daß die, zu neuen Producten nöthigen Materialien, niemahls mangeln. Vermöge dieser schönen Ordnung können die unaufhörlichen Revolutionen, welchen der Urheber der Natur Alles hat unterwerfen wollen, ohne Ende fortgesetzt werden; und die Natur erhält sich, vermöge derselben, im Ganzen, in einer ewigen Jugend.

Wenn, bey der Zerstörung der Körper, nichts, als eine bloße Auflösung erfolgte, welche die verschiedenen Bestandtheile derselben trennete, ohne daß die Materien einer Art wieder vereint, und jede derselben in ihre Niederlage zurück geführt würde: so würde Alles dahin zwecken, das Weltall wieder in das alte Chaos zurück zu stürzen, wo die ganze Masse der Materie dergestalt vermischt war, daß es der allmächtigen Hand des ewigen Werkmeisters bedurfte, um sie aus einander, und diese bewundrungswürdige Mannichfaltigkeit von Individuen, welche die unendliche Kette der materiellen Wesen bildet, zusammen zu setzen.

Wäre es erlaubt, die erhabenen Wirkungen der Natur mit den kleinen Handgriffen der Kunst zu vergleichen: so würde ich, um das anschaulicher und begreiflicher zu machen, was ich gleich angemerkt habe, sagen, daß, so wie man in einer Buchdruckerey, wenn die bestimmte Anzahl der Exemplare eines Buches abgezogen ist, die Formen der Charaktere aus einander nimmt, nicht, indem man sie blos trennt, und die Ord-

Ordnung ihrer Setzung zerstört, sondern, indem man die Buchstaben des Alphabets, jeden in sein Fach zurück legt, um sie leicht wieder finden zu können, daß, sage ich, die Natur, auf eben diese Art, wenn sie die Körper auflöset, jede elementarische Partikel, die ein Theil davon gewesen war, in die Niederlage, wohin sie gehört, wieder zurück führt, um sie, in der Folge, zu neuen Zusammensetzungen zu gebrauchen.

Da der Lauf der Natur, bey Zerstörung der Körper, von dieser Art ist, so können wir, aus der Induction, den Schluß ziehen, daß die beseelten Partikeln einem ähnlichen Gesetz unterworfen sind, und daß sie, nach der Zerstörung des thierischen Körpers, sich nicht in der allgemeinen Masse der Materie verlieren, sondern daß sie, durch die Natur in die Niederlage ihrer Art geführt, dort die Zeit erwarten, die ihnen festgesetzt ist, um einen neuen Körper zu beleben.

Wahrscheinlicher Weise haben sie auf eben diese Art, jede für sich den Weg gefunden, um mit den gegenwärtig lebenden thierischen Körpern vereint zu werden. Es giebt so gar keine, als diese Hypothese, welche die Vereinigung der Seele mit dem Körper auf eine natürliche Art erklärt. Denn man muß, entweder immerwährende Wunder annehmen, oder voraussetzen, daß die Seelen sich mit dem thierischen Körper, vermöge natürlicher Mittel und Wege, und vermöge Gesetzen vereinigen, welche sich aus den specifischen Eigenschaften des thierischen Körpers, und der beseelten Partikeln ergeben.

Ich hoffe, daß man mich nicht fragen wird, wo diese Niederlage der Seelen ist, und welches die Gesetze der Natur sind, vermöge welcher die beseelte Partikel dort hingeführt wird. Die wahren Philosophen wis-

ſen, daß vielleicht in der Phyſik mehr, als in der Metaphyſik, unſre Kenntniſſe zu ſehr eingeſchränkt ſind, als daß man vollſtändige Erklärungen aller Thatſachen geben könnte.

Es iſt genug, daß allgemeine Betrachtungen der Natur, und der Einrichtung dieſes Weltalls uns überzeugen, daß Alles darin auf die allerweiſeſte Art, um daß nichts verloren gehe, angeordnet iſt. Und vorzüglich in dem Thierreich ſind die Naturgeſetze, vermöge welcher alles bewerkſtelligt wird, ſtrenge und genau. Sie ſind es auf eine ſolche Art, daß man zuweilen geneigt iſt, zu glauben, ein unendlich weiſes Weſen wirke unmittelbar zu ihrer Vollziehung. Man könnte in der That kaum daran zweifeln, wenn man nicht, von Zeit zu Zeit, Zeichen von dem Einfluß des Ungefährs, oder vielmehr von zufälligen Urſachen ſähe, welche beweiſen, daß die Dinge durch phyſiſche Geſetze vollzogen werden. Diejenigen Produkte, welche man **Mißgeburten** nennt, zeigen, daß zufällige Urſachen zuweilen auf die Bildung der natürlichen Produkte einflieſſen, und daß dieſe Bildung, folglich, vermöge phyſiſcher Geſetze, und nicht durch die unmittelbare Einwirkung des Urhebers der Natur erfolgt, der den Einfluß dieſer Urſachen verhindert haben würde.

Ich habe angemerkt, daß dieſe Geſetze, in Anſehung des Thierreiches, ganz beſonders ſtrenge und genau ſind. Der Einfluß zufälliger Urſachen iſt dort weit minder häufig, als anderwärts. In dem Steinreich, z. B. bringt die Natur immer wieder eben dieſelben Salze, eben dieſelben Schwefel oder Metalle, aber ſehr ſelten in eben derſelben Reinigkeit hervor. Zufällige Urſachen miſchen hier faſt immer fremde Materien, und faſt immer in verſchiedenem Maaße mit unter. Die Mißgeburten ſind alſo in dem Mineralreich unend-

lich

lich viel häufiger, als in dem Pflanzenreich; und wenn man Acht darauf hat: so wird man sie, Zweifels ohne, häufiger unter den Pflanzen, als unter den Thieren finden.

Dieses beweist unläugbar, daß der Urheber der Natur der Wirkung des Thierreichs Gesetze, welche den Zufällen minder unterworfen sind, als diejenigen, wodurch die andern Produkte regiert werden, vorgeschrieben hat. Könnten wir also, nachdem wir uns überzeugt haben, daß die Natur Sorge getragen hat, die elementarischen Theile iedes Körpers, der bis zu seiner Auflösung gekommen ist, zu künftigem Gebrauch aufzubewahren, könnten wir, sage ich, Zweifel tragen, daß sie nicht auch Vorkehrungen getroffen, um das aufzubehalten, was das Wesentlichste bey dem Thiere ist?

Diese Betrachtungen werden vielleicht zu allgemein scheinen, um das zu beweisen, was sie beweisen sollen. Ich will also besondere, und meinem Gegenstande genauer angemessene vorlegen.

Durch eine ununterbrochene Aufmerksamkeit auf das, was sich in Beziehung auf die Hervorbringung der Pflanzen und der Thiere zuträgt, verbunden mit Schlüssen, die ich für bündig halte, bin ich überzeugt worden, daß die ersten organisirten Keime, aus welchen die Thiere entstehen, seit dem Anbeginn der Welt existiren, daß sie allenthalben ausgestreut sind, daß sie sich, mitten unter dem Wechsel der Dinge, welchem Alles in dieser Welt unterworfen ist, erhalten, und bestimmten, gewissen Gesetzen folgen, um daß jeder, zu seiner Zeit entwickelt werden könne. Und dieses ist eine, den beseelten Partikeln, wovon hier die Rede ist, sehr gleichförmige Thatsache.

Ich will alſo die Gründe darlegen, welche mich bewogen haben, das Syſtem der präexiſtirenden Keime anzunehmen. Dieſes wird mich in eine lange Ausſchweifung verwickeln, auf welche einzulaſſen ich mir doch kein Bedenken mache, da die Materie ſo wichtig, und die Weltweiſen über eine der wichtigſten Fragen in der Phyſik ſo ſehr getheilt ſind.

Hier iſt das, was ich darüber vorzutragen habe, zum voraus.

Ich werde, erſtlich, beweiſen, daß die Bildung der organiſirten Körper, als der Pflanzen und der Thiere, nicht durch bloße mechaniſche oder phyſiſche Geſetze erfolgen kann, und daß folglich die Hypotheſe der Epigeneſis ſich nicht behaupten läßt. Hieraus werde ich die Folge ziehen, daß die erſten Keime der Pflanzen und der Thiere in der Natur, und auf eben die Art, wie die elementariſchen Materien, von welchen ich geredt habe, vor der Bildung der Körper im Ganzen, präexiſtiren.

Dann werde ich zeigen, daß die Hypotheſe einiger neuern Philoſophen, welche dieſe Keime in einander eingewickelt oder eingeſchloſſen, annehmen, aller Wahrſcheinlichkeit beraubt, und ſo gar Thatſachen zuwider iſt; woraus ich folgern werde, daß dieſe Keime, eben ſo, wie die elementariſchen Materien, in der Natur zerſtreut ſind.

Endlich, da kein Menſch zweifelt, daß die Folge der Generationen der Pflanzen und der Thiere nicht durch natürliche Mittel und Wege erfolge: ſo muß es, nothwendiger Weiſe, Geſetze für die Keime der organiſirten Körper geben, zu Folge welcher der Keim jeder gegenwärtig exiſtirenden Pflanze, und jedes Thieres an

den

den Ort hingeführt worden, woselbst er, zu seiner Entwickelung gelangt ist.

Aus allem diesem wird es sich ergeben, daß in der Natur unaufhörlich sich Dinge eräugnen, welche denen vollkommen gleichförmig sind, welche ich, in Ansehung der beseelten Partikel, ehe sie mit dem thierischen Körper vereint war, und wenn sie, durch den Tod, wieder von ihm getrennt seyn wird, behaupte.

Alles dieses wird, in der folgenden Abhandlung, weitläuftiger entwickelt werden.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet.

Vierte Abhandlung.

Dem, am Ende der vorhergehenden Abhandlung, gemachten Entwurf zu Folge, muß ich mit der Unterſuchung des berühmten Problems von der Zeugung der organiſchen Körper, als der Pflanzen und der Thiere, hier den Anfang machen. Man weiß, daß die neuern Philoſophen, nachdem ſie einſtimmig die Meynung der Alten über die ſo genannte zweydeutige Zeugung, als der Erfahrung zuwider, verworfen haben, zwiſchen zweyen Hypotheſen oder Syſtemen getheilt ſind. Die einen behaupten die Epigeneſis, oder eine allmählige Bildung der Körper durch Aneinanderſetzung der Theile, die andern die Vorherbildung der Keime. Dieſe beyden Syſteme ſind zu ſehr bekannt, als daß es nöthig wäre, ſie hier umſtändlich darzulegen.

Das Syſtem der Epigeneſis ſcheint, auf den erſten Anblick, das natürlichſte, und der Majeſtät der Natur am würdigſten, die, nach dieſem Syſtem, durch ihre eigenen Kräfte, den unaufhörlichen Untergang der organiſirten Körper wieder erſetzt. Aber, ſo bald man ſich auf gewiſſe nähere Umſtände einläßt, um zu erklären, wie dieſe Körper ſich bilden: ſo findet man, durch unüberſteigliche Hinderniſſe ſich aufgehalten, und iſt genöthigt, dieſe Vorſtellung, ſo erhaben ſie auch ſeyn mag, fahren zu laſſen.

Es ſcheint ſo gar, als ob der größte Theil derer Naturkündiger, welche dieſer Hypotheſe anhängen, ſie, auf gutes Glück, und ohne ihre Möglichkeit genau unterſucht

ſucht zu haben, angenommen hätten. Man kennt nur zwey Naturkündiger, die es unternommen haben, ſie zu demonſtriren; der eine iſt der berühmte Graf von Buffon, der andere Herr Wolff, eines der vorzüglichſten Mitglieder der kaiſerlichen Academie zu St. Petersburg. Daß der franzöſiſche Plinius die ganzen Kräfte ſeines Genies angewandt hat, um eine Hypotheſe zu erfinden, welche die Bildung des thieriſchen Körpers durch mechaniſche Urſachen erklärte, iſt bekannt. Da ich mich nicht rühmen kann, ſein Syſtem begriffen zu haben, oder mir eine nur erträglich klare Vorſtellung von ſeinen innerlichen Formen (moules interieures), die ein weſentlicher Theil deſſelben ſind, machen zu können: ſo kann ich es mir auch nicht anmaaßen, ihn umſtändlich zu widerlegen. Indeſſen werden die allgemeinen Argumente, welche ich, in dieſer Abhandlung, dem Syſtem der allmähligen Bildung der Körper entgegen zu ſetzen denke, hinlänglich ſeyn, jede beſondre, zu Gunſten dieſes Syſtems vorgetragene Hypotheſe zu widerlegen.

Hr. Wolff glaubt in einem, ſonſt ſehr ſchätzbaren Werke über die Theorie der Zeugung, das Syſtem der Epigeneſis durch Thatſachen ſelbſt zu erweiſen *). Er iſt, einem geſchickten Beobachter gemäß, dem Keimen einiger Saamenkörner von Pflanzen, ſo wie dem Anfang und dem Fortgang der Bildung des Hühnchens im Ey,

*) Die Theoria generationis erſchien zuerſt als eine, zu Halle vertheidigte Probſchrift, daſelbſt im Jahre 1759; hierauf deutſch und vermehrt, zu Berlin 1764; und endlich wieder lateiniſch zu Halle 1774, in welcher Auflage die Zuſätze, welche die deutſche Ausgabe hat, eingerückt worden ſind. Unterſuchungen von eben dieſem Verfaſſer, über eben dieſelbe Materie, finden ſich in der Nov. Commentariis Acad. ſcient. Imper. Petropolit. T. XII. u. f. A. d. U.

Ey, nachgegangen, und glaubt sehr deutlich bemerkt zu haben, daß es eine gänzlich ungestalte, und gar nicht organisirte Materie sey, die durch den Zufluß eines Nahrungssaftes dergestalt modificirt werde, daß sich darin, nach und nach, und sichtlich, Gefäße und Theile bilden, deren Ganzes den Körper der Pflanze oder des Thieres ausmacht. Hier sind einige nähere Umstände von seinen Beobachtungen.

Hr. Wolff versichert uns gesehen zu haben,

Erstlich, daß das Blatt einer Pflanze, dessen allmählige Bildung er beobachtet hat, anfänglich nichts, als ein Tropfen flüßiger Materie, aus Kügelchen zusammengesetzt, und ohn' alle bestimmte Anordnung, ohne Spur von Organisation, ohne Fasern, und ohn' alle andre Theile gewesen sey, die man, als organisirt annehmen könnte.

Zweytens, daß hinzu gekommene Nahrungssäfte diese flüßige Materie durchdrungen, und sich in solcher verschiedene Gänge dadurch gemacht haben, daß sie die Kügelchen von einander trenneten.

Drittens, daß durch diesen Mechanismus die flüßige Materie in verschiedene kleine Massen, aus Kügelchen bestehend, abgetheilt worden ist, und daß zwischen diesen Massen die hohlen Gänge, welche die Nahrungssäfte sich eröfnet haben, sichtbar gewesen sind.

Viertens, daß die flüßige Materie, welche die Wände dieser hohlen Gänge, und auch die Oberfläche der gedachten Kügelchen ausmachte, sich allmählig verdickt habe, dergestalt, daß die hohlen Gänge dadurch in Röhren, oder Gefäße verwandelt wurden, woraus dann die Adern der Blätter entstanden, so wie aus den Kügelchen diejenigen Bläschen wurden, aus welchen die Substanz des Blattes eigentlich zusammen gesetzt ist.

Und so wäre dann, diesem Naturkündiger zu Folge, das Blatt einer Pflanze mechanisch, und ohne Präexistenz irgend eines organisirten Theiles gebildet.

Unser Beobachter hat, über die Bildung einiger Theile des thierischen Körpers, Beobachtungen, welche denen von mir dargelegten gänzlich gleichförmig sind, gemacht, und er schließt daraus, daß die verschiedenen Theile, oder die Glieder der Thiere und der Pflanzen sich mechanisch bilden. Mit einem Wort, er glaubt aus verschiedenen, vereinten Beobachtungen, folgern zu können, daß Pflanze und Thier, ohne die Präexistenz irgend eines Keimes das Daseyn erhalten.

Man hätte sehr Unrecht, wenn man Thatsachen, die ein geschickter und glaubwürdiger Beobachter gesehen zu haben versichert, läugnen, oder nur in Zweifel ziehen wollte. Indessen getraue ich mir zu behaupten, daß Hr. Wolff aus diesen Thatsachen Schlüsse zieht, die mir nicht bündig scheinen.

Hier sind zuvörderst einige einzelne Bemerkungen über diese Materie.

Daß die Adern der Blätter, und sogar die Blut- und Schlagadern des thierischen Körpers sich zum Theil mechanisch bilden, scheint mir wahrscheinlich genug, weil ich dabey den Einfluß zufälliger Ursachen, die man gewöhnlich das Ungefähr nennt, und welche die einförmige Wirkung einer mechanischen Ursache verändern, entdecke. Es giebt kaum zwey Blätter in einer Pflanze, welche ein und dieselbe Anzahl von Adern hätten, oder an welchen man ein und dieselbe Einrichtung dieser Gefäße sähe. Eben so verhält es sich mit den Schlag- und Blutadern des thierischen Körpers. Man würde Mühe haben, zwey Individuen von derselben Art zu finden, welche dieselbe Anzahl, und dieselbe Vertheilung der Schlag- und Blutadern hätten. Die Verschiedenheiten dieser Art sind sehr ansehnlich, und beweisen, daß

das Ungefähr groſsen Antheil an ihrer Bildung gehabt hat. Aber es fehlt sehr viel, daſs dieſes, ein Argument für das ganze Syſtem der Epigeneſis seyn ſollte.

Erſtlich machen dieſe Adern, und Blattern des Blattes, deren Bildung mechaniſch iſt, nicht die ganze Subſtanz des Blattes aus. Man weiſs, beſonders ſeit den ſchönen Erfahrungen des berühmten Bonnet, *) daſs die Blätter der Pflanzen außerdem noch einſaugende und ausdünſtende Gefäſse haben. Dieſe ſind an der Oberfläche, und jene an der Unterfläche der Blätter. Man ſieht ganz gewöhnlich, daſs dieſe beyden Flächen ſich, durch eine verſchiedene Struktur, merklich von einander unterſcheiden. Hr. Wolff hat nichts geſehn, wodurch die Bildung dieſer Gefäſse erklärt, nichts, wodurch uns begreiflich gemacht werden könnte, warum die eine Art derſelben ſich an der Unterfläche, die andere an der Oberfläche des Blattes öffnet. Es giebt alſo Theile, von welchen man nicht behaupten kann, daſs man ſie, mechaniſch ſich bilden, geſehen. Das Factum iſt alſo nicht vollſtändig genug, um den Schluſs daraus zu ziehen, daſs die Blätter der Pflanzen ſich mechaniſch bilden.

Auch könnte ich Zweifel über die mechaniſche Bildung des Ganzen dieſer Adern ſelbſt, die aus der Zergliederung des Blattes gezogen ſind, vortragen. Aber dieſes würde mich zu weit führen, und ich habe auch dieſer geringern Argumente nicht nöthig, um die Hypotheſe der Epigeneſis umzuſtürzen.

Außerdem ſcheint es mir, daſs, wenn man auch, nach allen Regeln, bewieſen hätte, jedes einzele Glied des

*) Vorzüglich in den Recherches sur l'uſage des feuilles dans les plantes, à Leide 4. 1754. wovon, im Jahre 1762, zu Nürnberg eine Ueberſetzung von Joh. Chriſt. Arnold 4. erſchien. A. d. U.

des Thieres oder der Pflanze, sey die Wirkung mechanischer Ursachen, es daraus gar nicht folgen würde, daß auch das ganze Thier durch solche Ursachen gebildet werden könne. Die Verknüpfung und Anordnung der Theile kann niemahls die Wirkung mechanischer Ursachen seyn. Die Sache verhält sich hier so, wie bey den Werken der Kunst. Nachdem verschiedene Handarbeiter mechanisch, und ohne zu wissen, warum, die verschiedenen Theile, welche zu einer Uhr gehören, ausgearbeitet haben: so bedarf es noch eines geschickten, und einsichtigen Werkmeisters, der diese Theile zusammenfügt und verbindet, um ein Ganzes daraus zu machen; und man wird begreifen, daß, ohne die Erwägung des Zweckes eines jeden Theiles, die Anordnung niemahls gemacht werden könnte.

Ich will, überhaupt, bemerken, daß organisirte Körper, wie Pflanzen und Thiere, bey welchen eine, durch Endursachen festgesetzte Unterordnung der Theile sich findet, niemahls die Wirkung mechanischer Ursachen seyn können.

Ich weiß, was einige Philosophen bey dem Worte, Endursachen, denken werden. Aber, ich weiß auch, daß, seit der Zeit, daß die Menschen raisonniren und deraisonniren, keine ungereimtere Meynung behauptet worden ist, als diejenige, welche aus der Natur die Endursachen verbannt. Sagen, daß die Zähne der Thiere nicht gemacht worden sind, um die Speisen zu zerbeissen und zu kauen, sondern daß das Thier seine Nahrung zerbeißt und kaut, weil das Ungefähr ihm Zähne gegeben hat, heißt eben so viel, als sagen, daß die Schwalbe nicht ein Nest baut, um ihre Eyer hinein zu legen, und auszubrüten, sondern, daß sie Eyer legt und brütet, weil sie ein Nest findet. Es ist genug, solche Behauptungen darzulegen, um daß Jedermann ihre Ungereimtheit erkenne.

Wenn wir also, nicht von einer willkührlichen Hypotheſe, ſondern von der unläugbaren Thatſache ausgehen, daß, gewiſſer Zwecke wegen, die verſchiedenen Theile des thieriſchen Körpers einander untergeordnet ſind: ſo wird es nicht mehr ſchwer, zu beweiſen, daß ein ſolcher Körper nicht durch mechaniſche Urſachen hat gebildet werden können.

Dieſe Urſachen wirken auf eine nothwendige Weiſe, und gleichförmig; ihre Wirkungen ſind nie verändert. Wie ein, in einer gewiſſen Richtung geworfener Körper, den angefangenen Weg gleichförmig, und mit eben der Geſchwindigkeit, und in gerader Linie, ohne, weder zur Rechten, noch zur Linken abzuweichen, fortſetzen würde, eben ſo wirkt jede mechaniſche Urſache immer fort, und ändert ihre Wirkung nicht anders, als durch den Einfluß anderer zufälliger Urſachen ab. Folglich iſt die Wirkung mechaniſcher Urſachen immer ein und dieſelbe, ausgenommen, daß durch zufällige Urſachen Verſchiedenheiten hervorgebracht werden. So bildet ſich, zum Beyſpiel, jede Art von Salz, mechaniſcher Weiſe, in Cryſtalle von unveränderter Form, welche oft, durch irgend eine zufällige Urſache, abgeändert wird; aber auch dieſes dergeſtalt, daß in dieſen Abänderungen nichts beſtändiges iſt. Man ſieht niemahls, daß daſſelbe Salz, nach einem feſtgeſetzten Plan, würflichte, pyramidaliſche, oder kugelförmige Cryſtalle giebt.

Wenn alſo die Bildung der Theile des thieriſchen Körpers durch mechaniſche Urſachen geſchähe: ſo würden eben dieſelben Urſachen eben dieſelbe Wirkung hervorbringen, und die Abänderungen würden nur zufällig ſeyn. Die Knochen des thieriſchen Körpers, oder die Zähne würden eine mechaniſche Wirkung von einer gewiſſen Art ſeyn; und alle Knochen und alle Zähne würden ein und dieſelbe Geſtalt haben, welche die Wirkung der beinichten Materie ſeyn würde, ſo wie die

Form

Form der Cryſtalle von der beſondern Natur jeder Art von Salz herkommt. Aber, wir ſehen, daß dieſe Theile Formen haben, welche nach feſtgeſetzten Regeln abgeändert ſind. Es müſſen alſo, nothwendiger Weiſe, außer der mechaniſchen Urſache, welche die beinichte Materie hervorbringt, noch eine oder verſchiedene andere Urſachen da ſeyn, welche die Geſtalten der Knochen beſtimmen.

Wollte man ſagen, daß der Ort, oder die Stelle, wo jeder Knochen ſich bildet, die Figur deſſelben beſtimmt, daß es daſelbſt eine Art von Form oder Model giebt, die, mechaniſcher Weiſe, jedem Theile, ſeine Geſtalt ertheilt: ſo würde ich fragen, wie ſich denn dieſes Model gebildet hat, und von welcher mechaniſchen Urſache es die Wirkung ſeyn kann? Welches kann die mechaniſche Urſache ſeyn, welche die Knochen eines Thieres in dem Gerippe, wie es jeder beſondern Thierart eigen iſt, anordnet? Die Unmöglichkeit einer ſolchen Urſache fällt hier in die Augen. Die Stelle, welche jeder Knochen einnimmt, würde die Wirkung ſeiner Figur und ſeiner Größe ſeyn; folglich würden zwey gleiche Knochen ein und dieſelbe Stelle einnehmen, und dieſes iſt unmöglich.

Es iſt weſentlich, hier zu bemerken, daß Alles, was man Ordnung, Unterordnung der Theile, das Vorderſte, das Hinterſte, die rechte und linke Seite nennt, nur in Verhältniſſen beſteht, wobey ſich nichts phyſiſches, ſubſtantielles, und folglich nichts wirkliches findet. Es iſt folglich unmöglich, daß ein bloßes Verhältniß, das nur von einem verſtändigen Weſen gefaßt werden kann, auf die Materie wirke. Folglich kann die Anordnung der Theile eines organiſirten Körpers nicht die Wirkung einer bloßen mechaniſchen Urſache ſeyn. Daß der Menſch ſo viel Zähne, an der obern, als an der untern Kinnlade, und, von jeder Art, ſo viel an der rechten, als an der linken Seite hat, und daß in dieſer Einrichtung eine

beſtimmte, gewiſſe Ordnung iſt, das, ſage ich, kann nicht die Wirkung einer blos mechaniſchen oder materiellen Urſache ſeyn, auf welche das Rechts und Links, als bloße Verhältniſſe, gar keinen Einfluß haben können.

Es iſt alſo erwieſen, daß die Bildung des thieriſchen Körpers nicht erklärt werden kann, ohne daß man zu dem Einfluß einer verſtändigen Urſache, die fähig iſt, auf die Materie zu wirken, die Zuflucht nähme.

Die Anhänger der Epigeneſis werden vielleicht ſagen, daß ſie die verſtändige Urſache nicht ſchlechterdings auszuſchließen, verlangen; daß dieſe Urſache der Bildung der erſten Individuen jeder Art vorgeſtanden hat, aber, daß dieſe erſten Individuen die Modelle geweſen, in welchen die Individuen der erſten Generation, mechaniſcher Weiſe, gebildet worden ſind, welche denn wieder, in ihrer Reihe, als Modelle, den folgenden Generationen gedient haben, u. ſ. f. und daß, auf dieſe Art, die Folge der Generationen bis ins Unendliche gehen kann, ohne daß man eines andern Agenten, als der mechaniſchen Urſachen bedürfte.

Man würde in die Verſuchung gerathen, ſich, bey dieſer Erklärung zu beruhigen, wenn man nur die geringſte Möglichkeit begreifen könnte, wie der Körper eines Thieres, oder einer Pflanze, das Model eines andern Thieres, das ſich in dem Innern deſſelben bildet, oder einer Pflanze ſeyn kann, welche aus einem Punkte der Mutterpflanze aufſchießt, und herauswächſt. Sicherlich kann man nicht die ganze Maſchine, oder das Ganze des Körpers der Mutter als dieſes Modell annehmen, ob es gleich ſcheint, daß man dieſes, als etwas leichtes, vorausſetzt, um die Aehnlichkeit der Individuen von derſelben Art zu erklären. Denn, wäre dieſes: ſo würde eine Mutter, welcher ein Arm fehlte, ein einarmigtes Kind zur Welt bringen. Folglich ſind die Arme des erſten Individui nicht die Modelle geweſen,

vermittelſt welcher ſich die Arme der erſten Generation gebildet haben. Aus eben der Urſache ſind die andern Glieder der Mutter auch nicht die Modelle der ähnlichen Glieder des Kindes, und der ganze Körper der Mutter iſt nicht das Modell des Körpers des Kindes.

Es iſt, indeſſen, ſehr gewiß, und durch die genaueſten Beobachtungen beſtätigt, daß, ſchon vor der Befruchtung, in dem Körper der Mutter etwas Vorhergebildetes exiſtirt, welches einen Theil von dem künftigen Thiere ausmachen wird, der Anfangsgrund (le rudiment) des Kindes, das da geboren werden ſoll. Und, allem Anſchein nach, iſt es dieſer Anfangsgrund oder Keim, wie man es nennen will, nach welchem ſich die Bildung der Frucht richtet, und welcher das wahre Muſter iſt, nach welchem ſie ſich entwickelt.

Nach dem Syſtem der Epigeneſis ſoll dieſer Keim durch mechaniſche Urſachen in der Bärmutter gebildet werden. Hr. **Wolff** glaubt dieſes auch erwieſen zu haben. Er verſichert, daß er die Blüthe einer Bohne, vor ihrer Entwickelung, und folglich vor ihrer Befruchtung unterſucht, und darin die künftige Bohne unter der Geſtalt eines Kügelchens von flüßiger Materie, das aller Organiſation beraubt war, geſehen habe. Dieſer Anfangsgrund der Bohne hatte alſo, zur Zeit da unſer Beobachter ihn beobachtete, keinen Keim; indeſſen hat die reife Bohne einen dergleichen gehabt; folglich hat ſich dieſer, ſeiner Meynung nach, mechaniſch gebildet.

Wir wollen dieſe Begriffe, auf einen Augenblick annehmen, um die Folgen, welche ſich daraus ergeben, zu unterſuchen. Wenn der Keim einer künftigen Pflanze ſich in der Blüte der Mutterpflanze mechaniſch bildet: ſo muß man ſagen, daß es die Structur dieſer Blüte iſt, welche den Mechanismus beſtimmt, durch welchen der Keim ſich bildet. Aber, was ſollen wir von den Keimen ſagen, die ſich in andern Theilen der Pflan-

ze, welche mit der Blüte nichts gemein haben, bilden? Jedermann weiß, daß ein Baum, aus allen Punkten seiner Rinde, Keime treiben kann, und daß so gar die Blätter verschiedener Pflanzen Keime treiben können, die sich in Pflanzen entwickeln. Alle diese Keime sind sich ähnlich, und haben folglich ihre Organisation ein und denselben Ursachen zu verdanken. Nun ist aber die Structur der Blüte gänzlich von der Structur der Rinde, und auch von der Structur des Blattes verschieden. Folglich kann es denn auch nicht die Structur der Blüte seyn, welche den Mechanismus bestimmt, durch welchen sich der Keim bildet, da ein ganz ähnlicher Keim, entweder in der Rinde, oder auch in dem Blatte derselben Pflanze gebildet werden kann. Dieses beweißt, wenn ich mich nicht irre, daß die Bildung des Keimes einer Ursache zugeschrieben werden muß, die unabhängig von dem Orte ist, wo der Keim sich bildet.

Ich getraue mir so gar zu behaupten, daß, bey der Bildung der Keime, welche in Körnlein enthalten sind, keine mechanische Ursache zugelassen werden kann. Hier ist die Ursache davon.

Wir haben in dem Vorhergehenden gesehen, daß zufällige Ursachen auf alle mechanische Ursachen einfliessen, und ihre Wirkung abändern, wie man es an der Gestalt der Blätter, an der Anzahl und der Lage der Adern u. s. w. sieht; und daß man dem Einfluß dieser zufälligen Ursachen das Unähnliche, was sich in sonst ähnlichen Theilen findet, zuschreiben muß. Wenn die Keime, welche in Körnern enthalten sind, mechanischen Ursachen zu verdanken wären: so würde man darin Veränderungen gewahr werden, eben so, wie man dergleichen in der Gestalt und der Structur der Blätter sieht. Aber, man untersuche tausend Saamenkörner ein und derselben Pflanze, und man wird in allen den Keim genau an ein und derselben Stelle, ohne alle Abänderung,

änderung, finden: ein ſicherer Beweis, daß keine mechaniſche Urſache auf die Lage oder Stellung deſſelben Einfluß gehabt hat; und eine ſolche Urſache konnte darauf nicht Einfluß haben, weil in dem erſten Anfangsgrunde des Saamenkorns eine unſichtbare Organiſation geweſen iſt, von welcher die mechaniſchen Bewegungen geleitet worden ſind.

Dieſes Raiſonnement kann, allgemein, auf die Bildung der präexiſtirenden Keime angewandt werden. Es läßt ſich nicht zweifeln, daß dieſe, in den Bärmüttern präexiſtirenden Keime nicht die Modelle oder Muſter ſind, nach welchen ſich die Ausbildung und Anordnung der Gliedmaaßen und der Theile, aus welchen die künftige Pflanze, oder das künftige Thier zuſammen geſetzt ſeyn wird, richten. Iſt dieſes: ſo bringt die geringſte Veränderung in dieſen Modellen eine Veränderung in der Einrichtung der Theile des Foetus hervor. Eine kleine Zerrüttung in der Form würde, nothwendiger Weiſe, eine Zerrüttung in den weſentlichen Theilen des Foetus verurſachen, und es würde eine Mißgeburt zum Vorſcheine kommen. Da nun aber die Mißgeburten ſehr ſelten ſind: ſo kann man ſagen, daß alle Individuen von ein und derſelben Art ſich, was ihre allgemeine Geſtalt anbetrifft, beſtändig ähnlich ſind, das heißt, in Anſehung der Anzahl, und der Anordnung der Gliedmaaßen, und der andern weſentlichen Theile, indem, in den Verhältniſſen, und in den unweſentlichen Theilen, als der Anzahl und der Lage der Gefäße, kein Individuum dem andern ähnlich iſt.

Hieraus ſchließe ich, daß alle Keime einander vollkommen ähnlich ſind, und daß es keine zufälligen Verſchiedenheiten giebt. Folglich bilden ſie ſich nicht durch mechaniſche Mittel und Wege; denn dieſe laſſen dergleichen Verſchiedenheiten beſtändig zu. Ihre Organiſation iſt unveränderbar, und unter der unmittelbaren

Aufſicht einer verſtändigen Urſache, ins Werk geſetzt worden.

Wenn man über dieſes Argument reiflich nachdenkt: ſo wird man ſich leicht überzeugen, daß, wenn zufällige Urſachen auf die Bildung dieſer Formen ſelbſt, Einfluß haben könnten, die Abänderungen, welche dieſes in den Individuen ſelbſt hervorbringen würde, immer mehr und größer werden müßten. Die Individuen der zweyten Generation würden denen von der erſtern nicht gänzlich ähnlich ſeyn; und, ſelbſt aus dieſem Grunde, würden die Formen oder Modelle, welche ſich, auf eine mechaniſche Art, in den Bärmüttern dieſer ſchon ein wenig ausgearteten Individuen wieder bildeten, ſich noch mehr von den Formen der vorhergehenden Generation entfernen. Wenn dieſe Abweichungen, von einer Generation zur andern, fortgeſetzt würden: ſo dürften die Individuen der zehnten Generation den Individuen der erſtern Generationen wohl in nichts mehr ähnlich ſeyn.

Ich ſchließe aus dieſem Allem, daß die Keime, oder Muſter von einer unveränderbaren, gleichförmigen Generation ſind, und daß, folglich, ihre Bildung nicht durch blos mechaniſche Urſachen geſchieht.

Das Syſtem der Epigeneſis läßt ſich, alſo, nicht behaupten, wenn man auch annehmen wollte, daß die erſten Individuen jeder Art durch die unmittelbare Mitwirkung einer verſtändigen Urſache gebildet worden wären.

Es bleibt alſo keine andere Partie mehr zu ergreifen übrig, als daß man die allgemeine Vorherbildung der Keime aller Individuen, welche durch die fortgeſetzte Folge der Generationen entwickelt werden ſollen, behaupte. Auch iſt dieſes die, von den neuern Philoſophen, am durchgängigſten angenommene Meynung.

Ich gebrauche mich hier des Wortes Keim, ohne daß ich verlange, den Sinn damit zu verbinden, den man,

man, gewöhnlich, damit verbindet. Ich beſtimme über die Natur deſſelben nichts. Einige Naturkündiger glauben, daß er alle Theile des künftigen Thieres, im Kleinen, dergeſtalt enthält, daß die Bildung des Foetus nichts als die Entwickelung und Vergrößerung dieſes Keimes iſt. Dieſe Meynung dünkt mir gar nicht wahrſcheinlich; ich glaube ſo gar, daß ſie durch die vorher gedachten Beobachtungen des Hrn. Wolffs gründlich widerlegt worden iſt. Die einzige Eigenſchaft, welche ich dieſen Keimen zueigne, iſt dieſe, das ſie organiſirte Körper ſind, welche zur Grundlage, Modell, oder Form dienen, nach welcher ſich die Bildung der künftigen Pflanze oder des künftigen Thieres richtet. Man halte ſie für organiſirte Partikeln, als die Partikeln des Needham, oder für Modelle, als die Modelle des Hrn. v. Buffon, ich habe nichts dawider, wenn man ſie nur als vorher gebildet für die Folge der Generationen, annimmt.

Aber, es iſt Zeit, daß ich meinem Zweck mich nähere, und dieſe lange Ausſchweifung endige.

Man weiß die Meynung verſchiedener Philoſophen des vergangenen Jahrhunderts, die auch von dem größten Theil der Naturkündiger angenommen worden iſt, über dieſe Keime; eine Meynung, welcher man den Namen des Syſtems der Einſchließung (emboëtement) gegeben hat. Dieſem Syſtem zu Folge ſind die Keime aller künftigen Individuen in den erſten Individuen jeder Art, und zwar dergeſtalt eingeſchloſſen geweſen, daß jeder Keim die Keime aller Individuen, die aus ihm erzeugt werden ſollten, in ſich enthielt.

Dieſe Hypotheſe hat etwas ungeheures, das ſich nicht ſehr gut mit der majeſtätiſchen Einfalt der Natur verträgt. Außerdem wird ſie durch die Bäume, welche aus allen Punkten ihrer Oberfläche Keime treiben, widerlegt, und hierdurch wird zugleich erwieſen, daß die

Keime in dem ganzen Körper des Baumes allenthalben vertheilt sind.

Es ist also wahrscheinlich, daß diese unzerstörbaren Keime allenthalben ausgestreut liegen, und daß sie, entweder mit der Nahrung, oder auf andere Art, in die Körper der Pflanzen und der Thiere kommen. Einige derselben gelangen an diejenigen Orte, von wo sie in den Stand gesetzt werden, sich in die Pflanze, oder das Thier, gleichsam einzuimpfen, oder mit ihr dergestalt zu vereinen, daß sie sich daselbst entwickeln.

Diese Aussäung oder Ausstreuung der Keime ist um desto wahrscheinlicher, da sie einer andern Einrichtung gleichförmig ist, welche die Natur, zur Fortpflanzung einer unendlichen Anzahl von Pflanzen und Thieren getroffen hat. Die Naturkündiger wissen, daß die Atmosphäre mit kleinen Saamenkörnern von Pflanzen, und Eyern von kleinen Thieren erfüllt ist, welche sich entwickeln, so bald sie in das, ihnen eigene Element kommen. Folglich giebt es dann, in Erwartung ihrer Entwickelung, allenthalben ausgestreute organisirte Körper.

Wenn nun aber die ersten Keime der organisirten Körper präexistiren, und allenthalben ausgestreut sind: so muß es, nothwendiger Weise, Gesetze in der Natur geben, vermöge welcher die Keime an die, zu ihrer Entwickelung schicklichen Orte geführt werden. Ohne dergleichen Gesetze, würde die Folge der Generationen ganz willkührlich, und dem Zufall unterworfen seyn, und ganze Arten von Pflanzen und Thieren, früher, oder später, sich verlieren.

Der Zweck dieser langen Digression war, zu beweisen, daß es Partikelchen organisirter Materie giebt, die allenthalben ausgestreut sind, und vermöge besonderer, jeder Art vorgeschriebener Gesetze, an die Orte ihrer Bestimmung geführt werden. Ich schmeichle mir, daß,

nach

nach Allem, was ich über dieſen wichtigen Gegenſtand der Phyſik bemerkt habe, man nicht länger an der Wahrheit dieſer Behauptung zweifeln wird. Ich komme itzt zu der beſeelten Partikel, als dem Hauptgegenſtande meiner Unterſuchung, zurück.

Ich habe geſagt, daß dieſe Subſtanz, von dem gröbern Körper durch die Zerſtörung deſſelben getrennt, nicht unter der ganzen Maſſe der Materie vermiſcht bleiben, ſondern daß ſie den beſonderrn Geſetzen der Subſtanzen ihrer Art folgen wird, um an den Ort ihrer künftigen Beſtimmung zu gelangen. Nun habe ich itzt erwieſen, daß die erſten Keime der Pflanzen und der Thiere, welches organiſirte Partikelchen von beſonderer Art ſind, ſich in dieſem Falle befinden, daß ſie allenthalben zerſtreut ſind, und daß ſie, vermöge beſonderer Geſetze, an den Ort ihrer Beſtimmung gebracht werden. Folglich eigne ich der beſeelten Partikel nichts zu, das nicht dem, was wirklich in der Natur Statt hat, gleichförmig wäre. Und ſo wäre mein vierter Satz durch die Analogie erwieſen.

Ueber die Unſterblichkeit der Seele, als ein Gegenſtand der Phyſik betrachtet.

Fünfte und letzte Abhandlung.

Man hat die Natur zuweilen einem unermeßlichen Buche verglichen, wovon der Weiſe, nach vieljähriger Bemühung, einige Seiten oder einige Stellen leſen lernt, deren Schönheit ihn bezaubert, indem der größte Theil des Ueberreſtes ihm unerklärbar bleibt. Die Vergleichung iſt richtig; und man kann ſie noch weiter fortſetzen, und das Urtheil des Socrates von den Schriften des Philoſophen Heraclit, welche Jedermann ſehr dunkel fand, darauf anwenden. „Was „ich davon begreife," ſagte er, „ſcheint mir ſehr „gut gedacht; und ich zweifle gar nicht, daß „das, was ich nicht davon begreife, nicht eben „ſo ſey."

Die Anwendung dieſes Urtheils auf das große Buch der Natur, iſt um deſto ſicherer, da eine lange Erfahrung uns lehrt, daß jede neue Stelle, welche zu entziffern uns gelingt, eine neue Schönheit iſt.

Es iſt eine Thatſache, welche unſre Aufmerkſamkeit verdient, daß jede Entdeckung, die man in der Phyſik macht, etwas zur Zerſtreuung derer Zweifel beyträgt, welche, durch die Unwiſſenheit oder die Uebereilung einiger Philoſophen, über die Anordnung der Welt, zuſammen gehäuft worden ſind. Der größte Theil der alten griechiſchen Weltweiſen hat überhaupt anerkannt, daß die Welt das Werk eines weiſen Weſens ſey; ſie waren indeſſen aber in einer großen Verlegenheit, wenn ſie, mit der Weisheit der Anordnung des Ganzen, gewiſſe Be-

Begebenheiten oder Thatſachen vereinen wollten, die ſich ihrem Geiſte nicht anders, als wahre Fehler, oder als ganz entſchiedene Unvollkommenheiten darſtellten. Die unermeßlichen Ketten von Bergen, die, alles Grüns beraubt, mit Eis und Schnee bedeckt ſind, die Vulkane, die Erdbeben, die Gewitter, die Sturmwinde, die giftigen Pflanzen, die Thiere, deren Biſſe vergiften, und ſo viele Dinge mehr, ſchienen eben ſo viel Einwendungen gegen die Weisheit der Anordnungen der Welt zu ſeyn. Eine kleine Anzahl alter Philoſophen glaubte auf eine dunkle Art, daß dieſe Unvollkommenheiten nur ſcheinbar, und daß ſie ſo gar gut wären; aber die Weltweisheit hatte zu ihrer Zeit noch nicht Fortgang genug gehabt, um daß ſie hätten ſehen können, was wir itzt ſehen, oder doch anfangen gewahr zu werden, daß nämlich verſchiedene dieſer vermeinten Mängel eben ſo ſehr, als das, was auf die offenbarſte Art nützlich iſt, die Weisheit der Anordnungen dieſer Welt beweiſen.

Wir können alſo mit immer mehrerer Gewisheit, von dem großen Buche der Natur ſagen, daß das, was wir davon verſtehen, vollkommen gut iſt, und daß dieſes uns zu glauben verbindet, daß das, was noch itzt nicht leſbar iſt, es eben auch ſeyn werde.

Ich glaube, dieſe allgemeinen Bemerkungen auf den einzeln Fall, den ich in dieſem Aufſatz zu behandeln habe, anwenden zu können. Nachdem ich bewieſen habe, daß die Seele eine, von dem thieriſchen Körper verſchiedene Subſtanz iſt; daß ihre Exiſtenz, und ihre Vollkommenheit nicht von dieſem Körper abhängen; daß, ſo gar nach Zerſtörung dieſes Körpers, ſie fortfährt zu beſtehen, und alle ihre Eigenſchaften zu behalten: ſo bleibt mir noch übrig, den fünften Satz dieſes Syſtems feſtzuſtellen, nämlich: „daß die Seele „nach ihrer Trennung von dem Körper, den ſie „belebt

„belebt hatte, mit einem neuen Körper vereint „werden, vermittelſt deſſen ſie, indem ſie die „Kenntniß der Welt wieder erlangt, ein neues „Leben anfangen wird.“

So weit wir der Seele nachgehen, und ihr Schickſaal unter den Abwechſelungen, welchen der thieriſche Körper unterworfen iſt, wahrnehmen können, finden wir, daß die Natur Sorge getragen hat, ſie, in ihrer ganzen Vollkommenheit zu erhalten; und daß ſo gar dann, wenn ihre Verrichtungen auf eine Zeitlang unterbrochen werden, ihre Natur dieſem ungeachtet unverſehrt bleibt. So viel können wir, was das Schickſaal der Seele, und ihre Erhaltung anbetrift, in dem großen Buche der Natur leſen!

Nach Zerſtörung des Körpers hört freylich alle Beobachtung auf; wir können in dem großen Buche nichts mehr entdecken; aber, aus dem, was wir darin geleſen haben, erhalten wir das Recht zu ſchlieſſen, daß das, was uns mangelt, um von dem Schickſaal der Seele, nach ihrer Trennung von dem Körper unterrichtet zu ſeyn, nicht weniger tröſtlich ſeyn wird, als das, was wir ſchon davon wiſſen.

Dieſe ſchmeichelhafte Hofnung wird noch durch andere, aus der Analogie der Natur gezogene Argumente, die ich hier entwickeln werde, beſtätigt.

Ich habe, in dem zweyten dieſer Aufſätze, bewieſen, daß die elementariſche Materie, von welcher die fortdauernde Wiederzeugung aller natürlichen Produkte abhängt, unzerſtörbar iſt; und in dem dritten habe ich gezeigt, daß, nach der Zerſtörung eines Körpers, eben dieſe elementariſche Materie, welche ihn zu bilden gedient hatte, nicht, in der allgemeinen Maſſe der Materie, zerſtreut und vermiſcht bleibt, ſondern, daß die Natur ſie zu ſammeln weiß, um ſie von Neuem zur Zuſammenſetzung anderer Körper anzuwenden, die,

wenn

wenn die Reihe ſie trift unterzugehen, eben dieſe Materie auch wieder unverſehrt laſſen, um daß ſie den Dienſt ferner verrichten könne, zu welchem die Natur ſie beſtimmt hatte. Das erhaltende Genie der Natur iſt alſo von der Art, daß die allerkleinſte Partikel der elementariſchen Materie ihre Rolle auf dem Theater der Welt zu ſpielen hat; ſie gehet von einer Scene zu einer andern über; und auf eine geendigte Rolle, folgt eine neue Rolle. Keine derſelben bleibt müßig, und man kann von keiner ſagen, daß ihre Rolle geendigt wäre, und daß ſie aufhöre, thätig zu ſeyn. — Dieſe Bemerkungen wollen wir itzt auf unſern Gegenſtand anwenden.

Iſt es wahrſcheinlich, iſt es nur begreiflich, daß die Natur, zur fortdauernden Erhaltung der kleinſten Partikeln der elementariſchen Materie, Geſetze angeordnet, — und unendlich koſtbarere Partikeln, diejenigen, nämlich, welche wir beſeelte Partikeln nennen, vernachläßigt habe? Wie? die Materialien, die nur zum Gerüſte des unermeßlichen Weltgebäudes dienen, würden, nachdem ſie an einer Stelle gebraucht worden wären, ſorgfältig geſammelt, um, nach und nach, zu anderem Gebrauch ohne Ende, angewandt zu werden, indeſſen, daß die Seelen, welche eine unendlich edlere Rolle ſpielen, und deren Wirkungskreis ſich unendlich weiter erſtreckt, nur eine vorübergehende Rolle auszufüllen hätten, nach welcher ſie, ewig, in einer gänzlichen Unthätigkeit, hinſchlummerten? Dieſes wäre dem Genie der Natur gemäß?

Vorausſetzungen dieſer Art ſind wahrhaft ungereimt, und vernichten alle Begriffe von der Weisheit der Anordnungen der Natur; Begriffe, die durch die offenbarſten, und auch den eingeſchränkteſten Menſchen in die Augen fallenden Thatſachen ſo gründlich feſtgeſetzt worden ſind.

Wir

Wir müſſen vielmehr ſchlieſſen, daß, weil die allerkleinſte Partikel der elementariſchen Materie eine Reihe von Rollen ohne Zahl zu ſpielen hat, um deſto ehe die Seele, dieſe, unendlich weit edlere, und mit unendlich weiter reichenden Kräften begabte Partikel, eine unaufhörliche Reihe von Rollen in der Welt zu ſpielen haben werde. Folglich wird ſie, nach dieſem gegenwärtigen Leben, auf einen andern Schauplatz übergehen, um dort in ihrer Thätigkeit fortzufahren u. ſ. w. Dieſes iſt der Weisheit der Anordnungen, die wir in dieſer Welt bemerken, gemäs.

Aber, wenn die Seele ihre Thätigkeit wieder bekommen ſoll: ſo bedarf ſie auch eines neuen Körpers? — Dieſes ſcheint ſehr wahr zu ſeyn, aber es darf uns nicht irre machen. Wenn die Seelen beſtimmt ſind, auf einem andern Schauplatz, nachdem ſie dieſen hier verlaſſen haben, wieder zu erſcheinen, wie denn Alles, dieſes zu glauben, uns anlockt: ſo wird die Natur ihnen die, zu dieſem neuen Leben nöthigen Körper ſchon zu verſchaffen wiſſen, ob es uns gleich nicht möglich iſt, zu errathen, durch welche Mittel ſie dieſes ausführen wird.

Aber, auch über dieſen Punkt bietet die Natur uns analogiſche Thatſachen dar, die, wenn nicht ein ſtarkes Licht, dennoch einen, zur Zerſtreuung dieſer Zweifel hinlänglichen Schimmer verbreiten.

Wenn es wahr iſt, (wie ich denn es erwieſen zu haben, mir ſchmeichele,) daß die Seele nicht eine Modification, oder das Reſultat des thieriſchen Körpers, ſondern eine, in Anſehung ihres Daſeyns, vom Körper unabhängige Subſtanz iſt: ſo muß es ja wohl, wofern man nicht zu immerwährenden Wundern ſeine Zuflucht nehmen will, welches ſehr wenig philoſophiſch ſeyn würde, in der Natur Geſetze geben, wodurch die

Ver-

Vereinigung dieſer beyden Subſtanzen bewirkt werden kann.

Giebt es nun aber Geſetze zur erſtern Vereinigung der Seele mit einem thieriſchen Körper, warum ſollten wir denn zweifeln, daß, vermöge ähnlicher Geſetze, eine zweyte Vereinigung der Seele mit einem andern Körper, wenn ſie von dem erſtern getrennt ſeyn wird, erfolgen könnte?

Und dieſe Analogie da iſt nicht die einzige, die uns zu glauben überreden kann, daß es dergleichen Geſetze giebt. Wir finden, in der natürlichen Vereinigung des Keimes der organiſirten Körper mit der Materie, von welcher dieſe Körper gebildet werden ſollen, noch eine andere. Ich habe in dem vorher gehenden Aufſatz gezeigt, daß dieſe Keime ſchon vor der Bildung der Körper exiſtiren, daß ſie allenthalben ausgeſtreuet ſind, und daß ſie, vermöge beſtimmter Geſetze, den Weg finden, der ſie an diejenigen Orte hinführt, wo ſie mit derjenigen Materie ſich vereinen ſollen, welche zur Bildung der Pflanzen und der Thiere beſtimmt iſt.

Da dieſe Fälle der natürlichen Vereinigung der beſeelten Partikel mit einem organiſirten Körper vollkommen gleichförmig ſind: ſo iſt es klar, daß man, bey dem Wunſch dieſer Vereinigung nach dem Tode, nichts ſagt, das nicht dem Lauf der Natur gemäß, und, folglich, nicht ſehr wahrſcheinlich wäre.

Hier bleibe ich ſtehen. Zu jedem Schritte weiter mangelt uns ſicherer Grund. Ich hatte mir vorgeſetzt, die wichtige Frage von der Unſterblichkeit der Seele, als einen Gegenſtand der Phyſik zu behandeln; ich mußte mich folglich an der Erfahrung, und, bey dem Mangel dieſer, an der Analogie halten, die, obgleich weit weniger entſcheidend als die Erfahrung, dennoch ein ſicheres Mittel iſt, Wahrheiten in phyſiſchen Dingen

zu entdecken, weil die Natur, obgleich mannichfaltig, dennoch allenthalben auf ähnliche Art verfährt.

Weiter gehen zu wollen, um zu Muthmaaßungen über die Zeit, oder den Ort zu gelangen, wo dieſe Art von Auferſtehung geſchehen werde, oder um die nähern Umſtände des künftigen Lebens zu errathen, hieße, ſich in ein unerforſchliches Labyrinth wagen. Ein, für unſre Sinne undurchdringlicher Schleyer ſcheidet die Scene dieſes Lebens von der Scene des zukünftigen. Wir ſagen hier mit dem Horaz:

Prudens futuri temporis exitum
Caliginoſa nocte premit Deus.

Dieſe gänzliche Unwiſſenheit über unſern zukünftigen Zuſtand darf, ſo bald wie wir nur wiſſen, daß wir fortfahren werden, zu exiſtiren, und zu empfinden, uns nicht kleinmüthig machen, und Horaz hat Recht gehabt, zu den von mir angeführten Verſen die Bemerkung hinzu zu ſetzen:

Ridetque ſi mortalis vltra
Fas trepidat.

Indem wir aus dieſem Leben in ein anderes übergehen, gehen wir nicht aus den Gränzen der Natur, welcher wir hier unterworfen ſind, heraus. Und, je mehr wir nun den Lauf dieſer Natur, oder die allgemeinen Geſetze kennen lernen, nach welchen ihre Wirkungen angeordnet ſind, je weiſer, und je vortheilhafter für uns finden wir ſie. Wir können alſo von dieſem Schauplatz zu einem andern mit der völligen Ueberzeugung übergehen, daß wir auch dort unter eben der guten und weiſen Regierung, unter welcher wir gegenwärtig leben, ſeyn werden, wofern nur unſre Begierden, und unſre Forderungen nicht den allgemeinen Einrichtungen der Natur zuwider ſind, welches denn aber immer möglich iſt.

Man

Man ſieht, daß ich hier nur als Philoſoph rede, und mich keiner Argumente bediene, als derjenigen, welche uns die Betrachtung der Natur darbietet. Ich habe ſo gar in dieſen Unterſuchungen die, blos metaphyſiſchen Argumente vermieden. Mein Zweck, wie ich es in dem erſten Aufſatze geſagt habe, war, diejenigen Bewegungsgründe, die auch den Materialiſten von der Unſterblichkeit ſeines Seyns überzeugen müſſen, vorzutragen. Wenn ich allenthalben, als Materialiſt rede: ſo iſt es nicht, daß ich ſelbſt dergleichen Begriffe, die ich für ſehr falſch halte, hegte.

Ich bin ſo weit entfernt von der Meynung der Materialiſten zu ſeyn, daß ich ehe der Materie ihre Körperlichkeit abſprechen, als der Seele die Materialität zuſchreiben würde. Ich mache ſo gar mir kein Bedenken zu behaupten, daß wir der Immaterialität, oder der Einfachheit der denkenden Weſen gewiſſer, als der Materialität der Elemente der Körper ſind.

Wir haben, in der That, zu Gunſten der Einfachheit unſers Seyns, das innre Zeugniß des Gefühls, und zu Gunſten der Materialität der Elemente können wir nichts anführen, als Induktionen, die ſich auf die äuſſern Sinne gründen; Zeugniſſe, die, in Beziehung auf die wahre Natur der ſinnlichen Gegenſtände, ſo wenig ſicher ſind, daß man Urſache hat, ſich zu verwundern, wie ſelbſt Philoſophen ſich auf dieſen Beweis haben gründen können.

Eine der erſten Wahrheiten, wovon man ſich, wenn man dem Studio der Natur ſich überläßt, überzeugen kann, iſt, daß die ſinnlichen Vorſtellungen mit den wahren Eigenſchaften der Gegenſtände, welchen ſie entſprechen, gar nichts gemein haben. Selbſt der gemeine Mann iſt hievon, in verſchiedenen Fällen, überzeugt. So glaubt, zum Beyſpiel, heut zu Tage, nur ein Idiote noch, daß der Himmel, wie ihn das Auge uns darſtellt,

ein dichtes Gewölbe, oder daß die Wolken feſte Körper ſind. Und auch die Halb-Philoſophen ſelbſt ſehen ein, daß die Vorſtellungen von den Farben und Tönen nichts mit dem ähnliches haben, was dieſe Farben und dieſe Töne in der wirklichen Natur ſind. Und warum ſollte es ſich nicht eben ſo mit den andern ſinnlichen Eigenſchaften der Körper verhalten?

Ungeachtet dieſe Materie ſehr abgedroſchen iſt: ſo iſt es dennoch nicht überflüßig, ſie von Neuem zu unterſuchen, um, auf die allerdeutlichſte Art, zu beweiſen, daß wir, über die wahre Natur der Materie weit weniger, als über die Natur der geiſtigen Weſen wiſſen; oder vielmehr, um zu beweiſen, daß es unmöglich iſt, zu entſcheiden, ob einfache Weſen, wie die Seele, von einer, der Natur der allerkleinſten Theile der Materie, entgegen geſetzten Natur ſind. — — — — — — — — — — — — — — —

Zusatz des Verfassers

zu der Abhandlung über einige Eigenschaften der Materie, zur Prüfung des Systems des Materialismus. (S. 1ten B. S. 348.)

Eine der bekanntesten Eigenschaften der Körper ist, daß sich, in ihren Bewegungen nichts Willkührliches (spontané) findet, und daß die allergeringste Veränderung darin eine äussere Ursach erfordert.

Aber, es ist nicht möglich zu läugnen, daß diese Willkühr nicht bey den Thieren Statt finde.

Sie besteht darin, daß die thätige Kraft derselben, ohne alle Einwirkung äußerer Ursachen, blos durch innere Bewegungsgründe, welche sich in dieser thätigen Kraft selbst befinden, ihre Richtung bestimmt, mäßigt, oder abändert.

Ein, auf einer glatten Fläche sich, in gerader Linie bewegender Körper, setzt seinen Lauf in eben derselben Richtung so lange fort, bis er auf ein Hinderniß stößt, wodurch seine Bewegung abgeändert wird. Aber diese Veränderung geschieht nur, nachdem der, sich bewegende Körper, auf das Hinderniß gestoßen ist; vor dem Stoße leidet er keine Veränderung, zeigt er keine Vorempfindung von dieser Veränderung.

Ein Thier, das auf einer Fläche läuft, entdeckt ein Hinderniß auf seinem Wege. Weit entfernt, daß es so lange warte, bis es gegen dieses Hinderniß stößt, ändert es seinen Lauf, ehe es bey demselben ankömmt, um den Stoß zu vermeiden.

Nun sage ich, daß die Veränderung in der Bestimmung dieser Kraft sich nicht von einer äußern, oder

mechanischen Ursache herschreibt; es ist nicht die Bewegung oder der Antrieb eines andern Körpers, der sie hervor bringt; sie entsteht aus einer innern Wirkung der thätigen Kraft dieses Thieres selbst.

Man kann nicht behaupten, daß es der Anblick dieses Hindernisses sey, der diese Veränderung auf eine mechanische Art, und durch die Bewegung hervorbringe, welche die, von dem Hinderniß zurück fallenden Lichtstrahlen in dem Gehirne des Thieres erzeugen. Denn eben dieselbe Wirkung hat Statt, ob man selbst das Hinderniß sieht, oder von einem andern, es sey durch ausgesprochene Worte, oder durch geschriebene, oder blos durch Zeichen, davon benachrichtiget wird.

Kein Mensch wird sagen, daß der Anblick eines Abgrundes, der vor mir ist, ganz genau eben die Veränderung in meinem Gehirn hervor bringe, als die Worte eines Menschen, der mich die Gefahr wissend machte, oder die Lektür zweyer oder dreyer Worte, die davon mich unterrichteten.

Die Wirkung ist indessen, in allen diesen Fällen, ein und dieselbe; ich stehe still; oder ich wende mich abwärts. Folglich ist es denn keine mechanische Ursache, durch welche diese Wirkung hervor gebracht wird.

Zusatz des Uebersetzers.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich die vorherstehenden Abhandlungen durchlas, hat die folgenden Bemerkungen veranlaßt.

Da es sich, mit der größten Wahrscheinlichkeit, vermuthen läßt, daß alle philosophische Leser eben dergleichen, und vielleicht noch viel strengere machen werden: so wird man, hoffe ich, mir keinen andern Vorsatz, bey dem Niederschreiben derselben, als Liebe zur Wahrheit, zutrauen. —

Herr Sulzer hat, im ersten Theile dieser Abhandlung, die Behauptung, „daß die denkende oder vorstellende Kraft des Menschen, das Resultat der Organisation des menschlichen Körpers, und nichts für sich bestehendes sey," dadurch bestritten, „daß die Nerven weder selbst empfinden, noch da, wo sie sich mit einander vereinen, von einer ganz verschiedenen Struktur, als in ihrer übrigen Länge, sind."

Man erlaube mir, diesen zur Widerlegung der Materialisten schon so oft gebrauchten Satz etwas genauer zu prüfen. Ich bin so weit entfernt, Materialist zu seyn, und so innig von der Hofnung der Unsterblichkeit durchdrungen, (ob sich diese freylich gleich auf andre Beweise bey mir gründet,) daß ich diese Prüfung blos unternehme, weil ich glaube, daß der eigentliche Materialismus in jenen Sätzen nicht scharf genug bestritten ist.

Der Materialist wird nämlich die Folgerung, daß, weil jeder einzele Nerve nicht empfinde, und die Struktur desselben durchaus sich gleich sey, ihre Verknüpfung ihnen nicht Empfindung geben könne, nicht bündig finden. Schwerlich wird er annehmen, daß die Thätig-

keit eines Ganzen nur aus Kräften von Beſtandtheilen, die dieſer Thätigkeit ähnlich ſind, entſtehe. Er wird antworten: »eben ſo wenig, wie ein einzeles Stück einer »Uhr, der künſtlichen Bewegung einer ganzen Uhr fähig, »und ſo wie dieſe Bewegung das Reſultat der Zuſammenſetzung dieſer einzelen Stücke iſt, und entſteht, ſo »bald die fertige Uhr den gehörigen Anſtoß erhält, das »heißt, ſo bald ſie aufgezogen wird, eben ſo wenig darf »der einzele Nerve empfinden können, aber eben ſo leicht »kann dieſe Empfindung auch aus der Verknüpfung der »Nerven entſtehen, ſo bald der Keim den gehörigen Anſtoß erhält, das heißt, ſo bald er, in dem eigentlichen Sinne, befruchtet wird. Der Unterſchied iſt blos, »daß die Uhr ein mechaniſcher, und der Keim vielleicht »ein organiſcher Körper iſt, und daß jener von Zeit zu »Zeit, wieder den, zur Fortſetzung ſeiner Bewegung »gehörigen Anſtoß erhalten muß, an Statt, daß die »einmal in Bewegung geſetzte Organiſation nicht, wenigſtens nicht ſo eigentlich wie die Uhr, gleichſam wieder aufgezogen werden darf; aber dieſer Unterſchied »zeugt nur von der Verſchiedenheit der Werkmeiſter, »zeugt von der unendlich größern Weisheit und Macht »des Urhebers der Welt, nicht vom Unterſchiede der »Sache ſelbſt, als Wirkung von Zuſammenſetzung betrachtet. Wohlverſtanden, nämlich, daß die denkende Kraft im Menſchen nicht blos und nichts mehr, als »die Bewegung der Uhr, ſondern nur, wie dieſe, das »Reſultat der Zuſammenſetzung einer künſtlichern, und »von einem unendlich weit vollkommenern, weiſern »und mächtigern Werkmeiſter verfertigten Maſchine »iſt — Durch die Zuſammenſetzung, könnte er fortfahren, entſtehen allerdings auch in der Natur ſehr »öfters Eigenſchaften, welche die einzelen Theile nicht »haben. Man löſe das Eiſen in ſeine beſondern Theile »auf, und es verliert die Kraft, vom Magnet angezo-

»gen

»gen zu werden. Und, ſo nach wäre denn der Be»weis, welchen ein neuerer Philoſoph *) auch zu einer »petitio principii macht, der Beweis, nämlich, daß das »Denken blos ein Modus des Menſchen ſey, nichts we»niger, als dieſes. Denn für uns Materialiſten iſt es »ja, dem Vorhergehenden zu Folge, nicht mehr ſtrittig, »daß der Menſch nur blos eine organiſirte Materie »ſey.« —

Dieſe, und ähnliche Einwürfe gegen die Selbſtſtändigkeit des denkenden Weſens ſind von verſchiedenen andern Philoſophen, mehr oder weniger glücklich widerlegt, und mannichfaltige Beweiſe für die Selbſtſtändigkeit verſucht worden.

Hr. Mendelsſohn (in ſeinem Phädon) hat den Beweis für die Selbſtſtändigkeit der Seele, wenn ich ſonſt dieſen Beweis ganz richtig gefaßt habe, auf folgende Art geführt:

„Wenn die Vorſtellungskraft im Menſchen das Reſultat, oder eine bloße Wirkſamkeit der Organiſation ſeyn ſollte: ſo kann ſie nicht aus ähnlichen Kräften der Beſtandtheile des Körpers, ſondern muß ſo wie Ebenmaaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung u. d., nur aus der Zuſammenſetzung der Theile, entſtehen; denn die Kräfte der Beſtandtheile des Körpers ſind keine Vorſtellungskräfte.

*) Hr. Tiedemann in ſeinen Unterſuchungen über den Menſchen, Th. 2 S. 66. Hr. Tiedemann betrachtet hier dieſen Satz, als für ſich beſtehend, nicht in der Verbindung, worin er, im Syſtem des Helvetius ſteht. Denn dieſer hatte vorher (de l'homme p. 89.) das eben zuletzt angeführte Beyſpiel vom Magnet, und viele andere der Art mehr, von ſeinem vorgeblichen Engländer, gebrauchen laſſen; und ſagt nun in der Folge (S. 96.) — und nicht dieſer Engländer, wie Hr. T. (S. 65.) will — daß das Denken une maniére d' être de l'homme ſey.

„Ebenmaaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung u. d. ſetzen ein Zuſammennehmen, Vergleichen, Gegeneinanderhalten u. ſ. w. der Theile woraus ſie beſtehen, und der Art, wie ſie zuſammengeſetzt ſind, voraus. Ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannichfaltigen Theile iſt das regelmäßigſte Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmoniſcher, als das Aechzen der Nachteule. (S. 148. Ausg. vom Jahr 1768.) — Und zwey verſchiedene Farben, die in einen ſo engen Raum zuſammen gebracht ſind, daß ſie das Auge nicht mehr von einander unterſcheiden kann, werden, auſſer uns, noch immer getrennt, und nur, vermöge unſerer Empfindung, in eine dritte zuſammen geſetzt ſeyn, die mit jenen nichts gemein hat. (S. 153.)

„Iſt nun aber der Urſprung von Ebenmaaß, Harmonie u. ſ. w. nur einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu ſuchen; ſetzt das Zuſammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine ähnliche Kraft des Zuſammengeſetzten entſpringen ſoll, ein denkendes Weſen zum voraus, dem ſie, in Verbindung, anders ſcheinen, als ſie ſind: ſo kann ja dieſes Denkungsvermögen, das die Urſache aller Vergleichung, und Zuſammenhaltung und Verbindung iſt, unmöglich aus dieſen, ſeinen eigenen Verrichtungen entſpringen. — Niemand hat noch den Urſprung der Flöte in das Zuſammenſtimmen ihre Töne, und den Urſprung des Sonnenlichtes in den Regenbogen geſetzt.“ (S. 149. 154.)

Ich weiß nicht, ob ich dieſe Beweiſe richtig genug, aus den verſchiedenen Seiten, die ſie, in dem angeführten

führten Werke, einnehmen, zusammen gedrängt, und im Auszuge so dargestellt habe, wie sie dort, weitläuftiger, sich finden; aber sie haben mir, zu jeder Zeit, unzureichend zu ihrem Zwecke geschienen. Vielleicht hängt auch ihre Evidenz, so wie die Evidenz sehr vieler Beweise, von vielen Nebenvorstellungen und Vorbegriffen in der Seele, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, von der bey verschiedenen Menschen ganz verschiedenen Verfassung, Stimmung oder Ton der Denkkraft überhaupt ab.

Wenn ich diesen Beweis, richtig, gefaßt habe: so enthält er eigentlich den Satz: »daß, wenn das Vorstellungsvermögen nichts, als gleichsam das Resultat der Organisation des menschlichen Körpers wäre, »wir nicht wissen könnten, daß wir dieses sind; mit andern Worten, daß wir, in diesem Falle, gar kein Bewußtseyn von uns selbst haben würden.« Wenigstens habe ich ihn mir, auf keine andre Art, ganz deutlich und faßlich machen können. Aber den Grund, warum die Sache sich dann so, und nicht anders verhalten müsse, habe ich nicht gefunden, und gestehe auch, ihn nicht angeben zu können.

Und, wenn man diesen Satz weiter zurück verfolgte: würde er sich nicht endlich gar in den Schluß des Cartesius, cogito, ergo sum, auflösen? Aber dieser Schluß kann vielleicht gegen Idealisten und Pyrrhonisten gute Dienste leisten; nur nicht gegen den Materialisten.

Dieser würde auf die Beweise des Hrn. Mendelssohn vielleicht erwiedern: »Sind die Graunsche Passion, der Pallast zu Sans Souci, die Nacht vom »Corregio weniger, oder etwas anders, als das, was sie »sind, wenn auch kein Mensch sie hört, oder sieht? »Wir erkennen hier Harmonie, Symmetrie, Schönheit, u. s. w.; das heißt, wir nennen die Erscheinungen

»gen

„gen dieſer Dinge ſo; aber dadurch, daß wir ſie ſehen „oder hören, dadurch, daß wir ihnen Namen geben, „erhalten ſie nicht das Daſeyn. Sie ſind und bleiben, „was ſie ſind, ohne daß wir überall exiſtiren dürften. — „Freylich würden ſie eigentlich nicht exiſtiren, wenn kei„ne Werkmeiſter dazu da geweſen wären, und, wenn „dieſe Werkmeiſter nicht die dazu gehörigen Seelenver„mögen beſeſſen hätten; aber, daraus daß auch die „Menſchen einen Urheber gehabt haben, und daß die„ſer alle die Eigenſchaften beſitzen muß, wodurch wir „haben werden können, was ſie ſind, daraus läßt ſich „noch nichts über die eigentliche Natur dieſes Urhebers, „ſondern es laſſen ſich nur ſeine Eigenſchaften daraus fol„gern. — Wir ſprechen der Menſchheit nicht ihr Vor„ſtellungsvermögen ab; wir ſind nur mit den Spiritua„liſten über das Subjekt nicht eins, in welchem es ſich „befindet; ſie ſagen, dieſes müſſe eine von dem Körper „verſchiedene Subſtanz ſeyn; wir ſagen, dieſes Vermö„gen iſt das Reſultat der Organiſation, wie, z. B. die „Kraft des Schießpulvers nur aus der Zuſammenſe„tzung von Schwefel, Salpeter und Kohlen reſul„tirt.“ —

Doch, wenn gleich dieſe Beweiſe für die Selbſtſtändigkeit der Seele nicht hinlänglich zu ſeyn ſcheinen: ſo giebt es denn deren doch vielleicht einige, welche überzeugender ſind. Und ich ſtehe um ſo weniger an, ſie hier beyzubringen, da, bey dem wirklich überhand nehmenden Materialismus dieſer Art, die Abhandlung des Hrn. Sulzers leicht die Anhänger dieſer Lehre, ob ſie gleich zunächſt wider ſie geſchrieben iſt, in ihrer Meynung beſtärken könnte, wenn ſie ſeine Widerlegung nicht zureichend fänden. —

1) Es kann wohl, als eine ausgemachte Erfahrung, gelten, daß, eben ſo wie der Körper auf das Vorſtellungsvermögen wirkt, eben ſo dieſes auch auf

den

den Körper wirke, und Veränderungen darin hervorbringe. Iſt nun dieſes Vermögen nichts, als das Reſultat der Organiſation: ſo läßt es ſich nicht begreifen, wie eine bloße Erſcheinung, reelle Veränderungen wirken, und folglich eine Kraft äußern könne. *) — Dieſes wäre ungefähr eben das, als wenn die Farben einer Blume, die Pflanze ſelbſt wachſen, oder abnehmen machen, ihr größere, oder kleinere Blätter, u. ſ. w. verſchaffen ſollten.

2) Zur Hervorbringung einer Veränderung iſt unmittelbare äußere Urſache und Veranlaſſung nothwendig. Wenn die Seele Veränderungen in dem Körper hervorbringt: ſo muß ſie alſo etwas, von dem Körper verſchiedenes ſeyn. — Denn auch in ſich ſelbſt bringt die Seele keine Veränderungen hervor, als durch Gegenwirkung des Körpers. **)

3) Daß die Bewegung des Vorſtellungsvermögens immer aus vorhergehender Bewegung der Organe, vermittelſt ſinnlicher Eindrücke, entſteht, und der Menſch alſo nur vermöge ſeiner Organiſation eigentlich in Bewegung geſetzt wird, heißt nichts geſagt. Bey aller Bewegung liegt das Geſetz zum Grunde, daß, ſo bald keine Hinderniſſe ſich finden, aus einer ſtarken Bewegung immer eine gleich ſtarke, und aus gleichen ſtarken immer gleich ſtarke Bewegungen entſtehen. Nun erfolgen aber aus ſchwachen, unbeträchtlichen Senſationen heftige Bewegungen in dem Vorſtellungsvermögen; und aus ſtarken Senſationen ſchwache oder gar keine darin. Ein Schimpfwort, oder das Leſen einer Nachricht von einem großen Unglück, macht auf die Sinne einen ſchwachen Eindruck, und bringt doch heftige Bewegungen in dem Vorſtellungsvermögen hervor. Körper-

*) Erfahrungen und Unterſuchungen über den Menſchen, Th. 2. S. 40.

**) Ebend. S. 42.

perliche Schmerzen, und ſo gar Martern bringen ein recht eigenſinniges Kind nicht zum Nachgeben, und, in dem gefangenen Irokeſen gar entgegen geſetzte Bewegungen, Singen und Hohnſprechen, hervor. *)

Ich habe in dieſen Sätzen, gröſtentheils, die eigenen Worte der unten angeführten Schriftſteller beybehalten; und dieſe Schriftſteller ſcheinen dieſe Sätze aus dem Werke eines neuern holländiſchen Philoſophen, **) des Hrn. Hemſterhuis, entlehnt zu haben, der ſie, auf folgende Art, vorträgt. ***)

1) Ein, im Zuſtand der Ruhe, oder in einer gleichförmigen Bewegung befindlicher Körper, bleibt, ſeiner Natur nach, in dieſer Ruhe, oder in dieſer gleichförmigen Bewegung.

2) Ein Körper kann folglich nicht anders, als durch die Einwirkung einer Sache, die nicht er ſelbſt iſt, aus der Ruhe in Bewegung, oder, aus einer gleichförmigen Bewegung in eine ſchnellere gebracht werden.

3) Der Körper des Menſchen wird, durch eine Aeuſſerung des menſchlichen Willens, aus der Ruhe in Bewegung, und aus einer Art von Bewegung in eine andere geſetzt.

4) Folglich wird der Körper des Menſchen durch Einwirkung einer Sache, die nicht dieſer Körper iſt, in Bewegung gebracht, oder die Bewegung deſſelben beſchleunigt.

5) Und hieraus ergiebt ſich nun, daß die bewegende Kraft dieſes Körpers, welche wir Seele nennen, ein, von dieſem Körper verſchiedenes Ding ſey.

1. Es iſt widerſprechend, daß ein Ding, von welcher Art es ſey, eine ſeiner weſentlichſten Eigenſchaften

ver-

*) Unterſuchungen über den Menſchen von Hrn Tiedemann, Th. 2. S. 83

**) Lettres ſur l'homme et ſes rapports, Paris 1772.

***) S. 35. u. f.

vernichte, weil es zu ſeinem Weſen gehört, dieſe Eigenſchaft zu beſitzen, und es ſich alſo ſelbſt in nichts verwandeln würde.

2. Eine weſentliche Eigenſchaft eines, in Bewegung ſeyenden Körpers iſt, daß er fortfahre, ſich in eben derſelben Richtung zu bewegen.

3. Der Menſch ändert nun aber, durch eine Willensäußerung, die Richtung der Bewegung ſeines Körpers.

4. Folglich, würde der Menſch, wenn er nichts, als Körper in Bewegung wäre, dadurch eine weſentliche Eigenſchaft ſeiner Selbſt vernichten.

5. Und hieraus folgt nun wieder, daß die, dieſen Körper in Bewegung ſetzende Kraft, welche wir Seele nennen, ein, von dieſem Körper verſchiedenes Ding iſt.

Der zweyte Beweis des Hrn. Sulzer für die Selbſtſtändigkeit der Denkkraft, daß, nämlich, „die „Seele, ſelbſt bey einem zerrütteten thieriſchen Körper, ihre ganze Vollkommenheit, oder Geſundheit erhalte," ſcheint auch verſchiedene, ziemlich wichtige Einwendungen zuzulaſſen. Und dieſe Einwendungen treffen denn doch die Selbſtſtändigkeit ſelbſt überhaupt ſo wenig, daß ich mir keine Bedenklichkeit machen darf, ſie vorzutragen.

Es ſcheint, nämlich, nichts weniger, als hinlänglich zu ſeyn, daß die Seele überhaupt nur, empfinde, wahrnehme, urtheile, verlange, und verabſcheue, u. ſ. w. um daß wir ſagen könnten, ſie ſey wirklich geſund, und in ihrer ganzen Vollkommenheit.

Denn, was kann Geſundheit der Seele eigentlich heißen? — Man denke ſich eine Erde, auf welcher das männliche Geſchlecht der ganzen erſten Claſſe der Geſchöpfe, diejenigen Liebkoſungen, welche Empfindungen

gen ausdrückten, die ihm nur zur Fortpflanzung seines eigenen Geschlechtes gegeben worden, gegen Geschöpfe, mit welchen er sein eigenes Geschlecht nicht fortpflanzen könnte, verschwendete: würde man diesen Geschöpfen eine vergleichende, urtheilende Kraft zuschreiben? Scheint es also nicht, als ob wir, überhaupt, nur aus dem richtigen Wahrnehmen, Empfinden, Urtheilen, Verlangen und Verabscheuen wissen könnten, daß wir überall das Vermögen hiezu haben? Und wenn wir nun also, aus dem natürlichen Zustande der Menschheit nur, schließen dürfen, daß wir vernünftige Geschöpfe sind: so würde das richtige Wahrnehmen u. s. w. wohl nicht blos, gleichsam zu den Zufälligkeiten der Seele nur gehören? Ist aber richtiges Wahrnehmen der Seele wesentlich: so ist sie, bey dem Gegentheil, unmöglich im Zustande der Gesundheit. —

Der Einwurf, daß, da verschiedene Menschen den Werth verschiedener Dinge ganz anders beurtheilen, und was der eine schätzt, von dem andern oft verachtet wird, es gar keinen eigentlichen allgemeinen Maasstab für richtiges Wahrnehmen geben kann, und es folglich gar noch nicht erwiesen sey, daß der Wahnsinnige, der seine Katze für seine Geliebte ansieht, falscher wahrnehme, als der Mann, der in Reichthum oder Ehre seine Glückseligkeit sucht, läßt sich, bey diesem Falle, leicht wegräumen. Wenn wir, nämlich, die Dinge überhaupt, die wir zur Erreichung unserer Zwecke wählen, nur dergestalt wählen, daß wir diese Zwecke damit mindstens erreichen können: so scheint es, als ob wir richtig wahrgenommen hätten. Und Reichthum und Ehre sind nun wohl, zur Erreichung der Glückseligkeit, nicht ganz so zweckwidrig gewählt, als es eine Katze zur Geliebten ist. Es läßt sich begreifen, daß man mit jenen glücklich sich machen könne. — Die verschiedenen Dinge dieser Unterwelt haben jedes seine Bestimmung, je-

des ein gewiſſes Verhältniß gegen uns. Nun läßt ſich freylich wähnen, daß ein Haus ſeine Beſtimmung nicht erreiche, und nicht in dem gehörigen Verhältniß gegen uns ſtehe, wenn es nicht ſchön gebaut, und mit einem ſchönen Hauerath verſehen; — aber, es läßt ſich nicht wähnen, daß es beſtimmt ſey, um daß es zu einem eigentlichen muſikaliſchen Inſtrumente diene, ohne daß wir, im erſten Falle, nicht noch immer ſeine eigentliche Beſtimmung, und ſein Verhältniß überhaupt gegen uns, im Geſicht behielten, und ſie, im zweyten, gänzlich aus dem Geſicht verlören. — Und, daß der Wahnſinnige ſeine Katze nicht, qua Katze, ſondern nur liebkoſet, weil er ſie wirklich für ſeine Geliebte hält, und ſie nicht liebkoſen würde, wenn er die Katze in ihr erkennte, das kann ſehr leicht zugeſtanden werden, weil hier nur blos von dem ganz falſchen Wahrnehmen die Rede iſt. —

Ferner, würde dieſe, im allgemeinen, richtige und übereinſtimmende Wahrnehmung der Dinge vielleicht ſchon nicht Statt gefunden haben, wenn die Menſchheit, ohne dieſelbe, ihre Beſtimmung hätte erreichen können. Die Welt würde, wahrſcheinlicher Weiſe, ganz anders eingerichtet ſeyn, als ſie itzt eingerichtet iſt, wenn es für die Menſchheit ganz einerley wäre, ob man eine Katze, oder ein Frauenzimmer für eine Geliebte, und ein Haus für eine Wohnung oder ein muſikaliſches Inſtrument anſehen könnte; kein einziges Ding hätte dann beſtimmter Eigenſchaften oder Erſcheinungen bedurft. — Doch, wenn dieſer Beweis a priori auch nicht hinlänglich wäre, um die eigentliche Geſundheit der Seele blos in allgemein richtige Wahrnehmungen der Dinge zu ſetzen: ſo ergiebt es ſich denn doch, aus den Folgen ganz falſcher Wahrnehmungen, daß nicht allein der Menſch dabey nicht das wird, was er werden ſoll, das heißt, ſo glücklich, und ſo vollkommen, als er

es, als Mensch werden kann; sondern daß auch die Summe der Vollkommenheit des Ganzen, in mehr noch, als dieser Rücksicht, dabey leidet.

Wenn der Mensch, nämlich, Liebkosungen an eine Katze verschwendet, die er eigentlich nur einem vernünftigen Geschöpfe bezeugen sollte: so werden diejenigen Gefühle und Vorstellungen, welche entwickelt werden würden, wenn er diese Liebkosungen demjenigen Gegenstande bezeugte, welchem sie eigentlich zukommen, und welcher, in einem gewissen Verhältnisse mit ihnen gebildet worden ist, — diese Gefühle und Vorstellungen, sage ich, werden dann nicht entwickelt. Gesetzt aber auch, daß Dankbarkeit und gegenseitige Zuneigung in der Katze dadurch erzeugt würden: so können diese denn doch nicht in die, daraus in einem vernünftigen Geschöpfe entstehenden, und nur ihm möglichen gegenseitigen Dienstleistungen, in Beystand und Hülfe aller Art ausbrechen, und folglich alle Vollkommenheiten oder Fähigkeiten, die dazu gehören, nicht entwickelt werden. Und es ist nicht genug, daß der falsch Liebkosende blos dadurch einen unmittelbaren Abbruch an seiner eigenen Glückseligkeit leiden kann; auch sein Wohlwollen gegen die Menschheit überhaupt, die Ruhe und Zufriedenheit seines Herzens, werden dadurch beeinträchtigt, — und, durch die entferntern Folgen aller dieser Dinge, die Vollkommenheit der Welt, so wohl, als seine eigene gemindert. — Eben dieses gilt von allen andern, ganz falschen Wahrnehmungen; und auch dann, wann die Gegenstände derselben nicht unmittelbar auf uns zurückwirken. Die Uebung, Bildung, und Vervollkommnung der Seelenkräfte wird gehindert, wenn ich z. B. ein Haus für ein musikalisches Instrument ansehe; denn, alsdann findet keine Vergleichung zwischen Mittel und Endzweck mehr Statt. —

Bleibt

Bleibt nun aber die Seele, bey ganz falſchen Wahrnehmungen, in einer wahren Unvollkommenheit: ſo läßt ſich unmöglich von ihr ſagen, daß ſie geſund ſey; denn, ſie iſt alsdenn ſo krank, als es eine Seele ſeyn kann. Hr. Sulzer ſcheint alſo wohl hier in dem Ausdrucke gefehlt zu haben.

Aber auch nur in dem Ausdrucke. Denn, einmal iſt die Selbſtſtändigkeit der Seele dadurch nicht aufgehoben; das heißt, ſie hört auch in dieſem Zuſtande nicht auf, zu empfinden, wahrzunehmen, zu verlangen, zu verabſcheuen, u. ſ. w. und folglich nicht auf, in den thieriſchen Körper zu wirken. Und iſt die Selbſtſtändigkeit erwieſen: ſo kann dieſe durch unſer Unvermögen, Rechenſchaft von der Haushaltung der Gottheit mit der Menſchheit zu geben, nicht beeinträchtiget werden. Es iſt nicht ſchwerer zu begreifen, warum, unter wirklich geſunden Seelen, ein ſo großer Unterſcheid in Ausbildung, Umfang, u. ſ. w. der Kräfte und Fähigkeiten ꝛc. iſt, warum ſo viele, noch beynahe ganz ungebildet, ſchon von dieſer Erde weggeriſſen werden, und andere ſo lange hier bleiben, bis ſie uns ſich geſchwächt darſtellen, als warum einige wenige mit ganz falſchen Vorſtellungen aus dieſer Welt zu gehen ſcheinen. Auch iſt der Zuſtand der Seele eines Wahnſinnigen nicht beſſer oder ſchlimmer, und alle Handlungsweiſen deſſelben fallen nicht anders aus, wenn auch nur die Sinne deſſelben allein verrückt wären. —

Uebrigens ſcheint das Beyſpiel, das Hr. Sulzer wählt, um ſeinen Satz anſchaulicher zu machen, das Gleichniß von der Sonne, deren Strahlen geſchwächt ſeyn können, ohne daß ſie ſelbſt kraftlos ſey, hier nicht ganz anzuwenden zu ſeyn. Zur Geſundheit der Seele gehört es wohl mit, daß ſie das Verhältniß der Dinge der Körperwelt zu ſich, im Ganzen, richtig erkenne, und von ſich ſelbſt ein richtiges Bewußtſeyn habe; oder viel-

mehr, nur dieſes iſt die eigentliche Geſundheit der Seele; ſie iſt folglich nichts, als ein Begriff, ein Verhältniß, etwas, das ohne die Exiſtenz mehrerer und anderer Dinge, die außer ihr, entweder noch gegenwärtig vorhanden, oder doch vorhanden geweſen ſind, gar nicht exiſtiren würde, oder ſich doch nicht begreifen läßt. Aber, es läßt ſich begreifen, daß die Sonne ewig unverändert da ſtehen könne, ohne daß das Anſehn der Dinge außer ihr dazu erforderlich wäre. Folglich iſt es dann, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, zur Geſundheit der Sonne, an und für ſich ſelbſt, hinlänglich, daß ſie ſelbſt es wirklich ſey; die Erſcheinungen, wenn ſie es nur iſt, machen ſie ſelbſt nicht ſchlimmer oder beſſer; ihre Wirkungen kommen, in Rückſicht auf ſie ſelbſt, und ihren wahren Zuſtand, nicht in Betracht; und, daß ſie uns entkräftet ſcheint, macht ſie noch nicht entkräftet. Die Geſundheit der Seele, hingegen, beſteht nur in richtigen Vorſtellungen; äußert ſie ganz falſche, erſcheint ſie uns wirklich krank: ſo kann ſie nicht anders, als es ſeyn, — oder doch nicht anders, als von uns krank genannt werden. —

Auch verhält ſich ein verliebter Blödſinniger gegen ſeine geliebte Katze wohl nicht gänzlich genau auf eben die Art, als er, bey geſundem Verſtande, oder bey geſunden Sinnen, ſich gegen eine wirkliche Geliebte verhalten würde. Mindſtens habe ich, unter den verſchiedenen Unglücklichen dieſer Art, die ich geſehen, und beobachtet habe, keinen gefunden, der, mit der Verfaſſung, und dem Zuſtande, in welchen er ſich zu befinden glaubte, gänzlich einſtimmig gehandelt hätte, oder conſequent geweſen wäre.

✣ ✣ ✣

An einigen andern Stellen ſcheint Hr. Sulzer in eine Art von Widerſpruch mit ſich ſelbſt, in Anſehung

der

der Lehre der Selbſtſtändigkeit der Seele, verfallen zu ſeyn.

In ſeiner erſten Abhandlung, nämlich, ſagt er, „daß bey Verrückten die Verrückung nur in den Sinnen „liege, — daß der Unwiſſende zwar, wenn die Bewe„gung einer Uhr durch ein wenig Staub aufgehalten „werde, glauben könne, daß der Mechanismus der Uhr „zerſtört ſey; daß, wenn aber dieſer Staub weggenom„men werde, die Uhr ihre vorige Vollkommenheit wie„der erhalte; und daß, auf eben dieſe Art, der Arzt, „durch ein glückliches Mittel, öfters die Hinderniſſe weg„zuräumen wiſſe, welche die Seele abgehalten hatten, „ihre Kräfte zu entwickeln u. ſ. w.“

Hier ſcheint ihm alſo eine **Wiederherſtellung** des Körpers nothwendig, wenn eine verrückte Seele wieder zu dem richtigen Gebrauche ihrer Kräfte gelangen ſolle.

Aber, in der zweyten Abhandlung, gedenkt Er der lichten Zwiſchenräume, deren jene Unglückliche zuweilen genießen; und ſetzt hinzu: „wer würde es wa„gen, zu behaupten, daß der Körper, wäh„rend dieſen lichten Zwiſchenräumen wieder her„geſtellt ſey, und plötzlich, wenn die Seele in „ihre Verrückung zurück ſinkt, auch wieder in „Zerrüttung zurückfalle?“ — Und, in der Gewißheit, daß kein Menſch dieſes wagen werde, ſagt er vorher ſchon, daß kein eigentlicher Materialiſt dieſen Umſtand, der durch die That ſelbſt ſeine Hypotheſe gänzlich vernichte, erklären könne. —

Vorher hatte Er alſo den Grund dieſer ſcheinbaren Zerrüttung in den Körper gelegt; er hatte ſo gar noch, unmittelbar vor der, zuletzt angeführten Stelle geſagt: „es iſt außer allen Zweifel, daß dieſer trau„rige Zuſtand (die ſcheinbare Verrückung der Seele) „die Wirkung einer Zerrüttung in der thieri-

„schen Maschine ist. Denn so bald man glück„lich genug ist, dem Körper die Gesundheit „wieder zu geben: so ist auch die Seele, zu glei„cher Zeit, wieder hergestellt, die Zerrüttung des „Körpers ist, in diesen Fällen, sehr reel.“ — Und nun soll die Wiederherstellung der Seele ganz unabhängig von der Wiederherstellung des Körpers seyn? —

Ich gestehe es gerne, daß ich diesen Widerspruch nicht gänzlich zu heben weiß.

Daraus, daß die Wiederherstellung der Seele — wenn ich so mich so ausdrücken darf — in den lichten Zwischenräumen nur augenblicklich und vorüber gehend ist, scheint mir nichts weniger, als zu folgen, daß eine Wiederherstellung des Körpers in eben diesen einzeln Augenblicken, nicht auch angenommen werden müsse, wenn man diese lichten Zwischenräume erklären wolle. Denn, ein Grund zu dieser scheinbaren Verrückung der Seele muß doch vorhanden seyn? Herr Sulzer findet ihn in der Zerrüttung der Organe; und ich begreife nicht gut, wie eine, durch irgend ein Hinderniß aufgehobene Wirkung, auch nur zum Theil wieder hergestellt werden könne, ohne daß auch dieses Hinderniß, in eben demselben Verhältniß, weggeräumt sey? — —

Zwar glaubt Hr. Sulzer das Räthsel dadurch aufzulösen, daß er annimmt, „eine angenehme Vorstellung könne die Aufmerksamkeit der Seele dergestalt auf sich ziehen, daß sie ihre Uebel vergesse, und daß die schmerzhafte und niederdrückende Sensation von der Zerrüttung der Maschine sehr schwach oder sehr dunkel in ihr werde.“ Aber, scheint es nicht, als ob, um daß irgend eine Vorstellung, in diesem Grade, der Seele angenehm werden könne, das Hinderniß gehoben werden müsse, welches vorher ihre ganze Thätigkeit erstickte, alle ihre Fähigkeiten gänzlich

gänzlich zerrüttet hatte, und ihr die Neigung, ſich überall zu beſchäftigen, und zu unterhalten, nahm? — —

Daß es uns unerklärlich, oder unbegreiflich bleibt, wie, ein Hinderniß, während einigen Augenblicken weggeräumt ſeyn, und gleich nachher wieder Statt haben könne, darf uns, glaube ich, nicht verleiten, die Möglichkeit der Sache zu läugnen. Wie vieles bleibt uns, über Natur, Geſchick und Beſtimmung des Menſchen nicht unbegreiflich, und unerklärlich! — Aber, ſo viel ſcheint mir denn doch gewiß, daß der eigentliche Materialiſt, auch bey der Behauptung, daß ein körperliches Hinderniß aus dem Wege geräumt werden müſſe, wenn die Seele eines Verrückten auch nur einen hellen Augenblick haben ſolle, nichts gewinne. Die Abhängigkeit des Zuſtandes der Seele von dem Zuſtande des Körpers, ſie ſey ſo groß, oder ſo geringe, wie ſie ſeyn wolle, bleibt immer unläugbar. —

Auch ſcheint Hr. Sulzer, gegen das Ende der zweyten Abhandlung, die Nothwendigkeit der Wiederherſtellung des Körpers, wenn die Seele wieder zu ihrer Vollkommenheit gelangen ſolle, von Neuem anzuerkennen. —

◆ ◆ ◆

Und nun wollen wir noch einen Blick auf das Ganze der Abhandlungen des Hrn. Sulzers werfen.

Um wie vieles wird die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele durch dieſe Abhandlungen vergewiſſert? —

Hr. Sulzer ſcheint zwey verſchiedene Abſichten bey Abfaſſung ſeines Syſtems gehabt zu haben.

Einmahl, glaubt er ſeinen kleinen, unzerſtörbaren Körper, ſeine beſeelte Partikel, annehmen zu können, weil die Seele, ganz körperlos, nicht empfinden, wahrnehmen, vergleichen, ſich bewußt ſeyn, u. ſ. w. könne, und weil die Schöpfung eines neuen Körpers

für ſie, ein Wunderwerk, — wenn ſie aber immer einen kleinen Körper behielte, ihre Wiedergeburt gleichſam alsdann nur eine ganz natürliche Begebenheit ſeyn würde. — Und hierdurch ſoll denn, in dem Syſtem des Immaterialismus, die Hoffnung zu einer Vereinigung der Seele mit einem neuen Körper, gewiſſer werden.

Aber kennen wir denn, erſtens, die Natur der menſchlichen Seele ſo genau, und wiſſen wir von dem Zuſtande, in welchen ſie, nach dieſem Leben verſetzt, und von der Beſtimmung, welche ihr zu Theile werden wird, genug, um, wenn wir ſonſt von ihrer Selbſtſtändigkeit und Fortdauer überzeugt ſind, ſchlechterdings einen neuen Körper für ſie für nothwendig halten zu müſſen? —

Zweytens, iſt mit der größern Wahrſcheinlichkeit, oder Möglichkeit, eines neuen Körpers, die ganze, oder auch nur die wichtigſte Ungewißheit über unſern künftigen Zuſtand gehoben? — Wie viel Fragen bleiben nicht noch übrig! Und, wer getraut ſich, ſie zu beantworten? — Wenn, und wo werden wir dieſen Körper erhalten?

Drittens, muß auch Hr. Sulzer, um des Rückrufes der Seele zum Leben gewiß werden, ſeine Zuflucht (ſ. die fünfte Abhandlung) zu der Weisheit und Güte der Gottheit eben ſo gut nehmen, als der Immaterialiſt, der die Seele blos für geiſtig hält. Denn, die Seele, wenn ſie auch ganz körperlos iſt, hört dadurch nicht auf, das zu ſeyn, was Hr. Sulzer ſie, als beſeelte Partikel betrachtet, ſeyn läßt. Sie iſt, als beſeelte Partikel, um nichts des Rückrufes ins Leben, würdiger geworden. —

Es würde alſo, bey der Annahme dieſes kleinen, unzerſtörbaren Körpers für den Sitz der Seele, nichts mehr gewonnen, als daß es uns Menſchen, auf dieſer

Erde,

Erde, nun — natürlicher ſchiene, wie ſie dereinſt mit einem neuen Körper vereint werden könne.

Ich habe ſchon bemerkt, daß, ſo gewiß auch die Seele, bey Zerſtörung ihres gröbern organiſchen Körpers, in einen tödtlichen Schlummer zu fallen, und nur durch Vermittelung dieſes Körpers, zu empfinden, wahrzunehmen, Bewußtſeyn zu haben, u. ſ. w. ſcheint, ich dennoch, um daß ſie fortfahre, noch nach dem Tode zu beſtehen, und Bewußtſeyn zu behalten, mir nicht, entſcheidend zu behaupten, getrauen würde, daß hiezu ein neuer, organiſirter Körper, ſchlechterdings nothwendig ſey. Sind uns denn alle Arten von Exiſtenz und Leben bekannt? Dürfen wir wagen, den Maasſtab zu allen, nach den Arten von Exiſtenz auf dieſer Erde zu nehmen? — Wird das, was uns itzt unbegreiflich iſt, dadurch ſchon ſchlechterdings unmöglich? Und iſt es, zu Annahme irgend eines Satzes genug, daß dadurch irgend eine Sache uns nun natürlicher zu werden ſcheine? — —

Doch, ein neuer, organiſirter Körper ſey auch, zur Fortdauer des Lebens und Bewußtſeyns der Seele, ſchlechterdings nothwendig — was iſt denn eigentlich ein Wunder, um daß man, damit man der Zuflucht zu demſelben überhoben ſeyn möge, ehe die erſte, beſte Hypotheſe annehmen müſſe?

Wir nennen das ein Wunder, was dem Laufe der Natur auf dieſer Erde, ſo viel wir davon kennen, nicht gemäß iſt; was nicht aus natürlichen Urſachen entſprungen zu ſeyn ſcheint.

Können wir alſo irgend ein anderes, als nur ein ſolches Ding, das auf dieſer Erde zur Exiſtenz gelangt, und dem Lauf der Natur auf derſelben nicht gemäß ſcheint, ein Wunderwerk nennen? — Ich glaube nicht. Und, wenn Hr. Sulzer alſo die Annahme ſeines kleinen Körpers für wahrhaft philoſophiſch aus-

geben wollen: ſo hätte er, dünkt mir, vorher noch erweiſen, oder es doch wahrſcheinlich machen, und uns Muthmaaßungen geben ſollen, daß der Menſch, auf dieſer Erde, wieder zur Exiſtenz gelange. Aber, er nennt es ein Luftſchloß bauen, wenn man Muthmaaßungen über Ort oder Zeit der Rückkehr der Seele zum Leben anſtellen wollte. —

Und, was wiſſen wir denn nun auch von der Natur der menſchlichen Seele, um daß es ſchlechterdings ein Wunderwerk ſeyn müßte, wenn ſie, ganz körperlos, wieder einen organiſirten Körper erhalten ſollte? Was wiſſen wir überhaupt, um Gränzen beſtimmen zu wollen, wo das Natürliche, in dem großen, ganzen Weltall, aufhört, und das Uebernatürliche, Wunderbare anfängt? — —

Die Immaterialiſten ſcheinen alſo, durch Hrn. Sulzers Arbeit, eben zu keiner größern Gewisheit von der Fortdauer des menſchlichen Geiſtes — dieſem weſentlichſten Stücke bey Unterſuchungen dieſer Materie — gelangt zu ſeyn. Denn, wie gedacht, daß dieſe Fortdauer begreiflicher, und dem Laufe der Natur gemäß ſey, wenn das Vorſtellungsvermögen im Menſchen eine beſeelte Partikel iſt, iſt kein Grund mehr, warum dieſe Fortdauer Statt haben werde; und, daß, weil es in der Natur organiſirte, oder mit gewiſſen, beſondern Eigenſchaften begabte, unzerſtörbare Partikeln giebt, die Seele nun auch eine ſolche Partikel ſey, und aus dieſem Grunde fortbeſtehen müſſe, und fortbeſtehen werde, ſcheint nun wohl nicht als Beweisgrund gebraucht werden zu können. — —

Doch, Hr. Sulzer erkennt auch ſelbſt, daß, bey dem Syſtem der Immaterialität, die Vorausſetzung dieſer beſeelten Partikel ganz und gar überflüßig, und nur in dem Syſtem des Materialismus überzeugend ſey.

Wir

Wir wollen itzt sehen, in wie fern ein Materialist durch das System des Hrn. Sulzers von seinem Irrthum zurück gebracht werden könne.

Der Materialist glaubt, daß das Vorstellungsvermögen im Menschen, eine Modification, und das Resultat der Organisation sey.

Es scheint also, um ihn zu widerlegen, vorzüglich wohl darauf anzukommen, daß man ihn überführe, daß das Vorstellungsvermögen im Menschen etwas Selbstständiges und schlechterdings nicht ein aus der Organisation des Körpers sich ergebendes Vermögen sey.

Ist es dieses nun mehr oder weniger, wenn die Seele eine unzerstörbare Partikel ist? —

Alle Beweise, welche Hr. Sulzer für die Selbstständigkeit der Seele gegen die Materialisten geführt hat, sind nicht allein, wie ich, in den vorhergehenden Bemerkungen zu zeigen Gelegenheit genommen, nichts weniger, als neu, oder überführend; sondern es ergiebt sich auch, meines Bedünkens, nichts weniger aus ihnen, als daß die Seele ein kleiner Körper, eine Partikel sey. Diese Beweise würden eben so bündig seyn, wenn die Seele auch, als ganz geistig angenommen würde.

Denn, die Empfindungen und Vorstellungen mögen immer nur ihren Sitz in dem Innern des Gehirnes haben, — folgt daraus, daß das vorstellende Vermögen des Menschen eine Partikel sey? Oder folgt es daraus, weil aus der Structur oder aus der Verknüpfung der Nerven, keine Empfindung resultiren kann? Oder ergiebt es sich daraus, daß die Seele, bey Zerrüttung des Nervensystems, ihre ganze Vollkommenheit oder Gesundheit behält?

Der Materialist kann also durch die Behauptung des Hrn. Sulzers, daß das Vorstellungsvermögen des Menschen, eine Partikel, ein kleiner Körper sey, nichts weni-

weniger, als von seinem Irrthum zurückgebracht werden. Der Hauptpunkt bey Widerlegung desselben ist immer, daß man ihn von der Selbstständigkeit der menschlichen Seele zu überführen suche. Ist dieses geschehen: so kann man es seiner Willkühr ja wohl überlassen, ob er solche sich materiel oder immateriel vorstellen will? —

Dadurch, daß das Vorstellungsvermögen im Menschen etwas körperliches seyn solle, wird es so wenig etwas selbstständiges, daß ich vielmehr fürchte, der Materialist könne dadurch in seinem Irrthum bestärkt werden. Denn, wenn die Seele eine Partikel ist, die, vermöge ihrer Organisation nur, das Vermögen wahrzunehmen hat: warum sollte dieses Vermögen nicht auch aus der Organisation des gröbern thierischen Körpers resultiren können? — Doch, wir haben für die Selbstständigkeit dieses Wesens zu viele, so höchst wahrscheinliche Beweise, als daß der Materialist viel Vortheil aus Hrn. Sulzers System zu ziehen vermöchte. — —

Aber, vielleicht könnte sowohl die Selbstständigkeit als die Fortdauer oder die Unsterblichkeit der menschlichen Seele dem Materialisten einleuchtender, faßlicher, begreiflichter werden, wenn sie ein kleiner Körper wäre?

Es ist möglich, daß, weil eine beseelte Partikel sinnlicher ist, als eine immaterielle Substanz, ihr Daseyn und ihre Fortdauer begreiflicher scheinen können; aber, dadurch, daß eine Sache begreiflicher ist, ist sie noch lange nicht erwiesen. Und Hr. Sulzer hat, wie ich bereits bemerkt habe, für beydes, weder für Selbstständigkeit, noch für Unsterblichkeit, neue Gründe angeführt. Wenn der Materialist aber, blos, weil der

Rückruf

Rückruf ins Leben, bey dem Syſtem der Spiritualität, ein Wunder ſeyn würde, die Unſterblichkeit läugnet, und ſie dann ehe annehmen zu können glaubt, wann ſie ganz, dem Lauf der Natur in dieſer Welt gemäß, erfolgen kann: ſo würde man ihm das, was vorhin über die Wunderwerke geſagt worden iſt, entgegen ſetzen können; und er alſo wohl keinen Grund mehr, ſie zu glauben haben, als vorher.

Gedanken über den Urſprung und die verſchiedenen Beſtimmungen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte.

(Vorgeleſen in der Academie zu Berlin, am 27ten Januar 1757, als an der Geburtstages-Feyer des Königes von Preußen, und franzöſiſch gedruckt bey Haude und Spener in eben demſelben Jahre.)

Die Geſchichte der menſchlichen Seele ſtellt uns, in Abſicht auf den Fortgang der Künſte und Wiſſenſchaften, eine beſondere Merkwürdigkeit dar. Die Künſte gelangten in kurzer Zeit nach ihrem Anfang der Vollkommenheit ſehr nahe. Der große Sophokles, welcher das Trauerſpiel auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat, war nur 17 Jahre jünger als Aeſchylus, der Erfinder dieſer Kunſt. Ungeachtet wir von dem Zuſtand der Litteratur bey den Griechen vor den Zeiten Homers nichts ſicheres wiſſen, ſo iſt doch ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer große Mann die Art von Dichtung erfunden, wovon er ein beynahe in allen Theilen vollkommenes Muſter gab. Nicht weniger merkwürdig iſt, daß die Baukunſt, die Bildhauerkunſt und Mahlerkunſt, kurze Zeit nach ihrer Geburt ſehr nahe zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht worden ſind. Mindeſtens iſt es auſſer Zweifel, daß in einer Folge von 20 Jahrhunderten glücklicher und erleuchteter Zeiten, in den ſchönen Künſten nichts herfür gebracht worden, welches vor den beſten Werken der Alten, deren Epoche dem Urſprung der Künſte ſo nahe iſt, einen merklichen Vorzug hätte.

Die

Die Wissenschaften hatten ein ganz anderes Schicksal. Ihr Fortschritt war äusserst langsam. Die größten Philosophen des Alterthums sind, in Vergleichung mit den heutigen Weltweisen, ganz unwissend. So große Genies auch die Eukliden und Archimede waren, so sind ihre Werke nur Anfangsgründe und Kleinigkeiten, wenn man sie mit den bewundrungswürdigen Werken der Meßkünstler unserer Zeiten vergleicht. Aristoteles war ein für die Philosophie gebornes Genie. Allein, weder seine Physik, noch seine Metaphysik können bey weitem mit den Systemen der heutigen Philosophen verglichen werden. Man hat sich nach dem Carte'ius, Leibniz, Newton, in dem Reich der Wissenschaften in Gegenden häuslich niedergelassen, welche den Alten so unbekannt waren, daß sie nicht einmahl ihre Existenz vermuthen konnten. Die Kindheit der Wissenschaften dauerte so lange, daß zweytausend Jahre Nachdenken und Nachforschen nöthig waren, ehe man nur erfinden konnte, was eine Farbe sey. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Philosophie in zehen Jahrhunderten den Grad der Zeitigung oder der Vollkommenheit erhalten werde, auf welchem sich die Künste schon so lange befinden.

Diese Ungleichheit des Fortganges, welche so ausserordentlich ist, erweckt sogleich den Gedanken, daß die Wissenschaften von den Künsten wesentlich verschieden seyn müssen. Denn wenn die einen und die andern aus gleicher Quelle herflössen; wenn es die gleichen Fähigkeiten wären, die solche vervollkommeten; wenn der Philosoph mit dem Künstler gleichartige Gegenstände bearbeitete: so könnten ihre Erfolge nicht so ungleich seyn. In der That siehet man das Genie als den gemeinsamen Vater dieser ungleichen Kinder an, und man beehrt den Mahler und den Dichter so gut mit dem Namen eines großen Genies, als den Philosophen

und den Künſtler. Allein das hindert nicht, daß man nicht eine weſentliche Verſchiedenheit dieſer zwey Früchte des Genies, ſowohl in ihrer Natur, als in ihren Wirkungen wahrnimmt.

Es iſt aber nicht eine bloße Neugier, dasjenige zu entdecken, was den Künſtler von dem Philoſophen unterſcheidet, und das verſchiedene Genie und die verſchiedenen Verdienſte zu ergründen, welche die Künſte von den Wiſſenſchaften unterſcheiden. Dieſe Unterſuchung wird uns in den Stand ſetzen, von dem Werth des einen und des andern beſſer zu urtheilen, und dem Künſtler ohne Nachtheil des Philoſophen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die Wiſſenſchaften und Künſte ſind ſo koſtbare Geſchenke des Himmels, daß alles, was auf ſolche einige Beziehung hat, uns wichtig ſeyn muß. Sie ſind es, die die natürliche Barbarey der ununterrichteten Menſchen vertreiben, und die über das Leben und die Handlungen der Menſchen Annehmlichkeit und wahre Gründlichkeit verbreiten. Ohne ſie würde das Vergnügen nur eine Wirkung eines traurigen Bedürfniſſes, die Sitten und Tugenden nur Wirkungen eines blinden Inſtinkts, und die Religion ſelbſt würde nichts anders ſeyn, als eine Empfindung, die entweder zu ſchwach, oder zu ſchwärmeriſch wäre, die Menſchen zur Vollkommenheit zu führen. Ich habe dieſe Materie für wichtig, und angenehm genug gehalten, in dieſer erlauchten Verſammlung behandelt zu werden.

Um uns von den Künſten und Wiſſenſchaften eine richtige Vorſtellung zu machen, wollen wir uns bemühen, bis zu ihrem Urſprung hinauf zu ſteigen und ihnen in ihrem Fortgange zu folgen.

Es iſt eine genugſam erkannte Wahrnehmung, daß die Armuth die Mutter der Künſte iſt. Dieſes iſt nicht nur in Abſicht auf die mechaniſchen Künſte wahr, ohne welche der Menſch in dem gröſten Elende leben

müßte,

müßte; es gilt auch in Abſicht auf die ſchönen Künſte. Der Menſch iſt ein Weſen, das nach Vergnügen begierig iſt — die Natur hat ihn mit einer Menge von Werkzeugen und Fähigkeiten verſehen, welche in ſeiner Seele eine große Menge ſinnlicher Eindrücke und angenehmer Empfindungen zu erwecken vermögen. Die Erfahrung machte ihm nach und nach dieſe glücklichen Eigenſchaften bekannt, indem ſie den Sinnen Gegenſtände darſtellte, welche fähig waren, ihnen zu ſchmeicheln. Es bedurfte itzt nichts mehr, als des Verlangens, ſich ſo viel möglich dieſes Geſchenk der Natur zu Nutz zu machen. Sobald der Menſch ſich in dem Zuſtand befand, mit einer Leichtigkeit die nothwendigſten Bedürfniſſe befriedigen zu können: ſo bekam er Muße, auf minder nöthige Bedürfniſſe, als zu ſeiner bloßen Erhaltung nöthig, aber welche, ſeine Exiſtenz leicht und angenehm zu machen, eben ſo weſentlich waren, zu denken. Er empfand nun, daß die Gegenſtände, welche ſeine Sinnen, ſeine Einbildungskraft und ſein Herz, auf eine angenehme Weiſe zu rühren fähig wären, in der Natur, nicht in einem großen Ueberfluß vorhanden ſind, und nicht allemahl in ſeiner Gewalt ſtehen.

Es fanden ſich aber zugleich Genieen, die glücklich genug waren, auf die Abſchilderung der angenehmen Gegenſtände der Natur zu denken, und die allzuſehr zerſtreuten zuſammenzubringen. Wenn man ſich genöthigt fand, einen angenehmen Aufenthalt oder eine einnehmende Geſellſchaft zu verlaſſen: ſo konnte man ſeine Einbildungskraft erhitzen, und entweder durch Worte, oder durch Zeichnung und Farben ein lebhaftes Bild davon entwerfen. Hierdurch konnte man nicht nur das vergangene Vergnügen erneuern, ſondern ſolches durch Mittheilung an andre vermehren. Nicht lange darnach fand man das Geheimniß, durch Nachahmung der Natur, angenehme Gegenſtände zu ſchaf-

ſen, ja dieſe Nachahmungen reicher, mannichfaltiger und angenehmer zu machen, als die urſprünglichen Gegenſtände ſelbſt ſind. Anſtatt des allzueinförmigen Geſanges der Vögel, erfand man einen Melodiereichern Geſang, welcher mehr Abänderung hatte, und, durch die Harmonie unterſtützt, den Leidenſchaften auf eine rührende Weiſe ſchmeichelte, indem er ihren Ton, Bewegung und Ausdruck nachahmte. Dieſes iſt der Urſprung der ſchönen Künſte.

Die Wiſſenſchaften haben einen weniger eigennützigen Anfang; eine unſchuldige Neugier, und die Begierde, die Erſcheinungen der Natur von Grund aus zu kennen, gab, zu ihrer Erzeugung, Gelegenheit; und Zweifels ohne fiel dieſes ſpäter, als die Geburt der Künſte. Die Natur iſt ein weiter Schauplatz, welcher von allen Seiten erſtaunende Gegenſtände und Begebenheiten darſtellet. Konnten die Menſchen, nachdem ſie ſich von ihren erſten Nahrungsſorgen losgemacht, und übrige Zeit gewonnen hatten, lange dieſes herrliche Gebäude der Welt betrachten, ohne an die unſichtbare Macht, die ſolches herfür gebracht, und an die geſchickte Hand zu denken, welche die Theile zuſammen ordnete? Konnten die alten Bewohner dieſer glücklichen Gegenden, wo eine reine und ſtille Luft den Himmel allezeit offen läßt, lange dieſes wunderwürdige Gewölbe anſehen, an welchem ſo viel Sterne glänzen, davon einer allein fähig wäre, unſern Anblick feſt zu heften, ohne ſich ſelbſt zu fragen, was alle dieſe Lichter ſeyen? Konnten ſie den regelmäßigen Lauf dieſes gutthätigen Geſtirns ſehen, welches die Jahrszeiten ordnet und einen ſo merklichen Einfluß auf die Früchte des Feldes hat, oder endlich die wunderbaren Veränderungen des Mondes, ohne darauf zu denken, wie ſie die Geheimniſſe derſelben ergründen könnten? Ohne Zweifel legten ſie ſich ſelbſt bey Zeiten unendlich viele Fra-

gen

gen vor, welche Nachforschungen erzeugten, wovon ein großer Theil vielleicht niemals wird aufgelößt werden. Ohne Zweifel iſt dieſes der Urſprung der **Wiſſenſchaften**, unter welchen die **Naturforſchung** die älteſte ſcheint. — Wenigſtens waren die erſten Weltweiſen, deren die Jahrbücher der alten Völker Erwähnung thun, Sternkundige und Liebhaber der Naturlehre. *)

Ich habe ſchon angemerkt, daß ich die Geburt der **Wiſſenſchaften** für ſpäter anſehe, als die Geburt der **Künſte**. Es iſt natürlich, daß der Menſch lange vorher an ſich ſelbſt gedacht habe, ehe er an das, was auſſer ihm war, gedachte. Auſſerdem wirken die verſchiedenen Bedürfniſſe, auf welche ſich die ſchönen Künſte beziehen, ohne Zweifel ſtärker, als die bloße Neugier. Hierzu kömmt, daß es unendlich leichter war, die angenehmen Gegenſtände nachzubilden, als ihre Natur zu ergründen. Die Erfahrung beſtätigt dieſen Vernunftſchluß. Es giebt ganze Völkerſchaften, bey welchen man keine Spur von dieſer Neugier findet, welche eine Mutter der Wiſſenſchaften iſt. Der dumme **Hottentott** und der elende **Grönländer** **) ſehen die Wunder der Natur mit einer erſtaunenswürdigen Unempfindlichkeit an. Aber ſollte es möglich ſeyn, eine Nation zu finden, welche gänzlich der ſchönen Künſte beraubt wäre? Sind Muſik und Tanz nicht Künſte, welche allen Völkern der Erde gemein ſind? Die eigentliche Zeit des Urſprungs der **Künſte** und der **Wiſſenſchaften** iſt in der Finſterniß des ent-

*) Alle griechiſche Weltweiſe, die vor Sokrates gelebt, waren, was wir Naturforſcher nennen. Dieſer große Mann führte Moralphiloſophie ein.

**) Der Miſſionarius Egede frug einen Grönländer, wer der ſeyn möchte, der ſeine Inſel, das Meer, die Sonne u. ſ. w. gemacht hat. Er antwortete, daß er nie daran gedacht habe.

fernteſten Alterthums gleich verborgen. Inzwiſchen wird, in den älteſten und ehrwürdigſten Monumenten, der Künſte lange vor den Wiſſenſchaften gedacht, und die Griechen beſaßen Dichter und Bauverſtändige, ehe ſie Philoſophen hatten. Auch bey der Erneuerung der Künſte und der Wiſſenſchaften, nachdem die Barbarey der dunkeln Jahrhunderte in Italien ein wenig vertrieben worden war, hatte man Petrarchen, Michel Angelo und Raphael vor einem Galiläus.

Was wir bisher von dem Urſprung der Künſte und der Wiſſenſchaften angemerkt haben, kann uns dienen, den eigentlichen Charakter und die Verrichtungen der einen und der andern feſt zu ſetzen. Daraus werden wir einige Schlüſſe ziehen können, welche auf verſchiedene Fragen, die ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen, ein Licht werfen.

Dulces ante omnia Muſæ.

Der wahre Charakter der ſchönen Künſte beſtehet darin, daß ſie das Schöne und Angenehme aller Art abbilden und nachahmen. Ich unterſcheide hier die Abbildung von der Nachahmung, weil ich ſehe, daß dieſe zwey Sachen wirklich verſchieden ſind, obgleich man ſie gemeiniglich mit einander vermiſcht. Ich nenne eine Abbildung die Beſchreibung, die Darſtellung oder Herfürbringung eines Gegenſtandes, ſo wie derſelbe ſich in der Natur befindet, und eine Nachahmung die Darſtellung eines Gegenſtandes, der ſich nicht in der Natur befindet, ſondern den natürlichen Gegenſtänden ähnlich iſt. Indem der Geſchichtſchreiber getreu die Handlungen und Sitten der Menſchen erzählt, macht er davon eine Abbildung; der Dichter, welcher ſie verſchönert, um daraus einen Gegenſtand für das Theater zu machen, ahmt ſie nach. Das Portrait einer Perſon, das nach der Natur gemacht worden, iſt eine Abbildung; ein hiſtoriſches Gemählde, das nach den Re-

gein

geln des Geſchmacks angeordnet und ausgeführt worden, iſt eine Nachahmung.

Ich unterſcheide ferner das Schöne von dem Angenehmen; und dieſer Unterſchied iſt nicht weniger weſentlich, als der vorhergehende. Alles, was ſchön iſt, iſt eben deswegen angenehm, allein das Angenehme iſt nicht allemahl ſchön. Die Natur des Schönen beſtehet in einer angenehmen Vereinigung von verſchiedenen einfachen Gegenſtänden; das Angenehme iſt nicht allemahl zuſammengeſetzt. Die einfacheſte Handlung und die an ſich ſelbſt am wenigſten ſchön iſt, wird uns doch angenehm, wenn ſie ein Vorhaben, das uns am Herzen liegt, befördert. Ein Menſch von einem zärtlichen Temperament wird durch einen einfachen Ton einer Stimme auf eine angenehme Weiſe gerührt, wenn er eine Zärtlichkeit ausdrückt. Ueberhaupt iſt alles das, was unſern Leidenſchaften ſchmeichelt, angenehm, ohne daß es den wahren Charakter des Schönen an ſich habe.

Die ſchönen Künſte haben alſo zwey verſchiedene Gegenſtände, das Angenehme und das Schöne. Ihre Verrichtung iſt, die in der Natur zerſtreuten Blumen zu ſammeln, oder, einfacher zu reden, allenthalben das Schöne und Angenehme aufzuſuchen, es den Sinnen, der Einbildungskraft und dem Herzen darzuſtellen, und das menſchliche Geſchlecht mit Abbildungen und Nachahmung der Natur von allem, was unſern Fähigkeiten angenehm iſt, zu unterhalten. Die menſchliche Seele wird durch eine unwiderſtehliche Kraft in Bewegung geſetzt und angetrieben. Dieſe widerſtrebet beſtändig der Ruhe und Unthätigkeit, und verhindert ſie, ſich, gleichſam, hinter die Materie zu verbergen und mit derſelben ſich zu vermiſchen. Wenn es an Gegenſtänden, die fähig ſind, uns zu beſchäftigen, mangelt: ſo verfällt die Seele in Langweile, die Säfte des Leibes werden verdorben, der Menſch wird ſich ſelbſt zur

Laſt, oder er verfällt in eine dumme Unempfindlichkeit, die ihn zu den Thieren geſellet. Die ſchönen Künſte ſind es, welche ihn aus dieſer Geſellſchaft herausziehen, indem ſie die thieriſche Unempfindlichkeit verjagen, welche der unangebauten Seele natürlich iſt. Sie ſind es, die den fröhlichen Muth unterhalten, indem ſie eine unendliche Menge von Annehmlichkeiten und Vergnügungen über das Leben verbreiten, und die Seele erfriſchen, wenn ſie von der Laſt der Geſchäfte oder der Trägheit gedruckt wird.

Dieſes iſt nicht Alles. Je mehr man ſich den Annehmlichkeiten der Muſen überläßt, deſto aufmerkſamer wird man auf Alles, was zum Vergnügen beytragen kann. Der glückliche Einfluß der Künſte iſt es, der die natürliche Wildheit des Menſchen bezähmet,

— — emollit mores nec ſinit eſſe feros,

und der eine gründliche Höflichkeit erzeugt, welche eine Folge der Annehmlichkeit der Sitten iſt, und die man nie mit jener erzwungenen künſtlichen Höflichkeit vermengen muß, welche ſo oft mit dieſem ſchönen Namen beehrt wird.

So wichtig aber auch dieſe Wirkung der ſchönen Künſte iſt: ſo iſt ſie doch nicht ihre einzige Frucht. Es iſt ohne Zweifel ein wichtiger Dienſt, die Menſchen geſittet, thätig und angenehm zu machen und ſie ſo über die Thiere in einen höhern Rang zu heben. Allein ſo groß dieſer Dienſt iſt: ſo hat er die ſchönen Künſte nicht ganz gegen die Anfälle der Bosheit beſchützen können. Man hat ſie angeklagt, daß ſie den Menſchen weichlich machen, die natürliche Einfalt der Sitten und die Redlichkeit des Herzens verderben. Allein dieſes iſt eine offenbare Verläumdung, welche, widerlegt zu werden, nicht verdient. Es iſt ſehr gut, daß die Künſte nicht allein die Eigenſchaften haben, uns zu beluſtigen, ſondern daß ihnen noch ein weit höheres Verdienſt übrig

blei-

bleibet, nämlich das Verdienſt, die Leidenſchaften zu erwecken und ihnen zu ſchmeicheln, weil die Leidenſchaften den Menſchen beherrſchen. Die Künſte ſind alſo fähig, ſich des Herzens und der Aufführung der Menſchen zu bemächtigen. Dieſes macht das Erhabene ihrer Verrichtung aus, und dieſer Eigenſchaft wegen haben die Muſen Tempel und Altäre verdienet.

Um die ganze Wichtigkeit dieſes Berufs der ſchönen Künſte zu begreifen, merken wir an, daß keine menſchliche Geſellſchaft glücklich ſeyn kann, wenn nicht ein jedes Mitglied derſelben alle Pflichten ſeines Standes erfüllt. Allein es iſt ganz gewiß, daß das Vergnügen das erſte und mächtigſte Triebrad des Menſchen iſt. Nichts iſt gemeiner, als der Widerſpruch zwiſchen Pflicht und Vergnügen, obgleich dieſer Widerſpruch nur ſcheinbar iſt. Denn das Vergnügen iſt mit der Beobachtung der Pflicht weſentlich verknüpft, und dieſes Vergnügen übertrift alle andre Arten deſſelben, wo nicht an Stärke, doch an Dauerhaftigkeit. Ein geſchickter Künſtler iſt auf gewiſſe Weiſe Meiſter über das menſchliche Herz; er weiß ſich deſſen durch das Vergnügen, das er verbreitet, zu bemächtigen; er iſt es, der gegen Sachen, die an ſich gleichgültig, oder den Neigungen eines verdorbnen Menſchen zuwider ſind, eine Leidenſchaft erwecket. Die Vernunft rühret nur ſchwach, und die ſanften Reize der einfachen Wahrheit ſind ohnmächtig, einen ſinnlichen Menſchen an ſich zu ziehen. Nur der Dichter und andre Diener der Muſen können ihr die Macht der Bezauberung geben, und ihr die Herzen gewinnen. Auf dieſe Weiſe hat Orpheus, nach der Meynung des Horaz, dieſes groſſen Lehrers der Künſtler, durch die Bezauberung ſeiner Leyer die rohen und grauſamen Menſchen gezähmet, um ſie zu Pflichten anzuführen.

Sylveſtres homines ſacer interpresque Deorum,
Caedibus et victu foedo deterruit Orpheus
Dictus ab hoc lenire tigres, rabidosque leones.

Den ſchönen Künſten ſtehet es zu, dem Menſchen Alles, was ihm nützlich iſt, angenehm zu machen, und allen ſeinen Pflichten einen bezaubernden Reiz zu geben. Dieſes erhabene Amt der Künſte iſt keinem erleuchteten Volke unbekannt geblieben, obgleich man nicht allemal ſich daſſelbe zu Nutz zu machen gewußt hat. Warum hat man den Gebrauch der ſchönen Künſte, der Dichtkunſt, Muſik, Mahlerey und Bildhauerkunſt bey dem Gottesdienſt eingeführt? Geſchah es nicht, um durch ihre Beyhülfe, die Andacht zu unterſtützen und den Pflichten der Religion mehr Reiz zu geben? Der Meiſſel eines Phidias gab dem Jupiter eine Majeſtät, wovon das gemeine Volk ohnedies keine Vorſtellung gehabt hätte. Warum bedienet man ſich der Dichtkunſt, der Beredſamkeit und der Bildhauerkunſt, die Tugenden der Helden, die für das Vaterland geſtorben ſind, zu verewigen? Geſchiehet es nicht deswegen, weil man wahrgenommen, daß man die Pflichten gegen das Vaterland angenehm machte, wenn man ſie mit den Reizen der Künſte ausſchmückte? — Quintilian, dieſer vernünftige Schriftſteller, ſcheint feſt zu ſetzen, daß der kriegeriſche Ruhm der Römer zum Theil von ihrer kriegeriſchen Muſik abgehangen habe. Quorum concentus, ſagt er, da er von den in dem Krieg gebräuchlichen Inſtrumenten redet, quorum concentus quanto eſt vehementior, tanto romana in bellis gloria caeteris praeſtat. Dieſe ausnehmende Eigenſchaft der Künſte ertheilt denen, die ſie ausüben, das Recht, auf den erſten Rang der Führer und Gutthäter des menſchlichen Geſchlechts Anſprüche zu machen. Dieſes iſt der Grund, warum Virgil den Künſtlern einen erhabenen

Rang

Rang in den Eliſäiſchen Feldern an der Seite der Helden und erſten Wohlthäter der Menſchen einräumt.

Hic — — — — — —
Inventas aut qui vitam excoluere per artes
— — — — — — —
Omnibus his niuea cinguntur tempora vitta.

Auf dieſe Weiſe veredelten ſich in der Folge die ſchönen Künſte, welche ihren Urſprung nur der Begierde ſich zu beluſtigen zu verdanken hatten, durch die Dienſte, die ſie der Religion, der Philoſophie und der Staatskunſt leiſteten. Es wäre zu wünſchen, daß die großen Künſtler, vorzüglich die Dichter, beſtändig an dieſe Würde, zu welcher ſie ſich erheben können, gedächten, und den Ruhm, die Führer der Menſchen zu ſeyn, dem ſchwachen Ruhm, zu beluſtigen und die Ohren zu kitzeln, vorzögen.

Ich verlaſſe nicht ohne Unwillen einen ſolchen angenehmen Gegenſtand, ohne ihn ganz erſchöpft zu haben. — Allein es iſt Zeit, von dem Character und der Beſtimmung der Wiſſenſchaften zu reden. Wir haben angemerkt, daß die bloße Neugier ſie herfürgebracht habe. Ihr Character beſtehet in genauer Erforſchung der Eigenſchaften der Gegenſtände, welche ſich den Sinnen und der Seele darſtellen, und der Urſachen der Wirkungen, die man in der Natur wahrnehmen kann. Der Künſtler heftet in dem Regenbogen ſeine Aufmerkſamkeit immer auf die Wirkung, welche dieſes angenehme Phänomen in ſeiner Seele herfürbringt. Er denkt auf nichts anders, als es wohl zu ſchmeken, und auf Mittel, in der Seele des andern eben dieſe angenehme Empfindung und dieſes Vergnügen, welche ſeine Seele erfüllen, zu erzeugen. Der Philoſoph ſiehet den gleichen Gegenſtand, allein er bemühet ſich vorzüglich, ohne gegen ſeine Reize unempfindlich zu ſeyn, alle Umſtände deſſelben zu beobachten. Er zählt die

Farben des Bogens, er beobachtet ihre Ordnung, ihren verschiedenen Glanz, und er bemühet sich, die Ursachen einer so besondern Wirkung zu entdecken. Er vergißt seine Schönheit, um seinen Ursprung zu suchen. Der eigentliche Character des Philosophen ist, die Gegenstände kennen und ergründen zu lernen, da der Künstler sich begnügt, die Wirkungen an sich zu fühlen. Der eine wendet alles auf Vernunftschlüsse und die Betrachtung, der andre auf die Empfindung.

Es ist also der Philosophie erster Zweck, die Neugier, ein Bedürfniß der Seele, zu sättigen, und hierin gleichet sie den schönen Künsten. Allein die Untersuchungen, welche eine einfache Neugier zu unternehmen reizte, lehrten die Menschen bald, daß das Studium der Philosophie viel weiter führte. In der That führt eine genaue Kenntniß der Begebenheiten, sowohl in der körperlichen Natur, als in dem Innern des Menschen, zur Kenntniß der sie erzeugenden Ursachen, und dadurch entdeckt man nach und nach die wunderbare Verbindung der Triebfedern, welche das vollkommene Kunstwerk der Welt herfürbringen. Man setze sich vor, die Ursachen zu entdecken, welche die Pflanzen wachsen machen, und man wird bald sehen, daß die Ursachen in der Beschaffenheit der Luft und der Jahreszeiten liegen: die Jahrzeiten hangen von der Bewegung der Gestirne ab, und diese von gewissen allgemeinen Kräften, worüber die Neugier sich nicht wird befriedigen lassen, bis man eine allgemeine Ursach gefunden hat, von welcher alles, was ist, abhänget. Auf diesem Wege führt uns die geringste Begebenheit in der Natur, durch eine Kette von Ursachen, zu der erhabenen Kenntnis einer allgemeinen Anordnung der Welt.

Nachdem die Philosophen bemerkt hatten, daß Alles in der Natur verknüpft, daß Alles nach Gewicht und Maaß gemacht, und daß man dem Zufall Nichts schul-

ſchuldig iſt: ſo erhoben ſie ſich von Urſache zu Urſache, bis ſie gleichſam von Ferne die erſte Urſache aller Wunder der Natur entdeckten. Und nachdem man ein wenig die verſchiedenen Vorſtellungen der Seele, welche die allgemeine Kenntnis der Welt enthalten, in Ordnung gebracht hatte, entdeckte man die Spuhren dieſes erhabenen und anbetungswürdigen Weſens, welches die unendliche Zahl der in ein Syſtem vereinigten Dinge hervorgebracht und angeordnet hat, deſſen Vollkommenheit alle unſre Ausdrücke überſteigt. Wie ſtark muß die erſte Vorſtellung von dieſem höchſt vollkommenen Weſen den glücklichen Sterblichen gerührt haben, der ſie zuerſt wahrgenommen hat!

Die Erkenntniß dieſes erhabnen Verſtandes diente der Philoſophie zur Führerin; ſie richtete die Aufmerkſamkeit auf Alles das, was etwas beytragen konnte, die wahre Beſtimmung und den letzten Endzweck aller exiſtirenden Dinge auszumitteln. Man kennt den Urheber der Welt aus ſeinem Werke, und das Werk ward nachher beſſer bekannt, nachdem man den Urheber entdeckt hat. — So fand ſich die Philoſophie tüchtig, einer jeden Sache ihren gerechten Werth anzuzeigen. So lernte der Menſch erkennen, was er ſelbſt ſey, und was er werden könne, und was ſeine Pflichten ſeyen, ſowol in Abſicht auf das Gegenwärtige, als in Abſicht auf die Zukunft. Die Philoſophie lehrte ihn eine jede Handlung nach einem gewiſſen Endzweck einrichten. Hierdurch ward die Philoſophie eine Meiſterin der Künſte, und verhinderte ſie, in Tändeley zu verfallen. In der That ergründet die Philoſophie Alles. Sowohl die mechaniſchen, als die freyen Künſte ziehen Nutzen von ihr; die Regeln derſelben werden durch die Entſcheidungen der Philoſophie richtiger, und ſie bereichert und erweitert das Gebiet der Muſen durch das weite Reich der Wahrheit, welches ohne ſie immer verborgen

geblie-

geblieben wäre. Es ist der einzige Vortheil, den die heutigen Künstler vor den alten voraus haben, daß sie, durch die Entdeckungen der Philosophie, ein weiteres Feld erlangt haben, als ihre Vorgänger hatten. Diese unsichtbare neue Welt, welche wir der Philosophie schuldig sind, enthält Schätze und Schönheiten, welche diejenigen übertreffen, die sich in der sichtbaren Welt befinden. Glücklich sind die heutigen Künstler, die sich dieses zu Nutz machen; es ist das einzige Mittel, sich über die Alten zu erheben. Durch diese Beyhülfe ist Homer von Milton und von Bodmer, und Lukrez von Pope übertroffen worden. Dieses ist der Charakter und das Amt der Philosophie.

Diese Vergleichung der Philosophie und der schönen Künste könnte uns reichen Stoff zu vielen wichtigen Anmerkungen geben. Allein ich würde die Nachsicht dieser erlauchten Versammlung mißbrauchen, wenn ich mich in das Umständliche einlassen wollte, das dieser Gegenstand zu heischen scheint. Ich will mich also begnügen, eine kleine Anzahl von Anmerkungen beyzufügen.

1) Wir finden in den verschiedenen Charaktern der Künste und der Wissenschaften den Grund von der Schnelligkeit des Fortganges der einen und der Langsamkeit der andern. Die Künste hangen größtentheils von der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und der Empfindsamkeit der Herzen ab. Beyde sind Geschenke der Natur, welche weder Studium noch Nachforschen erfordern. Der Künstler darf sich nur den Gegenständen, welche ihn rühren, überlassen, und er findet in seiner eignen Empfindung die Grundsätze seiner Kunst. Eine leichte Erfahrung giebt ihm einen gründlichen Unterricht von dem Werth der Gegenstände in Absicht auf seine Kunst. Das Modell, nach dem er arbeitet, ist vor seinen Augen. Er ist in Absicht auf ihren Werth keinen Täuschungen ausgesetzt; wenigstens ist eine nur wenig überlegte Aufmerksamkeit hinlänglich, solche bald

zu zerſtreuen. Ich will damit nicht läugnen, daß es viel Genie und Kunſt erfodere, einen Plan zu erfinden, und viel Geſchicklichkeit, ihn auszuführen. Allein das vornehmſte hängt von dem Naturell ab, und die Kunſt iſt nicht ſo weitläuftig, noch ihre Grundſätze ſo verſteckt, daß es einem für ſie gebornen Genie nicht leicht genug ſeyn ſollte, ſie zu erhaſchen. Hingegen, der Philoſoph hat bey dem Anfange ſeiner Nachforſchungen nichts, das ihn leitete — Alles ſcheint ſich zu verbinden, um ihn zu betrügen. Die Sinne und die Einbildungskraft, dieſe großen Führer des Künſtlers, verführen den Philoſophen, und verbergen die Wahrheit hinter einen Vorhang, der undurchdringlich ſcheint. Sie ſtellen ihm die Sachen, unendlich verſchieden von dem, was ſie ſind, dar. Der Philoſoph hat eine unendliche Menge von Vorurtheilen und Täuſchungen der Sinne zu beſtreiten, ehe er nur einen Schritt fortrücken kann; der Künſtler hingegen keine. Der Philoſoph kann erſt nach einer langen Entwickelung, nach unendlich vielen Erforſchungen zu einer ſchwachen Kenntniß ſeines Gegenſtandes gelangen, und dem Künſtler koſtet dieſes nur einen einzigen Blick. Er darf nur die Augen öffnen, um die Anmuth zu ſehen, welche die Sonne über die Natur verbreitet; hingegen wie viel Nachforſchungen hat es nicht dem Philoſophen gekoſtet, wie viel abſtracte Wiſſenſchaften hat er nicht erſchaffen müſſen, ehe er begreifen konnte, was dieſes Geſtirn iſt, worinn die unſichtbare Kraft beſtehet, welche ſolches um die Erde herum zu führen ſcheint, und welches die wunderbaren Eigenſchaften ſind, wovon wir nur die Wirkung ſehen? Eine große Zahl von Jahrhunderten und ein endloſer Fleiß war kaum hinlänglich, um daß der Philoſoph die Sonne, nach ſeiner Art, ſo gut kennen lernte, als der Dichter ſie in einem Tag erkennen lernen konnte. Hierzu kömmt, daß die Gegenſtände der philoſophiſchen Unterſuchungen, ſo zu ſagen, an der ganzen Welt feſt hal-

ten.

ten. Wie viel Sachen muß man nicht wissen, ehe man begreifen kann, wie der Wachsthum der Pflanzen geschiehet; durch welche Abgründe von Geheimnissen mußte man nicht durchdringen, ehe man die Organisation eines Körpers begreifen konnte, zu welcher vielleicht alle sichtbaren und unsichtbaren Kräfte der Natur sich vereinigen? Man muß sich also über die außerordentliche Langsamkeit des Fortgangs der **Wissenschaften** nicht wundern — vielmehr muß man sich verwundern, daß der Mensch, so eingeschränkt seine Kenntnisse auch noch itzt sind, sie nur so weit zu treiben fähig gewesen ist.

2) Man siehet über dieses aus dem, was von dem Character der **Künste** und der **Wissenschaften** gesagt worden ist, daß jene für alle Menschen gemacht sind, diese aber Personen erfordern, die mit ihren Geheimnissen sich bekannt zu machen, Muße, Talente und Gelegenheiten haben. Alle Menschen können von den Künsten urtheilen, weil ihre Wirkung von der Empfindung abhängt. Wenn der Künstler mein Herz, das von Natur empfindsam ist, nicht rührt: so urtheile ich mit Kenntniß der Sache, daß sein Werk schlecht gemacht ist; und, wenn ich in der Abbildung die Züge eines mir bekannten Originals nicht finde: so sage ich, daß es nichts taugt, und von diesem meinem Urtheil findet keine Appellation Statt. Dieses gehet geschwind und ohne Schwierigkeit zu. Ganz anders aber verhält es sich, wenn es um die Beurtheilung der **Wissenschaften** zu thun ist. Die Lehrsätze hangen weder von Empfindungen noch von den Sinnen ab. Nur die Philosophen, und unter diesen nur eine geringe Anzahl, die man Adepten nennen könnte, sind fähig, darüber zu urtheilen. Die Wahrheiten der **Wissenschaften** sind allemahl das Resultat von einer großen Zahl von Untersuchungen, einer Menge von Beobachtungen, und einer langen Folge von Vernunftschlüssen. Wer darüber urtheilen will, muß den langen Weg durchlaufen haben,

der

der dahin geführt hat. Es ist eine große, aber, wirklich, nur zu allgemeine Einbildung von sich selbst, daß man Sachen in einem Augenblick zu widerlegen sich anmaaßet, welche durch eine Folge von einer großen Anzahl von zusammenhängenden Begriffen festgesetzt worden sind. Es ist eben so viel, als ob man nach dem bloßen Augenschein eine Landkarte, die nach Ausmessungen an dem Ort selbst entworfen worden ist, verbessern wollte. Nichts ist für einen Philosophen beleidigender, als diese große Zahl von Richtern, welche um so viel entscheidender abschließen, als sie unwissend sind. Dieses ist eine wahre Geißel der Wissenschaften und eine von den großen Hindernissen ihres Wachsthums. Hierin hat der Künstler vor dem Philosophen abermahl einen großen Vortheil — denn er kann sich die Gesinnungen und Urtheile der Menge zu Nutz machen, da dem Philosophen keine andre Hülfsquellen und keine andre Sicherheit übrig sind, als mühsame Nachforschungen, in welchen ein andrer ihm zu folgen Mühe hat. Die Künstler und die gemeinen Menschen können die Entdeckung der Philosophen benützen, aber nicht davon urtheilen, es wäre denn, daß sie sich den nämlichen Bedingungen unterwerfen, welchen sich der Philosoph, um die Wahrheit zu entdecken, unterwirft.

3) Die **Wissenschaften** sind bestimmt, die Wahrheit auszuspähen, und die Welt zu unterrichten; die **schönen Künste** hingegen, die Wahrheit zu verschönern und liebenswürdig zu machen. Beyde tragen das Ihrige zum Dienst des menschlichen Geschlechts bey. Es wäre sehr überflüßig, wenn man nachforschen wollte, welche den wichtigsten Dienst leisteten. Beyde sind gleich nothwendig. Ohne die Wissenschaften würden die schönen Künste ihre vorzügliche Bestimmung verfehlen, und ohne die schönen Künste würde den Wissenschaften die Menschlichkeit mangeln, und sie würden ihrer größten Zierde beraubt seyn.

Die

Die Vorsehung hat weislich dafür gesorgt, daß jedes Jahrhundert eine Anzahl berühmter Männer in den einen und andern herfürbrächte. Diese müssen ihre Kräfte vereinigen und sich gegenseitig die Hände bieten, das Ihrige beyzutragen, damit die Menschen weiser und glücklicher werden. Vermöge einer solchen Wirkung der Weisheit hat der erhabene Beschützer dieser Akademie die schönen Künste mit den Wissenschaften in eine Gesellschaft vereint. Sie sind zwey Schwestern, welche einander wechselsweise verschönern. Glücklich diejenigen, welche den Ruf erhalten, sie in diesem Heiligthum zu nähren und zu pflegen! Noch glücklicher diejenigen, welchen es gelingt, durch ihre gelehrten Arbeiten etwas zu der Erleuchtung eines Jahrhunderts beyzutragen, von welchem man erwarten darf, daß es den Glanz der berühmtesten Jahrhunderte verdunkeln wird. Welche Vorstellung rührt meine Seele! Wie groß, meine Herren, ist der erhabene Beschützer, welcher uns Muße schenkt, uns ganz den Reizungen der Musen zu überlassen, zu einer Zeit, da die Hälfte von Europa unsre Zerstörung sucht? Welch ein Tag, der in den Jahrbüchern der spätesten Nachkommen immer im größten Ansehn bleiben wird, ist dieser, den wir heut zu feyern das Glück haben. Er ist es, der der Welt das Muster der Helden und Könige gab. Welches Volk darf sich rühmen, alle Annehmlichkeit des Friedens genossen zu haben, indessen daß unzählbare Heere von Feinden solches umringt haben? Welch Volk kann sich rühmen, daß es von einem so großen König, wie Friederich, beschützt worden ist? Allein es stehet den Günstlingen der Musen zu, diesen großen Tag zu feyern — welcher uns hier versammelt hat. Mir bleibt kein ander Mittel übrig, als ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen und eine tiefe Bewunderung.

Ehrengedächtniß von Catharine Wilhelmine Sulzer, gebornen Keusenhof, gestorben 1760.

(Aus dem Neujahrsgeschenk für Frauenzimmer auf das Jahr 1780 gezogen, und im Jahr 1760 geschrieben.)

Schon in ihrer ersten Jugend hatte sie das liebenswürdige Wesen an sich, welches in reifern Jahren das Eigenthümliche ihres Characters ausmachte; und ob sie gleich in ihrem achten Jahre von einer hohen Treppe hinunter fiel, und durch die Heftigkeit des Falls und des Schreckens eine solche Zerrüttung in ihrem Körper erlitt, daß sie unfähig gemacht wurde, den guten Unterricht, den sie in Berlin genoß, vortheilhaft zu nutzen: so muß mans ihren vorzüglichen Fähigkeiten zuschreiben, daß dieser Schade in reiferen Jahren so unmerklich gewesen ist, und daß ihre Seele sich unter allen Verzärtelungen der Erziehung, da man stets Rücksicht auf ihre Schwächlichkeit nahm, zu einer so männlichen und erhabenen Seele gebildet.

Auch darinn war sie schon von ihrer Kindheit an zu bewundern, daß die öftere Unterbrechung ihrer Gesundheit, und ihr öfteres Leiden in ihrem Gemüthe nichts von dem verdrüßlichen Wesen zurückgelassen, welches ein anhaltendes Gefühl von Widerwärtigkeiten hervor zu bringen pflegt. Von ihrer Kindheit an bis zu Ende ihres Lebens zeigte sich eine Anmuth auf ihrem Gesichte und eine Gelassenheit in ihrem ganzen Betragen, woraus man die Ruhe der Seele deutlich abnehmen konnte. Man bemerkte an ihr kein schimmerndes Blümchen der Eitelkeit; sie war ganz Einfalt, ganz Natur.

Der wichtigste Theil ihrer Erziehung bestand in dem Unterricht in der Religion, den sie von dem Hrn. Hofprediger Sack genoß. Sie hat es in ihrem Leben oft gesagt, und auch in ihrem Tode bestätigt, daß sie dies für ihr größtes Glück gehalten. In einer Schrift, die man nach ihrem Tode unter ihren Papieren fand, verlangt sie ausdrücklich, daß man ihren Kindern in diesem Stücke denselben Vortheil verschaffen soll. Sie war zu dem großen und tiefsinnigen Nachdenken der Philosophie, Moral und der Religion vorzüglich aufgelegt. Die Uebung der Musik und des Zeichnens, die Erlernung der Sprachen, der Geographie und Historie, zogen ihre Aufmerksamkeit weit weniger auf sich, als die ernsthafteren Betrachtungen. Dies hat sie durch ihr ganzes Leben gezeigt. Sie gelangte deswegen schon in ihren jüngern Jahren zu einer Erkenntniß der, in die Sittenlehre und Religion einschlagenden Wahrheiten, welche man sehr selten bey erwachsenen Personen antrifft. Das fürtreflichste war hiebey, daß die Erkenntniß einen vollen Einfluß auf ihr Leben gehabt, und daß sie alle speculative Betrachtungen, welche nicht auf das Wesen der Religion und der Moral Einfluß hatten, sehr gleichgültig betrachtete.

Ihr bloßes Ansehen, ihr natürliches und unbefangenes Betragen gewann ihr sogleich die Zuneigung aller Menschen. Dies war aber nicht die Würkung einer vorzüglichen Schönheit, sondern der holdseligen Gemüthsbeschaffenheit, die sich sehr deutlich auf ihrem Gesicht und in ihrem Betragen ausdrückte; ob sie gleich von einer ansehnlichen und schlanken Leibesgestalt, und von einer höchstangenehmen und feinen Gesichtsbildung war. Aber die körperliche Schönheit besaß sie nicht in dem Grade, der hinreichend war, die Sinne plötzlich zu reizen. Die Grazien flatterten nicht äußerlich auf ihrer Person herum; sie hatten tief in ihrer Seele Sitz gefaßt;

faßt; bey ihrem erſten Anblick fühlte man, daß dieſen zarten Körper eine Seele belebe, die ganz Liebe, Gütigkeit und Gefälligkeit war; und in ihrem ganzen Weſen zeigte ſich der Reiz der Unſchuld und Einfalt.

Eine bis zur wahren Demuth getriebne Beſcheidenheit, eine ausnehmende Gefälligkeit gegen alle Menſchen, eine allgemeine Wohlgewogenheit und Menſchenliebe, der Grund aller geſellſchaftlichen Tugenden, waren ihre vorzüglichſten Eigenſchaften; die ſie ſchon als den köſtlichſten Erbtheil von ihren Eltern bekommen hatte. Sie that Gutes, aber nicht aus Schwachheit, ſondern aus Ueberlegung. Die Gelegenheit dazu erwartete ſie nicht vom Zufall, ſondern ſie ſuchte ſie auch. Sie wußte, ſchon in jungen Jahren, was ſo viele Menſchen, mit aller Güte des Herzens niemals lernen — gutes zu thun, wo es angewendet war. Sie machte ſich eine Freude daraus, den Armen wohl zu thun, ſo weit ihre Kräfte reichten. Aber ſie theilte nicht blos aus, um ihrer los zu werden. Ihre Wohlthätigkeit beſtand darin, daß ſie ſich nach den Umſtänden der Leute genau erkundigte, ihnen mit gutem Rath, wie ihre Noth zu vermindern wäre, und dann mit würklicher Hülfe beyſtand. Niemals war ſie vergnügter, als wenn ſie ganz alte und ſehr ſchwache Armen erquicken konnte. Sie ließ ſolche zu ſich kommen, und unterredete ſich auf das holdſeligſte mit ihnen, und nachdem ſie dieſelben erquicket hatte, ließ ſie ſie, mit einer edlen Zärtlichkeit von ihrer, und großer Zufriedenheit von der andern Seite, von ſich. — Am allermeiſten aber war an ihr dies zu bewundern, daß man an ihr, bey ſo vielen Vorzügen, nicht die geringſte Spur, der ſo natürlichen Begierde zu gefallen, und die Augen der Jugend auf ſich zu ziehen, bemerkt hat, da ſie doch alle Gelegenheit, oder Lockung zu dieſer, ihrem Geſchlecht ſo gewöhnlichen Schwachheit hatte. — Aber ſie blieb, trotz allen Schmeicheleyen, in der größ-

ten Einfalt der Natur; durch jede Handlung konnte man auf den Grund ihres Herzens sehn. — Es war weder in ihrer Kleidung, noch in ihrem Betragen, noch in ihren Reden die geringste Anzeige zu entdecken, daß sie gerne bemerkt seyn wollte.

O! ihr jungen Schönen, lernt an diesem Exempel liebenswürdig seyn, blos durch Natur! die stärkste Reizung entspringt tief in der Seele, und kann nicht von außen angeheftet werden. Je eifriger ihr zu gefallen sucht, je weiter weichen die Grazien von euch. Der äußerliche Schmuck, die zum Gefallen erlernten Blicke und Geberden rühren nur die Einbildungskraft leichtsinniger Jünglinge, und sind nicht vermögend in die Herzen der edlern zu dringen, durch deren Liebe ihr allein glücklich werden könnt. —

Da sie sich wegen ihrer Schwächlichkeit nie ein langes Leben versprach: so hatte sie sich schon von weiten her in die Verfassung gesetzt, ihre Tage ohne eheliche Verbindung hin zu bringen. Es ist ein großer Zug in ihrem edlen und fürtreflichen Character, daß sie schon in der Jugend, und mit so viel Liebhabern umgeben, (denn damals hatte sie schon mehr als einen gehabt) sich hatte vorsetzen können, den Plan eines einsamen Lebens nicht nur zu machen, sondern sich so fest in die Art zu denken, die er erfordert, hinein zu setzen. Als ihr nachmaliger Gemahl zum erstenmal um sie anhielt, schrieb sie ihm mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit: „ihr „koste es Mühe, sein Ansuchen abzulehnen, und sie wün„sche, daß sie ihre Besorgnisse über die eheliche Verbin„dung sich benehmen könne.“ — Man sieht hieraus, wie weit sie von der Leichtsinnigkeit der Jugend entfernt war, welche alle Unternehmungen bloß nach dem Maaße beurtheilt, in welchem sie ihre Neigungen befriedigen. Wie unbesonnen werfen sich junge Schönen in die Arme der Jünglinge, um mit ihnen in einen Stand zu tre-

ten,

ten, deſſen Natur und Pflichten ſie ſo wenig kennen! — aber ſie überſah die Natur einer ehelichen Verbindung in den Jahren, da man ſonſt blos auf die Stimme der Sinnen acht hat, in ihrem ganzen Umfange. Sie wollte ſich nicht in eine Verbindung einlaſſen, welche ihr Pflichten aufladete, die ſie mit der äußerſten Genauigkeit zu erfüllen, ſich nicht getrauete. So ſchätzbar ihr damaliges Betragen war, ſo liebenswürdig war das Geſtändniß, das ſie ihrem Gemahl, nicht lange vor ihrem Tode, als ſie in einer vertraulichen Stunde bey der Furcht einer nahen Trennung den ganzen Zeitraum ihres gemeinſchaftlichen Lebens durchgiengen, that. „Ich hatte „mich, ſagte ſie, immer vor einer ehelichen Verbindung „geſcheut; ich habe alle die Beſchwerlichkeiten, die Sor„gen, und den Kummer, den ich vorher ſah, erfahren, „aber auch unerwartetes Vergnügen hab ich darinn ge„funden, und ich erkenne, daß ich damals unrecht ge„dacht habe. Ich fühle, daß der Eheſtand ein Gebot „der Natur iſt, und danke es der Vorſehung, daß ich „meinen erſten Plan nicht ausgeführt habe. Ich wür„de mir in meinem Tode Vorwürfe darüber machen, „wenn ich der Stimme der Natur ungehorſam geweſen „wäre.“

So viel von ihrem unehelichen Leben. — Endlich entſchloß ſie ſich Hrn. Sulzer ihre Hand zu geben; und man müßte nun alle ihre Handlungen bis ans Ende ihrer Tage beſchreiben, um ihre Fürtreflichkeit in ein völliges Licht zu ſetzen. Denn erſt jetzt zeigte ſie die völlige Größe ihrer Seele. In dieſem Stande war ihr alles neu und fremd, weil ſie ſich niemals darauf vorbereitet hatte. An die Beſorgung eines Hausweſens hatte ſie nie gedacht, weil ſie kein Haus halten wollte. — So eingeſchränkt auch ein Hausweſen iſt, ſo fallen doch allemal Dinge vor, die eine genaue Beſorgung erfodern. Dies Leben war von dem, zu welchem ſie gewöhnt war,

zu sehr unterschieden. Aber sie wußte sich selbst dazu zu bilden. Sie entsagte der Gemächlichkeit, welcher sie gewohnt gewesen war, sie ertrug mit der größten Gelassenheit alle Beschwerden, sie wurde Mutter, und es schien, als wenn sie auf die Erziehung der Kinder ihr ganzes Leben gedacht hätte. Kummer und Zwang von mancherley Art, die dieser Zustand nothwendig mit sich bringt, schreckten sie nicht ab, unabläßig für die Wohlfahrt ihres ganzen Hauses zu sorgen. Sie zeigte überall ein Herz, dessen Empfindungen und Entschliessungen bloß für andre waren, und ihr einziges Vergnügen war andern wohl zu thun.

Gegen ihren Mann hatte sie die größte Zärtlichkeit, die auf eine lange Freundschaft und Hochachtung gegründet war. Die Tändeleyen einer noch neuen Liebe, die oft das einzige sind, wodurch die Herzen zweyer vereinigter Personen, auf eine kurze Zeit, einander gewogen bleiben, kannte sie gar nicht. Der äußerliche Ausbruch der Liebe bey Trennung oder Gefahren, der oft mehr Schwachheit, als wahre Zuneigung verräth, war bey ihr niemals zu sehen. Wenn ihr Mann von ihr reißte, oder krank war; so wußte sie ihren Schmerz zu verbergen. Und wenn die Abwesenheit oder die Gefahr zu Ende war, entdeckte sie durch ihre Freude, was sie vorher gefühlet hatte. Ihr ganzes äußerliches Betragen gegen ihn, sowohl in Gesellschaft, als in den vertraulichsten Stunden, da sie beyde ohne Zeugen gewesen, war immer einerley, ohne Zusatz von Schwachheit. Dem äußerlichen Ansehn nach, hätte man glauben können, als ob sie nichts als eine bloße kalte Gefälligkeit gegen ihn hätte. Aber dieses war die Wirkung einer tief sitzenden Zärtlichkeit, welcher alle äußerliche Bezeigungen der Liebe abgeschmackt werden. Ihre Liebe war nichts, als die zärtlichste Freundschaft. Sie besaß die so seltne Gabe immer liebenswürdiger zu werden,

den, je länger man ihre Gesellschaft genossen hatte; es sey daß sie aus überlegter Klugheit, oder durch ein natürliches Gefühl, das bey ihr allezeit in einem hohen Grade richtig gewesen ist, sich enthielt, alle ihre Liebe, alle ihre Schätze des Geistes und des Herzens auf einmahl an den Tag zu legen. Wenn sie die Kunst ein Herz auf immer mit allezeit wachsender Ergebenheit fest zu halten, ihr ganzes Leben durch studieret hätte: so würde sie nicht weiter darinn haben kommen können. Durch ihr edles Betragen mußte die Zärtlichkeit ihres Mannes gegen sie nothwendig zunehmen. Sie hatte ihm ihr Herz nur nach und nach eröfnet, und zeigte alle Jahre neue Verdienste, oder die alten in einem höhern Grade.

Bey allen ihren Verdiensten um ihren Mann, schien es ihr beschwerlich und oft gar beleidigend, wenn er sein dankbares Herz gegen sie öfnen wollte. Die beste der Frauen hatte die Demuth oft zu sagen, daß eine andre Frau ihren Mann vielleicht noch glücklicher würde gemacht haben. Da ihr ganzes Herz nichts als Gefälligkeit und Sorgfalt gegen ihn war, war es ihr zuwider, daß er gegen sie die zärtlichste Aufmerksamkeit haben sollte, die sie für ihr ganzes Haus hatte. Selbst in ihrer Krankheit war sie nicht ohne die äusserste Mühe dahin zu bringen, daß sie von ihm einige Hülfe annahm. Sie hatte bey den schwersten Krankheiten nicht ein einzigmahl zugeben wollen, daß er nur eine Nacht vor ihrem Bette zubringen durfte. Ihr größtes Leiden war, ihn um sie bekümmert zu sehen.

So viel zärtliche Gefälligkeit kam aus wahrer Großmuth, und nicht aus schwacher Weichlichkeit des Herzens. Dieses bewies sie bey solchen Gelegenheiten, wo sie Gründe zu haben glaubte, auch gegen seine Meinung, ihren eignen Einsichten zu folgen.

So vollkommen dieſe verehrungswürdige Frau als Ehegattin war, ſo vorzüglich groß war ſie auch als Mutter betrachtet. Sie ward während ihres neunjährigen Eheſtandes Mutter von vier Töchtern und einem Sohn. Eine ihrer Töchter hat ſie bis ins ſiebente Jahr, eine bis ins ſechſte und eine bis ins vierte Jahr erzogen. Dieſes geſchah mit ſo ausnehmender Sorgfalt und Geſchicklichkeit, daß es jedem allemahl zur Bewunderung geweſen iſt. Es ſcheinet unglaublich, aber es iſt dennoch wahr, daß ſie in einem Herzen, das ganz Zärtlichkeit und Liebe war, nicht das mindeſte von den ſo gewöhnlichen Schwachheiten der Mütter hat blicken laſſen. Ich übergehe die Standhaftigkeit und Großmuth, welche ſie allemahl in dem Zuſtande gezeigt, in welchem die weibliche Schwachheit ſich ſo ſehr gewöhnlich zeigt, und in welchem die Beſchwerlichkeiten des Leibes ſo ſeltſame Würkungen auf die Gemüther der Frauen haben. Dieſer Zuſtand war bey ihr, in Abſicht auf ihr Gemüth und auf ihre ſinnliche Neigungen, allemahl ohne die geringſte Würkung, oder wenn eine zu merken war: ſo war es dieſe, daß ſie allemahl über die Verunſtaltung ihres Körpers auf das angenehmſte ſcherzte, und den Einfällen ihres natürlichen Witzes, die ſie ſonſt gänzlich unterdrückte, alsdenn freyen Zügel ließ, weil ſie nur gegen ſie ſelbſt giengen.

So wie ſie, ungeachtet der gewöhnlichen Sorgfalt, womit ſie durch ihre ganze Kindheit iſt beobachtet worden, von keiner Verzärtelung wußte: ſo war ihre erſte Sorge, daß ihre Kinder, von der Geburt an, durch übertriebne Weichlichkeit nicht ſollten verdorben werden; die noch unmündigen Kinder mußten nach Erforderung ihrer Umſtände beſorgt werden, es mochte ihnen wohl oder wehe thun. Sie hat eine Probe davon gegeben, daß ſie, bey dem gänzlichen Unvermögen ihnen durch die mütterliche Milch die erſte Nahrung zu geben, und

bey

bey den schweren Bedenklichkeiten, die ihr die Erfahrung mit Ammen erweckt, ihre zwey jüngste Kinder ohne diese Nahrung hat auferziehen lassen. Die meisten andern Mütter eiferten dagegen, und suchten ihr Mitleiden gegen die Kinder rege zu machen. Aber sie blieb bey ihrem Vorsatz, und die erste Probe, die sie darinn gemacht, hat sie vollkommen gerechtfertiget. Es vergieng keine Stunde des Tages, daß sie nicht die Kinder, die sie noch nicht um sich haben konnte, besuchte, um zu sehen, ob alles mit ihnen nach ihrer Vorschrift geschah. Sie litte durchaus nicht, daß eine Wärterinn, auch in dem ersten Jahre, dem Eigensinn eines Kindes nachgab. Sie selbst war von der Schwachheit völlig frey, ihren Kindern durch Liebkosungen und äußerliche Bezeugungen der mütterlichen Zärtlichkeit, eine Macht über sich anzugewöhnen: eine Schwachheit, wodurch die mehresten Kinder sich die niedrigsten Unarten angewöhnen. Sie gewann ihre Liebe durch die zärtlichste Vorsorge für sie, und durch das sanftmüthigste Betragen. Dabey erhielt sie noch den Vortheil, den die Mütter sehr selten haben, daß ihre Kinder voll Ehrfurcht gegen sie waren. Sie hielt darauf, daß sie sich schlechterdings nach ihrem Willen richten mußten, und die Vergehungen gegen den Gehorsam bestrafte sie ohne Nachsicht, aber mit Sanftmuth. Dabey wußte sie sich auf die beste Art nach den verschiedenen Temperamenten der Kinder zu richten. Eine große Lehre giebt das Beyspiel dieser vernünftigen Mutter auch darinn, daß sie keine Fehler der Kinder mit Ernst bestrafte, als die von einem bösen Willen entstunden, oder in üble Gewohnheiten ausschlagen konnten; darin war sie sehr ernstlich, wenn gleich die Ursache des Vergehens nichtsbedeutend war. Hingegen hat sie niemahls ein Kind über eine seinem Alter natürliche Ungeschicklichkeit oder über einen verursachten Schaden, den das Kind nicht

einsehen konnte, bestraft. Sie begnügte sich damit, daß sie dasselbe eines bessern belehrte. Wie viele Mütter sind nicht, die ihre Kinder mit zorniger Strengigkeit bestrafen, wenn sie würklich ohne Schuld Schaden angerichtet haben, und ihnen hingegen die Verübung würklicher Bosheiten vergeben? Zwey Stunden vor Mittag ließ sie dieselben zu sich kommen, und behielt sie bis nach Tische bey sich, hernach hatte sie des Nachmittags von drey Uhr an, bis auf den Abend, sie beständig um sich. Keines unterstand sich von einer so zärtlichen, so sanftmüthigen Mutter etwas zu verlangen, das ihm einmahl abgeschlagen worden war. Keines getrauete sich ohne ihren Willen nur einen Schritt zu thun. Es war mit Verwunderung anzusehen, wie sie mit einem einzigen sanftmüthigen Wort Kinder, welchen es gar nicht an Lebhaftigkeit fehlte, regierte.

Sie ließ ihnen alle Freyheit des spielenden Umgangs und die kleinen Ergötzlichkeiten ihres Alters, aber ohne Geräusch und Ausgelassenheit. Sie konnte nicht sehen, daß sie ohne Beschäftigung waren, und sie gab ihnen selbst Gelegenheit dazu. Wenn sie sich etwa verunreinigt hatten: so wußte sie die Vertraulichkeit gleich wieder herzustellen. Dabey hatte sie ein vorzügliches Temperament den Kindern ihre Pflichten begreiflich zu machen, sie zu einem gesunden Urtheil zu üben und zu den Pflichten vorzubereiten, die ein reiferes Alter einmahl von ihnen fordern würde. Ihren Unterricht wußte sie nach dem kleinen Maaß der kindischen Einsichten abzupassen, und durch Sokratische Fragen sie von Recht und Unrecht, vom wahren und falschen Urtheil zu überzeugen. Mir ist tausendmahl dabey das Bild der fürtreflichen Pamela eingefallen, wie sie ihre Kinder unterrichtet, von welcher dieses das Urbild zu seyn schien; dadurch erlangten ihre Kinder auch eine gänzliche Unterwerffung in den Willen ihrer Eltern und eine

lie-

liebenswürdige Biegſamkeit, die des ſanftmüthigen Betragens ihrer Mutter würdig iſt.

Sie hatte auch als Frau oder Herrſchaft, über ihre Bediente viele vorzügliche Eigenſchaften. Sie begegnete denſelben mit eben der Sanftmuth, die ſie gegen ihre eigene Kinder hatte; ſie ſorgte für ſie als eine Mutter, und ſo gar viel mehr als für ſich ſelbſt. War jemand von ihnen krank: ſo kehrte ſich gleichſam das ganze Verhältniß um. Niemahls hat man den geringſten Unwillen gegen Bediente an ihr gemerkt. Waren ſie nicht nach ihrem Willen: ſo ſuchte ſie mit Gütigkeit ſelbe zu unterrichten und zu belehren, und wenn es nothwendig war: ſo wurden ſie mit Güte ihres Dienſtes entlaſſen. Die eigenen Angelegenheiten ihrer Bedienten, und deren Verwandten, half ſie ſo beſorgen, als wenn es die ihrigen geweſen wären. Dieſes erwarb ihr von dieſen Leuten eine Liebe und Hochachtung, davon man ſehr wenige Beyſpiele hat. Ihre letzte Krankheit und der Tod ſetzten ſie in äußerſte Betrübniß.

In Anſehung ihrer ganzen Lebensart, war ſie denen, welche ſie genau kannten, eben ſo ſchätzbar, als ſie in Erfüllung ihrer Pflichten bewundrungswürdig geweſen. Sie fand keinen Geſchmack an einem ausgebreiteten Umgange, und die Zuſammenkünfte, die man Luſtbarkeiten des geſellſchaftlichen Lebens zu nennen pflegt, waren gar nicht nach ihrem Geſchmacke. Sie brachte überhaupt ihre Zeit viel lieber zu Hauſe, als in Geſellſchaften zu, wo ſie ſelten Nahrung für ihre, nicht nach der Welt gebildete Seele fand. Inſonderheit waren ihr die Geſellſchaften zuwider, in welchen man aus Mangel der Vertraulichkeit oder aus Unwiſſenheit ſich zu unterhalten, durch das Spiel den Ekel der langen Weile vertreiben muß; dafür hatte ſie nicht den geringſten Geſchmack, wiewohl ſie die meiſten Spiele mit vieler Geſchicklichkeit ſpielte. Ihr Vergnügen war, Perſonen

ſonen zu ſehn, mit welchen ſie offenherzig und im eigentlichen Verſtande, freundſchaftlich umgehen konnte, und alsdann ſah man ſie von Herzen vergnügt; aber auch dabey war alles ſchmeichelhafte Betragen und die ernſthaften und gründlichen Perſonen ſo ekelhafte Verſicherungen der Freundſchaft und Hochachtung, weit von ihrem Weſen entfernt. Ihr liebreiches und freundſchaftliches Herz zeigte ſich in ihrem Geſichte und ganzen Betragen ſo deutlich, daß die Worte ganz überflüßig waren. Wo das Herz kalt war, da wollte ſie durchaus nicht, daß die Worte die Freundſchaft verkündigen ſollten. In allen andern Geſellſchaften redete ſie wenig, und weil ſie alsdenn in der That nicht in einer freyen Gemüthsverfaſſung war: ſo entdeckte man bald etwas gezwungnes an ihr, das ohne Zweifel viele für einen Mangel der Lebensart gehalten haben. Sie hatte die traurige Kunſt, die man die Lebensart der großen Welt nennt, ſich zu verſtellen bey der abgeſchmackteſten Geſellſchaft vergnügt zu ſcheinen, niemahls gelernt. Ihr Weſen war Offenherzigkeit und natürliche Einfalt. Sie hatte zwar öfters Gelegenheiten gehabt Perſonen vom Stande, ſo gar vom erſten Range zu ſehen; aber es fiel ihr nicht ein, ſich ſolcher Gelegenheiten zur Zerſtreuung öfters zu Nutze zu machen.

Die Geſellſchaft, die ſie würklich liebte, waren ihre Kinder, oder einige alte Bekannte, mit welchen ſie mit aller Offenherzigkeit und natürlicher Einfalt umgehn konnte. Bey dieſen Gelegenheiten war ſie ausnehmend vergnügt.

Ihre Lebensart war demnach ſehr einfach. Die erſten Stunden des Morgens brachte ſie insgemein mit Leſen zu. Selten aber las ſie andre als ernſthafte Schriften. Die heiligen Schriften der Propheten und Apoſtel, Foſters theologiſche Werke, Clarks Predigten, und beſonders Bodmers epiſche Gedichte und Youngs Nacht-

gedanken,

gedanken, waren die Bücher, welche sie vorzüglich liebte und zu vielen wiederholten mahlen gelesen hatte. Denn darinn fand sie sowohl für ihren auf große Gegenstände gerichteten Verstand, als für ihr edles von aller Eitelkeit entferntes Herz, die beste Nahrung. Sie hatte zwar ausser diesen Werken die meisten und besten Werke des Geschmacks in Deutscher und Französischer Sprache, verschiedne in Italienischer und Englischer Sprache gelesen; aber Schriften, die blos zur Ergötzung und zum Zeitvertreib geschrieben sind, waren nicht für ihren Geschmack. Sie las sie einmahl; und legte sie hernach für immer weg, denn sie liebte nur das, was einen Einfluß auf die Erweiterung der Einsichten und die Erhöhung der moralischen Gesinnungen hatte. Ehe noch die Sorge für die Erzihung der Kinder ihr den größten Theil ihrer Zeit wegnahm, übte sie sich vielfältig im Schreiben. Sie schrieb moralische Abhandlungen, oder sie kleidete ihre Gedanken in Briefe und in kleine Erzählungen ein.

Wiewohl sie nun eine schöne Belesenheit gehabt, so ließ sie doch selten die Spuren derselben merken. Sie fand es sehr unschicklich, wenn ein Frauenzimmer das Ansehn einer gelehrten Person annehmen wollte. Wenn sie aber in gewissen Gesellschaften auf eine ungezwungene Weise auf solche Dinge gebracht wurde: so sagte sie ihre Meynung ohne Rückhaltung, und bewies allemahl einen sehr sichern Geschmack. Niemahls war sie in Gesellschaft beredter, als wenn von sittlichen Dingen gesprochen wurde. Und alsdann war es leicht zu sehn, wie geläufig ihr alles war, was dahin einschlägt, und wie anhaltend sie sich mit solchen Materien beschäftiget hatte.

In keinem Stücke aber zeigte sie die Stärke und Größe ihrer Seele mehr, als in ihren öftern Krankheiten.

ten. Man konnte nicht nur keine von den, ihrem Geſchlechte ſo natürlichen Schwachheiten des Gemüths und Temperaments entdecken, ſondern ſie ſchien hierinn über die allgemeinen menſchlichen Schwachheiten erhaben. Sie trug die Beſchwerlichkeiten des Körpers ſehr lange, ohne etwas davon merken zu laſſen, und nur alsdenn, wenn es unmöglich wurde bey ihren gewöhnlichen Verrichtungen zu bleiben, entdeckte ſie das Uebel, das ſie ſo lange verborgen hatte. Sie konnte bey den größten Schmerzen und ſchwerſten Krankheiten kein ängſtliches Weſen, keine bis zur Schwachheit getriebene Zärtlichkeit der Ihrigen vertragen. Sie war allemahl die, deren Gemüth bey ihren eigenen Schmerzen am ruhigſten war; man hörete nicht nur keine Klagen aus ihrem Munde, ſondern auch ihr Geſicht zeigte keine Spuren des Leidens, als bis der Schmerz aufs heftigſte geſtiegen war. Bey allen ihren Krankheiten war ſie niemahls ängſtlich, niemahls ungeduldig über die lange ausbleibende Hülfe, ſie entzog ſich der Beſorgung ihres Hauſes und ihrer Kinder nicht eher, als bis eine gänzliche Unmöglichkeit ſie daran hinderte. Krank hatte ſie allemahl mehr Vorſorge für die Ihrigen, als ſie leiden konnte, daß man für ſie hatte. Sie war insgemein die tröſtende Perſon in ihrem Leiden.

Sie konnte nicht wohl leiden, daß man von ihrer Krankheit ſprach und ſie beklagte. Ueberhaupt war ihr alles ängſtliche Weſen ſehr zuwider. Daher kam es, daß ſie nicht leicht in ihren Krankheiten Beſuch annahm. Sie pflegte oft zu ſagen: meine Freunde glauben mir dadurch zu gefallen, wenn ſie mich beklagen und meinethalben unruhig ſcheinen. Aber eben dies iſt es allein, was mich unruhig macht. Möchten ſie doch begreifen, daß ich bey allen Fällen ruhig ſeyn kann,

daß

daß ich keine Gesundheit verlange, die mich den Zerstreuungen der Welt, die viele für ihr einziges Gut halten, aussetzt, und daß ich dem Tod mit eben so viel Vergnügen entgegen sehe, als viele ihn verabscheuen. Wie ist es möglich, sagte sie oft, Religion zu haben, und den Tod zu fürchten, ohne welchen wir elend seyn würden?

Sie blieb bis an ihr Ende standhaft und gelassen, und starb mit der festen Zuversicht eines bessern Lebens. So oft die Regungen der zärtlichsten Betrübniß ihren Gemahl übernahmen, wies sie ihn von sich und wollte sich in kein Gespräch mit ihm einlassen. Stöhre mich nicht in meiner Gemüthsruhe, mein Wertheſter! sagte sie auf ihrem Sterbebette, sey stark und männlich! hindre mich nicht meine letzte Tage in Heiterkeit zuzubringen, wehre dem Ausbruch deiner Zärtlichkeit, sonst muß ich dich bitten, — mich allein zu lassen. Sie erinnerte ihn hierauf an eine Stelle aus Bodmers Gedichte, da Jacob zu seiner sterbenden Rahel sagt:

„Doch ich schweig, ich will dir die heilige Stunde des Todes nicht mit meinem Leiden und hülfloſen Klagen verbittern.“ — —

Drey Tage vor ihrem Tode, da sie nun ihr nahes Ende merkte, wollte sie den letzten Abschied von ihrem Manne nehmen. Sie sah ihn mit einer überfliessenden Zärtlichkeit, die über ihr ganzes Gesicht ausgestreuet war, an, und reichte ihm die Hand und den Mund zum letzten Abschiedskusse. Sie schien ruhig und sagte ihm einiges, die Besorgung der häuslichen Umstände betreffend; da sie aber merkte, daß die zärtlichsten Aufwallungen, die er zu unterdrücken suchte, zum Ausbruch kommen wollten, hielt sie inne, und begnügte

sich,

ſich, durch ein zärtliches Händedrücken ihm das übrige zu ſagen.

Ihr Tod war ſo ſanft, wie ihr Gemüth das ganze Leben hindurch geweſen war. Sie behielt das liebliche einnehmende Weſen auf ihrem Geſichte, das in ihrem Leben jeden Menſchen, ſobald er ſie geſehen, für ſie eingenommen hatte.

So lebte, und ſo ſtarb eine der edelſten und fürtreflichſten Perſonen, die jemals gelebt haben.

Entwurf der Einrichtung des von Sr. Hochfürstl. Durchl. dem Herzoge von Curland in Mitau neugestifteten Gymnasii Academici.

I.

Von dem Zweck und der allgemeinen Beschaffenheit dieses Gymnasii.

§. 1.

Der Zweck dieser Stiftung ist, die Curländische Jugend, adelichen und bürgerlichen Standes, bey welcher, entweder zu Hause, oder auf Schulen, bereits ein guter Grund zum ferneren Unterricht und zur Ausbildung des Gemüths geleget worden, in allen, ihr künftig nöthigen Kenntnissen, gründlich zu unterrichten, ihr sowohl den Geist, als das Gemüth so zu bilden, wie es der gegenwärtige Zustand der gelehrten und gesitteten Welt erfordert; auch derselben, richtige Grundsätze der Rechtschaffenheit und edlen sittlichen Gesinnungen einzuflößen. Es wird hierbey nicht blos auf die so genannten gelehrten Kenntnisse und Wissenschaften, sondern zugleich auf die eigentliche Ausbildung des Geistes und des Herzens, auf die wahre Cultur des Verstandes und des Geschmacks, und auf alles, was zur sittlichen Rechtschaffenheit gehöret, mit dem größten Fleiß gearbeitet werden; so daß man von denjenigen, die ihre Zeit auf diesem Gymnasio wohl angewendet, und sich den Gesetzen desselben gemäß betragen haben, sich gewiß versprechen kann, daß sie hernach mit Ehren in der

Welt erscheinen, und in öffentlichen oder Privatgeschäften, sich allemal als verständige und rechtschaffene, redliche Männer betragen werden.

§. 2.

Diese Stiftung ist also nicht blos für diejenigen, welche in eigentlichem Sinne studieren wollen, sondern auch für die, welche, ohne sich auf besondere Wissenschaften zu legen, das Nützlichste der allgemeinen menschlichen Kenntnisse und gute Grundsätze des sittlichen Lebens zu erlangen wünschen, welches der allgemeine Wunsch aller Menschen, die nicht in die geringsten Classen der Einwohner eines Landes gehören, seyn soll.

§. 3.

Die Einrichtungen sind so getroffen, daß erstlich diejenigen, die nach dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, studieren wollen, auf diesem Gymnasio Academico, ihre Studia, so weit sie dazu eines fremden Unterrichts nöthig haben, entweder würklich vollenden, oder zu der endlichen Vollendung auf Universitäten, auf das Beste vorbereitet werden. Diejenigen, die sich dem Predigtamte widmen, werden da alles, was ihnen nöthig ist, lernen können, ohne eines weitern Studierens auf einer Universität nöthig zu haben. Eben diesen Vortheil werden auch diejenigen von dieser Stiftung ziehen, die sich Kriegsdiensten widmen, oder sich zu einer solchen Lebensart oder zu solchen Civil-Bedienungen tüchtig machen wollen, die nicht nothwendig die Studia erfordern, welche man mit dem Namen der Facultäts-Studien belegt hat. Also werden von den hier Studierenden, nur diejenigen, welche die Arzeneywissenschaft, oder die bürgerlichen Rechte, oder die höhere critische Litteratur, aus dem Grunde zu studieren, zu ihrem Hauptzweck gemacht haben, sich in dem Falle befinden, von diesem Gymnasio Academico, noch auf die Universität zu gehen. Alle andere aber, werden

hier

hier in allem, was ihnen nothwendig seyn kann, hinlänglichen Unterricht genießen. Die hernach folgende besondere Anzeige dessen, was auf diesem Gymnasio gelehret werden soll, und die Beschreibung der Methoden, welche die verschiedenen Lehrer zu befolgen haben, werden genugsam zeigen, daß dieses alles, nicht nach den gewöhnlichen, und sich meistentheils noch aus den dunkeln Zeiten, da alle Schulen in den Händen der Mönche waren, herschreibenden Methoden, sondern auf eine Weise, die der Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten angemessen ist, und die man im eigentlichen Verstande practisch nennen kann, geschehen werde.

§. 4.

Auch ist bey dieser Einrichtung darauf gesehen worden, daß die adeliche oder andere Jugend, die, ohne die sogenannten gelehrten Sprachen und ohne Latein gelernt haben, dennoch begierig ist, das allgemein Nützliche aus der Litteratur und den Wissenschaften zu lernen, auf diesem Gymnasio ihren Zweck wird erreichen können. Man kann, ohne etwas von den alten Sprachen zu verstehen, es in den allgemein, zur Bildung der Menschlichkeit gehörigen Wissenschaften, weit bringen. Damit also diejenigen, bey denen die alten Sprachen versäumt worden sind, dennoch gründlich studieren können, so sind deswegen hier, wie aus dem folgenden erhellen wird, besondere Einrichtungen getroffen worden.

§. 5.

Eben so ist auch dafür gesorget worden, daß diejenigen, welche die neuen europäischen gelehrten Sprachen, das Französische, Italienische und Englische, imgleichen die zur Ausbildung des Körpers dienenden Uebungen, als Tanzen, Fechten und Reiten zu lernen Lust haben, hier die nöthigen Veranstaltungen dazu finden.

§. 6.

Das Vornehmſte aber, wodurch man hoffen kann, daß dieſe Stiftung ſich von allen andern höheren Schulen, vortheilhaft unterſcheiden werde, beſtehet in der beſondern Art, die der Jugend nöthigen Kenntniſſe, ohne Abbruch einer ſtrengen Gründlichkeit, nicht blos dem Gedächtniß, ſondern dem Verſtande ſo einzuprägen, daß diejenigen, denen es nicht völlig an den nöthigen Gaben fehlet, dadurch würklich zu verſtändigen, und zu allen Geſchäften ihres Standes tüchtigen Männern, werden ſollen.

§. 7.

Da es bey einer guten Erziehung nicht blos darauf ankömmt, daß man wohl unterrichtet werde, ſondern höchſt wichtig iſt, daß man zur Arbeitſamkeit wohl angeführet werde, daß man Beyſpiele derſelben vor ſich habe, und daß man auch überhaupt Beyſpiele von rechtſchaffenen Männern in der Nähe ſehe: ſo ſind ſolche Anſtalten getroffen, daß dieſes Gymnaſium, nicht nur dergleichen Männer zu Lehrern habe, ſondern es iſt auch, durch beſondere Verordnungen, die hiernächſt werden angezeiget werden, eine nähere freundſchaftliche Verbindung, und ein Umgang zwiſchen den Lehrern und der Jugend, veſte geſetzet worden, der dieſer, eben ſo nützlich, als der öffentliche Unterricht ſeyn, und dieſen erſt recht bekräftigen und nützlich machen wird.

II.

Allgemeine Anzeige deſſen, was auf dieſem Academiſchen Gymnaſio ſoll gelehret werden, und der verſchiedenen Lehr-Aemter.

§. 1.

Dieſes Gymnaſium wird aus zwo Abtheilungen oder ſogenannten Claſſen beſtehen; nämlich, aus der Claſſe der Litteratur und aus der Claſſe der Wiſſenſchaften. In jene kömmt die ſtudierende Jugend zuerſt, und in dieſer werden die Studia vollendet. In jeder Claſſe bleiben die Studierenden zwey Jahre, ſo daß die ganze Laufbahn des Studierens, auf dieſem Gymnaſio, von vier Jahren iſt; doch wird jedem, der es verlangt, vergönnet, ſich noch länger auf demſelben zu verweilen, um entweder gewiſſe Lectionen zweymal zu hören, oder, wenn man einmal die Laufbahn geendiget hat, den Privatunterricht einiger Lehrer in beſondern Wiſſenſchaften zu genießen.

§. 2.

Es wird aber voraus geſetzt, daß ſich kein junger Menſch zur Aufnahme auf dieſes Gymnaſium melde, der nicht ſchon vorher, entweder auf einer Schule, oder durch Privatunterricht einen guten Grund geleget habe. Aus der weiterhin folgenden Vorſchrift für die Profeſſoren, in Anſehung der Aufnahme der neuen Ankommenden, und der Verſetzung aus einer Claſſe in die andere, iſt zu ſehen, was von jedem, der in die eine, oder die andere Claſſe aufgenommen zu werden wünſchet, in Anſehung der bereits erlangten Kenntniſſe und Fertigkeiten verlangt wird.

§. 3.

Die Erlernung der ausländiſchen heutigen Sprachen, ingleichen die Leibesübungen, ſtehen mit dieſen beyden

den Classen in keiner Verbindung. Sowohl die von der Classe der Litteratur, als die von der Classe der Wissenschaften, können die Sprach- und Exercitienmeister besuchen, wie aus dem besonders hernach zu gebenden Lectionsplan zu ersehen seyn wird.

§. 4.

Die Classe der Litteratur ist zum Unterricht in der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache, in den Anfängen zu allem was zum Verstande der classischen Schriftsteller, in diesen Sprachen gehöret, als Mythologie, blos die Facta betreffende Geographie, Historie und Alterthümer, ferner zu den ersten Uebungen im Schreiben und richtigen Ausdruck seiner Gedanken, sowohl in der deutschen als lateinischen Sprache, wie auch einer recht gründlichen Anleitung zur allgemeinen Exegetik, oder Wissenschaft, dasjenige was man lieset, richtig zu verstehen und zum Theil auch zu beurtheilen, bestimmt. Auch ist überhaupt der Unterricht in dieser Classe, als eine Vorübung zu den Wissenschaften, die in der folgenden gelehret werden, anzusehen; weil die Jugend darinn hauptsächlich durch das Lesen ausgesuchter classischer Schriftsteller in ungebundener und gebundener Schreibart, beyläufig zum Verstehen der Sachen selbst, die gelesen werden, angeführet wird; da denn natürlicherweise, schon sehr viele in alle Wissenschaften einschlagende Materien vorkommen, worüber ihr, von verständigen Lehrern, gute vorläufige Kenntnisse beygebracht werden können, und wobey der wahre Grund zu richtiger Beurtheilung und practischen Anwendung der Sachen, die man liest, kann geleget werden. Dieses alles wird in der nähern Bestimmung der Lectionen und Anweisung für die Lehrer deutlicher erhellen.

§. 5.

Die Classe der Wissenschaften beschäftiget sich mit allgemeinen nützlichen Wissenschaften. Darinn werden gelehret,

gelehret, die Mathematik, die Phyſik, die Naturgeſchichte, die Geſchichte der Völker, die Philoſophie, das Recht der Natur und die Beredſamkeit; ferner, für die, welche ſich beſonders der Kirche gewidmet haben, die Theologie und was dazu nothwendig an andern Studiis beſonders erfordert wird, als Critica ſacra und die orientaliſchen Sprachen: für die künftigen Juriſten aber beſonders die römiſchen Antiquitäten, ſo weit ſie die öffentlichen Verfaſſungen dieſer Republik betreffen, weil es nicht wohl möglich iſt, das römiſche Recht, ohne dieſen vorläufigen Unterricht aus dem Grunde zu verſtehen. Auch für diejenigen, die ſich der Arzneywiſſenſchaft widmen, wird in dieſer Claſſe geſorget, daß ſie einen guten Grund, in der Naturhiſtorie und Chymie legen können.

§. 6.

Auch wird die Jugend in dieſer Claſſe, fleißig, in verſchiedenen, jedem Menſchen von gewiſſem Stande nöthigen Arbeiten geübet, wodurch ſie lernen ſoll, in ihren künftigen Geſchäften, mit der Genauigkeit und mit dem wahren Nachdenken, das überall nöthig iſt, zu arbeiten.

§. 7.

Zu dieſem Unterricht ſind folgende Profeſſores berufen:

1. Ein Profeſſor der Theologie.
2. — — — Rechtsgelehrſamkeit.
3. — — — Philoſophie.
4. — — — Phyſik.
5. — — — Mathematik.
6. — — — Hiſtorie.
7. — — — Beredſamkeit.
8. — — — lateiniſchen Sprache.
9. — — — griechiſchen Sprache.

§. 8.

Außer dieſen Profeſſoren aber, ſind noch die Lehrer der heutigen Sprachen, ein Schreibmeiſter, imgleichen die verſchiedenen Exercitienmeiſter beſtellt, deren Unterricht ſich diejenigen bedienen können, die eine, oder mehrere der ihnen aufgetragenen Parthien lernen wollen.

§. 9.

Aus der allgemeinen und beſondern Anweiſung für die Lehrer, wird mit mehrerem erhellen, wie jeder Gegenſtand des Lernens ſoll betrieben werden, auch wird aus den Verordnungen für ſämmtliche Lehrer, zu ſehen ſeyn, was jeder Profeſſor, außer ſeinen Lectionen, der Jugend zum Beſten, und beſonders in Anſehung der Aufſicht auf die Sitten, zu thun verbunden iſt.

III.

Allgemeine Anweiſung für ſämmtliche Lehrer überhaupt, wie dieſelben ihr Lehramt verwalten ſollen.

§. 1.

Es kömmt bey jedem Unterricht in den Studien, auf drey Dinge an:

1. Auf die allgemeine Entwicklung des Verſtandes und aller ihm untergeordneten Vermögen des Geiſtes.
2. Auf Einflößung rechtſchaffener practiſchen Grundſätze der Sittlichkeit.
3. Auf die Fundamentalbegriffe und Beobachtungen, worauf jeder beſondere Theil der Wiſſenſchaften und der Litteratur ſich gründet.

Alle Erziehungsanſtalten zielen offenbar auf dieſe drey Dinge ab. Darum muß jeder Lehrer unaufhörlich dieſen dreyfachen Endweck vor Augen haben. Er

thut

thut seinem Amte bey weitem nicht genug, wenn er handwerksmäßig, auf den dritten dieser Puncte arbeitet. Er muß sich täglich erinnern, daß er gesetzt sey, nicht blos Gelehrte in seinem Fache, sondern verständige Menschen und gute Bürger zu ziehen. Nur der Lehrer setzet sich selbst in den Stand, seine Pflicht in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, der sich täglich aufs neue zu dieser dreyfachen Arbeit ermuntert.

§. 2.

In Ansehung des ersten Puncts wird unumgänglich ein anderer Vortrag erfordert, als der, den man auf Universitäten gewohnt ist. Der Lehrer muß nicht allein sprechen, sondern nur so viel sagen, als hinlänglich ist, die Aufmerksamkeit und Wißbegierde seiner Zuhörer zu reizen, und hernach durch kluges Fragen, wovon Socrates das beste Muster gegeben hat, die Gedanken seiner Zuhörer heraus locken, damit er sehe, mit wie viel Ueberlegung, Verstand und Scharfsinn, diese eine vorgelegte Sache beurtheilen. Denn nur in diesem Falle kann er ihre Verstandskräfte kennen lernen, sie in mehrere Anstrengung setzen, die falschen Begriffe berichtigen, und die schwachen Urtheile verbessern.

§. 3.

Aber wie die Lehrer dieses Academischen Gymnasii, sich des Universitätsvortrages enthalten sollen: so müssen sie sich auf der andern Seite, noch weit mehr vor der kahlen Schulmethode hüten, nach welcher, blos solche Fragen an die Zuhörer geschehen, die entweder mit Ja oder mit Nein, oder doch blos aus dem Gedächtniß zu beantworten sind. Es muß überhaupt, in den Lectionen, der Ton einer zwar ernsthaften, aber doch freundschaftlichen vertraulichen Unterredung herrschen.

§. 4.

Dieses ist schwerlich zu erhalten, wenn der Lehrer sich nicht zu Hause auf jede Lection vorbereitet. Er muß

nothwendig, ehe er auftritt, die Materie, worüber in der Stunde soll geredet werden, sich sehr genau und bestimmt vorstellen, damit er zum Voraus merke, wo etwa seine Zuhörer Schwierigkeit finden könnten, was ihnen schwer werden mögte, die Sachen genau zu fassen, wo sie anstehen könnten sie richtig zu beurtheilen, u. s. f. Diese vorläufige Ueberlegung setzet einen verständigen Lehrer in den Stand, die gehörige Fragen, und andere, zur Uebung des Verstandes gehörige Anforderungen, an seine Zuhörer zu thun. Für jede Lection muß nur sehr wenig Materie gewählt werden, damit sie recht könne bearbeitet werden, denn der Lehrer muß den, zu einer Lection ausgesuchten Punct nicht verlassen, bis alle Zuhörer ihn richtig gefaßt haben, und sollte auch mehr als eine Lection dazu angewendet werden.

§. 5.

Darum muß der Lehrer nicht denken, daß er jeden Paragraph seines Lehrbuchs, gleich wie jeden andern bearbeiten soll. Leichtere Sachen zeiget er seinen Zuhörern blos an, giebt ihnen auf, die Sache zu Hause mit gehöriger Aufmerksamkeit zu lesen, und begnüget sich hernach, in der nächsten Lection zu sehen, ob sie es gethan und die Sachen richtig gefaßt haben. Es kommen in jeder Wissenschaft Dinge vor, wobey dem Lehrer wenig zu erklären übrig bleibt, wenn er nur die Zuhörer anhält, die Sachen mit Aufmerksamkeit zu lesen.

§. 6.

Bey dem Anfange jeder Lection, trägt der Lehrer den Inhalt derselben vor, und sucht dabey die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu reizen. Am Ende der Lection aber, eröfnet er den Inhalt der nächstkünftigen Lection, und sagt allenfalls, wie jeder sich zu Hause auf dieselbe vorbereiten soll; zeiget an, was etwa darüber zu lesen, oder zu überlegen sey. Allenfalls kann er dieses, seine

Zuhö-

Zuhörer, mit wenigem ſchriftlich anmerken laſſen, damit ſie ſich zu Hauſe darnach richten können.

§. 7.

Bey allem Unterricht kömmt die Hauptſache darauf an, daß der Lehrer, ſeine Zuhörer, bey der ſo nothwendigen Luſt zur Sache zu unterhalten wiſſe. Dieſen wichtigen Punct ſoll jeder Lehrer täglich in neue Ueberlegung nehmen, denn, wenn der Unterricht ins Matte und Schläfrige fällt, ſo iſt alles verlohren. Es kömmt hiebey lediglich auf das Genie und die Geſchicklichkeit des Lehrers an. Die Art wie er unrichtige Antworten ahndet, und hingegen gute, durch ein feines Lob belohnet, thut hiebey das Meiſte. Aber darüber laſſen ſich keine Vorſchriften geben. Der Lehrer muß dieſes mit beſter Ueberlegung und Vorſichtigkeit ausführen, und nie vergeſſen, daß es eine ſeiner Hauptpflichten ſey, die Trägen zu ermuntern, die muntern Köpfe bey der Luſt zu erhalten, und überhaupt, ſo viel Eifer für das Studieren, als möglich iſt, in ſeine Zuhörer zu bringen. Darum muß er ſelbſt, mit Wärme und Intereſſe, aber ohne pedantiſche Prahlerey, von den Wiſſenſchaften überhaupt, und von ſeiner Parthie insbeſondere, ſprechen. Er muß keine Gelegenheit vorbeygehen laſſen, ſeine Zuhörer zu überzeugen, daß der ſchätzbarſte Vorzug eines Menſchen darinn beſtehe, daß er vernünftig überlegend, und in ſo vielen Dingen, als ihm möglich iſt, wohl unterrichtet ſey.

§. 8.

Es verſtehet ſich, aus allem hier angemerkten, von ſelbſt, daß kein Lehrer ſeine Lection in die Feder dictiren ſoll, deſſen ungeachtet aber ſoll jeder darauf halten, daß kein Zuhörer, ohne Schreibezeug in die Lection komme. Denn es giebt ein jeder doch etwas zu dictiren, als zum Beyſpiel: was man über die Sache zu Hauſe nachleſen ſoll, oder worauf man ſich zur nächſten Lection vorzube-

zubereiten habe, und andere Sachen mehr, die der Lehrer aufſchreiben läßt.

§. 9.

Mit der Cultur des Verſtandes, muß bey dem Unterricht, auch die Bildung des Gemüths verbunden werden, und jeder Lehrer kann und ſoll das Seinige dazu beytragen. Aber dieſes muß nicht durch vieles Predigen und kahles Moraliſiren, ſondern auf eine gute practiſche Art geſchehen.

Nehmlich: So oft als die Materie, die der Lehrer vorzutragen hat, in einer Verbindung mit ſittlichen und andern practiſchen Materien ſtehet, und dieſes wird ſehr oft geſchehen, da ſoll er ſich ernſtlich angelegen ſeyn laſſen, die Wichtigkeit ſolcher Dinge in ihr wahres Licht zu ſetzen. Wenn z. B. in einer philoſophiſchen Lection, von Lehren oder Meynungen die Rede iſt, welche auf das ſittliche Betragen des Menſchen Einfluß haben: ſo muß der Lehrer, auf eine, der Jugend recht begreifliche, und auf ihr bekannte Fälle, angewendete Weiſe, zeigen, wie vortheilhaft, oder wie nachtheilig, dieſe und jene Begriffe, und Vorſtellungen für das ſittliche Betragen der Menſchen ſeyn können, und dieſes mit beſondern Fällen erläutern. Ferner kann er vielfältig, wo er Begriffe oder Urtheile durch Beyſpiele zu erklären hat, dieſe von ſittlichen Dingen, die im gemeinen Leben am meiſten vorkommen, hernehmen. Dadurch gewöhnt er ſeine Zuhörer, zu einer höchſtwichtigen Sache, alle Kenntniſſe und alles Nachdenken, auf die Seite der Sittlichkeit zu wenden, und beſtändig auf ihr eigenes, und anderer Menſchen Betragen, Achtung zu geben. Ferner geſchiehet es faſt täglich in den Lectionen, daß von Handlungen der Menſchen, von Begebenheiten, von Veranſtaltungen in häuslichen oder öffentlichen Verrichtungen, die Rede iſt: oder daß von berühmten Männern geſprochen wird, die ſich in Wiſſenſchaften, oder Staats- und

Kriegs-

Kriegsverrichtungen, oder ſonſt auf andere Weiſe, von den übrigen Menſchen ausgezeichnet haben. Dabey hat ein verſtändiger Lehrer allemal Gelegenheit, der Jugend ſehr einleuchtend zu zeigen, was für einen groſſen Werth practiſche Grundſätze haben, und wie nachtheilig es iſt, ohne ſolche, blos aus Trieb der Leidenſchaften, oder aus allgemeinen Vorurtheilen zu handeln.

§. 10.

Dieſes ſind nur wenige Beyſpiele für die Lehrer. Ein ernſtliches Nachdenken, wie ſie bey allen Gelegenheiten, der Jugend ans Herz reden ſollen, wird ihnen weit mehrere an die Hand geben. Es iſt dabey höchſtwichtig, daß jeder Lehrer ſich durchaus in ſeinem ganzen Vortrage, als einen, von der Wichtigkeit der vornehmſten ſittlichen Wahrheiten ganz durchdrungenen, und für jedes ſittliche Gute, ſich lebhaft intereſſirenden Mann zeige. Dazu hat er faſt täglich Gelegenheit, wenn er nur nie vergiſt, daß ihm obliege, die Gemüther ſeiner Zuhörer für das Gute zu erwärmen. Aber höchſtwichtig iſt die Art, wie dieſes geſchieht. Denn wenn dergleichen Unterredungen in ein kahles moraliſches Geſchwätz ausarten, ſo thun ſie mehr Schaden als Nutzen. Wo nicht alles auf die natürlichſte und ungezwungenſte Weiſe geſchieht, da wird nichts ausgerichtet. Und hier erhellet aufs neue, wie wichtig es ſey, daß die Lehrer in ihrem Vortrage, anſtatt ſich nach einem gewöhnlichen ſo genannten Schlendrian zu richten, unaufhörlich und bey jeder Lection insbeſondere, darauf denken, wie ſie der Jugend wahrhaftig nützlich ſeyn können.

§ 11.

Der dritte Punct endlich, den die Lehrer vor Augen haben müſſen, iſt der unmittelbare Unterricht, in dem, jedem aufgetragenen Theile der Gelehrſamkeit. Kein Lehrer ſoll ſich einbilden, daß er, die ihm aufgetragene Wiſſenſchaft vollſtändig vortragen müſſe, um ſeine Zuhörer,

hörer, zu Meistern darinn zu machen. Das, was man selbst auf den besten Universitäten, in den Wissenschaften lernet, ist allemal das Wenigste, was ein wahrer Gelehrter davon besitzt. Der eigene Fleiß, das Nachdenken und Nachforschen, die man währender Zeit des Studierens, unter der Anführung der Lehrer, besonders aber nachher, auf die Wissenschaften wendet, sind die eigentlichen Mittel, darinn zu gründlicher und etwas vollständiger Kenntniß zu kommen. Eigentlich thun die besten Lehrer nichts anders, als daß sie den geradesten Weg dazu vorzeichnen, und die Hauptschwierigkeiten desselben erleichtern. Es ist wichtig, daß die Lehrer ihren Zuhörern dieses oft und dringend vorstellen, damit jeder, zu der so sehr nöthigen Selbstarbeit ermuntert werde. Jeder Zuhörer muß vor allen Dingen überzeuget werden, daß er nichts gründliches lernen würde, wo er nicht über das, was er von dem Lehrer gehöret hat, reiflich nachdenkt, und es hernach durch Lesen, Beobachten, und eigenes Forschen vollständiger macht. Das wichtigste, das der Lehrer thun kann, bestehet darinn, daß er der Jugend zu dieser Arbeit Lust macht, und sie dazu gründlich anführet.

Man empfiehlt also jedem Lehrer, sich selbst aus dem Gesichtspuncte anzusehen, als wenn er zum Aufseher und Anführer seiner Zuhörer, in ihrem Studieren und in ihren Arbeiten gesetzt sey. Es sind deswegen den Lehrern dieses Gymnasii, weniger Lehrstunden angewiesen, als sonst in dergleichen Stiftungen gewöhnlich ist, damit sie desto mehr Zeit, auf die Prüfungen der Arbeiten ihrer Zuhörer, als den wichtigsten Theil ihres Amtes, wenden können.

§. 12.

Zum glücklichen Erfolg der Lectionen, in denen der Lehrer die Anfangsgründe seiner Wissenschaft vorträgt, kömmt alles darauf an: daß er sich angelegen seyn lasse,

se, das Wesentlichste in möglichster Kürze vorzutragen, daß seine Zuhörer hernach im Stande seyn, durch eigenen Fleiß weiter zu kommen. Jeder Theil der Gelehrsamkeit gründet sich auf gewisse Begriffe, auf Kenntniß geschehener oder vorhandener Dinge, aus deren näherer Betrachtung, derselbe Theil entstanden ist. Also sind diese Fundamentalpuncte das, worauf es hauptsächlich ankommt. Es ist gar nicht darum zu thun, daß ein Lehrer, die ihm aufgetragene Parthie vollständig abhandle, sondern daß er dasjenige, wovon das Uebrige abhängt, mit der größten Leichtigkeit und Gründlichkeit vortrage, und daß er keinen Hauptpunct seiner Wissenschaft eher verlasse, bis er gewiß ist, daß seine Zuhörer ihn recht gefaßt haben.

§. 13.

Zu dem Ende hat der Lehrer zwey Dinge zu betrachten:

1) Daß er, wie bereits §. 4. dieses Abschnitts erinnert worden ist, den Inhalt jeder Lection zu Hause wohl überlege, und dergestalt vestsetze, daß er versichert seyn könne, diejenigen, die ihm mit Aufmerksamkeit zuhören, haben einen Hauptbegriff, oder eine Hauptwahrheit seiner Wissenschaft gefaßt, und also darinn einen würklichen Schritt vorwärts gemacht.

2) Daß er in der nächst folgenden Stunde, seine Zuhörer prüfe, ob sie den Punct der vorhergehenden Lection wohl gefaßt, und ob sie durch ihr Nachdenken, oder durch Nachlesen, oder auf andere Weise, etwas in Absicht auf denselben gethan haben.

Dieses giebt ihm fürtrefliche Gelegenheit, ohne zu dogmatisiren, seinen Zuhörern die wichtigsten Dinge zu sagen, und sie werden sich dadurch allmählich angewöhnen, die Gegenstände ihres Studierens mit Interesse anzu-

anzusehen, und ihnen die Wichtigkeit zuzuschreiben, die sie würklich haben. Uebrigens wird in der besondern Anweisung für die Lehrer gezeiget werden, wie sie nach Beschaffenheit ihres Gegenstandes die eigenen Arbeiten ihrer Zuhörer zu veranstalten haben.

§. 14.

Jeder Lehrer sucht sich das Compendium über seinen Gegenstand aus, das er für das beste hält, wenn es gleich nicht vollkommen ist, und folget in Absicht auf die Ordnung, in der er die Sache vorträgt, diesem Compendio, damit die Jugend einen Faden habe, an den sie sich halten könne. Dabey giebt er vorzüglich Achtung, daß kein Hauptpunct seines Gegenstandes darinn fehle. Wo dieses seyn sollte, da ersetzt er das Mangelnde, und läßt seine Zuhörer, die Sätze, die er zur Ergänzung für nothwendig hält, dazu schreiben. Zuerst sorgt er dafür, daß seine Zuhörer den wahren Sinn jedes Satzes dieses Lehrbuchs richtig verstehen. Er läßt z. B. einen Satz lesen, und erforschet alsdenn, wie der Leser ihn verstehe; ob er, wenn es ein allgemeiner Satz ist, einen besondern Fall desselben anzugeben wisse, wenn es eine Erklärung ist, ob er eine besondere Sache nennen könne, auf welche die Erklärung paßt u. d. gl. Hierüber muß er sich keine Mühe verdrießen lassen, denn er kann unmöglich etwas nützliches zur Bestätigung oder weiteren Ausführung eines Satzes anbringen, bis seine Zuhörer den Sinn desselben vollkommen verstehen. Wenn dieser berichtiget ist, so kann er hernach zeigen, woher dieser Satz entstanden sey, worauf er sich gründe, und was er auf sich habe. Bey diesem letzten muß allezeit Rücksicht auf das Ganze der Wissenschaft, zu welcher ein solcher Satz gehöret, genommen werden.

§. 15.

Bey Sachen von Wichtigkeit nimmt der Lehrer Gelegenheit, seinen Zuhörern verschiedene Arbeiten, die

sie

ſie zu Hauſe machen müſſen, aufzugeben. Dem einen z. E. trägt er auf, eine nähere Erläuterung oder Beſtätigung des vorgehabten Satzes ſchriftlich aufzuſetzen, ein anderer wird aufgefordert, etwas über die Wichtigkeit und Anwendung deſſelben ſchriftlich auszuarbeiten u. d. gl. m. Bey dieſem allen aber muß der Lehrer ungemein darauf Acht haben, daß er überall die Sachen, als Dinge, die in dem thätigen Leben brauchbar und wichtig ſind, vorſtelle, damit keiner ſeiner Zuhörer auf den Gedanken gerathe, er lerne Sachen der bloßen Speculation, welche dienen, müßige Menſchen zu unterhalten, oder die blos ein Gegenſtand der Neubegierde ſeyn. Dieſes wäre eins der ſchädlichſten Vorurtheile, die die Jugend einſaugen könnte.

§. 16.

Ueberhaupt hat jeder Lehrer, in Abſicht auf den ganzen Curſum ſeiner Lection, wohl zu überlegen, daß am Ende deſſelben ſeine Zuhörer von der Wiſſenſchaft, die er vorgetragen hat, ſo viel wiſſen und verſtehen, daß jeder derſelben nun im Stande ſey, durch eigenen Fleiß ſie völlig zu erlernen. Denn dieſes iſt die Abſicht der Lectionen, die der Lehrer würklich zu erreichen ſich äuſſerſt angelegen ſeyn laſſen muß. Derjenige Lehrer, der nur auf ſich ſelbſt ſieht, und das überdenkt, was er vorzutragen hat, thut ſeinem Amte noch nicht zur Hälfte genug. Er muß den Zweck dieſer Arbeit beſtändig vor Augen haben, und dafür ſorgen, daß dadurch das würklich ausgerichtet werde, weswegen er ſie übernommen hat. Alſo muß er den Fortgang der Studien ſeiner Zuhörer, und ihr würkliches Zunehmen an Kenntniß, als den eigentlichen Zweck worauf er arbeitet, beſtändig vor Augen haben. Wenn er auch noch ſo gut und ſo gründlich gelehret hat, ſo hat er doch gar nichts verrichtet, wenn ſeine Zuhörer am Ende nicht würklich unterrichtet ſind. Alſo ſind Fleiß und Arbeitſamkeit ſeiner

Zuhörer, und derſelben täglicher Wachsthum an Kenntniß, die weſentlichſten Dinge, auf welche er ſeine Aufmerkſamkeit und Bemühung zu richten hat. Er muß darinn väterlich für die Jugend ſorgen, daß ſie täglich zunehme, er muß den Langſamen nachhelfen, und die Trägen ermuntern. Dieſes iſt, wie geſagt, wichtiger, als wenn er ſich die äuſſerſte Mühe gäbe, gut zu reden, und dabey verſäumete, das Vorgetragene, in den Köpfen ſeiner Zuhörer, würkſam zu machen.

§. 17.

Jeder Lehrer muß ſtreng darauf halten, daß alle ſeine Zuhörer, in jeder Lection zugegen ſeyn, daß jeder zu rechter Zeit ſich einfinde, ſein Schreibzeug mit ſich bringe, und ſich in der Lection aufmerkſam und beſcheiden betrage. Eine Schule, darinn Nachläßigkeiten über dieſe Puncte geſtattet werden, iſt ſchon verdorben. Es muß eine Hauptſorge eines jeden Lehrers ſeyn, daß jede Lection mit warmen Intereſſe angehöret werde. Es wird in dem letzten Abſchnitte dieſer Schrift näher gezeiget werden, was die Lehrer, zur Aufrechthaltung einer genauen Diſcipiin, zu thun haben.

IV.

Nähere Anweiſung für jeden Lehrer insbeſondere, in Abſicht auf die Lehrart.

Jeder Lehrer iſt zwar ein Meiſter in ſeinem Fach, und muß alles, was dazu gehöret, wohl verſtehen. Es iſt auch die Abſicht dieſer Anweiſung gar nicht, ihm hierüber Licht oder Unterricht zu geben. Aber ſelbſt nicht jeder große Meiſter in einer Wiſſenſchaft, kennt die beſte Methode, dieſelbe der Jugend beyzubringen. Dieſes hängt von langer Erfahrung im Lehramte ab. Wer

dieſe

diese noch nicht hat, der wird sich nicht weigern, gute Vorschläge darüber anzunehmen, noch wird er sie, als einen Eingriff in sein Amt ansehen.

A.

Von dem Unterricht in der Lateinischen, in der Griechischen, und in andern todten Sprachen.

§. 1.

Es kommt bey diesem Gymnasio, in Absicht auf diese Sprachen, nicht darauf an, daß ausgemachte Meister der alten Litteratur, oder vollkommene Critici gebildet werden. Diejenigen Studierenden, die ihre Studia dahin einlenken wollen, werden, wie die, welche Jura oder Medicin zu studieren Willens sind, dazu hier blos vorbereitet, und müssen nachher auf einer Universität, nähern Unterricht holen. Zwar wird von den Lehrern selbst erwartet, daß sie wahre gründliche Critici, und geschmackvolle Kenner des gelehrten Alterthums seyn, damit sie das Beste und Nützlichste aus der alten Litteratur, ihren Zuhörern bekannt machen.

§. 2.

Es wird voraus gesetzt, daß von denen, welche das Studium der todten Sprachen hier treiben wollen, keiner in das Gymnasium aufgenommen werde, der nicht bereits über die Anfänge derselben weg ist, darum können sie übergangen werden.

§. 3.

Obgleich die Hauptabsicht dieser Lectionen, auf die Erlernung der Sprachen geht, so muß doch die Erlernung der Sachen unzertrennlich damit verbunden seyn. Zur Erlernung der lateinischen und griechischen Spra-

che, werden der Jugend, einige der besten classischen Schriftsteller der Alten, in die Hände gegeben, durch deren vernünftige Erklärung, ein verständiger und in der alten Litteratur erfahrner Lehrer, Gelegenheit hat, seine Zuhörer, auch mit dem Geiste dieser Schriftsteller bekannt zu machen, und ihnen die wichtigsten Puncte, über die Gesetze, Sitten, Künste, den Character der Griechen und Römer, und andrer alten Völker, vorzutragen, worauf er ein Hauptaugenmerk zu richten hat.

§. 4.

Zu dem doppelten Endzweck dieser Lectionen, wird der Lehrer, die classischen Schriftsteller, ohngefähr nach folgender Methode, mit seinen Zuhörern tractiren:

1) Er fängt die Folgen der Lectionen über einen Schriftsteller damit an, daß er überhaupt, das Wichtigste über den Character desselben, über den Inhalt und Werth des Buchs, das er zu erklären sich vorgenommen hat, über den Nutzen, den die Zuhörer aus demselben ziehen können, durch einen nachdrücklichen und gründlichen Vortrag, seinen Zuhörern so vorstellt, daß sie Lust bekommen, den Schriftsteller und seine Materie näher kennen zu lernen.

2) Die Lectionen selbst, müssen so eingerichtet werden, daß jeder fleißige Zuhörer das ganze Buch, worüber sie gehalten werden, verstehen lerne. Also muß der Lehrer keine Stelle desselben übergehen, wo seinen Zuhörern, zum völligen Verstande, einige Schwierigkeiten, es sey in Ansehung der Sprache selbst, oder in Ansehung der Materie, aufstoßen könnten. Zuerst also wird das, was die Sprache, den Sinn der Wörter und die Zusammenfügung derselben betrifft, erkläret, so daß jeder Zuhörer, die vorhabende Stelle, zu übersetzen im Stande wäre. Wenn der Sinn einer vorgele-

geleſenen Stelle auf dieſe Weiſe erkläret worden, ſo werden, wo die Wichtigkeit der Sachen es erfordert, einzelne Wörter von beſonderem Nachdruck, oder die wichtigſten Hauptbegriffe und Ausdrücke, oder, wo ſonſt in Abſicht auf das Eigenthümliche der Sprache, etwas merkwürdiges liegt, beſonders betrachtet, und zwar in Rückſicht auf die Reinigkeit, Richtigkeit, das Eigenthümliche, und den Nachdruck der Sprache.

Ferner, werden die in der Stelle vorkommende ſo genannte Elegantien, und die wahren eigentlichen Latiniſmi und Gräciſmi der Redensart, wohl angezeiget, und der Ausdruck, mit dem, den die deutſche Sprache hat, auch alles, was in Abſicht auf die Grammatik merkwürdig iſt, entwickelt. Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß dieſes nicht auf jeder, ſondern nur auf Stellen von einiger Wichtigkeit, geſchehen müſſe. Die leichten Stellen werden blos, ohne beygefügte Anmerkung, kurz und gut überſetzet.

Wenn das Grammatiſche derſelben berichtiget iſt, und die Zuhörer den Sinn der Stellen gefaßt haben: ſo kann der Lehrer das Nöthige über den Inhalt, zur Erläuterung anführen, desgleichen etwa die vorkommenden Puncte über Alterthümer, über Geographie und Hiſtorie, und was etwa zur Archäologie gehöret. Aber vor weitem Ausſchweifen über dieſe Dinge muß er ſich hüten. Er muß alles in der möglichſten Kürze, mit Deutlichkeit verbunden, anbringen, ſo wie etwa die beſten Commentatoren alter Schriftſteller zu thun pflegen. Der Vortrag muß nie ſo ausſchweifen, daß man die vorhabende Stelle, oder gar den Schriftſteller, der erkläret wird, darüber aus dem Geſichte verliere, wie es bey den Lectionen pedan-

tischer Schulmänner nur zu oft geschieht. Denn von allem, was angemerkt wird, muß nicht mehr gesagt werden, als was zum ausführlichen Verstande jeder Stelle gehöret; es sey denn, daß der Lehrer beyläufig, und um seine Lection angenehm zu machen, mit ein Paar Worten, interessante Nebenanmerkungen dabey zu machen hätte.

Wenn das zu erklärende Buch zu weitläuftig ist, als daß es ganz könnte gelesen werden, wie wenn der Livius, in einer Lection erkläret würde: so muß der Lehrer, die leichtesten Stellen ganz übergehen, und das Lesen derselben, den Zuhörern, auf ihren Stuben empfehlen, so, daß durch dieses Privatlesen, und die Lectionen zugleich, das ganze Buch am Ende des Cursus gelesen sey. Ueberhaupt also muß der Lehrer seinen Schriftsteller so erklären, daß die Zuhörer richtige Begriffe von seiner Sprache und von der abgehandelten Materie bekommen. Ist das Buch historisch, so werden ausser der Sprache, alle wichtige Puncte der Historie und Geographie, wie auch dessen, was aus den Alterthümern vorkömmt, erläutert; ist es philosophisch, so geht die Hauptsache der Erklärungen und Erläuterungen, auf die darinn vorgetragenen Meynungen und Lehren. Aber so wohl über die eine, als die andere Materie, wird der Lehrer sich besondere Mühe geben, über wichtige, die Religion, Sitten, Gesetze, und die Sinnesart der Menschen betreffende Puncte, seine Anmerkungen practisch zu machen, das ist, das Alte mit dem Jetzigen vergleichen, und mit philosophischem Scharfsinn, seinen Zuhörern zeigen, worinn die neue Welt besser denkt und handelt, als die ehemalige, und worinn wir, von den Alten übertroffen werden.

§. 5.

§. 5.

Dieſe Lectionen werden in lateiniſcher Sprache gehalten, da der Lehrer ſich einer reinen und flieſſenden Art zu ſprechen befleißiget, und auch in den Antworten der Zuhörer, das, was nicht ſprachrichtig iſt, anzeiget, damit dieſelben dadurch zugleich eine gute Uebung im lateiniſchen Sprechen bekommen. Doch iſt dieſes nicht ſo zu verſtehen, daß gar nichts Deutſches, in dieſen Lectionen vorkommen ſoll. Denn die Stellen müſſen ins Deutſche überſetzt werden, und dann kann es ſich auch treffen, daß der Lehrer ſich über gewiſſe Sachen, beſſer in deutſcher, als in der lateiniſchen Sprache, erklären kann. Wenn nur ſo viel geſchiehet, daß die Zuhörer gewöhnt werden, einen guten lateiniſchen Vortrag zu verſtehen, und über leichtere Sachen ſich ſelbſt in dieſer Sprache auszudrücken, ſo iſt die Abſicht erreicht. Dieſe nöthige Uebung im lateiniſchen Ausdruck, kann auch noch auf folgende Weiſe befördert werden. Der Lehrer trägt bisweilen einige intereſſante Anmerkungen und Erläuterungen über gewiſſe Stellen in deutſcher Sprache vor, und giebt ſeinen Zuhörern auf, dieſelbe wohl zu faſſen, das Vornehmſte davon ſchriftlich aufzufaſſen und hernach zu Hauſe die Anmerkungen lateiniſch aufzuſchreiben. Er kann etwa alle vierzehn Tage einmal, eine Stunde dazu anwenden, daß er dieſe Aufſätze mit ſeinen Zuhörern durchlieſet und die darinn gegen die Sprache vorkommenden Fehler verbeſſert.

B.

Anweiſung für den Profeſſor der Beredſamkeit.

§. 1.

Es iſt einer der wichtigſten Puncte einer guten Erziehung, daß die Jugend wohl in der Beredſamkeit

geübt werde. Sie ist allen Menschen entweder nothwendig, oder doch anständig und nützlich. Zu was für einer Lebensart ein junger Mensch bestimmt sey, er habe künftig zu gehorchen oder zu befehlen, so kommen ihm bald täglich Gelegenheiten vor, da er andern etwas vorzustellen, etwas aufzutragen, oder zuweilen ihnen etwas begreiflich zu machen, oder sie zu etwas zu überreden hat. Der Mangel an Beredsamkeit kann in solchen Fällen von verdrüßlichen Folgen für ihn seyn. Ueberhaupt ist es auch anständig, daß man seine Gedanken deutlich, kurz, oder nach Gelegenheit zierlich, oder nachdrücklich, an den Tag legen, und wo man größere Dinge im Zusammenhange vorzutragen hat, es mit Ordnung und Deutlichkeit thun könne. Dieses zu lehren ist die vornehmste Verrichtung des Professors der Beredsamkeit.

Er darf sich nicht vorstellen, daß alle seine Zuhörer gute öffentliche Redner werden sollen. Es giebt sehr beredte Menschen, die nie Gelegenheit haben, öffentlich aufzutreten, und dennoch einen sehr guten Gebrauch von der Gabe zu reden, machen können. Die Hauptsorge dieses Lehrers soll also darauf gehen, daß seine Zuhörer lernen, ihre Sprache rein und richtig sprechen, ihre Gedanken, sie seyn kurz oder sehr ausgebreitet, mit Ordnung und Deutlichkeit, auch nach Beschaffenheit der Umstände, mit Nachdruck oder Annehmlichkeit, an den Tag bringen, aus der Menge der Vorstellungen über eine Sache, das Beste und Schicklichste aussuchen, alles wohl ordnen, und ihrer ganzen Rede die gehörige Deutlichkeit und Gründlichkeit geben.

§. 1.

Das, was zu dieser Beredsamkeit unmittelbar gehöret oder zu lernen ist, (den Verstand muß die Natur geben,) wird durch viele Muster und Beyspiele, durch anhaltende Uebung und durch einige Regeln und Vorschriften gelernt. Hierauf also muß sich die Methode

des

des Unterrichts gründen. Mit Erklärung einer Rhetorik und vielen Regeln, wird sehr wenig ausgerichtet, sehr viel aber dadurch, daß der Jugend die Schriften der beredsten Männer fleißig erkläret, und dabey alles gethan werde, was nöthig ist, ihr den Werth derselben würklich empfinden zu machen. Erst muß man lernen die Vollkommenheiten des guten Redens zu empfinden, und hiernächst darauf arbeiten, daß man sie selbst in seine Gewalt bekomme.

§. 3.

Diesen Grundsätzen zufolge, muß sich der Professor der Beredsamkeit, zuvörderst angelegen seyn lassen, seine Zuhörer mit den besten Mustern der Beredsamkeit bekannt zu machen und sich bemühen, daß sie den Werth derselben würklich fühlen. Weil gar alle auf diesem Gymnasio Studierende, diesen Unterricht genieſſen sollen, so muß der Lehrer seine Muster in der deutschen Sprache aussuchen, doch kann er auch lateinische mit darunter nehmen, wenn etwa unter seinen Zuhörern nur wenige sind, die diese Sprache nicht verstehen.

§. 4

Damit aber hierinn eine gute Ordnung beobachtet werde, so muß der Lehrer, vor allen Dingen, einen gründlichen Plan seines Unterrichts für sich entwerfen. Zuerst bestimmt er die verschiedenen Gattungen der Rede, und theilet jede in ihre Arten ab, damit er für jede Art die Muster aussuchen, und eine Art nach der andern vornehmen könne. Z. E. die erste Gattung macht die gemeine Rede, oder der gemeine Vortrag aus, wobey es blos darum zu thun ist, daß man seine Gedanken deutlich, wohl bestimmt und kurz sagt: wie wenn man Nachrichten zu geben oder Bestellungen zu machen hat u. d. gl. Dazu sucht der Lehrer Briefe, kurze Nachrichten und Erzählungen, Beschreibungen u. d. gl. aus, die sich durch Kürze und Nettigkeit auszeichnen.

Hierauf folgen die Muſter des zierlichen geiſtreichen Vortrags, da das, was man zu ſagen hat, ſchon mit Annehmlichkeiten und mit Geiſt gleichſam gewürzt iſt. Auch in dieſer Gattung können ſo wohl Briefe als Erzählungen und Beſchreibungen gewählt werden. Auf dieſe Gattung folget die, da das Ernſthafte, das Pathetiſche und Rührende in den Vortrag kömmt; da der Scribent oder Redner, den Vortrag, durch eingeſtreute Anmerkungen über die Sachen, durch Aeußerung der Geſinnungen, durch einen leidenſchaftlichen Ton, intereſſant macht. Auſſer dieſen Gattungen muß der Lehrer, auch auf die verſchiedenen Arten des Vortrages Acht haben, in ſo fern er erzählend, dogmatiſch, unterhaltend oder rührend ſeyn ſoll. Mit einem Worte, der Lehrer muß bey ſich, alle Gattungen des Vortrages und der Schreibart, ſowohl in Abſicht auf den Inhalt, als in Abſicht auf die Form der Rede, wohl beſtimmen, und ſo ordnen, daß er immer vom Leichten auf das Schwere gehe. Hat er dieſes gethan, ſo iſt ſeine nächſte Sorge, für jede Art, recht gute Muſter aus bekannten Schriftſtellern auszuſuchen, oder in deren Ermangelung, ſelbſt zu verfertigen. Eine ſolche Sammlung könnte für den Gebrauch dieſes Gymnaſii gedruckt werden.

§. 5.

Der erſte Theil des Unterrichts beſteht alſo darinn, daß der Lehrer die geſammelten Muſter, ſo wie ſie in einer natürlichen Ordnung auf einander folgen, mit ſeinen Zuhörern lieſet, und ſie auf die Vollkommenheit derſelben aufmerkſam macht. Jedes Muſter lieſet er erſt ſelbſt, mit dem ihm nöthigen Tone, damit die Zuhörer den wahren Ton des Vortrags jeder Art faſſen. Auch übet er ſie ſelbſt, in dieſem Ableſen oder Vortrage, als einem höchſt wichtigen Theile der Beredſamkeit.

Wenn ein Muſter gehörig vorgeleſen worden, ſo müſſen diejenigen von den Zuhörern, die natürliche Gaben zur Beredſamkeit haben, allbereits die Vorzüge deſſelben fühlen. Aber der Lehrer kömmt ihnen dabey zu Hülfe, unterredet ſich mit ihnen über die Eigenſchaften der verhabenden Muſter, zeiget, wo beſondere Klarheit, oder Kürze, oder Nachdruck, oder Annehmlichkeit, und dergleichen Vollkommenheiten liegen. Was nun dabey von Figuren, Tropen und andern Geſtalten, einen Gedanken vorzutragen, vorkommt, wird nur beyläufig mit ſeinem rechten Namen genennet, und nach ſeinem Werthe beurtheilet: denn ein förmliches Studium der Figuren und Tropen, worüber ſich die gemeinen Rhetoriken ſo weitläuftig und ſo ſchwerfällig erklären, iſt hiebey nicht nöthig. Alles was darüber nützliches zu ſagen iſt, wird beyläufig, ſo wie jede Sache in den Muſtern vorkömmt, erinnert.

§. 6.

Hat der Lehrer, auf dieſe Weiſe, die Muſter für eine Art, mit ſeinen Zuhörern geleſen, ſo kann er zu den Uebungen in derſelben Art ſchreiten. Z. E. wenn er etliche Muſter in der ſchlechteſten Gattung des Vortrags, da ſchlechtweg kurz und deutlich etwas erzählet oder beſtellt, oder beſchrieben wird, geleſen und gehörig zergliedert hat: ſo giebt er ſeinen Zuhörern auf, dergleichen Aufſätze ſelbſt zu machen, damit ſie die Muſter durch Nachahmung, allmählig erreichen lernen, und ſo auch in jeder anderer Art.

Bisweilen wenn die Muſter in einer fremden Sprache, z. E. lateiniſch oder franzöſiſch geweſen, läßt er ſie ins Deutſche überſetzen, und bemühet ſich, ſeinen Zuhörern begreiflich zu machen, wo die Ueberſetzung dem Original am Werthe gleich kömmt, und wo ſie daran übertreffen wird.

Mit diesen Uebungen im Uebersetzen und in eigenen kleinen Aufsätzen, muß schon in der unteren Classe der Anfang gemacht werden. Und da dieses eine der nothwendigsten Sachen ist, so sind auch wöchentlich, vier Stunden dazu bestimmet. Zu diesen Uebersetzungen giebt der Lehrer, denen, die hinlänglich im lateinischen geübt sind, lateinische Stellen, allenfalls aus Autoren, die in der Classe schon tractiret worden sind, anderen, die das Französische besser verstehen, französische Stellen auf. Bey der Uebung in eignen Aufsätzen, muß wie bey allen Dingen, der Anfang von dem leichtesten gemacht werden. Den ersten Anfängern z. E. giebt der Lehrer auf, kleine Billets zu schreiben, darinn etwas bestellt, ein Freund um etwas ersucht, oder ihm etwas zur Nachricht gemeldet wird. Von hier aus wird der Inhalt allmählig von erheblichen Sachen genommen.

Sowohl in den Uebersetzungen als eigenen Aufsätzen, wird auf die Rechtschreibung, auf die grammatische Richtigkeit, auf Deutlichkeit und Kürze, auf das Fließende, und endlich auf das Edle und Nachdrückliche, Achtung gegeben. Bey der Revision dieser Arbeiten, hat der Lehrer Gelegenheit, den nützlichsten Unterricht zur guten Schreibart zu geben.

§. 7.

Vermittelst dieser doppelten Uebung, in Betrachtung und Nachahmung der besten Muster, die aber, wie gesagt, nach und nach, durch alle Arten des Vortrags und Inhalts fortgesetzt werden muß, werden die Zuhörer das Wichtigste, was zur Beredsamkeit gehört, allmählig fassen lernen. Zuletzt werden ganze Reden gelesen und zergliedert. Ein Paar auserlesene Reden des Cicero sind hierzu hinlänglich. Von einer größern Anzahl derselben aber, soll der Lehrer, seinen Zuhörern, deutliche Zergliederungen machen, damit sie einsehen lernen, wie ein Gegenstand einer solchen Rede müsse behandelt

handelt werden, wie der römische Redner seine Beweise angeordnet, und wie überhaupt die vornehmsten Puncte einer Rede auf einander folgen können. Auch ist es gut, wenn er seinen Zuhörern aufgiebt, dergleichen Zergliederungen oder Analyses fürtreflicher Reden, selbst zu machen.

§. 8.

Unter die Muster der Beredsamkeit, soll der Lehrer auch die Proben von allen Hauptgattungen der Dichtkunst mitnehmen: Fabeln, Erzählungen, Satyren, Elegien, Lieder, Oden, und Stücke aus Epopeen. Bey jedem wird er das Wesentlichste über die Natur der Gattung anführen, beyläufig aber auch, über die Versarten das Nöthige sagen. Gut ist es hiebey, wenn er solche Stücke aussucht, welche verdienen auswendig gelernt zu werden, und wenn er seinen Zuhörern Lust macht, sie zu lernen und hernach zu declamiren.

§. 9.

Hat der Lehrer auf die beschriebene Weise, seinen Cursum durchgearbeitet, und bleibet ihm dann noch Zeit übrig, so kann er sie anwenden, mit seinen Zuhörern, des Cicero Gespräch vom Redner, cursorisch zu lesen.

§. 10.

Bey diesem ganzen Unterricht, hat der Lehrer es als eine Hauptsache anzusehen, daß er den Geschmack und das Gefühl seiner Zuhörer rege mache und ausbilde; daß er in ihnen einen Ekel für alles Niedrige, Ausschweifende, und für alle Arten des Schlechten, sowohl in der Materie als in dem Vortrage, und hingegen ein lebhaftes Gefühl für das Schöne und Gute erwecke.

§. 11.

In Ansehung der Lection, die dieser Lehrer mit andern gemein hat, die Jugend in der deutschen Lectüre zu üben, wird überhaupt das Nöthige, hier unten, in dem mit J bezeichneten Abschnitte angemerket werden.

C.

C.

Anweisung für den Professor der Historie.

§. 1.

Das Feld der Historie und Geographie ist beynahe unermeßlich. Es würde ein ausschweifender Vorsatz seyn, wenn ein Lehrer sich in den Kopf setzte, die Historie aller Zeiten und aller Völker, mit seinen Zuhörern zu tractiren. Seine Hauptsorge muß also darauf gerichtet seyn, wie er seine Materie, am besten, ins Kurze ziehen, und hernach, an der etwas ausgeführten Geschichte eines Volks, seinen Zuhörern den wahren Geist der Geschichte zeigen wolle.

§. 2.

Es ist unmöglich, daß man über die allgemeine Geschichte der Menschen etwas richtig fasse und behalte, wenn man nicht eine Kenntniß der Zeiten und Oerter hat, wo jede Hauptveränderung sich zugetragen hat. Darum soll die erste Sorge des Lehrers der Geschichte hierauf gerichtet seyn.

§. 3.

Er fängt seinen Cursum damit an, daß er seinen Zuhörern die Einrichtung und den Gebrauch der Landcharten erkläret. Wenn dieses geschehen ist, so nimmt er die sogenannten Planiglobia, das ist, die allgemeine Charte des Erdbodens vor, und trägt bey Erklärung derselben, die Hauptpuncte aus der mathematischen und physischen Geographie vor, von der Größe des Erdbodens, dem Verhältniß zwischen Wasser und Land, von den Hauptländern, den verschiedenen Zonen und Erdstrichen, von den Jahreszeiten derselben, von den Reisen um den ganzen Erdboden, u. d. gl. Hierauf zeiget er noch immer auf dem Planiglobio, die Hauptländer aller vier Welttheile, und übet seine Zuhörer so lange hierinn, bis jeder

die Lage derſelben vollkommen geläufig im Gedächtniß habe.

§. 4.

Nachdem dieſes berichtiget iſt, nimmt er die allgemeine Charte von Europa, und macht es eben ſo mit den Ländern, die zu den verſchiedenen unabhängigen Europäiſchen Staaten gehören. Damit kann er ſich über den Punct der Geographie, für die erſten Anfänger begnügen, denn es iſt jetzt noch nicht eigentlich um die Geographie zu thun, ſondern blos um die Kenntniß der Lage, und ungefähren Größe eines jeden Landes, welches hernach in ſeinen Lectionen künftig beſonders vorkommen wird.

§. 5.

Ein geſchickter Lehrer wird wiſſen, wie er dieſe Elementarlection, die gar oft auch mit Kindern getrieben wird, durch Anmerkungen und Beobachtungen, die ſich für das reifere Alter ſeiner Zuhörer ſchicken, intereſſant machen ſoll, welches gar leicht iſt, da ſelbſt ein Philoſoph, bey ſehr allgemeinen Betrachtungen der Lage der Hauptländer, ſehr viel merkwürdiges finden wird.

§. 6.

Auf eine ähnliche Weiſe muß ſich der Lehrer angelegen ſeyn laſſen, ſeinen Zuhörern, vorläufig, eine Elementarkenntniß der Chronologie zu geben. So wie durch die vorläufige Kenntniß der Geographie, ein junger Menſch, ſo bald er ein Land nennen höret, ſich ſogleich, in der Einbildungskraft, in den Theil der Erde verfügt, wo es liegt: ſo muß er auch die Hauptepochen der Chronologie dergeſtalt inne haben, daß er jede Geſchichte in das Zeitalter ſetzet, darinne ſie ſich zugetragen hat.

Vollkommen iſt die Chronologie bis auf dieſen Tag nicht berichtiget. Es kömmt aber hier nicht auf Subtilitäten oder einzelne Jahre an. Das Beſte, was der Lehrer thun kann, iſt dieſes, daß er ſich bemühe, gute

chrono-

chronologische Tabellen, wie z. E. die sind, die der Jesuit Petavius in seiner Doctrina Temporum gegeben hat, oder bey mehrerer Kürze, doch vollständiger, wie die sind, welche der Göttingsche Lehrer, Gatterer, herausgegeben hat, vor sich zu nehmen, und aus denselben, eine geschickte Eintheilung der Zeiten, für seine Zuhörer zu machen.

Er theilet die ganze Dauer der Zeit, die er zu behandeln hat, in Jahrhunderte ein, als in achtzehn Jahrhunderte abwärts, seit Anfang der christlichen Zeitrechnung, und etwa zwanzig Jahrhunderte aufwärts von dieser Zeitrechnung. Denn, was noch höher fällt, hat fast gar keine historische Gewißheit mehr.

Jedes Jahrhundert, jene absteigend, diese aufsteigend, bezeichnet er mit einigen Haupt-Factis der allgemeinen Geschichte, die in sehr wenig Worten angeführet wird: z E. das erste Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung aufwärts, mit der Verwandlung der römischen Republik in eine Art von Monarchie; das zweyte Jahrhundert mit dem gänzlichen Untergange aller griechischen Freystaaten u. s. f. Fallen mehrere grosse Veränderungen in ein Jahrhundert, so werden sie alle genennet. Ferner werden, in jedem Jahrhundert, die Namen der durchgehends berühmten, und an den großen Veränderungen, Antheil habenden Männer genennet; z. E. im ersten Jahrhundert vor Christo, Julius Cäsar, Cicero, Octavianus Augustus, u. s. f. Wenn der Lehrer ein solches Gerippe der Chronologie verfertiget hat, wobey er sich aber vor weniger wichtigen Sachen, sehr in Acht zu nehmen hat: so bemühet er sich, daß jeder seiner Zuhörer dasselbe vest ins Gedächtniß fasse, denn dieses ist, mit dem vorhergedachten Entwurf der Erdbeschreibung, für die Geschichte, in so fern diese die blos historische Kenntniß der Veränderungen ist, die sich mit dem menschlichen Geschlechte zugetragen haben,

ohne-

ohngefähr was das sogenannte Ein mal Ein für das Rechnen ist.

§. 7.

Es wäre nützlich, wenn solche Gerippe oder Elementartafeln der Geographie und Historie, in einer bequemen Form zum Gebrauch des Gymnasii gedruckt wären. Diese bequeme Form würde darinn bestehen, daß für jedes Jahrhundert der Geschichte, und für jedes Land, oder jeden Hauptpunct der Erdbeschreibung, neben dem, was zur Elementarkenntniß darinn gedruckt ist, zehn und mehr mal so viel, leerer Raum gelassen würde, der hernach in den Lectionen würde angefüllt werden. Dieses ist nehmlich auf folgende Weise zu verstehen.

§. 8.

Die erwähnten Elemente der Erdbeschreibung und Historie sind nur vorläufige Arbeiten zu den Lectionen, in diesen beyden Theilen der Gelehrsamkeit, die in der Classe der Litteratur vorgenommen werden, wo jeder Zuhörer dieselben völlig und geläufig ins Gedächtniß fassen muß. In der folgenden Classe der Wissenschaften werden nun die Lücken dieser Tabellen folgendermaaßen ausgefüllt. Der Lehrer nimmt, in den chronologischen Tabellen, jedes Jahrhundert besonders wieder vor, zeiget seinen Zuhörern ausser den großen, in den Elementartabellen bereits angeführten Gegenständen der Geschichte, noch andere an. Besonders setzt er überall die Epochen an, wo ein Staat entstanden, oder untergegangen ist, wo eine berühmte Stadt erbauet oder zerstöhret worden, da sich etwas wichtiges in den Gesetzen, in den Einrichtungen der Staaten, in den Sitten und so ferner verändert hat. Kurz, der Lehrer sucht, aus dem ganzen Umfange der Historie, die wichtigsten Dinge aus, trägt sie vor, und giebt seinen Zuhörern hernach auf, aus seinem Vortrage, ihre Tabellen zu ergänzen. Auf eine ähnliche Art verfährt er mit der

Geographie. Diese Methode hat den Vortheil, daß die Zuhörer, bey seinen Lectionen nicht blos müßige Hörer sind, sondern mitarbeiten, und auch ihre Aufmerksamkeit anstrengen müssen, um gut und mit Ehren zu arbeiten, welches ein sehr Großes zur Ermunterung der Jugend beyträgt. Dabey kann der Lehrer, auch von Zeit zu Zeit, den Zuhörern die Bücher anzeigen, die sie, wenn er in diesem oder jenem Jahrhundert ist, nachlesen können, um daraus ihre Tabellen noch mehr zu ergänzen. Es versteht sich von selbst, daß er hernach die Tabellen wieder nachlesen muß, um zu sehen, wie fleißig und ordentlich, wie kurz, und mit welcher Beurtheilung, jeder die Ausfüllung vollzogen hat. Bey dieser Untersuchung wird er Gelegenheit finden, seinen Zuhörern viel Wichtiges zu sagen, wenn sie etwa ihre Arbeit, nicht mit gehöriger Ueberlegung und mit zu wenig Beurtheilung gemacht haben.

§. 9.

Durch diese Arbeit aber wird freylich weiter nichts gewonnen, als daß das Gedächtniß der Jugend mit Nachrichten geschehener Dinge angefüllt wird, welches nur der unwichtigste Theil der Historie ist. Zwar kann ein verständiger Lehrer schon hierbey gar vieles sagen, das zum eigentlichen Zweck der Historie gehöret. Aber in den erwähnten Lectionen soll dieses nur beyläufig geschehen, um dadurch allmählig, bey der Jugend, zu der Beurtheilung der Menschen und der Begebenheiten, einen guten Grund zu legen.

§. 10.

Ausser diesen Lectionen hat nun der Professor der Historie noch zwo andere, und in die Hauptsache einschlagende Lectionen. Die erste betrift die beurtheilende Geographie, die andere, die eigentliche pragmatische Historie. Bey der ersten verfährt er folgendermaaßen.

Er

Er durchgehet alle, gegenwärtig von beträchtlichen Nationen bewohnte Länder, und giebt der Jugend eine gründliche Nachricht von ihrer natürlichen Beschaffenheit, und ihrem Reichthum an Gaben der Natur; spricht von den Vortheilen und Nachtheilen ihrer Lage, dann von dem Genie, von der Lebensart, von dem Betrieb der Einwohner, von dem Staat, dessen Glieder oder Unterthanen sie sind, von dessen Regierungsform und Macht, deren Quellen und Unterstützungen, Auf- oder Abnahme. Kurz, er führet von allen erheblichen Anmerkungen über jedes Land, die wichtigsten, und immer so an, daß die Jugend, die Wichtigkeit der Sachen, die Vortheile und Nachtheile des Localen der Länder, der Regierungsform, und der darinn betriebenen Künste und Hauptbeschäftigungen der Einwohner, beurtheilen lerne. Dazu sind die zwey Jahre seines Cursus völlig hinlänglich.

§. 11.

In Ansehung der Historie muß sich der Lehrer weit engere Schranken setzen. Denn zur Historie aller grossen Völker, wäre ein Cursus von zehn Jahren nicht hinlänglich. Deswegen wählet er nur zur Probe, wie die Historie soll studieret werden, die Geschichte eines einzigen Staats. Dazu schickt sich vorzüglich die römische Republik.

§. 12.

Das wahre Studium der Geschichte eines Volks, ist im Grunde nichts anders, als eine psychologische und politische Untersuchung der Ursachen und der Veranlassungen, der mit diesem Volke sich zugetragenen Veränderungen. Man hat durchaus, auf Kräfte und Würkungen, in der sittlichen und politischen Welt, Achtung zu geben. Auf der einen Seite stehen die Ursachen der vorgekommenen Veränderungen. Diese sind, die Constitution des Staats, die Lage und die Beschaffen-

heit des Landes und der angränzenden Länder, die Gesetze, Gebräuche, Kenntniſſe, und der Character der Glieder des Staats, ihre Bedürfniſſe, Künſte, Lebensart, und was noch mehr hieher gehört. Hat man eine richtige Kenntniß hievon, und kennet man auch eben ſo die Nachbaren dieſes Staats: ſo muß man beynahe errathen können, was für Schickſale derſelbe gehabt hat. Denn die ſittlich politiſche Welt, iſt ſo gut beſtändigen Geſetzen unterworfen, als die körperliche Welt, nur daß in der erſten weit mehr Verwicklung vorkommt.

Der Lehrer der Hiſtorie nimmt alſo den römiſchen Staat, von der Vertreibung der Könige, bis auf die Dictatur des Julius Cäſars, vor ſich, und ſucht, ſo weit ſeine Kenntniß geht, über alle vorher erwähnte Puncte, als Urſachen der Würkungen, ſeinen Zuhörern richtige Begriffe zu geben, dazu Montesquiou, durch ſein Werk vom Wachsthum und Verfall des römiſchen Staats, ſchon in etwas vorgearbeitet hat, wiewohl er nicht alles, was dieſer berühmte Mann ſagt, für ausgemacht anſehen muß. Aber er ſieht doch einigermaaßen, wie er die Sache angegriffen hat.

Von dieſen Urſachen, ſind die Kriege, die Staatsveränderungen, die neuen Geſetze, die von Zeit zu Zeit aufgekommen, die Eroberungen, und kurz alle Veränderungen, die im Staat entſtanden, als Würkungen anzuſehen. Wie dieſes aus den bekannten Urſachen erfolget ſey, was jede derſelben, zu den Veränderungen beygetragen habe, ſoll der Lehrer zu erforſchen ſuchen. Was er nicht mit moraliſcher Gewißheit ſieht, kann er durch Muthmaaßungen zu erklären ſuchen; wo dieſe nicht hinreichen, kann er ſeine Unwiſſenheit, oder die Unzulänglichkeit ſeiner Einſichten geſtehen, wodurch er der Jugend, auch ein nützliches Beyſpiel, der einem wahren Gelehrten anſtändigen Beſcheidenheit, giebt. Dieſes iſt alſo die Hauptſache, worauf es bey der wah-

ren pragmatiſchen Geſchichte ankömmt. Sehr wohl thut der Lehrer, wenn er ſeine Erklärungen, durch Beyſpiele aus der Geſchichte anderer Völker, beſonders der neueren, erklärt. Die Menſchen ſind ſich überall gleich. Dieſelben oder ähnliche Urſachen und Situationen bringen auch gleiche oder ähnliche Würkungen hervor. Mehr iſt unnöthig hier anzuführen, weil dieſes hinlänglich iſt, einen verſtändigen Lehrer der Hiſtorie, in Abſicht der Methode, auf die rechte Spur zu führen.

D.

Von dem Profeſſor der Mathematik.

§. 1.

Weil gar alle junge Leute, die in der Claſſe der Wiſſenſchaften ſitzen, ſeine Zuhörer ſind, davon der wenigſte Theil ſich vorſetzet, die Mathematik als ſein Hauptſtudium zu treiben: ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Wiſſenſchaft, hier hauptſächlich als ein Studium Humanitatis, müſſe gelehret werden. Nehmlich, da vermittelſt derſelben, die wichtigſten Würkungen der Natur in der körperlichen Welt, und beſonders die allgemeine Einrichtung des Weltgebäudes, begreiflich gemacht werden; da auch durch ſie, die wichtigſten Erfindungen in der Mechanik gemacht, oder zur Vollkommenheit gebracht worden; da die Vollkommenheit der Baukunſt und anderer Künſte, denen man die wichtigſten Veranſtaltungen und öffentliche Werke zur Landesverbeſſerung, die ganze Geographie und Schiffarth zu verdanken hat, davon abhänget: ſo ſollte kein Menſch, der einige Erziehung gehabt hat, beſonders keiner von denen, die etwa künftig zu den, zur Verbeſſerung der Länder und der mechaniſchen Künſte, dienenden öffentlichen Geſchäften, beſtimmt ſind, über dergleichen wich-

tige Dinge unwissend seyn. Deswegen kann die Mathematik, als ein allgemein nützliches Studium angesehen werden.

§. 2.

Es ist aber zu dem allgemeinen Endzweck, auf den hier gesehen wird, hinlänglich, daß die Jugend dieses Gymnasii, blos eine richtige und gründliche Kenntniß der gemeinnützigsten Gegenstände und Erfindungen dieser Wissenschaft habe, und daß die wenigen, sich etwa unter derselben befindlichen Köpfe, die ein besonderes Genie zu dieser Wissenschaft haben, da einen solchen Grund zum Studio derselben legen können, der sie in den Stand setzet, sie durch eigenen Fleiß hernach recht wissenschaftlich zu erlernen. Diese doppelte Absicht wird durch folgende Lehrmethode erreicht werden.

§. 3.

Wiewohl alle Theile der Mathematik, sich auf die Geometrie, als ihr allgemeines Fundament gründen: so soll dennoch der Unterricht, hier nicht davon, sondern von der so genannten Mathesi applicata anfangen. Zuerst nimmt der Lehrer die Mechanik vor, erkläret seinen Zuhörern die sogenannten einfachen Maschinen, den Hebel, die Welle, u. s. f. Ganz vollständig und wissenschaftlich kann diese Erklärung, ohne Kenntniß der Geometrie nicht seyn, doch ist das Meiste, was hieher gehöret, so beschaffen, daß nachdenkende Menschen, die Gründe der Dinge, ohne wissenschaftliche Kenntniß der Geometrie, bemerken können. Einigermaaßen ist es schon hinlänglich, daß die Jugend, die Einrichtung und den Gebrauch der einfachen Maschinen, so kennen lerne, wie etwa die Arbeiter, die sie brauchen, aus der Erfahrung sie kennen. Aber der Lehrer kann doch weiter gehen, und bey Erklärung dieser Dinge, seine Zuhörer, mit den ersten Grundbegriffen und Grundwahrheiten der Geometrie, bekannt machen. Bey Erklärung

klärung des Hebels z. E. kommt die Betrachtung, von der Richtung der Kraft, folglich der Winkel vor. Da kann erkläret werden, was ein rechter, spitziger und stumpfer Winkel ist, es kann sehr deutlich gezeiget werden, wie wichtig die Betrachtung der Winkel in der Mechanik sey, und dieses dienet zu einer sehr guten Vorbereitung zum künftigen wissenschaftlichen Studio der Geometrie.

Ueberhaupt sind die ersten Elementarsätze der Geometrie, Wahrheiten, die fast jeder nachdenkende Mensch, bey Gelegenheit, von selbst, mehr oder weniger fühlt und erkennet. Also kann sich der Lehrer, in seinen Erklärungen der Maschinen, sicher darauf berufen, oder sie ohne Beweis annehmen. Ihre Wahrheit ist aufmerksamen Zuhörern fühlbar. Auf diese Weise wird durch einen blos popularen Vortrag über die Mechanik, der Grund zum Studio der Geometrie gelegt.

§. 4.

Bey Erklärung der Maschinen hat der Lehrer besonders darauf zu sehen, daß er seine Zuhörer vor einem fast allgemeinen Vorurtheil über die Maschinen, welches die Unwissenden haben, verwahre. Man bildet sich insgemein ein, die Mechanik sey eine Art der Zauberey, durch welche würkliche Kräfte hervorgebracht werden, da sie doch nichts ist, als die Kunst, die vorhandenen Kräfte, ohne die geringste Vermehrung derselben, vortheilhaft zu gebrauchen. Es wird gar leicht seyn, zu zeigen, daß ein Kind, welches, vermittelst einer Maschine, eine Last von viel Centnern in die Höhe hebt, nichts mehr ausrichte, als es ohne Maschine, in derselben Zeit, und mit derselben Bemühung würde ausgerichtet haben, wenn es die Last stückweise gehoben hätte.

§. 5.

Von den einfachen Maſchinen geht der Lehrer auf einige der gemeinnützigſten zuſammengeſetzten Maſchinen, und zeiget, wie ihre Würkung allemal aus der Beſchaffenheit der einfachen Maſchinen, woraus jene zuſammen geſetzt ſind, könne erkläret werden. Er giebt ſeinen Zuhörern Anleitung, wie ſie die Vollkommenheit der Maſchinen beurtheilen ſollen, und überhaupt ſucht er, ſo viel möglich, ſie mit den gemeinnützigſten Maſchinen, und dem verſchiedenen Hebezeug, die bey den wichtigſten Gelegenheiten gebraucht werden, bekannt zu machen, wozu ihm die, nach und nach, zu vermehrende Modellkammer nützlich ſeyn wird.

§. 6.

Auf eine ähnliche Art erkläret er das Practiſche in der Hydroſtatik, Hydraulik und Optik. In den beyden erſten kommen wichtige Sachen, zu Verbeſſerung der Länder, und zu großen, zum Theil auf die Schifarth abzielenden Veranſtaltungen vor, z. E. Nivelliren, das Ableiten der Flüſſe, Grabung der Canäle, der Schleuſen und andere Arten des Waſſerbaues, worüber der Lehrer die wichtigſten Puncte, die ſich ohne viel Theorie verſtehen laſſen, gründlich erkläret. Bey den optiſchen Wiſſenſchaften erkläret und beſtätiget er, durch Experimente, die Natur der Lichtſtralen, und der daher entſtehenden Farben. Auch unterrichtet er ſeine Zuhörer, über die Beſchaffenheit, den rechten Gebrauch und die Vollkommenheit der verſchiedenen optiſchen Inſtrumente, der Brenngläſer und Brennſpiegel, der Vergrößerungsgläſer und der Ferngläſer. Dieſe Dinge ſind gegenwärtig von ſo allgemeinem Gebrauch, daß es jedem wohlerzogenen Menſchen anſtändig, und zum Theil auch nützlich iſt, eine gute, wenigſtens hiſtoriſche Kenntniß, von der Beſchaffenheit und Würkung derſelben, zu haben.

§. 7.

§. 7.

Dieſes iſt hinlänglich, einen geſchickten Lehrer auf die Spur zu bringen, wie er auch die übrigen Theile der Mathematik, mit den Zuhörern auf dieſem Gymnaſio, durchgehen ſoll. Alſo bedarf es hier keiner gröſſern Weitläuftigkeit. Wenn er zu ſeinen Erklärungen ganz gemeine Elementarſätze aus der Geometrie nöthig hat: ſo kann er dieſelben immer anführen, obgleich ſeine Zuhörer die Geometrie noch nicht gelernt haben. Denn verſchiedene dieſer Sätze ſind ſo einleuchtend, daß man ſie nur deutlich vorzutragen hat, um ihre Wahrheit einigermaaßen fühlbar zu machen. Und wo dieſes auch nicht iſt, ſo werden doch die Zuhörer dadurch allmählich mit der geometriſchen Sprache bekannt, und lernen einſehen, wozu das Studium der Geometrie dienet, wodurch mancher Luſt bekommen wird, dieſelbe hernach ordentlich und wiſſenſchaftlich zu lernen.

§. 8.

Zu dem Ende ſucht der Lehrer ſeinen Curſum der angewendeten Mathematik ſo einzurichten, daß ihm am Ende deſſelben, noch fünf oder ſechs Monate übrig bleiben, die Geometrie und Plani-Trigonometrie noch vorzuträgen, zu welchem Studio ſeine Zuhörer, natürlicher Weiſe, durch das Vorhergehende müſſen Luſt bekommen haben.

§. 9.

In der untern Claſſe hat dieſer Lehrer die Jugend in den gemeinſten Rechnungsarten, und in der Anwendung derſelben, auf ökonomiſche, und zum Theil auch wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu üben. Die erſten Elemente, als Zählen, und wenigſtens, die zwey erſten, von den ſogenannten vier gemeinen Rechnungsarten (die vier Species genannt) müſſen ſeine Zuhörer auf das Gymnaſium ſchon mitbringen, oder ſich allenfalls, privatim, von einem Rechenmeiſter darinn unterrichten

laſſen. Der Profeſſor der Mathematik bringet ſie dann einen oder ein Paar Schritte weiter. Er muß ſich dabey alle mögliche Mühe geben, zum Rechnen ſolche Fälle auszuſuchen, die entweder im gemeinen Leben, oder in Wiſſenſchaften, beym Leſen gewiſſer Schriften, wozu beyläufig Erläuterungen aus der Rechenkunſt nöthig ſind, vorkommen. Eine ziemliche Erleichterung in ſeinem Unterricht, und Einflößung mehrerer Luſt, zu dieſen Uebungen bey der Jugend, wird er erhalten, wenn er bisweilen ſeine Zuhörer, im natürlichen, nicht methodiſchen Rechnen übet. Man weiß, wie genau manche Perſonen, die nie rechnen gelernt haben, verſchiedene Dinge, durch Methoden, die ſie ſich ſelbſt machen, auch wohl blos im Kopf, ohne etwas aufzuſchreiben, rechnen können. Die Jugend wird ſich mit Luſt, mit dergleichen Aufgaben beſchäftigen. Da dem Profeſſor der Mathematik dergleichen Dinge, aus ſeiner eigenen Erfahrung, hinlänglich müſſen bekannt ſeyn: ſo kann man es mit dem bloßen Wink, den man ihm hier, dieſer Sache halber giebt, bewenden laſſen.

E.

Von dem Profeſſor der Phyſik.

§. 1.

Die Phyſik iſt, in einer doppelten Betrachtung, ein höchſtwichtiger Theil der Gelehrſamkeit. In ſo fern ſie uns einiges Licht giebt, über die wunderbare Ordnung und über die unwandelbaren Geſetze der Natur, leitet ſie uns einer Seits, auf die Entdeckung der unendlichen Weisheit, wodurch die Natur regiert wird, und verwahret uns anderer Seits, für vielen abergläubiſchen und ſchädlichen Meynungen, die alle unwiſſende Völker der Erden plagen. Zweytens iſt die Phyſik das

wahre

wahre Fundament der wichtigſten Künſte, des Landbaues und aller der Manufacturen, von welchen faſt gar alle mechaniſche Künſte anfangen. Schon in dieſer Abſicht allein, übertrift die Phyſik, an Wichtigkeit, die meiſten anderen Wiſſenſchaften. Dieſe doppelte Wichtigkeit der Sache, ſoll der Lehrer der Phyſik beſtändig vor Augen haben, und keine Gelegenheit vorbey laſſen, ſeine Materie zu dieſem doppelten Nutzen einzulenken.

§. 2.

Eine der Hauptbemühungen dieſes Lehrers geht dahin, daß er ſeine Zuhörer, mit den vornehmſten, und für die Menſchen brauchbarſten Producten der Natur, in allen ſogenannten drey Reichen derſelben bekannt mache. Zu dem Ende macht er ſeinen Curſum über die Naturgeſchichte, aber nach einer dieſer Stiftung gemäßen Methode, nehmlich, er ſiehet ſeine Zuhörer nicht als Leute an, die er zu Mineralogiſten oder Botaniſten machen ſoll, die künftig die Naturhiſtorie lehren, oder erweitern, ſondern als ſolche, die einen vernünftigen Gebrauch von dieſen Kenntniſſen machen ſollen.

Darum ſoll der Lehrer ſich nicht in alle, zum Syſtem gehörige Kleinigkeiten, nicht in ſubtile und ſpeculative Materien einlaſſen, ſondern über jeden Hauptpunct das ſagen, was zur Befriedigung einer allgemeinen und vernünftigen Wißbegierde, und zur Anwendung auf die große Landes- und Privathauswirthſchaft, dienlich iſt. Die Unwiſſenheit über die Natur und Beſchaffenheit der Erd- und Steinarten, des inneren Baues der obern Schaale, die den Erdboden bedeckt, über die allgemeine Natur der Pflanzen und Thiere, macht oft, daß man in der großen und kleinen Landwirthſchaft, ſehr viele ſich anbietende Vortheile aus der Acht läßt, und auf der andern Seite, auf Gerathewohl, Dinge unternimmt, die Unkoſten verurſachen, und doch

mehr ſchaden als nützen. Faſt jeder Menſch, der irgend etwas zu verwalten hat, er ſey Landedelmann oder landesherrlicher Rath, er ſey Landprediger oder Landbauer, oder Unternehmer irgend einiger zur Handlung, Manufactur und Kunſtweſen gehörigen Werke, hat gründliche Kenntniß der natürlichen Producte nöthig, wenn er ſich vor ſchädlichen Unternehmungen, und dem eben ſo ſchädlichen Schlendrian der gemeinen Practik, hüten will. Dergleichen Kenntniſſe ſollen hier der Jugend, in Abſicht auf alle drey Reiche der Natur, gegeben werden.

§. 3.

Es wird dafür geſorget werden, daß der Lehrer, die gemeinnützigſten Producte der Natur, bey der Hand habe, um ſie ſeinen Zuhörern genau bekannt zu machen, und er muß auch, für die gute Unterhaltung und Verwahrung dieſer ſo nützlichen Sammlung, ſorgen.

§. 4.

Bey dem Mineralreich muß der Lehrer, nicht bey dem Beſonderen, oder der Bekanntmachung der natürlichen Producte ſtehen bleiben, ſondern hiernächſt auch, ſo weit, als dahin die Entdeckungen der Meiſter in dieſer Wiſſenſchaft gehen, die Veranſtaltungen der Natur, in Hervorbringung, Abänderung und Vermiſchung derſelben, mit ſeinen Zuhörern betrachten, mithin das Allgemeinſte und ohne förmliches Studium Faßlichſte, aus der Chymie und Metallurgie, anbringen. Das Auflöſen durch trockne und naſſe Mittel, das Auswittern, Niederſchlagen, Zuſammengerinnen, die Criſtalliſationen, und dergleichen Hauptverrichtungen der Natur und Kunſt, zur Zuſammenſetzung und Auflöſung der Körper, muß der Jugend kurz, aber mit aller möglichen Gründlichkeit, gezeiget und erkläret werden, daß ihr Verſtand das Weſentlichſte und das Wunderbare derſelben begreife, und nicht, daß ſie hernach als

Papa-

Papageyen, aus dem Gedächtniß davon ſchwaßen können. Denn hier, wie überall, muß ſich ein Lehrer ſehr in Acht nehmen, daß die Jugend ſich nicht einbilde, ſie wiſſe mehr, als ſie würklich weiß. Dadurch werden, anſtatt ſolider Männer, nur leichtſinnige Plauderer und eingebildete Witzlinge gezogen, ein Uebel, vor dem man ſich bey jedem Unterricht, wie vor einer Peſt, in Acht zu nehmen hat. Darum thut der Lehrer wohl, wenn er über viele Dinge, ſeine, und auch der größten Meiſter Unwiſſenheit geſtehet, damit die Jugend lerne beſcheiden ſeyn, und ſich hüte, mit dem Gelernten zu pralen.

§. 5.

Bey dem Pflanzen- und dem Thierreich verfährt der Lehrer auf eine ähnliche Art. Wenn er die Producte derſelben bekannt gemacht, und ſich inſonderheit, bey den wichtigſten, zum ökonomiſchen Gebrauch dienenden, etwas weitläuftig aufgehalten hat: ſo kömmt er auf allgemeinere Betrachtungen, z. E. von der Vegetation und Befruchtung der Pflanzen, von den Beſtandtheilen derſelben, er zeiget die Beſchaffenheit der Gährungen, wodurch ſie aufgelöſt, und wodurch neue Producte hervorgebracht werden. Er zeiget, was die Kunſt, durch ihre Bearbeitung, für Veränderungen mit den Vegetabilien vornimmt, durch was für Arbeiten der Wein, der Eßig, der Brantwein, die Oele, das Bier, das Brod, u. ſ. w. entſtehen, wobey er ſich aber, als ein wahrer Phyſicus und Philoſoph, und nicht als ein Kunſtkrämer zeigen muß. Allenfalls wird ihm, ein überlegtes Leſen der Chymie des großen Boerhave, zeigen, wie dergleichen Dinge gründlich, ohne Pedanterie, und auch ohne ins Kleine zu gerathen, zu behandeln ſeyn.

§. 6.

§. 6.

Bey dem Thierreich besondere, macht er eine kleine Ausschweifung, um die wichtigsten und faßlichsten Puncte der Anatomie und Physiologie zu erklären, denn es ist jedem wohlgezogenen Menschen sehr unanständig, hierüber ganz unwissend zu seyn, die Kenntniß aber kann Jedem sehr nützlich werden.

§. 7.

Zuletzt, und wenn auf beschriebene Weise, die Naturgeschichte durchgearbeitet worden, kann der Lehrer sich etwas in die Hauptpuncte der allgemeinen Physik einlassen. Dabey aber hat er Rücksicht auf den Professor der Mathematik zu nehmen, welcher schon, in seinen Lectionen, verschiedene Puncte der allgemeinen Physik behandelt, z. E. die Eigenschaften der Schwere, des Lichts, der Luft, u. a. m. Diese Sachen darf der Lehrer der Physik nicht wiederholen. Also bleibet ihm übrig, hauptsächlich zu behandeln:

1) Die Würkungen, welche aus der Vereinigung der Elemente entstehen, wie die Erscheinungen in der Atmosphäre, die Ausdünstungen, Wind, Regen, und Gewitter, wobey er zeiget, wie daher die Reinigkeit der Luft, und die Erhaltung der Thiere und Pflanzen davon abhangen.

2) Die Elasticität, die Cohäsion der Materie, die Electricität und dergleichen allgemeine Kräfte der Natur. Es ist genug, daß er über alle diese Dinge blos die wichtigsten Beobachtungen deutlich beschreibe, und, so viel man davon weiß, deutlich zeige, wie davon die allgemeine Erhaltung der körperlichen Welt abhänget.

F.

Von dem Professor der Philosophie.

§. 1.

Auf Universitäten hat sich fast durchgehends die schädliche Methode eingeschlichen, daß der Professor seinen Zuhörern ein von ihm angenommenes System der Philosophie mit solcher Zuversicht vordoamatisirt, als wenn darinn alles auf das genaueste erwiesen, und keine Zweifel gegen irgend einen Satz mehr übrig wären.

Eine solche Methode soll auf diesem Academischen Gymnasio verbannet seyn. Der Professor der Philosophie hat seine Hauptsorge darauf zu richten, daß er seinen Zuhörern, über die wichtigsten Materien, die Lehren und Meynungen der berühmtesten Philosophen alter und neuer Zeiten, in ihrem wahren Licht, und mit den Gründen, womit die Urheber sie unterstützet haben, deutlich vortrage; daß er so viel möglich, auf den Ursprung derselben und ihren Zusammenhang mit den Systemen ihrer Urheber, Rücksicht nehme. Denn oft scheint eine Meynung nur darum ungereimt, weil man sie, ausser dem Zusammenhange mit andern Sätzen antrift, und also auch nicht vollkommen versteht. Nur alsdann, wenn der Lehrer recht versichert ist, daß er den wahren Sinn und den Geist der philosophischen Meynungen und Sätze völlig gefaßt hat, kann er mit Sicherheit, und mit Nutzen für seine Zuhörer, dieselben beurtheilen, und auch zeigen, in wie fern deren Urheber, nach den von ihnen voraus gesetzten Begriffen, dabey richtig oder unrichtig geurtheilet haben.

Diesemnach soll hier, in den philosophischen Lectionen, mehr eine wahre critische Geschichte der Philosophie, als ein philosophisches System vorgetragen werden. Dieses wird den Vortheil haben, daß die Zuhörer nicht

blind-

blindlings für ein Syſtem eingenommen, und in ihren Urtheilen zu vorſchnell werden. Wer nach dieſer Methode in der Philoſophie unterrichtet worden iſt, wird einſehen lernen, daß auch große Männer, über wichtige Dinge, verſchiedener Meynung ſeyn können, weil ſie die Sache aus verſchiedenen Geſichtspuncten anſehen, und daß man nicht gleich eine Meynung, die nicht mit unſeren Begriffen übereinkommt, für ungereimt halten ſoll.

§. 2.

Der Lehrer durchgeht alſo die Geſchichte der Philoſophie mit ſeinen Zuhörern, doch braucht er ſich nicht eben bey allen Schulen aufzuhalten. Pythagoras, Socrates, Plato, Antiſthenes, Zeno der Stoiker, Ariſtoteles und Epicur unter den Alten, Des-Cartes, Lock, Leibnitz und Wolff unter den Neuern, ſind ohngefähr die Philoſophen, mit denen und deren Syſtemen, er ſeine Zuhörer bekannt zu machen hat.

Das Wort Syſtem will nicht ſagen, daß jeder dieſer Männer, in dem Sinne, wie man das Wort gegenwärtig nimmt, ein Syſtem der Philoſophie geſchrieben habe. Aber jeder von ihnen hatte ſeine ihm eigene Grundbegriffe von dem Weſen und dem Endzweck der Philoſophie, und bauete darauf ſeine Lehren. Socrates ſah die Philoſophie blos als die Führerinn der Menſchen, in ihrem allgemeinen ſittlichen, und in ihrem bürgerlichen Betragen an, und glaubte, daß die geſunde Vernunft, ohne wiſſenſchaftliche Unterſuchungen, dazu hinlänglich ſey. Epicur wollte die Philoſophie von allen ſubtilen Unterſuchungen reinigen, und den Menſchen durch ſeine Lehren, von abergläubiſcher Furcht befreyen, und den geradeſten Weg zu einem ruhigen und vergnügten Leben führen. Andere haben von der Philoſophie und ihrem Zweck, andere Begriffe gehabt. Es iſt unmöglich, von den Lehren eines Philoſophen richtig zu urtheilen, wenn man nicht genau, den Geiſt derſelben, der

aus

aus dem Grundbegriff, den er ſich von der Philoſophie gemacht, und aus dem Zweck, den er ihr zugeſchrieben hat, erkannt wird, genau gefaßt hat. Dieß iſt der Grund, warum Cicero ſo ſehr nachtheilig von der Philoſophie des Epicurs geſprochen, die, bey allen ihren falſchen Sätzen, ſehr zuſammenhangend und in manchem Stück ſehr gründlich war.

§. 3.

Alſo muß die erſte Sorge des Profeſſors der Philoſophie ſeyn, daß er ſelbſt, von dem Geiſt jeder philoſophiſchen Schule, ſich richtige Vorſtellungen mache, um ſich in den wahren Geſichtspunct zu ſtellen, aus dem er die beſondern Lehren derſelben zu beurtheilen hat. Dieſes wird ihm im Anfange viel Mühe machen, weil in den meiſten Schriften über die Hiſtorie der Philoſophie, dieſe Hauptſache ziemlich ſchlecht ausgeführet wird. Hat er aber einmal dieſes, als den wahren Schlüſſel, wodurch er, in das Innere jeder Schule eindringen kann, gefunden: ſo wird es ihm nicht mehr ſchwer werden, die weſentlichſten Lehren jeder Schule, von denen er allein zu ſprechen hat, von Nebenſachen zu unterſcheiden, und ein richtiges Urtheil darüber zu fällen.

§. 4.

Weil von allen Philoſophen, Wolff der einzige iſt, der nach dem ausgedehnteſten Begriff, von der Philoſophie ein vollſtändiges, und in gar vielen Stücken ſehr gründliches Syſtem aller Theile derſelben, geſchrieben hat: ſo iſt es der Mühe werth, daß der Lehrer, gegen Ende des Curſus, ſich am längſten bey dieſem Philoſophen verweile. Aber auch hier ſoll er nicht dogmatiſiren, ſondern blos erzählen, und durch wohlausgeſuchte Proben deutlich zeigen, was dieſer Philoſoph hauptſächlich in jedem Theile der Weltweisheit gethan hat. Dieſe Entwickelung des Wolffiſchen Syſtems, trägt der Lehrer ſo vor, daß er zuerſt, ſo wie Wolff in den

Prolegomenis zu seinen größten Werken gethan, die Begriffe dieses Philosophen von der Philosophie überhaupt, und den besondern Theilen derselben, von jedes Theiles eigentlichem Inhalte und Gränzen, deutlich entwickelt, damit seine Zuhörer dieselben im Ganzen übersehen können. Wenn dieses genau und umständlich geschehen: so nimmt er die einzelnen Theile dieses Systems, so wie sie der Philosoph heraus gegeben hat, vor. Zuerst durchgeht er mit seinen Zuhörern, die Prolegomena des einzelnen Theils, die in Wolffs lateinischen Werken jedem vorgesetzt sind, damit die Zuhörer das Ganze dieses Theils übersehen können. Hernach zeigt er die besondern Capitel eines jeden Theils an, und macht seine Zuhörer aufmerksam, auf die Richtigkeit, Vollständigkeit oder Unvollständigkeit der besondern Ausführung eines jeden Theils. In ganz speciale Materien, die in jedem Capitel vorkommen, läßt er sich nur da ein, wo die wichtigsten Sachen sind, um den Zuhörern zu zeigen, wie Wolff, dergleichen Materien behandelt habe, z. E. in der Psychologie, über die Materie von der Natur und dem Wesen der Seele, über den Beweis der Immaterialität derselben: in der Kosmologie, bey dem Beweise von der Contingenz der Welt; in der natürlichen Theologie, über den Beweis der Existenz Gottes, und dergleichen Hauptmaterien. Da giebt der Lehrer sich die äußerste Mühe, zu zeigen, in wie fern der Philosoph seine Lehren außer Zweifel gesetzt, und wo er, in Ansehung der Beweise, noch Lücken oder Ungewißheiten übrig gelassen hat.

§. 5.

Auf diese Weise kann er hoffen, seinen Zuhörern einen Geschmack an philosophischen Untersuchungen zu geben, und sie mit dem Geist der Philosophie bekannt zu machen. Wer irgend ein natürliches Genie zu philosophischen Untersuchungen hat, wird durch einen solchen

Unter-

Unterricht ermuntert, und zugleich in den Stand gesetzt werden, für sich selbst, durch Lesen und Nachdenken, das Studium der Philosophie weiter fortzusetzen.

§. 6.

Mit dem zweyten Jahre des Cursus kann der Lehrer anfangen, seinen Zuhörern bisweilen Arbeiten aufzugeben, die Jeder für sich zu Hause auszuführen hat, z. B. kleine Abhandlungen, über den Geist dieser oder jener der alten philosophischen Schulen; über einige besondere Lehren derselben. Hernach kann er ihnen auch bisweilen aufgeben, gute Analyses oder Recensionen einiger philosophischer Schriften neuerer Zeit zu machen. Dergleichen Arbeiten sieht der Lehrer durch, und zeiget seinen Zuhörern, wo darinn die Sachen getroffen sind, und wo gefehlt worden ist.

G.

Von dem Professor der Rechtsgelehrsamkeit.

§. 1.

Es ist bereits erinnert worden, daß in diesem Fache, die Absicht dieser Stiftung nicht auf die völlige Ausbildung künftiger Rechtsgelehrten gehe, sondern voraus gesetzt worden, daß diejenigen, welche förmlich Jura studieren wollen, von da, noch auf eine Universität gehen werden. Also wird der Unterricht der zukünftigen Juristen, hier außer den allgemeinen Studiis, wovon bisher gesprochen worden, blos auf das Recht der Natur, und auf die römischen Alterthümer, in sofern ihre Kenntniß hernach das Studium der römischen Jurisprudenz erleichtert, eingeschränkt. Dieses sind also die zwey Hauptgegenstände des Professoris Juris.

§. 2.

Nach der genaueſten Methode zu verfahren, ſollten freylich die, welchen das Recht der Natur erkläret werden ſoll, ſchon philoſophiſche Studia haben. Aber die ganze Einrichtung dieſes Gymnaſii erfordert, daß die verſchiedenen Wiſſenſchaften, welche hier vorkommen, zu gleicher Zeit getrieben werden. Darum kann man mit dem Unterricht im Rechte der Natur nicht warten, bis der, in der Philoſophie, zu Ende gebracht ſey. Ein recht geſchickter Lehrer wird auch die Lection, über das Recht der Natur, ſo einzurichten wiſſen, daß er die philoſophiſchen Begriffe, welche in dieſem Fache ſchon vorausgeſetzt werden, beyläufig ſeinen Zuhörern ſo erkläre, wie es zu ſeinem Gebrauch hinlänglich iſt.

§. 3.

Er kann entweder einen Auszug aus Wolffens kleinerem Jure Naturæ machen, oder das Compendium des Doctor Nettelbladt, bey dieſer Lection zum Grunde legen. Die Hauptſache kommt darauf an, daß er ſich bey Entwickelung der Begriffe, und bey Veſtſetzung der Lehren, einer philoſophiſchen Genauigkeit befleißige. Eine mit den Zuhörern vorzunehmende, ſchon oben überhaupt empfohlne Uebung, muß ſich der Lehrer des Rechts der Natur beſonders empfohlen ſeyn laſſen, nämlich, daß er ſeinen Zuhörern, zu ihren Privatarbeiten, aufgebe, beſondere Fälle, zur Erläuterung allgemeiner Begriffe und allgemeiner Sätze, aufzuſuchen. Dieſe Uebung iſt den künftigen Juriſten um ſo viel nöthiger, da bey ihrem künftigen Beruf, die Hauptſache eben darauf ankommt, daß ſie beſondere Fälle, auf die allgemeinen Ausſprüche der Geſetze, anwenden. Darinn ſoll alſo die Jugend fleißig geübt werden, ſowohl mündlich in den Lectionen, als ſchriftlich in ihren Hausarbeiten, die der Lehrer hernach öffentlich durchgeht, und über die er ſeine Erinnerung macht.

§. 4.

§. 4.

Bey dieser Lection ist auch noch darauf zu sehen, daß die Zuhörer mit den allgemeinen Begriffen des Rechts der Natur, die besonderen Hauptbegriffe und Kunstwörter des positiven Rechts, sich bekannt machen. Dieses kann allemal beyläufig geschehen, wenn nur der Lehrer hinlängliche Aufmerksamkeit auf die Begriffe und Sätze wendet, deren Anwendung auf das positive Recht vorzüglich oft vorkommt.

§. 5.

Weil auch diejenigen auf diesem Gymnasio Studierenden, die sich nicht dem Studio Juris besonders widmen, die Lectionen über das Recht der Natur anhören sollen: so hat der Lehrer eine besondere Rücksicht auf sie, in der Absicht zu nehmen, daß er sie beyläufig, von gewissen in die Rechte einschlagenden wichtigen Materien unterrichte, über die eigentlich jeder Mensch, wenigstens in den Hauptsachen, richtige Begriffe haben soll, und ohne welche er sich, bey gewissen Gelegenheiten, in Verlegenheit setzet. Es giebt Leute, die bisweilen aus Mangel richtiger Begriffe, Processe anfangen, die sie nothwendig verlieren müssen; die Contracte machen, welche ihnen zum größesten Schaden gereichen; die leichtsinniger Weise sich in Versprechungen, Bürgschaften und andere Geschäfte einlassen, die ihnen hernach äußerst nachtheilig werden, und die sie vermieden haben würden, wenn sie nur die gemeinsten Begriffe, über solche Handlungen richtig gehabt hätten. Ueberall also, wo die Gelegenheit dazu sich zeiget, soll der Lehrer trachten, diese Begriffe seinen Zuhörern zu geben, und sie vor künftigen Uebereilungen zu warnen.

§. 6.

In der Lection über die römischen Antiquitäten, soll er beständig Rücksicht auf das künftige Studium Juris Romani seiner Zuhörer nehmen, um nur solche Mate-

rien vorzutragen, die zur Erläuterung der römischen Rechtsgelehrsamkeit dienen. Also ist es blos um die Sachen zu thun, die den Statum publicum der Römer betreffen. Mithin hat der Lehrer nicht nöthig, sich über alle Kleinigkeiten der Alterthümer einzulassen, weil ohnedem das Vornehmste, was zum Privatleben der Römer gehöret, in den lateinischen Lectionen, wo die Gelegenheit dazu ist, beyläufig angeführet wird.

§. 7.

Gegen Ende des Cursus soll der Lehrer den künftigen Juristen, einen Begriff von der Encyclopädie, oder dem ganzen Umfange des Studii Juris geben, damit sie die Weitläuftigkeit desselben, den besondern Nutzen einzelner Theile, und das, was etwa nach ei. s jeden Absicht, mehr oder weniger darinn wesentlich ist, einsehen lernen.

II.

Von dem Professor der Theologie, und der orientalischen Sprachen.

§. 1.

Die Hauptabsicht dieses Lehramtes ist auf die Bildung guter Prediger gerichtet, und diejenigen, welche sich dem Predigtamte widmen, werden ihre Studia hier ganz absolviren können, ohne auf eine Universität zu gehen. Nur die, welche sich dem Studio theologico-critico, ex professo widmen wollen, um etwa künftig, als eigentliche Doctores Theologiä zu erscheinen, werden einer weitern Fortsetzung dieser Studien auf Universitäten nöthig haben.

§. 2.

Der Lehrer hat also von der theologischen Critik, von der Kirchenhistorie, und von der dogmatischen Theologie,

logie, die einem zukünftigen Prediger nöthigen Puncte vorzutragen, hiernächst aber seine Zuhörer, wenn sie bereits hinlängliche Kenntniß dazu haben, im Predigen selbst zu üben, und ihnen endlich über die wichtigsten Puncte, welche die eigentlichen Pastoralverrichtungen betreffen, Unterricht zu geben.

§. 3.

Also zuerst die Sprachen. Im Griechischen bekommt er Zuhörer, die diese Sprache bereits unter dem Professor derselben, bis auf einen gewissen Grad erlernet haben. Folglich hat er sich mit dieser Sprache überhaupt nicht abzugeben, sondern richtet seinen Unterricht ganz besonders auf die Sprache des neuen Testaments ein. Dieses erkläret er seinen Zuhörern exegetisch, und läßt sich besonders angelegen seyn, die Hebraismos und Idiotismos, die häufig vorkommen, anzuzeigen. Er soll sich sehr davor hüten, die Stellen des neuen Testaments, womit seine Kirche ihre Lehrsätze unterstützt, aus dem Systemate der Theologie zu erklären. Aber gar oft wird er sie glücklicher aus der jüdischen Lehre, und selbst aus falschen jüdischen Meynungen, die vielen Redensarten den Ursprung gegeben haben, erklären. Ueberhaupt also muß der Professor der Theologie, bey Erklärung des griechischen Textes nicht dogmatisiren, sondern sich blos als einen geschickten Ausleger zeigen.

§. 4.

In Ansehung des Hebräischen, wird er sich nach seinen Zuhörern zu richten haben, davon vermuthlich einige die ersten Anfänge von der Schule mitbringen, andere aber sie erst hier lernen müssen. Weit kann er sich in das Studium der hebräischen Sprache, besonders in die grammatischen Kleinigkeiten derselben, nicht einlassen. Es sind ungemein wenig Prediger, die, wenn sie einmal im Amte stehen, dieses Studium, entweder aus Geschmack, oder zu sicherer Erklärung des alten Testa-

ments, fortsetzen. Die meisten Studiosi Theologiä lernen das Hebräische, auf Hofnung es künftig zu vergessen. Bey diesen Umständen kann ein rechtschaffener Lehrer an einem Gymnasio, in Ansehung dieser Sprache, nichts bessers thun, als daß er sich angelegen seyn lasse, den Anfängern das Studium derselben so gut zu erleichtern, als es die Natur der Sache gestattet, und darauf zu sehen, daß jeder seiner Zuhörer, wenigstens einige Bücher des alten Testaments in ihrer Grundsprache, mit einiger Leichtigkeit lesen und verstehen könne. Dieses ist für die, welche besondere Lust zu diesem Studio haben, hinlänglich, um hernach weiter darinn zu kommen, für den größten Theil aber, der diese Dinge hernach völlig wieder von der Hand legt, ist es schon zu viel.

§. 5.

Gegen das Ende des Cursus, trägt der Lehrer die Hauptpuncte der Criticä sacrä vor, und macht seine Zuhörer mit den besten dahin einschlagenden Büchern, so wie mit den vorzüglichsten Auslegern der heiligen Schrift bekannt.

§. 6.

In Ansehung der Kirchenhistorie befleißiget sich der Lehrer, nur die wichtigsten Materien davon auszusuchen. Nachdem er gezeigt, wie die christliche Religion sich in den ersten Zeiten allmählig ausgebreitet hat, wie einfach sie in der Lehre gewesen, und was für äußerliche Einrichtungen, zur Erhaltung der guten Ordnung, gemacht worden: so sucht er deutlich zu zeigen, wie schon vom zweyten Jahrhundert an, die Mißbräuche und der Aberglaube nach und nach eingerissen. Von den Conciliis erwähnt er nur der vornehmsten, und zeiget überhaupt blos die Hauptveränderungen an, die in der Lehre und in den Gebräuchen von Zeit zu Zeit aufgekommen sind, ohne sich in alle Kleinigkeiten der verschiedenen sogenannten Ketzereyen einzulassen.

§. 7.

§. 7.

Die Dogmatik trägt er nach einem kurzen Compendio vor, und bemühet ſich, ſeinen Zuhörern anzugewöhnen, die Hauptlehren, worauf das Weſentliche des practiſchen Chriſtenthums ankommt, von den weniger wichtigen, und mehr ſpeculativen Puncten deſſelbigen, wohl zu unterſcheiden. Wo er polemiſche Materien zu berühren hat, da ſoll er ſich der Mäßigung befleißigen, die Gründe und Meynungen für die Lehre ſeiner Kirche, ſo gründlich, als es ihm möglich iſt, vortragen, ohne ſich in weitläuftige Widerlegungen anderer Meynungen einzulaſſen, vielweniger ſich irgend eine Spötterey oder Bitterkeit gegen die Lehren anderer Kirchen zu erlauben. Er muß dabey immer gedenken, daß er practiſche Theologen und erbauliche Prediger, nicht aber Schulgelehrte und zum Streit gerüſtete Lehrer der dogmatiſchen Theologie zu bilden hat.

§. 8.

Die gröſſeſte Sorgfalt hat er im zweyten Jahr ſeines Curſus darauf zu wenden, daß er ſeine Zuhörer zum gründlichen und erbaulichen Predigen anführe. Zu dem Ende wendet er anfänglich, alle Wochen, eine Stunde dazu an, daß er ſeinen Zuhörern einen deutlichen Unterricht giebt, wie eine Predigt zweckmäßig einzurichten ſey. Nachdem er dieſes in einigen Monaten gezeiget hat, wird hernach dieſelbe Stunde dazu angewendet, daß allemal zween ſeiner Zuhörer, wöchentlich in dem Auditorio, über vorgeſchriebene Texte, kurze Predigten halten. Nach deren Haltung trägt der Lehrer ſeine Anmerkungen darüber öffentlich vor, zeiget das Gute und Schlechte, ſowohl in der Behandlung der Materie und in der Folge der Gedanken, als in dem äußerlichen Vortrage. Dabey nimmt er Gelegenheit, ſeine Zuhörer beyläufig über die Hauptpuncte der Pflichten eines rechtſchaffenen Predigers, zu unterrichten.

I.

Von den Lectionen, die unter dem Namen deutſcher Lecture aufgeführet ſind.

§. 1.

Damit die Lehrer, denen dieſe Lectionen aufgetragen ſind, den vornehmſten Zweck derſelben, gleich ins Auge faſſen, ſo dürfen ſie ſich nur vorſtellen, daß in einem Hauſe, wo man ſich die gute Erziehung der Jugend angelegen ſeyn läßt, täglich eine Stunde angeſetzt ſey, die man in der häuslichen Geſellſchaft, mit Leſen allerhand nützlicher Bücher zubringt, über deren Inhalt und Vortrag hernach vertrauliche Geſpräche geführt werden.

Es iſt nämlich die Hauptabſicht, durch dieſe Lectionen der Jugend einen Geſchmack am Leſen nützlicher Bücher, von allerhand Inhalt zu geben, an Hiſtorien, Reiſebeſchreibungen, Beſchreibungen der Länder und Nachrichten fremder Völker, von Merkwürdigkeiten der Natur, an moraliſchen Schriften und Poeſien, damit ſie die Annehmlichkeit einer ſolchen Beſchäftigung fühlen, den Nutzen derſelben einſehen lernen, und zugleich viel nützliche Kenntniſſe bekommen.

§. 2.

Hiernächſt aber hat man dabey einen noch andern Zweck in dieſen Lectionen, nämlich ſie ſollen auch dienen, die Jugend in der Kenntniß der deutſchen Sprache, und der Schreibarten, im Nachdenken, zu Erforſchung des Sinnes der ſchweren Stellen, und auch in Beurtheilung und Anwendung der Sachen ſelbſt, die geleſen werden, zu üben. Darum müſſen dieſe Lectionen unter die wichtigſten gezählt werden.

§. 3.

§. 3.

Die Lehrer, denen ſie aufgetragen ſind, wählen dazu ſolche Materien, die ſich für die Jugend ſchicken, und von ihr können verſtanden werden. Sie können aus allen Theilen der Litteratur ausgeſucht werden. Das Buch, welches in Berlin unter dem Namen der Vorübungen, zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens, zum Gebrauch des Joachimthaliſchen Gymnaſii herausgekommen iſt, kann ohngefehr zum Muſter dienen, wie die Materien zu dieſem Leſen ausgeſucht werden können, und die Vorrede, die vor dieſem Buche ſteht, enthält das Wichtigſte, zur Anleitung für die Lehrer, wie ein ſolches Buch mit der Jugend ſoll geleſen werden. Vielleicht findet ſich ein Lehrer, der für dieſes Gymnaſium Academicum, eine ähnliche Sammlung ſolcher Leſeſtellen, aus den beſten deutſchen Schriften beſorget. Inzwiſchen können ſowohl die erwähnten Vorübungen, als verſchiedene andere gute Bücher, die der Lehrer allenfalls in die Lection bringt, wenn auch die Zuhörer ſie nicht haben ſollten, zu dieſem Zweck gebraucht werden.

§. 4.

Bisweilen lieſet der Lehrer ſeinen Zuhörern vor, ein andermal läßt er einen von ihnen vorleſen. Die Lection muß mehr die Art einer geſellſchaftlichen Unterhaltung, als einer ſchulmäßigen Lection haben. Was nun der Lehrer, bey und nach dem Leſen zu thun habe, damit die Jugend allen Nutzen daraus ziehe, der davon erwartet werden kann, iſt aus der angeführten Vorrede zu dem vorher (§. 3.) erwähnten Buche hinlänglich zu ſehen, und darf alſo hier nicht wiederholet werden.

V.

Bestimmung und Austheilung der Lectionen beyder Classen des Gymnasii.

§. 1.

Die Lectionen werden täglich des Morgens von acht bis eilf Uhr, und des Nachmittags von zwey bis vier Uhr gehalten, außer daß des Sonnabends Nachmittags keine gehalten werden. Einige Lectionen, welche blos für die Studiosos Theologiä gehalten werden, nehmlich der Unterricht in der dogmatischen Theologie und zur Erklärung des neuen Testaments, haben in dieser Zeit nicht Platz, und werden vier Tage in der Woche, von sieben bis acht, oder von eilf bis zwölf Uhr gehalten.

§. 2.

Die Leibesübungen und die Erlernung neuer Sprachen, werden zum Theil auf Stunden verlegt, die ausser die bestimmte Zeit der andern Lectionen fallen, und es wird dem Collegio der Professoren leicht seyn, die Stunden dazu fest zu setzen.

§. 3.

Auf diesem Gymnasio sollen keine eigentliche Ferien oder Vacanzen seyn, als an wirklichen Feyer- und Festtagen, doch soll einem jeden Lehrer erlaubt seyn, jährlich vier bis fünf Wochen, entweder in einer Dauer hinter einander, oder auf zweymale, seine Lectionen einzustellen, und dazu eine ihm beliebige Zeit des Jahres sich auszusuchen. Nur müssen die Lehrer diese Vacanzen unter einander so verabreden, daß auf einmal, wo möglich, nur einer, in keinem Fall aber über zween ihre Vacanzzeit nehmen, damit die Lücken in den Lectionen nicht zu groß werden.

§. 4.

§. 4.

Die Classe der Litteratur, oder die untere Classe genießt wöchentlich acht und zwanzig Lectionen, nehmlich sechs Tage, drey Stunden des Morgens, und fünf Tage, zwo Stunden Nachmittags. Diese Stunden werden also angewendet.

1) Zur Erklärung lateinischer Autoren und andern Uebungen in der lateinischen Sprache —	8	Stunden.
2) Zur griechischen Sprache	6	Stunden.
3) Zu Uebungen in der deutschen Schreibart, und zu Uebersetzungen aus andern Sprachen ins Deutsche — —	4	Stunden.
4) Zur deutschen Lecture —	4	Stunden.
5) Zum Rechnen — —	2	Stunden.
6) Zur Geographie —	1	Stunden.
7) Zur Historie — —	1	Stunden.
in allem	28	Stunden.

§. 5.

Diejenigen, welche etwa sich auf die lateinische oder griechische Sprache nicht legen sollen, müssen binnen den dazu angesetzten vierzehn Stunden, die Zeit bey den französischen und andern Sprachmeistern, zu Erlernung lebender Sprachen anwenden. Alle andere Stunden müssen von allen, die zu dieser Classe gehören, besucht werden.

§. 6.

Die Classe der Wissenschaften oder die obere Classe, bekömmt wöchentlich vier und dreyßig Stunden Unterricht, nehmlich, acht und zwanzig Stunden in eben der Zeit als die untere Classe, vier Stunden von sieben bis acht, oder von eilf bis zwölf, und zwo Stunden werden zu einer Zeit doppelt gehalten, nehmlich die Lectionen

nen in der hebräiſchen Sprache werden in einem andern Auditorio, zu eben der Zeit gehalten, da in einem noch andern Auditorio, die römiſchen Antiquitäten erklärt werden.

§. 7.

Dieſe vier und dreyßig Stunden werden folgendermaaßen angewendet:

1) Zum Leſen der lateiniſchen Autoren	2	Stunden.
2) Zum Leſen eines griechiſchen Autors	1	Stunde.
3) Zur raiſonnirenden Geographie	1	Stunde.
4) Zu den chronologiſchen Tabellen	1	Stunde.
5) Zur eigentlichen Hiſtorie —	3	Stunden.
6) Zur Beredſamkeit — —	3	Stunden.
7) Zur Mathematik — —	4	Stunden.
8) Zur Phyſik — — —	4	Stunden.
9) Zur Philoſophie — —	4	Stunden.
10) Zum Recht der Natur —	2	Stunden.
11) Zu den römiſchen Antiquitäten	2	Stunden.
12) Zur Erklärung des neuen Teſtaments — — — —	1	Stunden.
13) Zur hebräiſchen Sprache	1	Stunden.
14) Zur Kirchengeſchichte —	1	Stunde.
15) Zur dogmatiſchen Theologie und zu Uebungen im Predigen —	2	Stunden.
	in allem 34	Stunden.

§. 8.

Die Lectionen, die hier ſub No. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10 und 14 angeführt ſind, müſſen von allen Zuhörern dieſer Claſſe beſucht werden. Von den Lectionen No. 1. und 2. ſind diejenigen, welche die alten Sprachen nicht lernen, diſpenſirt. Die Lection No. 11. kann von den Studioſis Theologiä nicht beſucht werden, weil ſie mit der Lection in der hebräiſchen Sprache zu einer Zeit gehal-

gehalten wird. Von den Lectionen No. 12. 13. und 15. sind alle, die nicht Theologie studieren, dispensirt.

§. 9.

Diese Arbeiten, welche in beyden Classen zusammen, die lebenden fremden Sprachen ausgenommen, sich auf zwey und sechzig Stunden belaufen, werden unter die Lehrer folgendermaaßen vertheilet:

	einzeln	in allem	
1) Der Professor der lateinischen Sprache hat wöchentlich			
in der untern Classe, zur lateinischen Sprache,	6	8	Stunden.
in der obern Classe, zur Erklärung lateinischer Autorum, — —	2		
2) Der Professor der griechischen Sprache,			
in der untern Classe, zum Griechischen, —	6	8	Stunden.
in der obern Classe, zum Griechischen, —	1		
in der untern Classe, zur deutschen Lecture,	1		
3) Der Professor der Beredsamkeit,			
in der untern Classe, zu den Uebungen in der deutschen Schreibart und zu Uebersetzungen,	4	8	Stunden.
in eben der Classe zur deutschen Lecture, —	1		
in der obern Classe, zur Beredsamkeit, —	3		

4) Der

	einzeln	in allem	
4) Der Professor der Historie			
in der untern Classe, zur			
Geographie —	2		
zur Historie —	2		
in der obern Classe, zur			
Geographie	1	9	Stunden.
zu den chronologischen			
Tabellen — —	1		
zur eigentlichen Historie	3		
5) Der Prof. der Mathematik			
in der untern Classe, zum			
Rechnen — —	2	6	Stunden.
in der obern Classe, zur Ma-			
thematik — —	4		
6) Der Professor der Physik,			
hat nur in der obern Clas-			
se zur Physik —	—	4	Stunden.
7) Der Prof. der Philosophie			
in der untern Classe, zur			
deutschen Lecture	2		
in der obern Classe, zur Phi-		6	Stunden.
losophie — —	4		
8) Der Professor Juris			
in der untern Classe, zu Er-			
klärung eines lateinischen			
Autoris — —	2		
in der obern Classe, zum Recht		6	Stunden.
der Natur, —	2		
zu den römischen Antiq.	2		
9) Der Professor der Theologie			
hat in der obern Classe die			
Lectionen No. 12. 13. 14			
und 15 des 7. §. in allem	—	7	Stunden.
Die Zahl aller		62	Stunden.

Es werden zu den verſchiedenen Lectionen, vier bis fünf Auditoria erfordert, weil es ſich bisweilen trift, daß in jeder Claſſe, zwo bis drey Lectionen auf eine Stunde fallen. Z. E. in der obern Claſſe die römiſchen Antiquitäten und die hebräiſche Sprache; in der untern Claſſe die lateiniſche oder griechiſche Sprache, und zugleich Franzöſiſch oder Engliſch.

VI.

Von dem Concilio Profeſſorum, der von demſelben auszuübenden Diſciplin, und andern zur guten Ordnung abzielenden Geſchäften.

§. 1.

Sämmtliche Profeſſores machen ein Collegium aus, durch deſſen Vorſorge und Autorität die Policey und gute Ordnung dieſes Gymnaſii erhalten, und was zur allgemeinen Diſciplin gehört, beſorget wird.

§. 2.

Da die Profeſſores alle einander gleich ſind, und ihren Rang nur nach der Zeit ihrer Berufung an das Gymnaſium, unter einander nehmen: ſo wird eben dieſe Rangordnung beobachtet, wenn ſie ſich, welches wöchentlich einmal geſchehen ſoll, zum Concilio verſammlen.

§. 3.

In dieſem Concilio hat allemal der Profeſſor, der das Rectorat verwaltet, den Vorſitz, das Rectorat aber wird abwechſelnd von allen Profeſſoren verwaltet, von jedem ein Jahr lang. Von den übrigen Mitgliedern vertritt der Jüngſte im Amte die Stelle des Secretairs.

§. 4.

Alle erhebliche, zur Ueberlegung des Concilii vorkommende Sachen, sollen nebst dem darüber gefaßten Entschluß, in ein ordentliches Protocoll verfaßt werden, aus welchem jederzeit zu ersehen sey, was das Concilium zur Aufrechthaltung der Ordnung, und überhaupt zum Besten der Jugend, gethan hat.

§. 5.

Die Geschäfte dieses Concilii sind folgende:

Erstlich wird jeder Ankommende, der sich bey dem zeitigen Rector zur Aufnahme gemeldet hat, vor das Concilium gestellt, und von demselben über seine Absichten und bisherigen Studia befragt, hernach genau in Absicht des, was er gelernt hat, geprüft. Wird er tüchtig befunden, auf das Gymnasium angenommen zu werden: so wird ihm, durch das Concilium, die Classe angewiesen, in welcher er hier seine Studia anfangen kann.

Die Einschreibung oder Immatriculation geschiehet bey dem Rector, der jeden neu ankommenden, mit den nöthigen Vorstellungen und Ermahnungen, sich fleißig und ordentlich zu halten, nach seinem ganzen Namen, Herkunft, und mit Ausdrückung des Studii, dem er sich vorzüglich widmet, einschreibt.

§. 6.

Zweytens werden nach vorhergegangener genauen Prüfung, zu Ende eines Cursus, auch in ausserordentlichen Fällen, zu andern Zeiten, die Beförderungen aus der untern Classe in die obere, durch dieses Concilium bewerkstelliget. Das Concilium hat aber genau darauf zu halten, daß keiner befördert werde, der nicht in alle dem, was die Zuhörer seiner Classe zu lernen haben, um in die höhere zu kommen, wohl unterrichtet sey, und hierinn würde iede Vernachläßigung, ihm zur Verantwortung gereichen.

§. 7.

§. 7.

Drittens, bey jeder wöchentlichen Verſammlung des Concilii, ſoll jeder Lehrer auf Pflicht und Gewiſſen berichten, wie er mit ſeiner Claſſe überhaupt, und mit jedem Zuhörer beſonders zufrieden iſt. Jeder bringe ſeine, die Woche durch gemachte Beobachtungen, über den Fleiß und Fortgang ſeiner Zuhörer an, damit das Concilium, ſo oft als es nöthig iſt, gemeinſchaftlich die Mittel ergreifen könne, allen Unfleiß und alle Unordnung abzuſtellen. Weil aber, zu Erreichung des durch obige Verordnung geſuchten Endzwecks, unumgänglich erfordert wird, den Profeſſoribus, eine vollkommene Autorität über die unter ihrer Aufſicht ſtehende Jugend, einzuräumen, und allem dem, was ihrem Anſehen, bey der letzteren nachtheilig werden könnte, vorzubauen: ſo fließet daher die unmittelbare Folge, daß die, Studierens halber, bey dem Gymnaſio ſich aufhaltende junge Leute, ſo lange ſelbige in der Zahl der Gymnaſiaſten würklich begriffen ſind, der Jurisdiction des Rectoris und Concilii Profeſſorum, in cauſis civilibus et delictis levioribus, einig und allein unterworfen ſeyn, ſo wie die Profeſſores ſelbſt, nach der, bey allen academiſchen Anſtalten, eingeführten Gewohnheit, ſich eines Fori privilegiati zu erfreuen haben, und nicht anders, als vor des Durchlauchtigſten Stifters höchſtem Gericht, Recht zu nehmen haben, folglich in keinerley andern Gerichtszwang gezogen werden ſollen noch können.

§. 8.

Es iſt bereits erinnert worden, wie genau jeder Lehrer für ſich, auf wahre Diſciplin halten ſolle. Dem ganzen Concilio kommt es aber hauptſächlich zu, dieſelbe in voller Kraft zu erhalten. Es muß völlig unmöglich ſeyn, daß ein junger Menſch, auf dieſem Gymnaſio, verdorbene Sitten, oder große Nachläßigkeit im Studieren behalte. Eine anſtändige Aufführung, Fleiß

und Arbeitſamkeit, können von jedem Jüngling gefordert werden, wenn ihm auch die Natur höhere Gaben des Genies verſagt hätte. Alſo muß man darauf beſtehen, daß Jeder, außer einer anſtändigen äußerlichen Aufführung, auch alle ihm vorgeſchriebene Arbeiten würklich verrichte. Sollte ſich alſo einer finden, der nach vorhergehenden Ermahnungen und Warnungen, dieſes nicht zeigte: ſo ſoll er durchaus nicht geduldet werden, denn jedes Gymnaſium, wo ſchlechte Sitten und Unfleiß nur geahndet, dabey aber geduldet werden, iſt verloren.

§. 9.

Das Concilium muß ſich, ſo wie jeder Lehrer insbeſondere, äußerſt angelegen ſeyn laſſen, der Jugend Empfindung für wahre Ehre, und Nacheiferung im Guten einzuflößen, welches durch gelegentlich wohl angebrachte, väterlich freundſchaftliche Vorſtellungen, über die Vorzüge der wahren Ehre und des Verdienſtes, leicht geſchehen kann. Dadurch muß ſich die Jugend gewöhnen, jeden Verweis, als eine empfindliche und beſchämende Strafe anzuſehen; der Verweis vom ganzen Concilio aber, muß für jeden Studierenden eine fürchterliche Strafe ſeyn. Haben die Lehrer, durch ihre Klugheit, einmal dieſe Empfindungen bey ihren Zuhörern erweckt: ſo haben ſie alles gewonnen, und ſie werden den größten Theil derſelben ſehr leicht lenken. Erreichen ſie dieſes nicht, ſo iſt alle Diſciplin hin, und jeder wird thun, was er will, wenn er deswegen auch noch ſo oft ſollte geſtraft werden.

§. 10.

Wenn es ſich alſo finden ſollte, daß hier und da, ein verdorbener Jüngling, ſich durch Vorſtellungen und Warnungen nicht beſſern ſollte: ſo müſſen deſſen Aeltern, oder die an deren Statt ſind, benachrichtiget werden, daß er binnen ſechs Wochen, wenn keine Beſ-

ſerung

ſerung erfolget, von dem Gymnaſio ſoll weggewieſen werden. Die Drohung aber muß im Fall der Beharrlichkeit des Fehlenden, ohne Ausnahme, in Erfüllung gebracht werden.

§. 11.

Das Concilium überhaupt, und jedesmaliger Rector insbeſondere, haben auch die Aufſicht über die untern Lehrer und Sprachmeiſter, ſofern dieſe öffentlichen Unterricht geben. Jeder dieſer Lehrer muß den Plan ſeines Unterrichts, durch den Rector, dem Concilio zur Genehmigung vorlegen, und jeden Monat, ſoll Jeder, einen ſchriftlichen Bericht, über das Betragen der ihm anvertrauten Jugend, und über den Fortgang ſeines Unterrichts, an den Rector, abſtatten, der denn das Nöthige davon, an das Concilium zu näherer Verfügung gelangen läßt. Dieſe Lehrer müſſen ihre Stunden ſo halten, wie das Concilium ihnen vorſchreiben wird. Der Rector aber hat darauf Achtung zu geben, daß dieſe Stunden richtig gehalten werden, und daß ſowohl der Lehrer, als die Jugend, ihre Pflicht dabey thun.

§. 12.

Da ungemein viel daran gelegen iſt, daß nicht nur keine Verderbniß der Sitten bey der ſtudierenden Jugend einreiſſe, ſondern daß auch überhaupt Jeder eine wahrhaftig anſtändige Aufführung beobachte, dieſes aber am beſten erhalten wird, wenn die Jugend, ſo viel möglich iſt, von redlichen und verſtändigen Männern, in ihrem Betragen beobachtet, und von Zeit zu Zeit, auf eine väterlich vertrauliche Weiſe, zum Guten ermuntert wird: ſo ſoll jeder Lehrer der beſondere Aufſeher über eine Anzahl junger Leute ſeyn, in welche ſich ſämmtliche Profeſſoren nach Billigkeit theilen, damit ohngefehr Jeder, gleiche Laſt wie ein anderer, zu tragen habe.

Der Lehrer muß ſich einigermaaßen, als einen Vormund der ihm zur beſondern Aufſicht übergebenen Jugend anſehen; er muß darauf Acht haben, daß die, welche ihre Aeltern nicht in Mitau haben, in guten Penſionen ſtehen, daß es ordentlich bey ihnen ausſehe, und daß ſie von Kaufleuten oder Handwerksleuten, derer ſie ſich bedienen, nicht überſetzt werden; er muß für die Ordnung ihrer kleinen Oeconomie ſorgen, ſie von Zeit zu Zeit beſuchen, und auch zu ſich kommen laſſen; kurz, als ein wahrer Vormund, ihr Beſtes auf alle Weiſe beſorgen. Wenn ein Lehrer über einen jungen Menſchen ſich zu beſchweren hat, ſo ſoll er zuerſt, ehe er darüber beym Concilio klagt, demjenigen Lehrer, der ihn in ſeiner Aufſicht hat, Nachricht davon geben, damit dieſer verſuchen könne, den Fehlenden zu beſſern. Auf dieſe Weiſe iſt zu hoffen, daß rechtſchaffene Lehrer, das Zutrauen der ihnen untergebenen Jugend, gewinnen, und ſie zu allem Guten werden lenken können, ohne in ihrem Verfahren, weder ins Gebieteriſche, noch ins Pedantiſche, oder gar ins Kindiſche zu fallen, und daß überhaupt dieſe Stiftung, den Nutzen haben werde, der die Abſichten des Durchlauchtigſten Stifters derſelben, in Erfüllung bringe.

Gedanken über die beſte Art die claßiſchen Schriften der Alten mit der Jugend zu leſen.

Man hat ſchon ofte angemerket, daß die Jugend auf keine beſſere Art könnte erzogen werden, als durch einen beſtändigen Umgang mit rechtſchaffenen Menſchen. Ihre Unterredungen, würden bey jungen Leuten den Geſchmack bilden, und ihnen viele nützliche Wahrheiten bekannt machen; ihr Beyſpiel aber würde ſie zum Guten reizen. Eine ſolche Erziehung aber iſt ſelten möglich; und deswegen muß man junge Leute in den Umgang mit den Todten bringen, und mit ihnen die beſten Schriftſteller fleißig leſen. Die claßiſchen Schriften der alten Griechen und Römer ſind dazu ſehr bequem. Die meiſten rühren von Männern von großen Einſichten und ſcharfem Nachdenken her, welche uns ihre Erfahrungen, ihre Unterſuchungen, ihre Betrachtungen über die menſchlichen Angelegenheiten, und über die Sitten ihrer Zeiten ſo angenehm vortragen, daß man ein ausnehmendes Vergnügen in ihrem ſtillen Umgange findet. Allein man muß wiſſen, ſich dieſen Umgang recht zu Nutze zu machen. Wenn Kinder ſich in der beſten Geſellſchaft befinden, ſo ziehen ſie ofte wenig Vortheil daraus; weil ſie wenig auf den Zuſammenhang der Geſpräche Acht haben, und weil das Spielen ihr Hauptwerk iſt. Dieſes iſt leider ein ziemlich natürliches Bild des Unterrichts, den die Jugend auf den meiſten Schulen bey Leſung der alten Schriftſteller genießt. Man erſtaunt, wenn man bedenkt, mit wie wenig Nutzen die fürtreflichſten Schriften ſich in den Händen der Jugend befinden.

Indeſſen iſt die Sache von groſſer Wichtigkeit, und zu wünſchen, daß gelehrte Männer, denen der ganze Werth dieſer koſtbaren Ueberbleibſel des Alterthums hinlänglich bekannt iſt, ihre Gedanken von der beſten Art, ſie mit der Jugend zu leſen, öffentlich an den Tag legten. Da die Philologie mein Werk nicht iſt, ſo kann ich mir nicht anmaßen, einen vollſtändigen Unterricht über dieſe Sache zu geben. Da ich aber gleichwohl vielfältig hierüber nachgedacht habe, ſo will ich auf Verlangen meine Gedanken davon eröffnen. Was ich über die Art, die claßiſchen Schriften der Alten auf Schulen zu tractiren zu ſagen habe, geht zugleich auf alle Schriften, welche man mit der Jugend leſen ſoll, wenn ſie auch aus den neuern Zeiten ſind; doch werde ich meine Abſicht vorzüglich auf die Alten richten, weil man noch wenig gewohnt iſt die Schriften der neuern Zeiten der Jugend auf Schulen vorzuleſen, ob wir gleich verſchiedene haben, die eben ſo nützlich könnten dazu gebraucht werden.

Ehe ich aber zu der Sache ſelbſt komme, muß ich erſt überhaupt anmerken, was für Nutzen man aus dem Leſen der alten claßiſchen Schriften ziehen könne. Dieſer läßt ſich meines Erachtens auf folgende vier Punkte bringen. Erſtlich dienen ſie zur gründlichen Erlernung der griechiſchen und lateiniſchen Sprachen, und eben dadurch zur Erlangung ſehr vieler Begriffe, die man ſonſt nicht bekommen würde; zweytens zur Bildung des Geſchmacks oder des Gefühls für das Schöne ſowohl in den Sitten als in den Künſten; drittens zur Erlangung einer gründlichen Kenntniß der alten Geſchichte; und viertens zur Erlernung der Philoſophie. Es iſt nöthig, daß ich über jeden dieſer vier Artikel einige vorläufige Betrachtungen anſtelle.

Man könnte denken, die Erlernung der alten Sprachen ſey nicht an ſich ſelbſt, ſondern nur darum vortheilhaft,

haft, weil ſie den Weg bahnet die übrigen Vortheile zu erhalten. Allein ich ſehe ſie hier als einen unabhänglichen Vortheil an. Die Kenntniß einer Sprache, deren ſich die beſten Schriftſteller in allen Arten der Wiſſenſchaften bedienet haben, iſt an ſich ſelbſt unter die beſten Güter des Verſtandes zu zählen, wenn auch alle Bücher, die darin geſchrieben ſind, verlohren gehen ſollten. In einer ſolchen Sprache lieget eine große Menge feiner Begriffe verborgen, welche einige große Geiſter zuerſt entwickelt, und durch eigene Wörter fühlbar gemacht haben. Es iſt eine Wahrheit, die noch nicht nach ihrem ganzen Umfang überall bekannt iſt, daß eine eingeſchränkte und arme Sprache auch eine ſolche Art zu denken nothwendig mit ſich führet, ſo wie hingegen eine reiche und vollkommene Sprache das Denken ungemein erleichert und erweitert. Ein Mahler, den die Natur in den ſandigten Wüſten von Afrika gebildet hätte, würde niemals Landſchaften mahlen, welche mit den ſchönen Landſchaften der beſten deutſchen und niederländiſchen Meiſter zu vergleichen wären. Alle unſere Vorſtellungen kommen urſprünglich von außen her. Wer nichts Reizendes jemals geſehen hat, der wird mit aller Kraft der Einbildung keine reizende Bilder mahlen. Eben ſo iſt es auch mit den abgezogenen Begriffen beſchaffen. Der Reichthum der Gedanken kann niemals mit einer armen Sprache beſtehen. Der Philoſoph, den wir am meiſten wegen ſeiner eigenthümlichen Erfindung bewundern, würde mit allem ſeinem Genie wenig hervorgebracht haben, wenn er nichts als eine arme Baurenſprache geſprochen hätte. Wir bekommen durch die Sprache Begriffe, welche wir ſonſt nicht würden bekommen haben, und verſchiedene Wörter mahlen uns andre Begriffe ſehr lebhaft, welche ohne dieſelben uns immer würden ſehr undeutlich geblieben ſeyn.

Auch liegt in den verschiedenen Wendungen und Figuren einer zur Vollkommenheit gebrachten Sprache, sehr viel, das die Einbildungskraft und das Genie eines Menschen bilden hilft, und auf seine ganze Art zu denken einfließt. Es ist bekannt genug, daß der Vortrag eines Schriftstellers und seine Sprache edel oder gemein, lebhaft und reizend, oder langweilig, ekelhaft und verworren, zärtlich und pathetisch oder kalt seyn könne. Es ist aber gar nicht zu zweifeln, daß der Charakter der Sprache auf die Art zu denken, einen großen Einfluß habe. Wem also eine edle Art sich auszudrücken, durch vielfältiges Lesen fürtreflicher Schriftsteller geläufig worden, der wird sich auch allemal besser, als ein anderer ausdrücken, wenn er auch gleich nicht in eben dieser Sprache spricht.

Und hieraus erhellet deutlich, daß die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprachen schon an sich selbst sehr wichtige Vortheile mit sich bringe, denn es wird niemand in Abrede seyn, daß diese beyde Sprachen nicht große Vortheile über alle andere Sprachen haben, da die fürtreflichsten Köpfe in denselben geschrieben haben.

Der zweyte Vortheil, der aus dem Lesen der classischen Schriftsteller der Alten entsteht, ist die Bildung des Geschmacks. Der Geschmack ist eine anschauende Erkenntniß des Schönen, des Anständigen und des Guten; er hat viel Aehnlichkeit mit dem Gefühl der Sinne, weil das Urtheil unmittelbar aus der Betrachtung oder dem Anschauen der Gegenstände erfolget, ohne daß die Gründe, worauf er beruhet, auseinander gesetzt werden. Es geschieht durch dieses innere Gefühl, daß wir eine schöne Gestalt einer häßlichen, eine angenehm lachende Gegend einer dürren Wüste vorziehen. Man muß aber den Geschmack nicht blos auf das natürliche Schöne einschränken, denn er erstreckt sich auch auf die

Gegen-

Gegenstände des sittlichen Lebens. Man erkennet durch den Geschmack, daß ein Mensch in seinen Manieren und in seinem ganzen Wesen angenehm und liebenswürdig, ein anderer niedrig und verächtlich ist, daß die Sitten, Gebräuche und die ganze Lebensart eines Landes Vorzüge vor andern hat, daß gewisse Handlungen anständig und gut, andere unanständig und strafbar sind.

Es ist aber eine unzweifelhafte Sache, daß der Geschmack einer Bildung fähig ist, und daß er gut oder verderbt werden kann. Man sieht täglich, daß selbst das Gefühl der Sinne, welches weit unmittelbarer ist, als der Geschmack, durch Gewohnheit kann gebildet werden. Man kann durch die Gewohnheit eine Speise gut finden, für welche man einen natürlichen Ekel gehabt hat; und es ist bekannt, daß die schwarze Brühe der Spartaner keinem als einem spartanischen Menschen gut geschmecket hat. Der tägliche Genuß machte sie diesem angenehm. So ist es mit allen Dingen beschaffen, die wir blos unvollkommen erkennen. Durch die Gewohnheit werden wir dafür eingenommen, oder sie werden uns zuwider.

Die menschliche Natur ist so beschaffen, daß wir die allermeisten Sachen, die uns vorkommen, nur auf diese unvollkommene Weise erkennen. Es giebt nur wenige Fälle, da wir Zeit oder Einsicht genug haben über den Werth der Dinge nach Abwiegung aller Umstände zu urtheilen. In allen andern Dingen kommt es blos auf den Geschmack an. Wie viel Menschen giebt es, die von der Schönheit einer Person nach allen Regeln der Zeichnung urtheilen können, oder die den moralischen Werth einer Handlung so genau nach den Grundsätzen der Moral und des natürlichen Rechts untersuchen, wie ein gründlicher Rechtsgelahrter einen Proceß nach den Gesetzen zergliedert? Weil nun also in dem menschlichen Leben fast alles auf ein richtiges Gefühl ankommt, so erhellet

hellet hieraus, wie wichtig es ſey den Geſchmack der Jugend zu bilden.

Das fleißige Leſen der claßiſchen Schriften der Alten kann hiebey fürtrefliche Dienſte thun. Die meiſten ſind von Männern von großem Geſchmack geſchrieben. So wie die beſten Statüen der Alten, die der allgemeinen Zerſtörung entgangen ſind, die fürtreflichſten Muſter der menſchlichen Schönheit geben, nach welchen die neuern Künſtler jede ſchöne Figur bilden, ſo finden wir auch in ihren Schriften, vollkommene Muſter für jeden Gegenſtand des Geſchmacks. In allen Arten der Dichtkunſt, der Beredſamkeit und der guten Schreibart haben ſie uns wahre Meiſterſtücke hinterlaſſen. Dieſes iſt ſo durchgehends bekannt, daß es nicht nöthig iſt hierüber weiläuftig zu ſeyn. Es iſt auch bekannt genug, daß in den neuern Zeiten diejenigen Schriftſteller der Vollkommenheit am nächſten gekommen ſind, die ſich am meiſten nach den fürtreflichen Muſtern der Alten gebildet und die ſie ſo ofte und mit ſo großer Aufmerkſamkeit geleſen haben, daß ihnen alle Schönheit derſelben geläufig worden. Die Critik der Künſte wird ſchwerlich eine Art der Schönheit, oder einen Kunſtgriff die Sachen angenehmer, einnehmender oder lebhafter vorzuſtellen, ausdenken können, davon man nicht Beyſpiele bey den Alten findet. Es iſt aber unmöglich dieſe Sachen durch Regeln zu lernen. Man muß ſie an den ſchönen Muſtern erkennen, und ſich eigen machen, wenn man ſie will in ſeiner Gewalt haben. Dazu kommt man aber nur durch ein ſehr fleißiges und überlegtes Leſen der Alten.

Auch der Geſchmack an dem Schönen, Anſtändigen und Guten in dem ſittlichen Leben kann dadurch gebildet werden. Ich will nicht behaupten, daß die Welt, in welcher die claßiſchen Schriftſteller gelebet, und in welcher ſie ihren eigenen Geſchmack gebildet haben, in allen

len Dingen beſſer geweſen ſey, als die heutige. Deſſen ohngeachtet treffen wir in ihren Schriften ungemein vieles an, was zur Bildung des ſittlichen Geſchmacks vorzüglich dienet.

Erſtlich war in den alten Sitten der Griechen und Römer allerdings ſehr viel Gutes, davon in den neuern Zeiten nur wenige Spuren übrig geblieben ſind. Die Bürger eines Staats waren ungleich mehr mit einander verbunden, als ſie jetzo ſind. Die allgemeine Wohlfarth lag ihnen mehr am Herzen, ihr Umgang war keinem Zwang, keinem unnützen und eitlen Gepränge, und keinem abgeſchmackten Ceremoniel unterworfen. Auf öffentlichen Plätzen und Spatziergängen ward ſehr vielfältig von den moraliſchen Angelegenheiten der Menſchen, oder von wichtigen Staatsangelegenheiten, von den vorzüglichen Verdienſten der Bürger geſprochen. Ihre ganze Lebensart war frey und ungezwungen, und von der Natur weniger entfernt als die unſrige. Dieſes hatte einen ſehr merklichen Einfluß auf den Charakter ihrer Schriftſteller. Man findet bey ihnen keine abgeſchmackte oder niederträchtige Lobeserhebungen der Großen oder der Reichen. Sie beurtheilen alle Menſchen mit einer liebenswürdigen Freymüthigkeit. Und wenn man auch zu den Zeiten der römiſchen Kaiſer einige Schmeicheleyen antrifft, ſo ſind ſie doch nicht niederträchtig oder kindiſch. Die Freyheit der griechiſchen Republik, und die, welche die Römer vor den Kaiſern genoſſen haben, hatte einen ſtarken Einfluß auf den moraliſchen Geſchmack ihrer Schriftſteller. Sie dachten edler und freymüthiger, als die, welche erſt nach dem Verfall der Republiken gekommen, auch edler und gröſſer als faſt alle Neue.

Hiezu kömmt noch, daß ein großer Theil dieſer Auctoren Männer von großem Rang und Anſehen in ihren Staaten geweſen, denen oft die wichtigſten Staats-

geſchäfte

geſchäfte anvertrauet wurden. Die Wichtigkeit derſelben hat ſie zu einem ſcharfen und anhaltenden Nachdenken gebracht. Die Gewohnheit faſt beſtändig mit wichtigen und großen Dingen beſchäftigt zu ſeyn, ihre genaue Verbindung mit allem, was groß, vornehm, wohlerzogen war, oder durch außerordentliche Verdienſte ſich hervorgethan hatte, brachte ihren Geſchmack weit über die mittlere und niedrige Denkungsart des größten Theils unſerer heutigen Scribenten.

Alles dieſes zuſammen hat in ihren Schriften ein gewiſſes großes und edles Weſen hervorgebracht, das ſich weit beſſer fühlen, als beſchreiben läßt, und welches bey unſern Schriftſtellern eine überaus ſeltene Sache iſt, da die meiſten entweder in dem ausgelaſſenen und müßigen Leben der hohen Schulen, oder in dem Umgange mit Perſonen von mittelmäßiger Lebensart zu Schriftſtellern erzogen worden.

Man kann endlich auch ſagen, daß die Alten uns die Sitten und Charaktere, die Verdienſte und Laſter der Menſchen weit lebhafter und vollkommener gemahlt haben, als wir ſie durch unſere eigene Erfahrung erkennen können, es ſey, daß dieſe Männer lebhafter empfunden haben als wir, oder daß ſie öftere und beſſere Gelegenheiten gehabt haben, das Thun und Laſſen der Menſchen auf das richtigſte zu beobachten; weil damals die Bürger eines Staats mehr unter den Augen der Welt gelebet haben, als heut zu Tage geſchieht. Man vergleiche die Lebensbeſchreibungen des Plutarchs, oder die Jahrbücher des Tacitus mit den neuern Geſchichten, ſo wird man dieſen Unterſchied ſehr lebhaft bemerken.

Ich ſchließe alſo aus dieſen Anmerkungen, daß das fleißige Leſen der beſten Alten einen ſehr großen Einfluß auf die Bildung unſers ſittlichen Geſchmacks haben müſſe. Wie ein Menſch, der, mit einer guten natürlichen Anlage zu einer edlen Art zu denken, unter dem Pöbel

erzogen

erzogen iſt, hernach in eine andere Welt kommt, wo er bloß mit Männern von großen Verdienſten und einer großen Art zu denken umgeht, ſich ſehr bald nach dieſer Claſſe bilden und gleichſam adeln wird: eben ſo muß auch nothwendig die Art zu denken desjenigen Menſchen erhöhet werden, der, mit einer guten Anlage, die Alten zu ſeiner Geſellſchaft wählet.

Der dritte Vortheil, den man aus dem Leſen der Alten zieht, iſt die Kenntniß der alten Geſchichte. Ich habe nicht nöthig hier weitläuftig zu zeigen, wie nützlich die Hiſtorie überhaupt und hauptſächlich die Geſchichte derjenigen Völker ſey, von denen wir die Künſte, die Wiſſenſchaften und einen großen Theil der Geſetze ſelbſt bekommen oder angenommen haben. Dieſe Sache iſt hinlänglich bekannt. Ein Menſch, der in der alten Geſchichte unerfahren iſt, kommt mir immer als ein Einäugiger vor, der noch dazu auf dem guten Auge halb blind iſt. Die Erlernung der alten Hiſtorie ſollte billig bey jeder guten Erziehung ein Hauptaugenmerk ſeyn. Ich meine aber nicht eine ſolche Kenntniß dieſer Hiſtorie, die man etwa aus einem kleinen Auszuge eines neuern Schriftſtellers erlernen kann, vielweniger die alte Hiſtorie, wie etwa ein Hübner, oder Curas, oder ein anderer von dieſem elenden Geſchmack zuſammen getragen hat, ſondern die Geſchichte, wie ſie uns von den erſten Verfaſſern überliefert worden. Man zieht auch den Nutzen, den wir hier für Augen haben, nicht einmal aus den Schriften der Neuern, welche die alte Geſchichte aus den Urkunden mit Fleiß und Geſchmack zuſammen getragen haben, wie Rollin gethan hat. Es iſt zwiſchen dieſen Schriften und den alten ſelbſt ein eben ſo groſſer Unterſchied als zwiſchen einer blos mit Bleyſtift gezeichneten Landſchaft und der Gegend ſelbſt, wenn man ſie in der Natur ſehen kann, oder als der iſt, wenn man eine ſchöne Gegend beym Mondlicht und beym

Licht der Morgensonne siehet. Wer allen Nutzen aus der alten Geschichte haben soll, der muß die Urkunden selbst lesen, oder wenigstens gute Uebersetzungen derselben allen neuen Schriften über die alte Historie vorziehen.

Endlich dienet das Lesen der Alten auch zu einer gründlichen Vorübung zur Weltweisheit, der Königinn aller Wissenschaften. Ich will mich nicht aufhalten zu beweisen, wie groß das Verdienst einiger Alten um die Weltweisheit ist. Es ist bekannt, daß die größten Philosophen neuerer Zeiten, ein Leibniz, ein Schaftsbury, ein Wolf einige der wichtigsten Lehren der Weltweisheit aus den Alten genommen haben. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Hauptwahrheiten der theoretischen und practischen Weltweisheit den Alten bekannt und geläufig gewesen, und daß die heutige Philosophie weit mehr durch die Methode, als durch die Lehren von den besten Schulen der Alten sich unterscheide.

So sehr ich die Methode hochschätze, welche Leibniz und insonderheit Wolf in der Philosophie gebraucht haben, so nothwendig sie mir scheinet um eine hinlängliche Gewißheit zu erlangen; so halte ich doch dafür, daß man junge Leute nicht eher in die systematische Philosophie führen müsse, als bis sie in der Philosophie der Alten hinlänglich geübet sind. Denn dadurch erlangen sie erst einen allgemeinen Geschmack an philosophischen Untersuchungen, und sehen sehr bald, daß die Weltweisheit nicht blos aus abgezogenen Begriffen und eitlen Speculationen besteht, sondern in Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände der menschlichen Erkenntniß; da hingegen durch unsere heutige Methode mancher von der Weltweisheit abgeschreckt wird. Der Kopf muß zur Philosophie gebohren seyn, der bey dem Eingange derselben ein halbes Jahr mit der Ontologie aufgehalten wird, wo er bloße Erklärungen und abgezogene Sä-

he von dem Möglichen und Würklichen, von dem Raum und der Zeit, von dem Einfachen und Zuſammengeſetzten hört, und doch Luſt zu dieſer Wiſſenſchaft behält. Weit angenehmer wird er durch das Leſen der Alten, des Cicero, des Maximus von Tyrus, des Xenophons, des Plato u. a. in die Vorhöfe der Weltweisheit eingeführt. Dieſe fangen gleich bey Unterſuchung gemeinnütziger Fragen an, und behandeln ihre Materie mehr nach den Grundſätzen der geſunden Vernunft, als nach der demonſtrativen Methode; ſie gehen, wie man ſich in der Logik ausdrückt, analytiſch; der Weg, den ſie uns führen, iſt angenehm und mit Roſen beſtreut. Wir bekommen die nöthigen Begriffe ſelten durch abſtracte Erklärungen, ſondern durch Beyſpiele, durch Betrachtungen angenehmer Bilder, und die Schlüſſe ſind eine Art von natürlichen höchſtwahrſcheinlichen Folgerungen, die man Inductionen nennt, aus denen zwar ſelten eine Ueberzeugung, aber meiſtentheils eine hinlängliche Gewißheit folget. Durch dieſe Methode lernet man die Nothwendigkeit verſchiedener abſtrakter ontologiſcher Unterſuchungen, da man zugleich die Angelegenheiten ſiehet, aus welchen ſie nothwendig entſtehen. Zwar lernet man auf dieſe Weiſe die Philoſophie nicht ſo zuſammenhangend noch mit der Gewisheit, welche in der Methode der Wolfiſchen Schule angetroffen wird, dazu bleibt hernach immer noch Zeit und eine doppelte Luſt übrig. Hingegen wird man auch nicht verführt, ſeichte und durch immerwährende Abſtractionen ohne Ausſichten eingeſchränket zu denken, wie ſo ſo ſehr viele Schüler Wolfens allezeit, und dieſer große Mann ſelbſt bisweilen gedacht hat. Nach meiner völligen Ueberzeugung würde die Philoſophie unendlich gewinnen, wenn die Jugend erſt hinlänglich in den philoſophiſchen Schriften der Alten geübet würde, ehe man ſie nach unſrer Univerſitätsordnung aus der Logik in die Ontologie, aus der Ontologie

logie in die Cosmologie, aus der Cosmologie in die Psychologie und sofort, führte.

Dies sind also die hauptsächlichsten Vortheile, die man aus den classischen Schriftstellern der Alten ziehen kann, und diese Anmerkungen müssen uns zu Grundsätzen dienen, nach welchen die Frage, wie sie auf den Schulen am besten zu behandeln sind, muß erörtert werden. Ich weiß wohl, daß dasjenige, was ich hiervon zu sagen habe, von den gemeinen Begriffen weit abgeht, und daß es vielleicht nicht möglich ist meine Anschläge gänzlich auszuführen. Allein wenn man Regeln geben will: so müssen sie vom vollkommensten Urbilde hergenommen seyn; können sie nicht vollkommen beobachtet werden, so hat man immer eine Anleitung, wie man nach immer größern Vollkommenheiten trachten soll. So lange die Gesetzgeber der Völker die Erziehung der Jugend in ihren Gesetzen versäumen, und nicht nach ihrer ganzen Wichtigkeit dafür sorgen, so lange werden die meisten Schulen schlecht bleiben.

Vor allen Dingen halte ich davor, daß auf jeden der vier Hauptvortheile, die aus der Lesung der Alten können geschöpft werden, besonders müsse gesehen werden, weil jeder seine ihm eigene Lehrart erfordert. Wenn nun hier die Frage von guter Einrichtung der Schulen wäre, so würde ich vorschlagen, daß die Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache in vier Classen getheilet würden. Die ersten Lehrer wären eigentliche Lehrer Sprache, oder Professores Grammatices. Die zweyte Classe der Lehrer würden Lehrer oder Professores Eloquentiae und Poëseos seyn. Zu der dritten würden die Lehrer der alten Geschichte und Gebräuche gerechnet, und zu der vierten die Lehrer der Weltweisheit. Einem jeden dieser Lehrer müßte aufgetragen werden, die classischen

ſiſchen Schriftſteller der Alten bloß zu dem Endzwecke mit der Jugend zu leſen, zu welchem er nach der Claſſe, darinn er ſteht, beſtimmt iſt. Ob nun gleich ſolche Ordnung ſchwerlich jemals wird eingeführet werden: ſo kann doch auf jeder guten Schule das Weſentliche davon beobachtet werden, wenn nur die Lehrer Einſicht genug haben, die verſchiedenen Vortheile, davon ich geſprochen habe, einzuſehen.

Es müſſen nämlich in jeder Claſſe einer Schule gewiſſe Stunden ausgeſetzt werden, in welchen die claßiſchen Schriftſteller bloß in Abſicht auf die Sprache geleſen werden. Dabey müßte ohngefehr folgende Methode beobachtet werden. Bey den unterſten Claſſen würden gute Sammlungen einzelner Stellen und etwa ein leichter Auctor, z. E. Phädrus oder Juſtinus gewählt, für die obern Claſſen immer ſchwerere ſowohl im Lateiniſchen als Griechiſchen. Dieſe müßte man Satz für Satz von der Jugend laſſen mündlich verteutſchen, oder exponiren. Damit aber muß der Lehrer ſich nicht begnügen, daß die Schüler für jedes lateiniſche Wort ein teutſches geben, und einigermaßen einen Sinn aus jedem Satze herausbringen. Nämlich ſo wie ein Satz überſetzt iſt, ſo muß der Lehrer erſt den Hauptverſtand deſſelben deutlich vortragen und nicht in einer halblateiniſchen Schulſprache, ſondern in einer den jungen Leuten durch den täglichen Gebrauch bekannten Sprache, und nicht eher ablaſſen, bis er gewiß weiß, daß jeder Schüler den Satz begriffen hat. Wenn der Satz recht verſtanden wird, ſo muß ihn der Lehrer mit der Jugend zergliedern, und ihr zeigen, welches deſſen Hauptbegriffe ſind, und welche aus dieſen entſtanden ſind. Die Begriffe müſſen von denen wohl unterſchieden werden, welche entweder bloß zur Erweiterung dienen, oder Nebenumſtände enthalten, wodurch der Hauptbegriff

ſeine Einſchränkung und nähere Beſtimmung erhält. Dadurch wird der Satz des Auctors deutlicher und beſtimmter. Endlich muß der Lehrer alle beſondere Wörter noch einzeln durchgehen, und ihre eigentliche Begriffe feſtſetzen. Dieſe Arbeit muß ſo ſeyn, als wenn er ein Wörterbuch der lateiniſchen Sprache machen wollte. Dabey aber muß man ſich immer nach dem Alter und der Fähigkeit der Zuhörer richten. Den jüngern erklärt man die Begriffe durch Beyſpiele und Bilder, die nach ihrer Erkenntniß eingerichtet ſind; den andern durch Erklärungen und Gegeneinanderhaltung. Während dieſer Bemühung die Begriffe zu entwickeln, hat ein Lehrer, dem es weder an Einſicht, noch an Geſchmack fehlt, ungemein viel Gelegenheit der Jugend ſehr viele nützliche Dinge zu ſagen und durch viele Fragen ihre Aufmerkſamkeit zu üben und ihre Fähigkeiten zu erforſchen. Ferner müſſen verſchiedene Wörter auch dadurch mehr erläutert werden, daß man diejenigen Wörter, die in ihrer Bedeutung mit den vorhabenden einigermaßen übereinkommen, auch anführt, den Unterſcheid bemerkt, und die Grade der Abſtuffung feſtſetzt. Wo der Urſprung eines Worts zu deutlicher Beſtimmung des Begriffs beyträgt, da muß er angezeiget werden, und das Mahleriſche der metaphoriſchen Ausdrücke muß deutlich auseinander geſetzt werden. Hierzu kömmt noch, daß zwiſchen dem teutſchen und lateiniſchen oder griechiſchen Wort, das man erklärt, eine Vergleichung muß angeſtellet werden, wodurch erhellet, ob ſie in der That gleich gut ſind, oder ob eines vor dem andern einen Vorzug habe. Endlich muß auch ſo viel, als die Jugend in jeder Claſſe begreifen kann, das Nachdrückliche, das Edle, das Erhabene, oder das gemeine weitſchweifende und Unbeſtimmte der Wörter und Redensarten gezeiget werden.

Zu dieſer Claſſe des Unterrichts gehört hiernächſt auch alles, was eigentlich die Grammatik, die Setzung der Wörter, die eigentlichen Wendungen, oder Idiotiſmos einer Sprache betrift. Dabey aber bin ich in der Meynung, daß man in den unterſten Claſſen am allerwenigſten grammatiſche Beobachtungen anſtellen, und nur die leichteſten Beobachtungen machen ſoll. Die Grammatik einer Sprache iſt beynahe das Schwerſte darin, und das Meiſte davon muß bis in die oberſten Claſſen aufgeſchoben werden. Hingegen kann man gleich in denen unterſten anfangen, die ſchönſten Redensarten auszuziehen, und der Jugend zum Auswendiglernen aufgeben. Auch muß man ſie da ſchon anhalten, die beſten Sachen, die ihnen auf beſchriebene Art ſind erkläret worden, in ihre Mutterſprache zu überſetzen.

Auf dieſe Weiſe würde man zwar ſehr langſam gehen müſſen, oft würden in einer Stunde nur zwey oder drey Sätze erkläret werden; allein dieſes ſchadet nichts. Es iſt bey dieſer Uebung weniger darum zu thun, daß ein ganzer Auctor in kurzer Zeit erkläret werde, als daß man der Jugend angewöhne, das, was ſie lieſt, genau zu verſtehen, und darüber nachzudenken. Wenn ein Mann von Geſchmack und Einſicht in dieſen Claſſen lehret, ſo muß er ſowohl, als ſein Untergebener große Luſt daran finden. Ein ſolches Lehren iſt eine beſtändig neue Unterredung zwiſchen dem Lehrer und dem Schüler, darinn von gar vielen, nicht verdrüßlichen und abgeſchmackten, ſondern angenehmen und nützlichen Dingen geſprochen wird. Weil auch der Lehrer dabey Gelegenheit hat, ſehr vielerley Fragen überall anzubringen: ſo wird durch eine ſolche Lehrart nicht blos das Gedächtniß, ſondern hauptſächlich der Verſtand, die Aufmerkſamkeit und die Scharfſinnigkeit der Jugend geübet.

Ich thue nur noch dieſes hinzu, daß in dieſer Abſicht eben nicht nothwendig iſt, in allen Claſſen ganze Auctores durchzugehen, denn es iſt noch nicht darum zu thun, daß viel geleſen, ſondern das viel verſtanden werde. Nur etwa in der oberſten Claſſe müßte man einen Auctor ganz auf dieſe Weiſe durchgehen, damit die Jugend die beſondere Sprache deſſelben gut verſtehen lernte. Nur müßte man in den obern Claſſen überhaupt zweyerley Lectionen zum exegetiſchen Verſtand der Schriftſteller haben. Eine, wo man ſich weitläuftig bey jedem Satz aufhielte, wie vorher iſt gezeiget worden, und eine, wo man etwas geſchwinde fortgehet, und nur bey den wichtigſten Sachen ſich aufhielte, eine Lectionem curſoriam, da man in einem halben Jahre ein ganzes Werk, wie z. E. die Aeneis durchlieſt. Denn es wäre ſehr nöthig, daß die Jugend auf den Schulen etliche Auctores ganz und zu wiederholten malen durchleſen könnte; weil der Nutzen, den man aus den Alten hat, nur alsdenn erſt völlig wird, wenn man ſie durch öfteres Leſen recht kennen gelernt hat. Dazu gäbe die vorgeſchlagene Eintheilung gute Gelegenheit, indem einige Auctores in allen Abtheilungen wieder kämen. Man würde z. E. einen Geſchichtſchreiber ſowohl in den grammatiſchen Lectionen, als in denen, die für die Beredſamkeit, und auch in denen, die für die Hiſtorie ſind, leſen, und auf dieſe Art könnte die Jugend den ganzen Werth eines ſolchen Schriftſtellers kennen lernen, und mit ihm ſehr vertraut werden.

Die zweyte Claſſe der Lehrer enthält diejenigen, welche hauptſächlich für den Geſchmack arbeiten; dieſe richten ihr Hauptaugenmerk auf die Beredſamkeit und Dichtkunſt. Allein nicht, wie insgemein auf den Schulen geſchieht, auf das Mechaniſche dieſer Kunſt, ſondern zugleich und vorzüglich auf den Geſchmack, auf die in-

nere Schönheit, Anſtändigkeit, Lebhaftigkeit und Erhabenheit der Gedanken und Bilder. In den untern Claſſen fängt man mit leichten einzeln Stellen an, die aus verſchiedenen Auctoren geſammelt ſind, und die hauptſächlich Beſchreibungen ſinnlicher und in die Augen fallender Dinge enthalten. Von dieſen geht man zu ſchwerern Dingen, zu Ausdrücken der Empfindungen, zu Reden über Staats- und Kriegesangelegenheiten, dergleichen beym Livius und andern vielfältig vorkommen, zu ganzen förmlichen Reden, wie des Cicero oder des Iſokrates, und endlich zu ganzen großen Werken, der Aeneis, Ilias u. ſ. f.

Das erſte, worauf der Lehrer hierbey ſeinen Unterricht leiten muß, ſind die verſchiedenen Kunſtgriffe, wodurch ein Gedanke verſchönert wird, die vornehmſten Figuren der Rede und andere Zierrathen der Beredſamkeit. Er muß zeigen, wie der Redner und der Dichter einem Gedanken oder einer Vorſtellung, entweder bloß durch einzelne wohlgewählte Wörter, oder durch ganze Redensarten, oder Beſchreibungen, Bilder, Gleichniſſe u. ſ. f. gleichſam ein körperliches und ſinnliches Weſen giebt, wodurch es dem Leſer lebhafter wird, als wenn er ſich nach einer gemeinen Redensart ausgedrückt hätte. Er muß die ſchönen Stellen nach einem gemeinen Vortrag überſetzen, und dann den Unterſchied zwiſchen dieſer Art zu reden und der ſchönen Art des Auctors der Jugend begreiflich machen, mit mehreren Beyſpielen erläutern und derſelben zur Uebung verſchiedene nach der gemeinen Art vorgetragene Sätze vorlegen, welche ſie durch einen zierlichern Ausdruck verſchönern müſſen. Bey ſolchen Uebungen hat er Gelegenheit ſehr viele wichtige Regeln der Beredſamkeit und des Geſchmacks beyzubringen, und der Jugend deutlich zu machen, was in der Beredſamkeit edel, witzig, nachdrücklich, lebhaft,

mahlerisch, pathetisch, was schwach und gemein gedacht und ausgedrückt, was stark und entscheidend ist, u. s. f. und wohin ein jedes eigentlich gehört. Dies aber muß er nicht auf eine abstrakte Art thun, sondern bloß in Beyspielen zeigen. Wenn er die Fähigkeit des Alters seiner Untergebenen kennt, so kann er diesen Unterricht so einrichten, daß er sie auf die angenehmste Weise unterhält.

In der folgenden Classe muß man nach und nach die Jugend in das Innere der Kunst hineinführen, und ihnen zeigen, woher der Redner und der Dichter das Wesentlichste seiner Kunst hergenommen hat. Dieses besteht nämlich nicht in der Art seines Ausdrucks, nicht in der Figur und den Bildern, sondern in den Gedanken selbst. Nicht derjenige ist ein großer Redner, der die Regeln der Oratorie gelernt hat, sondern der, dessen Vorstellungen aus einer tiefen Einsicht in die Natur des Menschen und seiner Paßionen, aus einer grossen Kenntniß der Welt und des Staats, in welchem er lebt, aus tiefsinnigen Untersuchungen der Philosophie entstehen. Es ist bekannt, daß bey den Alten, insonderheit bey den Griechen das Studium der Beredsamkeit dieses alles in sich begriffen hat, was wir heut zu Tage die Rhetorik, Philosophie und Politik nennen. Man muß also der schon etwas einsehenden Jugend bey Durchlesung der Alten die Quellen anzeigen, woraus sie geschöpfet haben, und ihnen deutlich beweisen, daß Cicero, Livius, Xenophon, Isokrates und Demosthenes nicht bloß schulgelehrte Redner, sondern Weltweise und Staatsmänner gewesen, eben so wie Homer und Virgil. Man muß also keine Gelegenheit vorbeygehen lassen, mit der Jugend bey Erklärung der Alten sich über die Materie zu unterreden, aus welchen sie ihre größte Gedanken und Vorstellungen hergenommen haben.

ben. Bey den Poeten werden ihnen die Sitten, die Reden, die Charaktere, und die Thaten der vornehmſten Perſonen in ihrem rechten Licht vorgeſtellet, das Natürliche, das Große, das Außerordentliche derſelben offenbar gemacht. Denn erſt dadurch wird ihr Geſchmack recht gebildet.

Wenn nun die Jugend darin hinlänglich geübt worden, ſo kann man ihr hernach bey Durchleſung ganzer Werke, dergleichen die Reden des Cicero und Demoſthenes, die Trauerſpiele des Euripides und Sophocles, die Epopeen Homers und Virgils ſind, auch das Nöthige von dem Plan und der Oekonomie ſolcher Stücke bekannt machen, und alſo dieſelben im Ganzen betrachten. Man zeiget ihr die Anlage der ganzen Werke, von welchen ihr ſchon die ſchönſten Theile aus den vorhergegangenen Erklärungen bekannt ſind. Nachdem ihnen dieſes deutlich gemacht worden, werden die ganzen Werke noch einmal curſorie mit ihnen durchgegangen. Auf dieſe Weiſe lernen ſie die Schönheit der alten claßiſchen Schriftſteller erſt recht kennen, indem nach einer ſolchen Methode jedes Werk dreymal durchgegangen wird. Denn ich verſtehe es ſo, daß in den obern Claſſen einige Stunden angewendet werden, einen Poeten, z. E. den Virgil erſt nach der erſten Art oder grammatiſch durchzugehen, dabey denn nur die beſten Stellen ausgeſucht werden. Hernach ſind wieder andre Stunden, wo nur die Stellen ausgeſucht werden, die beſondere poetiſche Schönheiten haben, die denn insbeſondere erklärt werden, und endlich wird das ganze Werk wieder durchgeleſen, um es im Ganzen zu betrachten.

Ich komme nun auf die hiſtoriſche Lektionen aus den Alten, welche alle nur curſoriſch, und erſt mit denen müſſen vorgenommen werden, die in der exegeti-

schen Lesung schon einigermaßen feste gesetzt sind. Man müßte also nach diesem Plan in den untersten Classen hierin noch nichts vornehmen. Auch hier würde man zuerst einzelne Stücke aussuchen, dergleichen die Lebensbeschreibungen des Nepos sind, und im Griechischen der Aelianus. Hernach könnte man etwas von der allgemeinen Historie vornehmen, und dabey den Justinus zum Grunde legen, im Griechischen den Diodorus und Herodotus; hernach die weitläuftigen besondern Geschichten. In allen diesen Lektionen nun müßte die Historie, Geographie und die Beschreibung der alten Staaten, ihrer Gesetze und Sitten das einzige Augenmerk der Lehrer seyn. Bey jeder Geschichte oder bey jeder Lebensbeschreibung müßte der Lehrer eine allgemeine Einleitung vorhergehen lassen, durch welche der Jugend die Geographie, Chronologie und Politik, so weit dieses zum genauen Verstande der vorzunehmenden Geschichte dienet, völlig erläutert würde. Dabey müßten sie gute chronologische Tabellen und Landcharten von der alten Geographie beständig bey der Hand haben. Mit diesen Hülfsmitteln versehen, muß man die alte Geschichte mit ihnen in den Urkunden selbst lesen, und bey der ersten geschwinden Lesung hauptsächlich nur auf eine sehr deutliche Vorstellung der Hauptsachen und die Anfüllung des Gedächtnißes sehen.

Wenn auf diese Art die Jugend die alte Historie einigermaaßen im Zusammenhange gefaßt hat, so ist es Zeit in den obern Classen sie in die nähere Betrachtung der Geschichte zu leiten. Man muß ihr alsdenn die Geschichtschreiber vorlesen, welche umständlicher geschrieben haben, den Tacitus, Livius, Xenophon, Thucydides, Plutarchus ꝛc. Bey Erklärung dieser Schriftsteller muß man nun schon in das Innere der Sache mit ihr gehen, die Ursachen der Begebenheiten entdecken,

den

den Einfluß der Sitten und Charaktere der Völker und einzelner Personen auf die Begebenheiten an den Tag legen, die guten und rühmlichen Thaten nach ihren Verdiensten und ihrer wahren Beschaffenheit loben, die Fehler und Verbrechen tadeln, über die Gesetze und Verordnungen der Länder bey vorfallender Gelegenheit philosophisch urtheilen, und mit einem Wort allen Nutzen, den eine gutgeschriebene Geschichte hat, der Jugend genießen machen. Damit man aber in Schulen die gehörige Zeit zu diesen Uebungen habe, so müssen die meisten andern Stunden, welche man sonst auf die Historie und politische Geographie wendet, abgeschaft werden. Erst, wenn ein Mensch zu reiferm Alter kömmt, lernt er den Nutzen der neuen Historie und Geographie einsehen; alsdenn kann er beyde noch hinlänglich lernen. In den Schulen halte ich dieses für ganz unnütze, und wenn ich vorschlage, daß man sie in der alten Historie üben müsse, so ist es deswegen, weil sie aus derselben sich den Geschmack bilden und Sachen lernen soll, die man selten aus der neuen Geschichte lernt. Diese würde ich demnach gänzlich aus den Schulen auf die Universität verweisen.

Endlich bleibet uns noch übrig von der philosophischen Erklärung der alten Schriftsteller zu reden. Diese muß auf den Schulen bis in die oberste Classe verspart werden. Der Lehrer hat hier auf zweyerley Achtung zu geben. Erstlich auf den richtigen Wortverstand, und zweytens auf die Beschaffenheit der darin liegenden Sätze. Wegen des erstern muß er sehr sorgfältig seyn. Verschiedene Wörter, die bey den alten Weltweisen vorkommen, haben in den neuern Zeiten einige andere Bedeutungen bekommen, als sie bey jenen hatten, so daß man oft einen Satz ganz anders versteht, als ihn der erste Urheber verstanden hat. Man kann demnach

nicht

nicht sorgfältig genug seyn, den wahren Wortverstand in den philosophischen Schriften der Alten zu erforschen. Wenn man das Nöthige darüber gesaget hat, so kann der Lehrer sich über die Erklärung und Untersuchung der Sachen selbst einlassen, die Grundsätze untersuchen, auf welche der Auctor gebauet, seine Beweise aus einander setzen, die Stärke oder Schwäche derselben zeigen und überhaupt die ganze Materie aus der neuen Weltweisheit oder seinem eigenen Nachdenken aufklären.

Dieses sind also die Hauptpunkte, welche nach meiner geringen Einsicht bey Erklärung der Alten auf den Schulen hauptsächlich zu beobachten wären. Es sind dabey unzählige kleine Umstände und Vortheile zu bemerken, die man unmöglich alle beschreiben kann. Es kommt hier alles auf das Genie und die Geschicklichkeit der Lehrer an. Denn ein Lehrer, dem es an Genie und scharfer Beurtheilung, oder an Lust, an der Jugend gründlich zu arbeiten, fehlet, wird durch keine Vorschrift und Methode gut werden, wenn man auch noch so pünktlich dabey verfahren wäre, und ein tüchtiger Mann wird in der Ausführung einer Methode, wobey ihm nur das wesentlichste vorgeschrieben wird, von selbst die andern Vortheile entdecken.

Man wird vornehmlich gegen diese Methode einwenden: Erstlich daß sie zu viel Zeit erfodere. Allein bey genauer Untersuchung wird man finden, daß der Jugend die gehörige Zeit auf diese Art zu studieren nicht fehlen wird. Ich setze, daß ein junger Mensch erst wenn er voll 14 Jahr alt ist, in die unterste dieser Classen käme, und bis in das 20ste Jahr auf der Schule bliebe: so wird er so wohl das lateinische als das Griechische auf diese Weise durch alle Classen hinlänglich hören können, da nach meiner Meynung außer den vorgeschlagenen

lectio-

lectionen wenig andere müssen eingeführt werden. Man verdirbt in den Schulen den besten Theil der Zeit mit allzuviel Uebungen lateinische Aufsätze zu machen, diese müßte man sparsamer machen lassen, und erst in den letzten Jahren vornehmlich treiben. Alsdenn sind 6 Jahre hinlänglich zu einem solchen Unterricht. Was hilft es, daß junge Leute unter 20 Jahren nach Universitäten gehen? Sie müssen ohnedem, wenn sie von den hohen Schulen kommen, noch lange genug warten, ehe sie in öffentliche Verrichtungen treten können. Es kann demnach gar nichts schaden, daß sie bis in das 24ste oder 25ste Jahr sich auf Universitäten aufhalten.

Zweytens wird man einwenden, daß man die Schulen niemals wird mit Lehrern besetzt sehen, die durchgehends tüchtig sind nach einem solchen Plan zu unterrichten. Ich gestehe es, daß ich keine Schule kenne, deren Verfassung eine solche Einrichtung litte. Es wäre aber nicht unmöglich sie dahin zu bringen, wenn für die Schulen so gesorgt würde, wie das Beste des Staats es erfordert. Allein wenn nun auch die vorgeschlagene Methode nicht in allen Stücken kann eingeführet werden, so können doch kluge Lehrer viel davon nehmen, um ihre Lehrstunden mit weit mehr Vortheil einzurichten, als insgemein zu geschehen pflegt.